Der Völkerkrieg

Meiner

Zu Weihnachten 1914 von Else

Der Völkerkrieg

Phot. T. H. Voigt, Homburg v. d. H.

Wilhelm II.
Deutscher Kaiser

HMod
V8738

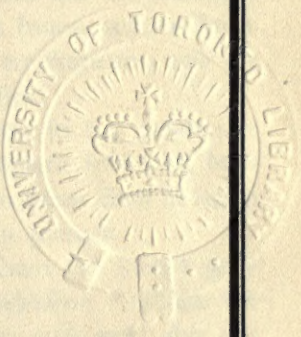
Der Völkerkrieg

Eine Chronik der Ereignisse seit dem 1. Juli 1914

Herausgegeben von

C. H. Baer

Erster Band



565256
2. 7. 53

Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart

American copyright 1914 by Julius Hoffmann, Stuttgart
Druck der Hoffmannschen Buchdruckerei, Felix Krais, Stuttgart

Vorwort des Herausgebers

Als der Verleger, Herr Julius Hoffmann, gleich nach Ausbruch des Krieges den Gedanken faßte, die mannigfachen Kriegsmitteilungen der deutſchen und ausländiſchen Regierungen wie der heimiſchen und fremdländiſchen Preſſe in einem Sammelwerke zu vereinigen, erſchien es zuerſt fraglich, ob das zugängliche Material ausreichen werde und ob eine derartige Zuſammenſtellung ſo viel Intereſſe finde, daß ſich ihre Drucklegung verlohne. Gleichwohl glaubte der Herausgeber im Vertrauen auf die abſolute Zuverläſſigkeit unſerer amtlichen Verkündigungen und die ruhige, ſtreng ſachliche Berichterſtattung unſerer Preſſe das Unternehmen wagen zu dürfen, wenn dabei alle Mitteilungen des Tages nach ſorgfältiger Sichtung in logiſcher Aufeinanderfolge zu einem möglichſt überſichtlichen Bilde der politiſchen, kriegeriſchen und wirtſchaftlichen Weltereigniſſe gruppiert würden. Es galt, den vorhandenen Stoff mit ruhiger Überlegung zu einer durch ſich ſelbſt erklärten und aus ſich heraus ſtetig weiter entwickelten Darſtellung zu verarbeiten, der die lebendige Friſche des Augenblicks und doch auch die ſachliche Abgeklärtheit des ruhigen Beobachters eigentümlich ſein ſollten. Wir wollten objektiv und vaterländiſch ſein. Es war das immerhin ein Wagnis, weil wir damals in den erſten Tagen des Krieges noch nicht wußten, was Deutſchland bevorſtand. Aber auch wir vertrauten mit unerſchütterlicher Zuverſicht auf deutſche Kraft und deutſche Geſittung.

Heute, kaum mehr als zwölf Wochen nach den erſten Kriegserklärungen, können wir ſtolz behaupten, daß ſich unſere Hoffnungen erfüllten und daß unſer Unternehmen über Erwarten wohl gelungen iſt. Wir danken das der vorbildlichen Art, mit der vom deutſchen Generalſtab die Taten unſerer Truppen gemeldet werden und der würdigen, ſtets zuverläſſigen Berichterſtattung unſerer Tageszeitungen. In keinem anderen Lande der Welt wäre es möglich geweſen, nur auf die Mitteilungen der Regierung und der Preſſe geſtützt, eine ähnlich objektive Kriegsdarſtellung zu verfaſſen!

Auch der wertvollen Mitarbeit des Herrn Dr. Walther Lohmeyer ſei hier gedacht; er hat mit Geſchick am Aufbau des Ganzen mitgewirkt, viele Abſchnitte ſelbſtändig bearbeitet und immer verſtanden, den häufig widerſtrebenden, oft trockenen Stoff in logiſch entwickelte, formal abgerundete und anregende Schilderungen zu zwingen.

Unſere Chronik iſt infolge ihrer Quellen und der während der Dauer des Krieges gebotenen Zurückhaltung vielfach unvollſtändig. Sie iſt keine abgeſchloſſene Geſchichte des Kriegs, die ſpäteren Generationen zu ſchreiben vorbehalten bleiben muß, wohl aber eine getreue Aufzählung aller Geſchehniſſe, ſoweit ſie den Zeitgenoſſen bekannt geworden ſind, iſt aber gerade dadurch von unvergänglichem Werte, weil ſie die dramatiſche Entwicklung der Ereigniſſe ungetrübt feſthält, weil ſie ſchlicht und unmittelbar von dem unerſchütterlichen Mut, den einzigartigen Taten und den unendlichen Leiden unſerer tapferen Söhne erzählt und ebenſo der ſtillen Aufopferung, der unvergleichlichen Entſchloſſenheit und der bezwungenen, tränenarmen Trauer der Zurückgebliebenen gedenkt. Auch unſeren Feinden will der „Völkerkrieg" gerecht werden; nichts will er verſchweigen, aber auch nichts übertreiben. Wenn ſich gleichwohl in den Briefen, die dem Texte eingefügt worden ſind, hin und wieder Behauptungen finden, die ſpäterer Prüfung vielleicht nicht ganz ſtandhalten können, ſo bedenke man, daß hier die Erregung des Augenblicks nachzittert, die ſo menſchlich iſt und darum ſo trefflich ſchildert, wie die Zeitgenoſſen ihr Schickſal ertrugen.

Der erste Band der Gesamtveröffentlichung liegt abgeschlossen vor und zeigt, wie weit wir unsere Absichten zu erreichen vermochten. Sein Inhalt, der die Zeit vom 1. Juli bis zum Vormarsch nach Paris, aber noch ohne die ersten Schlachten im Osten, umfaßt, ist allein schon durch die Schilderung der tatsächlichen Ereignisse zu einem deutschen Heldengesang geworden, der in dem einzigartigen Siegeszug „nach Frankreich hinein" seinen dramatischen Höhepunkt erreicht. Eine spätere Zeit wird das noch eindringlicher empfinden als wir, die wir, von der Größe unserer eigenen Taten überrascht, geneigt sind all unser Handeln nur als selbstverständliche Folge deutschen Pflichtbewußtseins und deutscher Tüchtigkeit hinzustellen. Was auch unsere wahre Größe ist! Und wenn dies schlichte Buch, das den Kampf zweier stammverwandter Völker gegen eine Welt von Feinden und lauen Freunden erzählt, mit dazu beiträgt, dem Deutschen wie dem österreichischen Bundesfreunde immer wieder zum Bewußtsein zu bringen, daß nur Wahrhaftigkeit, gesunde Kraft und unverdorbenes Gemüt zu siegen vermögen, so hat es seinen tiefsten Zweck erfüllt.

Stuttgart, Ende Oktober 1914. C. H. Baer

Inhalts-Ueberſicht des erſten Bandes

Bis zum Ausbruch des Krieges

	Seite
Die Wurzel der Weltkriſis. Von Dr. Paul Rohrbach	1
Der öſterreichiſch-ſerbiſche Konflikt	3
Entrüſtungsſtürme in Oeſterreich nach der Ermordung des Thronfolgerpaares	3
Die Unterſuchung	3
Das Ultimatum an Serbien	4
Zurückweiſung der ruſſiſchen Einmiſchung	9
Serbiens Antwortnote	9
Der Krieg	11
Tod des größten Deutſchenfeinds und des größten Deutſchenfreunds im Ausland	12
Englands zweideutige Haltung	14
Der Vermittlungsvorſchlag	14
Die öſterreichiſch-ruſſiſche Verwicklung	16
Frankreich vor dem Krieg	17
Deutſchland im europäiſchen Konflikt	19
Manifeſte und Anſprachen von Reichsfürſten	20
Der Kaiſer	20
Die deutſchen Könige	21
Die Haltung der Maſſen. Von Emil Ludwig	24
England und die Neutralität Belgiens	26
Sir Edward Greys Erklärung	26
Dokumente zur Greyſchen Rede	28
Das Weißbuch der deutſchen Regierung	31
Telegrammwechſel zwiſchen Kaiſer und Zar	31
Der Wortlaut	33
Die Kriegstagung des deutſchen Reichstags am Dienstag dem 4. Auguſt 1914	39
Eröffnung des Reichstags durch den Kaiſer im Schloß zu Berlin	39
Die Stunde im weißen Saal. Von Emil Ludwig	40
Die erſte Sitzung des Reichstags	42
Die zweite Sitzung	47
Kriegserklärung Englands und Belgiens	50
Die Klärung unſerer Stellung zu England	50
Das engliſche Blaubuch	52
Kriegsſitzungen des franzöſiſchen und des ruſſiſchen Parlaments	54
Die franzöſiſche Deputiertenkammer	54
Die ruſſiſche Duma	57
Weitere Kriegserklärungen	58
Die Neutralen	59
Italien	59
Schweiz	60
Niederlande	61
Die nordiſchen Staaten	61
Die Balkanſtaaten / Spanien	62
Amerika / Der ferne Oſten	62
Wirtſchaftliches	63
Bemerkenswerte Ereigniſſe in der Finanzwelt	63
Die Berliner Börſe	63
Die Beſchlüſſe des deutſchen Bundesrats	64
Notſtandsmaßnahmen in England	64
Der erſte Geldaufmarſch. Von Leo Jolles	65
Anhang: Einige Ziffern über den deutſch-engliſchen Handel	67
Heimkehr der Deutſchen aus Frankreich	69
Das Schickſal der Deutſchen in Belgien, England und Rußland	73
Die Amerikaner und wir	77

Während des Aufmarſches

Deutſchland in den Tagen der Mobilmachung	79
Erneuerung des eiſernen Kreuzes	79
Aufrufe des Kaiſers	79
Aufruf der Kaiſerin	80
Kundgebung des früheren Reichskanzlers, Fürſten Bülow	80
Der Verlauf der deutſchen Mobilmachung	81
Des Kaiſers Abſchied von der Garde	82
Amneſtie für Fremdenlegionäre	82
Aufruf des Landſturms	82
Abreiſe des Kaiſers zur Armee	82
Kaiſer Wilhelms Dank an die Eiſenbahner	83
Die deutſche Kriegsberichterſtattung	83
Beſetzung Luxemburgs durch deutſche Truppen	84
Die Deutſchen in Luxemburg	84
Der amtliche Depeſchenwechſel	84
Luxemburgiſche Gaſtfreundſchaft	85
Vom belgiſchen Kriegsſchauplatz	86
Belgiens Heer und Befeſtigungen	86
Die Einnahme von Lüttich	87
Militäriſches zur Einnahme von Lüttich	90
In Lüttich während der Belagerung	91
Die Frage der belgiſchen Neutralität	93
Der Kampf mit den Franctireuren	94
Von den ruſſiſchen Kriegsſchauplätzen	95
Rußlands Heer und Befeſtigungen	95
Deutſche Gefechte an der oſtpreuß. Grenze	97
Ruſſiſche Deſerteure in Oſtpreußen	99
Die Koſaken in Oſtpreußen	99
Deutſche und öſterreichiſche Gefechte an der polniſchen Grenze	100
Oeſterreichiſche Gefechte an der mittel- und oſtgaliziſchen Grenze	102
Rußland während der Mobilmachung	103
Aus Petersburg. Aus dem Briefe eines Schweden	103
Von der ruſſiſchen Mobilmachung	103
Die ruſſiſche Ernte / Der Zar	104
Die Gärung in den ruſſiſchen Provinzen	105

	Seite
Finnland / Die Bewegung in Polen	105
Die Ukraine / Revolution im Kaukasus	108
Von den deutsch-franz. Kriegsschauplätzen	109
Das französische Heer	109
Die französischen Grenzbefestigungen	110
Kriegseröffnung durch Frankreich	111
Dokumente zur Frage der Kriegseröffnung	112
Der französische Vorstoß auf Mülhausen. Amtliche Meldungen	113
Die Franzosen im Oberelsaß und die Schlacht bei Mülhausen	114
Gefechte in Lothringen. Amtliche Meldungen	120
Weitere Kämpfe im Elsaß. Amtl. Meldungen	122
Episoden aus den Kämpfen in Elsaß-Lothringen	123
Französische Kampfesweise	124
Die Grundsätze der französischen Heerführung Von Generalmajor z. D. v. Sprösser	125
Die Haltung der Elsässer und der Kampf mit den Franctireuren	126
Eindrücke aus dem Guerillakrieg im Wasgenwald. Von Friedrich Freksa	127
Frankreich während der Mobilmachung	129
Paris im Kriegszustand	129
Aus Monte Carlo. Brief eines Beamten des Fürsten von Monaco	132
Briefe aus der Schweiz	134
Eindrücke eines Schweizers von der deutschen Mobilmachung	134
Während der Kämpfe im Sundgau	134
Nach dem Sieg bei Mülhausen	135
Die Stimmung in der deutschen Schweiz	136
Deutschland und England. Von Graf A. v. Monts	137
England während der Mobilmachung	138
Die Kriegsunlust in England	138
Englands militärische Vorbereitungen	143
Aus den englischen Kolonien	145
Die Wehrpflichtbestrebungen in England	146
Das englische Heer	147
Der britische Krämerkrieg. Von Dr. Walther Lohmeyer	148
Das Eingreifen Japans	151
Die in Deutschland wohnenden Japaner	151
Das japanische Ultimatum	152
Geschichtliches zur japanischen Einmischung	154
Kiautschou / Marokko	155
Die ersten Kämpfe zur See	156
Die Flotten Englands, Frankreichs und Rußlands	156
In der Ostsee	158
In der Nordsee	160
Die deutschen Kreuzer „Göben" und „Breslau" im Mittelmeer	164
In der Adria	165
In den überseeischen Gewässern	166
Kämpfe in den afrikanischen Kolonien	167
Nordafrika / Togo	167
Südwest- und Südafrika / Ostafrika	168
Oesterreich-Ungarn während d. Mobilmachung	169
Augenblicksbilder von der österreichisch-ungarischen Mobilmachung	170
Das neue Oesterreich. Von Oswald v. Romstedt	171
Mobilmachung in Serbien	172
Vom österreichisch-serbischen Kriegsschauplatz	173
Die serbische Armee	173
Die ersten Gefechte und die Beschießung von Belgrad	174
Die Kämpfe um Belgrad. Nach Erzählungen von Augenzeugen	176
Der Einmarsch der Oesterreicher in Serbien. Amtliche Meldung	177
Die Kämpfe um Schabatz	179
Serbische Greuel	181
Serbiens schwierige innere Verhältnisse	182
Vom österreichisch-montenegrinischen Kriegsschauplatz	183
Montenegros Heer und Befestigungen	183
Die ersten Kämpfe. Nach amtlichen Meldungen	184
Die Neutralen / Italien	186
Niederlande und Nordstaaten	187
Die Balkanstaaten / Türkei	188
Spanien / Amerika	190
Der Kampf um die öffentliche Meinung der neutralen Länder	191
Die englische Kabelherrschaft	191
Der Lügenkrieg gegen Deutschland. Von Dr. Ernst Jäckh	192
Proteste gegen den Lügenkrieg unserer Gegner	196
Die Unwahrhaftigkeit unserer Feinde. Von Gerhart Hauptmann	198

Die Besetzung Belgiens bis zur Einschließung von Antwerpen

	Seite
Oesterreichische Kriegserklärung an Belgien	201
Von Lüttich über Namur nach Maubeuge. Amtliche Meldungen	201
Die Einnahme von Namur	202
Die deutschen und österreichisch-ungarischen Riesengeschütze	205
Der Rückzug der Verbündeten aus Belgien	207
Der Vorstoß nach Nordbelgien	208
Deutsche amtliche u. holländische Meldungen	208
Der Einzug der Deutschen in Brüssel	210
Die Ausfälle aus Antwerpen	213
Das belagerte Antwerpen	214
Der belgische Franctireurkrieg	216
Die Bekanntmachung d. deutsch. Befehlshaber	216
Die Franctireurkämpfe auf der südlichen Operationslinie	217

	Seite
Das Strafgericht von Löwen	219
Die belgische Protestaktion	223
Die deutsche Verwaltung in Belgien. Amtliche Mitteilungen	224
Lüttich unter deutscher Verwaltung. Nach holländischen Briefen	226
Brüssel unter deutscher Verwaltung. Nach authentischen Berichten	227
Die Erhaltung der belgischen Kunstschätze	229
Die Kriegsleistungen Belgiens	230
Die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit Belgiens. Von F. Hoff, M. d. R.	231

Nach Frankreich hinein

Die ersten deutschen Siege	233
Das große Hauptquartier	233
Depeschen aus dem Hauptquartier	233
Die deutschen Heerführer auf den westlichen Kriegsschauplätzen	237
Die Riesenschlacht bei Metz und in den Vogesen	239
Die Vorbereitung	239
Die Schlacht bei Dieuze	240
Der Kampf um Saarburg	243
Der Fortgang der Riesenschlacht und die Gebirgskämpfe in den Vogesen	246
Die Franzosenherrschaft in den deutschen Vogesenorten	250
Episoden aus den Vogesenschlachten	253
Die Einnahme von Manonvillers	254
Die Schlachten der Armee des deutschen Kronprinzen	255
Der Vormarsch und die ersten Schlachten	255
Der Fall von Longwy	258
Montmédy	261
Der Vormarsch über die Maas	262
Der zweite franz. Vorstoß in das Oberelsaß	265
Die Kämpfe südlich von Mülhausen	265
Bei Brunstatt und bei Tagsdorf	265
Die zweite Besetzung von Mülhausen	269
Die abermalige Räumung des Oberelsaß	269
Der Dank des Kaisers	270
Elsaß-Lothringen und der Krieg. Von Alfred Wolf	270
Der Rückzug der Verbündeten auf Paris	272
Die Niederlagen der Engländer	272
Zwei Episoden	274
Der Rückzug der Engländer auf Paris	275
Der deutsche Vorstoß von Norden	275
Die letzte Etappe des Rückzugs der Verbündeten und die Flucht der Bevölkerung nach Paris	276
Die deutschen Flugzeuge über Paris	280
Der Vormarsch über Reims / Die Eroberung von Givet	283
Die erste Besetzung von Reims	284
Ein kühner Vorstoß	286
Die Einnahme von Maubeuge	286
Deutsche Fürsten beim Westheer	290
Die Disziplin im französischen Heer	292
Aus dem Tagebuch eines französischen Militärarztes	292
Weitere Belege für die französische Disziplinlosigkeit	294

Die Wirkungen der ersten Kriegsereignisse auf Frankreich und England

Maßnahmen der französischen Regierung	297
Die Neubildung des Ministeriums	297
Militärische Maßnahmen	298
Die Uebersiedlung der Regierung nach Bordeaux	299
Verteidigungsvorkehrungen in Paris	300
Die Stimmung in Frankreich	301
Aus Paris. Nach authentischen Berichten der ausländischen Presse	301
Die Niederlassung der Regierung in Bordeaux	304
Afrikanerschau in Frankreich	305
Die französische Finanzkrisis	306
England im Kriege. Von Emil Ludwig	308
Englands Kriegsrüstung	310
Die Werbung für die Ersatzarmee	311
Volksreden englischer Staatsmänner	312
Die Engländer und der Franctireurkrieg	314
Die Stimmung in London	315
Vom englischen Geschäftskrieg. Von Dr. Walther Lohmeyer	318
Uebereinkommen der Tripleentente für den Friedensschluß	320

Anhang: Die Verwendung von Dumdumgeschossen bei unseren Feinden

Die Dumdumgeschosse. Von Geheimrat Dr. P. Bruns, Generalarzt, Tübingen	322
Die deutschen Proteste gegen die Verwendung von Dumdumgeschossen im Kriege und die französischen und englischen Antworten	325

Karten

	Seite
Allgemeine Uebersichtskarte der kriegführenden Staaten	48
Uebersichtskarte des nordwestlichen Kriegsschauplatzes	80
Uebersichtskarte der Festung Lüttich und ihrer Umgebung	87
Uebersichtskarte der deutsch-russischen und österreichisch-russischen Grenzgebiete	96
Uebersichtskarte d. südwestl. Kriegsschauplatzes	112
Uebersichtskarten v. Mülhausen u. d. Sundgau	115
Uebersichtskarte von Lagarde und Umgebung	121
Uebersichtskarte von Serbien u. Montenegro	175
Uebersichtskarte des südlichen Belgiens	203
Die Aufmarschfront der deutschen Westheere	234
Uebersichtskarte der Schlachten bei Metz und in den Vogesen	241
Uebersichtskarte über die Schlachten um Longwy	257
Uebersichtskarte von Nord-Frankreich, dem Kanal und Süd-England	277

Abbildungen

Wilhelm II., Deutscher Kaiser	Titelbild
Franz Josef I., Kaiser von Oesterreich und König von Ungarn	17
Chef des Generalstabs Helmut v. Moltke	78
Otto A. T. von Emmich, General d. Inf.	88
Alfred P. Frhr. v. Tirpitz, Großadmiral	144
Deutsche Hochsee-Torpedoboote	145
S. M. Schiff Goeben	160
S. M. Schiffe Stralsund und Augsburg	161
Freih. Conr. v. Hötzendorf, Generalstabschef der österreichischen Armee	180
18 cm-Feldkanone der österr.-ungar. Armee	181
Bosnische Soldaten der österr.-ungar. Armee	181
Feldartillerie der serbischen Armee	188
Maschinengewehr-Abt. d. österr.-ung. Armee	188
Oesterr.-ungar. Monitore auf der Donau	189
Dumdumgeschosse	189
Generalfeldmarschall Freiherr v. d. Goltz	200
Geschoßwirkungen der 42 cm-Haubitze im Fort Loncin	212
Drahtverhaue u. Barrikaden vor Fort Loncin	213
Eroberte Festungsgeschütze d. Zitadelle Lüttich	213
Gesprengte Panzertürme des Forts Loncin	220
Umwallung eines Forts von Lüttich	220
Zitadelle von Namur vor der Beschießung	221
Aus dem zerstörten Teile der Stadt Löwen	221
Wilhelm, Kronprinz des Deutschen Reiches	232
Kronprinz Rupprecht von Bayern	240
Generaloberst Karl von Bülow	244
Generaloberst Alexander von Kluck	244
Generaloberst Freiherr von Hausen	244
Generaloberst Josias von Heeringen	244
Longwy: Das französische Tor	245
Longwy: Auf dem Burgundertor	245
Manonvillers: Blick auf den südl. Eingang	252
Longwy: Das Wasserwerk beim französ. Tor	252
Landstraße über ein Schlachtfeld in Lothringen	253
Feldlager in den Vogesen	253
Herzog Albrecht von Württemberg	264
Die franz. Generale Joffre, Pau, Castelnau	272
Deutsche Infanterie beim Gewehrreinigen	273
Deutsches Feldgeschütz in gedeckter Stellung	273
Französische verwundete Gefangene auf dem Wege durch Lothringen	288
Der gefangene französische Oberst Chantier	288
Französ. Deperdussin-Eindecker mit Geschütz	289
Der deutsche Flieger Stiefvatter in s. Flugzeug	289
Präsident Poincaré mit General Joffre und Kriegsminister Millerand	304
Raymond Poincaré, Präs. d. franz. Republik	304
Alexandre Millerand, französ. Kriegsminister	305
Théophile Delcassé, frz. Minister d. Auswärt.	305
Aristide Briand, französ. Justizminister	305
René Viviani, französ. Ministerpräsident	305
Feldmarschall Lord Kitchener	320
Herbert Henry Asquith, engl. Premierminister	320
Edward Grey, englischer Staatssekretär des Auswärtigen	320
Winston Churchill, englischer Marineminister	321
John French, englischer Feldmarschall	321

Völkerkrieg

der kriegführenden Staaten

Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart

Bis zum Ausbruch des Kriegs

Die Wurzel der Weltkrisis

von Dr. Paul Rohrbach

Alle Welt ist erfüllt von der furchtbaren Krisis, die über Europa hereingebrochen. Wieder einmal passen die Worte, die Bodenstedt vor dem Krimkrieg schrieb:

„Derweil in Wehen die Erde kreißt,
Gewaltiges sich vorbereitet
Und ein verderbenschwangerer Geist
Geharnischt durch die Länder schreitet" ...

Wieder ist es Rußland, von dessen Maßnahmen der Losbruch der Katastrophe ausgeht. Wer aber die Herausbildung der heutigen Lage bis in ihre eigentlichen Anfänge rückwärts verfolgt, der sieht, daß derjenige Vorgang, der die politischen Weltverhältnisse des letzten halben Jahrhunderts im Grunde überall beherrscht, die Entstehung des Deutschen Reiches, auch hier wirksam ist. Drei Jahrzehnte lang hat Deutschland nur europäische Politik gemacht. Noch 1888 erklärte Bismarck, als der Plan der Battenbergisch-Hohenzollernschen Heirat auftauchte, Bulgarien sei uns Hekuba und der ganze Balkan nicht die Knochen eines pommerischen Grenadiers für uns wert. Wie ein Siegel auf dieses Bekenntnis zur Nichtinteressiertheit in der Orient- und Weltpolitik empfingen wir zwei Jahre später von England im Austausch gegen ein Stück Afrika den Felsen von Helgoland, der uns in der Folge ermöglicht hat, unsere Flotte zu bauen und der heute der Stützpunkt unserer Verteidigung in der Nordsee ist. Die Reichsgründung aber entband die ungeheueren geistig wirtschaftlichen Kräfte, die im deutschen Volke ruhten, und als ein Menschenalter vergangen war, zeigte sich, daß wir auf dem Wege über unsere wachsende Verflechtung in die Weltwirtschaft auch immer größere weltpolitische Interessen gewannen. Dadurch entstand der Gegensatz Englands gegen uns. Als König Eduard VII. zur Regierung gekommen war, versuchte er zunächst, die „deutsche Gefahr" für England dadurch zu beschwören, daß er uns ein politisches Einverständnis oder Bündnis anbot. Bei dem Fehlen einer beachtlichen deutschen Flotte hätte ein solches Bündnis uns notwendigerweise in dauernde Abhängigkeit von England gebracht. Die deutsche Regierung lehnte daher ab und der Kaiser ging weiter auf dem Weg des Flottengesetzes von 1900. Daraufhin ging England zur Einkreisungspolitik über und gewann als Hauptteilhaber Frankreich und Rußland. Frankreich wurde ohne Schwierigkeit durch die Auslieferung Marokkos und durch die Hoffnung auf die Revanche gewonnen; Rußland dagegen mußte erst gefügig gemacht werden. Das geschah durch die Aufnahme Japans in die englische Bundesgenossenschaft. Die Japaner wußten, was sie wollten, und sie wußten auch, daß sie ihre Ziele nicht ohne Kampf gegen Rußland erreichen würden. England aber brauchte einen Soldaten gegen Rußland und versah Japan mit Geldmitteln zum Krieg und mit gutem Rat für den Seekrieg.

Die von England verordnete japanische Kur schien den Russen zunächst im Sinn der englischen Politik gut anzuschlagen. Nur zwei Jahre nach dem russisch-japanischen Friedensschluß fand sich Rußland bereit, jenen Vertrag von 1907 mit England zu schließen, der die persische und einige mittelasiatische Fragen regelte und außerdem den Russen gewisse Anwartschaften für den Fall eröffnete, daß es im Lauf der nächsten Jahre zur Liquidation der Türkei kommen würde. Mit aller Macht erfolgte der Rück-

ſchlag der ruſſiſchen Politik vom fernen auf den nahen Oſten. Da aber zeigte ſich, daß die japaniſche Kur nicht nur im ruſſiſchen, ſondern auch im engliſchen oder überhaupt im antideutſchen Intereſſe zu ſcharf geweſen war. 1909, als Oeſterreich Bosnien, das ihm ſchon ſeit über 30 Jahren tatſächlich gehörte, auch ſtaatsrechtlich mit ſich verband, fuhr Rußland auf und ſchob Serbien als Sturmbock gegen Oeſterreich-Ungarn vor. Irgend etwas, niemand wußte freilich recht was, ſollte geſchehen, um zunächſt Oeſterreich und damit indirekt auch Deutſchland zu demütigen und den Einfluß Rußlands auf der Balkanhalbinſel wie im übrigen Orient mächtig zu machen. Die Niederlage gegen Japan und ihre inneren Folgen hatten jedoch Rußland ſo zugerichtet, daß es 1909 nur drohen und bluffen konnte, aber nicht ſchlagen. Deutſchland erklärte, falls die Oeſterreicher in Verfolgung ihrer Intereſſen in der bosniſch-ſerbiſchen Frage bis zu entſcheidenden Maßnahmen vorgehen müßten, ſo würden ſie uns auch dann an ihrer Seite ſehen. Daraufhin mußte die ruſſiſche Politik den Rückzug antreten und Serbien, allein gelaſſen, ſah ſich genötigt, jenes von Anfang an verleugnete und in ſein Gegenteil verkehrte Verſprechen zu geben, die antiöſterreichiſche, großſerbiſche Hetze einzuſtellen.

Die Stimmung in Rußland und die ruſſiſche Politik ſeit dem Frühjahr 1909 verfolgen, heißt, ſich mit zunehmender Sicherheit von der ingrimmigen Erbitterung und von der Entſchloſſenheit der Regierung und der öffentlichen Meinung überzeugen, das verlorene Spiel bei beſſerer Gelegenheit von neuem anzuſagen. Im Januar 1913 machte Rußland zum erſtenmal Miene dazu, indem es ſich anſchickte, ſeine Truppen in das türkiſche Armenien einrücken zu laſſen. Wiederum erklärte Deutſchland, eine Verletzung der Grenzen der aſiatiſchen Türkei würden den europäiſchen Frieden gefährden und uns zum Handeln nötigen. Wieder wich Rußland zurück, aber der ruſſiſche Zorn wuchs von neuem. Der Wunſch, die oſtaſiatiſche Scharte wieder auszuwetzen, die Zunahme der reaktionären Strömung, der die Verfaſſung vom Oktober 1905 ein Greuel war, die Hoffnung, über alle inneren Schwierigkeiten und Gegenſätze durch einen ſiegreichen auswärtigen Krieg hinwegzukommen, endlich der zur Beſinnungsloſigkeit ſteigende Deutſchenhaß arbeiteten zuſammen, um die Lage mehr und mehr zu verſchärfen. Die Treibereien der ruſſiſchen Kriegsparteien begegneten ſich mit der Anſtachelung des franzöſiſchen Chauvinismus durch den Marokkohandel, und Rußland und Frankreich ſteigerten ſich in ihren antideutſchen Rüſtungen gegenſeitig bis zu der unhaltbaren Verzweiflungsausflucht der dreijährigen Dienſtzeit und dem wirtſchaftlich ruinöſen Friedensſtand von zwei Millionen Soldaten. Dies Fieber griff naturgemäß auch auf den ruſſiſchen Vorpoſten Serbien über. Serbien und der allſerbiſche Gedanke ſollten Oeſterreich auseinander ſprengen. Erſt der verunglückte Balkanbund in ruſſiſchen Dienſten gegen Oeſterreich, dann die unter Duldung und Teilnahme ſerbiſcher amtlicher Stellen angezettelte Verſchwörung zum Mord von Serajewo! Oeſterreich war der Feind, aber Deutſchland ſein Genoſſe, der noch gefährlicher war, weil er ſtärker iſt!

Die öſterreichiſche Politik hat gewartet, bis ſie ihrer Sache ſicher war, und nun hat ſie gehandelt. Wir Deutſchen ſtehen als Staat und als Volk an der Seite unſeres Bundesgenoſſen, der im entſcheidenden Augenblick den Entſchluß zur Tat gefunden hat. Wer die Zuſammenhänge überſieht, vermag ſich der Ueberzeugung nicht zu entziehen, daß dauernde Friedenshoffnungen doch nicht zu hegen geweſen wären, auch wenn es diesmal noch gelungen wäre, die Kriſis zu bannen.

Der öſterreichiſch-ſerbiſche Konflikt

Entrüſtungsſtürme in Oeſterreich nach der Ermordung des Thronfolgerpaares

[28. Juni 1914.

Der öſterreichiſch-ungariſche Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand und ſeine Gemahlin, Herzogin von Hohenberg ſind in Serajewo durch Revolverſchüſſe ermordet worden. Wenige Augenblicke vorher waren ſie einem andern Mordanſchlag glücklich entgangen. Die Attentäter konnten in beiden Fällen verhaftet werden; es ſind Serben.]

1. Juli.

In Wien fanden geſtern abend vor der ſerbiſchen Geſandtſchaft Demonſtrationen gegen Serbien von etwa 200 deutſch-nationalen Studenten ſtatt. Die Studenten zogen in kleinen Trupps an der Geſandtſchaft vorbei und riefen: Nieder mit Serbien, hoch Oeſterreich, hoch Habsburg! Sie ſangen ſodann die Volkshymne. Nach den letzten Tönen holte ein Student eine ſerbiſche Trikolore hervor und ſteckte ſie in Brand. Die Kundgeber zogen dann vor das Schwarzenbergdenkmal, wo eine Anſprache gehalten wurde, die in die Rufe ausklang: Rache für die Ermordung des Thronfolgers! Krieg gegen Serbien! Darauf ging die Menge auseinander.

In Serajewo wurden bei den antiſerbiſchen Kundgebungen der Muſelmanen und Katholiken 200 Hotels, Geſchäfte und Wohnungen demoliert; in Moſtar wurden viele Serben ermordet und ihre Häuſer angezündet.

Nachdem ſich in ganz Bosnien Ausſchreitungen gegen die ſerbiſche Bevölkerung ereignet haben (in Gabella wurde ſogar die ſerbiſche Kirche von einem Haufen katholiſcher und muſelmaniſcher Bauern geſtürmt und verwüſtet), hat der Landeschef die Verhängung des Standrechts über ganz Bosnien und die Herzegowina verfügt.

2. Juli.

In Wien nahmen die Kundgebungen einen ernſten Charakter an. Nachdem der Leichenzug des Erzherzogs und der Herzogin die Ringſtraße erreicht hatte, wurde die Zahl der Demonſtranten durch viele Zuſchauer verſtärkt. Wiederholt wurde der Wachkordon durchbrochen, wobei die Polizei von der blanken Waffe Gebrauch machte. Es entſtand eine Panik. Eine von einer unbekannten Perſon hochgehaltene ſerbiſche Trikolore wurde unter dem Jubel der Menge verbrannt. Unter ſtürmiſchen Rufen verſuchten die Demonſtranten in die innere Stadt und nach der Hofburg zu ziehen, wurden aber von der Polizei daran gehindert. Nach Mitternacht ſpielten ſich von neuem wilde Szenen ab. Die Menge wollte auch zur ruſſiſchen Botſchaft vordringen, deren Zugänge von der Polizei geſperrt waren. Erſt gegen 1 Uhr fanden die Demonſtrationen ihr Ende. Die Polizei hat die Zugänge zur ſerbiſchen Geſandtſchaft beſetzt und bewacht auch die Privatwohnung des ſerbiſchen Geſandten, ſowie die ſerbiſche Kirche.

Die Unterſuchung

1. Juli.

Der öſterreichiſche Miniſter des Aeußeren, Graf Berchtold, teilte dem Kriegsminiſter mit, die Regierung habe die Abſicht, an die ſerbiſche Regierung mit dem Erſuchen heranzutreten, die in Bosnien gegen die Urheber des Attentats geführte Unterſuchung im Königreich Serbien fortzuſetzen, da alle Spuren der Verſchwörung unzweifelhaft nach Serbien führen.

Das „Serbiſche Preßbüro" veröffentlicht mit Ermächtigung der Regierung folgende Erklärung: Serbien iſt gleich wie die ganze übrige Kulturwelt von Abſcheu erfüllt gegen das Attentat und die Attentäter. Wir wundern uns, wie es möglich iſt, daß deutſche und öſterreichiſch-ungariſche Blätter dieſe unqualifizierbare Tat eines verworrenen geiſteskranken Menſchen zum Anlaß nehmen konnten, um Serbien zu beſchuldigen und anzugreifen, das in jüngſter Zeit nichts unterlaſſen hat, um die Beziehungen zur Nachbarmonarchie beſſer und freundſchaftlicher zu geſtalten. Die ſerbiſche Regierung iſt der Anſicht, daß das traurige Ereignis von Serajewo es ihr zum Gebote macht, ihr ganzes Augenmerk auf die Umtriebe verdächtiger Elemente zu richten, wenn dieſe ſich auf ſerbiſchem Gebiet befinden, und ſtrengſte Maßregeln zu ergreifen, um ihre Treibereien zu vereiteln, inſoweit dies bei anormalen und exaltierten Menſchen möglich iſt. Der ſerbiſchen Regierung, die alles tut, um die Beziehungen zwiſchen Oeſterreich-Ungarn und Serbien auf eine freundſchaftliche Grundlage zu ſtellen, ſind Ereigniſſe wie das jüngſte in Serajewo, ebenſo unangenehm wie der öſterreichiſch-ungariſchen, und ſie wird nichts unterlaſſen, was in ihrer Macht ſteht, damit die Geiſter ſich beruhigen und die Beziehungen normal werden. Die ſerbiſche Regierung müßte es daher tief bedauern, wenn die weitere Entwickelung guter politiſcher und ökonomiſcher Beziehungen zwiſchen Oeſterreich-Ungarn und Serbien eine Unterbrechung erfahren würde wegen Geſchehniſſen, für die man Serbien und die ſerbiſche Regierung nicht verantwortlich machen darf.

3. Juli.

Feſtſtellungen: Vor einigen Monaten beſchäftigte die ruſſiſche „Nowoje Wremja" ſich mit der Lage in Bosnien und kündigte für den Monat Juli bedeutungsvolle Ereigniſſe daſelbſt an.

König Peter von Serbien überträgt knapp vor der Bluttat von Serajewo die Regentſchaft perſönlich ſeinem Sohn und zieht ſich in ein Bad zurück.

Der ſerbiſche Miniſterpräſident Paſitſch, der um dieſe Zeit längſt in Marienbad zu weilen pflegt, iſt heuer ausnahmsweiſe noch in Belgrad, wo ihn offenbar wichtige Geſchäfte zurückhalten.

König Nikita von Montenegro trifft zwei Tage vor dem Meuchelmord, von Italien kommend, in München ein, reiſt aber plötzlich, nachdem er dringende Depeſchen erhalten hat, nach Cetinje zurück.

Die Bombe, die in Serajewo geworfen wurde, ſtammt aus Kragujewatz; in Kragujewatz aber befindet ſich das ſerbiſche Arſenal.

9. Juli.

Aus der Umgebung des Kaiſers Franz Joſeph wird gemeldet: Ein Schritt bei dem ſerbiſchen Kabinett wird in kürzeſter Friſt erfolgen. Er wird, wie mit Beſtimmtheit geſagt werden kann, keinen Eingriff in ſtaatliche Hoheitsrechte Serbiens enthalten. Der ſerbiſchen Regierung wird nichts zugemutet, was als Affront oder Demütigung gedeutet werden könnte.

Das Ultimatum an Serbien

23. Juli.

Der öſterreichiſch-ungariſche Geſandte in Belgrad hat um 6 Uhr nachmittags der K. ſerbiſchen Regierung folgende Note überreicht: Am 31. März 1909 hat der K. ſerbiſche Geſandte am Wiener Hof im Auftrag ſeiner Regierung der K. K. Regierung folgende Erklärung abgegeben: „Serbien anerkennt, daß es durch die in Bosnien geſchaffene Tatſache in ſeinen Rechten nicht berührt wurde und daß es ſich demgemäß

den Entschließungen anpassen wird, die die Mächte in Bezug auf Art. 25 des Berliner Vertrags treffen werden. Indem Serbien den Ratschlägen der Großmächte Folge leistet, verpflichtet es sich, die Haltung des Protestes und des Widerstandes, die es hinsichtlich der Annektion seit vergangenem Oktober eingenommen hat, aufzugeben und verpflichtet sich ferner, die Richtung seiner gegenwärtigen Politik gegenüber Oesterreich-Ungarn zu ändern und künftighin mit diesem letzteren auf dem Fuß freundnachbarlicher Beziehungen zu leben." Die Geschichte der letzten Jahre nun und insbesondere das schmerzliche Ereignis des 28. Juni haben das Vorhandensein einer subversiven Bewegung in Serbien ergeben, deren Ziel es ist, von der österreichisch-ungarischen Monarchie gewisse Teile ihrer Gebiete loszutrennen. Diese Bewegung, die unter den Augen der serbischen Regierung entstand, hat in der Folge jenseits des Gebietes des Königreichs durch Akte des Terrorismus, durch eine Reihe von Attentaten und durch Mord Ausdruck gefunden. Weit entfernt die in der Erklärung vom 31. März 1909 enthaltenen formellen Verpflichtungen zu erfüllen, hat die K. serbische Regierung nichts getan, um diese Bewegung zu unterdrücken. Sie duldete das verbrecherische Treiben der verschiedenen gegen die Monarchie gerichteten Vereine und Vereinigungen, die zügellose Sprache der Presse, die Verherrlichung der Urheber von Attentaten, die Teilnahme von Offizieren und Beamten an subversiven Umtrieben, sie duldete eine ungesunde Propaganda im öffentlichen Unterricht und duldete schließlich alle Manifestationen, die die serbische Bevölkerung zum Haß gegen die Monarchie und zur Verachtung ihrer Einrichtungen verleiten konnten. Diese Duldung, deren sich die K. serbische Regierung schuldig machte, hat noch in jenem Moment angedauert, in dem die Ereignisse des 28. Juni der ganzen Welt die grauenhaften Folgen solcher Duldung zeigten.

Es erhellt aus den Aussagen und Geständnissen der verbrecherischen Urheber des Attentats vom 28. Juni, daß der Mord in Serajewo in Belgrad ausgeheckt wurde, daß die Mörder die Waffen und Bomben, mit denen sie ausgestattet waren, von serbischen Offizieren und Beamten erhielten, daß sie der Narodna Odbrana angehören und daß schließlich die Beförderung der Verbrecher und deren Waffen nach Bosnien von leitenden serbischen Grenzorganen veranstaltet und durchgeführt wurde. Die angeführten Ergebnisse der Untersuchung gestatten es der K. K. Regierung nicht, noch länger die Haltung zuwartender Langmut zu beobachten, die sie durch Jahre jenen Treibereien gegenüber eingenommen hatte, die ihren Mittelpunkt in Belgrad haben und von da auf das Gebiet der Monarchie übertragen werden. Diese Ergebnisse legen der K. K. Regierung vielmehr die Pflicht auf, Umtrieben ein Ende zu bereiten, die eine ständige Bedrohung für die Ruhe der Monarchie bilden. Um diesen Zweck zu erreichen, sieht sich die K. K. Regierung gezwungen, von der serbischen Regierung eine amtliche Versicherung zu verlangen, daß sie die gegen Oesterreich-Ungarn gerichtete Propaganda verurteilt, das heißt die Gesamtheit der Bestrebungen, deren Endziel es ist, von der Monarchie Gebiete loszulösen, die ihr angehören, und daß sie sich verpflichtet, diese verbrecherische und terroristische Propaganda mit allen Mitteln zu unterdrücken. Um diesen Verpflichtungen einen feierlichen Charakter zu geben, wird die K. serbische Regierung auf der ersten Seite ihres offiziellen Organs am 26. (13.) Juli nachfolgende Erklärung veröffentlichen:

„Die K. serbische Regierung verurteilt die gegen Oesterreich-Ungarn gerichtete Propaganda, das heißt, die Gesamtheit jener Bestrebungen, deren Ziel es ist, von der österreichisch-ungarischen Monarchie Gebiete loszutrennen, die ihr angehören, und sie bedauert aufrichtig die grauenhaften Folgen dieser verbrecherischen Handlungen. Die K. serbische Regierung bedauert, daß serbische Offiziere und Beamte an der vorgenannten

Propaganda teilgenommen und damit die freundnachbarlichen Beziehungen gefährdet haben, die zu pflegen sich die K. Regierung durch ihre Erklärung vom 31. März 1909 feierlich verpflichtet hatte. Die K. Regierung, die jeden Gedanken oder Versuch einer Einmischung in die Geschicke der Bewohner was immer für eines Teils Oesterreich-Ungarns mißbilligt und zurückweist, erachtet es für ihre Pflicht, die Offiziere und Beamten und die gesamte Bevölkerung des Königreichs ganz ausdrücklich aufmerksam zu machen, daß sie künftighin mit äußerster Strenge gegen jene Personen vorgehen wird, die sich derartiger Handlungen schuldig machen sollten, Handlungen, denen vorzubeugen und die zu unterdrücken sie alle Anstrengungen machen wird."

Diese Erklärung wird gleichzeitig zur Kenntnis der K. Armee durch einen Tagesbefehl Sr. Maj. des Königs gebracht und in dem offiziellen Organ der Armee veröffentlicht werden. Die K. serbische Regierung verpflichtet sich überdies:

1. Jede Veröffentlichung zu unterdrücken, die zum Haß und zur Verachtung der Monarchie aufreizt und deren allgemeine Tendenz gegen die territoriale Integrität der letzteren gerichtet ist.

2. Sofort mit der Auflösung des Vereins Narodna Odbrana vorzugehen, dessen gesamte Propagandamittel zu konfiszieren und in derselben Weise gegen die anderen Vereine und Vereinigungen in Serbien einzuschreiten, die sich mit der Propaganda gegen Oesterreich-Ungarn beschäftigen. Die K. Regierung wird die nötigen Maßregeln treffen, damit die aufgelösten Vereine nicht etwa ihre Tätigkeit unter anderem Namen oder in anderer Form fortsetzen.

3. Ohne Verzug aus dem öffentlichen Unterricht in Serbien, sowohl was den Lehrkörper als auch die Lehrmittel betrifft, alles zu beseitigen, was dazu dient oder dienen könnte, die Propaganda gegen Oesterreich-Ungarn zu nähren.

4. Aus dem Militärdienst und der Verwaltung im allgemeinen alle Offiziere und Beamte zu entfernen, die der Propaganda gegen Oesterreich-Ungarn schuldig sind und deren Namen unter Mitteilung des gegen sie vorliegenden Materials der K. Regierung bekanntzugeben sich die K. K. Regierung vorbehält.

5. Einzuwilligen, daß in Serbien Organe der K. K. Regierung bei der Unterdrückung der gegen die territoriale Integrität der Monarchie gerichteten subversiven Bewegung mitwirken.

6. Eine gerichtliche Untersuchung gegen jene Teilnehmer des Komplotts vom 28. Juni einzuleiten, die sich auf serbischem Territorium befinden. Von der K. K. Regierung hierzu delegierte Organe werden an den bezüglichen Erhebungen teilnehmen.

7. Mit aller Beschleunigung die Verhaftung des Majors Voja Tankositsch und eines gewissen Milan Ciganowitsch, serbische Staatsbeamte, vorzunehmen, die durch die Ergebnisse der Untersuchung kompromittiert sind.

8. Durch wirksame Maßnahmen die Teilnahme der serbischen Behörden an dem Einschmuggeln von Waffen und Explosivstoffen über die Grenze zu verhindern, jene Organe des Grenzdienstes von Schabatz und Boznica, die den Urhebern des Verbrechens von Serajewo bei dem Uebertritt über die Grenze behilflich waren, aus dem Dienste zu entlassen und strenge zu bestrafen.

9. Der K. K. Regierung Aufklärungen zu geben über die nicht zu rechtfertigenden Aeußerungen hoher serbischer Funktionäre in Serbien und im Ausland, die ihrer offiziellen Stellung ungeachtet nicht gezögert haben, sich nach dem Attentat vom 28. Juni in feindlicher Weise gegen Oesterreich-Ungarn auszusprechen.

10. Die K. K. Regierung ohne Verzug von der Durchführung der in den vorigen Punkten zusammengefaßten Maßnahmen zu verständigen. Die K. K. Regierung er-

wartet die Antwort der K. Regierung spätestens bis Samstag den 25. d. M. um 6 Uhr nachmittags. Ein Memoire über die Ergebnisse der Untersuchung von Serajewo, soweit sie sich auf die in Punkt 7 und 8 genannten Funktionäre beziehen, ist dieser Note beigegeben worden.

Beilage: Die bei dem Gericht in Serajewo gegen den Gabrilo Princip und Genossen wegen des am 28. Juni d. J. begangenen Meuchelmordes bzw. wegen Mitschuld hieran anhängige Strafuntersuchung hat bisher zu folgenden Feststellungen geführt:

1. Der Plan, den Erzherzog Franz Ferdinand während seines Aufenthalts in Serajewo zu ermorden, wurde in Belgrad von Gabrilo Princip, Nedeljko Gabrinowitsch, einem gewissen Milan Ciganowitsch und Trisko Grabez unter Beihilfe des Majors Voja Tankositsch ausgeheckt.

2. Die sechs Bomben und vier Browningpistolen, deren sich die Verbrecher als Werkzeuge bedienten, wurden Princip, Gabrinowitsch und Grabez in Belgrad von einem gewissen Milan Ciganowitsch und einem Major Voja Tankositsch verschafft und übergeben.

3. Die Bomben sind Handgranaten, die dem Waffendepot der serbischen Armee in Kragujevatz entstammen.

4. Um das Gelingen des Attentats zu sichern, unterwies Milan Ciganowitsch den Princip, den Gabrinowitsch und den Grabez in der Handhabung der Granaten und gab in einem Walde neben dem Schießfeld von Topschider dem Princip und dem Grabez Unterricht im Schießen mit Browningpistolen.

5. Um Princip, Gabrinowitsch und Grabez den Uebergang über die bosnisch-herzegowinische Grenze und die Einschmuggelung ihrer Waffen zu ermöglichen, wurde ein ganz geheimes Transportsystem durch Ciganowitsch organisiert. Der Eintritt der Verbrecher samt ihrer Waffen nach Bosnien und der Herzegowina wurde von den Grenzhauptleuten von Schabatz (Rade, Popovic) und Loznica sowie von den Zollorganen Rudivoj, Grbic von Loznica mit Mithilfe mehrerer anderer Persönlichkeiten durchgeführt.

24. Juli.

Der K. K. Gesandte in Belgrad, Freiherr v. Giesl, hat den Auftrag, falls die K. serbische Regierung bis 25. Juli abends 6 Uhr die vorbehaltslose Annahme der in der Note vom 23. angeführten Forderungen nicht mitgeteilt haben sollte, mit dem Personal der Gesandtschaft Belgrad zu verlassen.

Die K. K. Botschafter im Deutschen Reich, in Frankreich, Großbritannien, Italien, Rußland und der Türkei sind von ihrer Regierung beauftragt worden, den Inhalt der österreichisch-ungarischen Note an die serbische Regierung zur Kenntnis der Regierung zu bringen, bei der sie beglaubigt sind, und folgendes hinzuzufügen:

Am 31. März 1909 hat die K. serbische Regierung an Oesterreich-Ungarn eine Erklärung gerichtet, deren Wortlaut in der Note an Serbien wiedergegeben ist. Fast am Tage nach dieser Erklärung hat die Politik Serbiens in Wege eingelenkt, die dazu führten, bei den serbischen Staatsangehörigen der österreichisch-ungarischen Monarchie subversive Ideen zu erwecken und dadurch die Loslösung jener Gebiete vorzubereiten, die an Serbien angrenzen. Serbien wurde der Ort einer verbrecherischen Agitation. Es bildeten sich Vereine und Vereinigungen, die, sei es vor aller Welt, sei es im geheimen, dazu bestimmt waren, auf österreichisch-ungarischem Gebiet Unruhen hervorzurufen. Diese Vereine und Vereinigungen zählen zu ihren Mitgliedern Generale und Diplomaten, Staatsbeamte und Richter, mit einem Wort: führende Persönlichkeiten der amtlichen und nichtamtlichen Welt des Königreichs. Die serbische Presse steht fast vollständig im Dienste dieser gegen Oesterreich-Ungarn gerichteten Propaganda und kein Tag ver-

geht, ohne daß die Organe der serbischen Presse ihre Leser zum Hasse und zur Verachtung der Nachbarmonarchie oder zu Attentaten aufreizen, die mehr oder minder offen gegen die Sicherheit und den Bestand der letzteren gerichtet sind. Eine große Anzahl von Agenten ist damit beschäftigt, die Agitation gegen Oesterreich-Ungarn mit allen Mitteln zu fördern und die Jugend der an Serbien angrenzenden österreichisch-ungarischen Gebiete zu verführen. Der Geist der Verschwörung, der die politisierenden Kreise Serbiens beherrscht und der seine blutigen Spuren in den Annalen der serbischen Geschichte hinterlassen hat, ist seit der letzten Balkankrise im Wachsen begriffen. Mitglieder von Banden, die bisher in Mazedonien Beschäftigung fanden, haben sich der terroristischen Propaganda gegen Oesterreich-Ungarn zur Verfügung gestellt. Die serbische Regierung hat sich nicht bemüßigt gesehen, gegen diese Umtriebe, denen Oesterreich-Ungarn seit Jahren ausgesetzt ist, in irgend einer Weise einzuschreiten. Die K. serbische Regierung hat der feierlichen Erklärung vom 31. März 1909 nicht Genüge getan und sich solcher Gestalt in Widerspruch gesetzt mit dem Willen Europas und der Oesterreich-Ungarn gegenüber eingegangenen Verpflichtung. Die Langmut, die die K. K. Regierung der herausfordernden Haltung Serbiens gegenüber beobachtete, war darauf zurückzuführen, daß sie sich frei von territorialem Eigennutz wußte und die Hoffnung nicht aufgab, daß die serbische Regierung die Freundschaft Oesterreich-Ungarns schließlich richtig bewerten werde. Die K. K. Regierung hatte geglaubt, daß eine wohlwollende Haltung gegenüber dem politischen Interesse Serbiens das Königreich am Ende doch veranlassen werde, eine gleiche Haltung zu beobachten. Oesterreich-Ungarn erwartete eine solche Entwicklung der politischen Ideen in Serbien insbesondere in dem Augenblick, als nach den Ereignissen des Jahres 1912 die K. K. Regierung durch ihre selbstlose, von jedem Uebelwollen freie Haltung die so bedeutende Vergrößerung Serbiens möglich machte. Das dem Nachbar seitens Oesterreich-Ungarns bekundete Wohlwollen hat jedoch die Vorgehensweise des Königreichs nicht geändert, das fortfuhr, auf seinem Territorium eine Propaganda zu dulden, deren traurige Folgen am 28. Juni ds. Js. der ganzen Welt offenbar wurden, an jenem Tage, wo der Thronfolger der Monarchie und seine erlauchte Gemahlin einer in Belgrad entstandenen Verschwörung zum Opfer fielen. Bei dieser Lage der Dinge hat sich die K. K. Regierung genötigt gesehen, einen neuen und dringenden Schritt in Belgrad zu unternehmen, um solcher Art die serbische Regierung dazu zu bringen, einer Bedrohung Einhalt zu gebieten, die die Sicherheit und den Bestand Oesterreich-Ungarns bedroht. Die K. K. Regierung ist überzeugt, sich, indem sie diesen Schritt unternimmt, *im vollen Einklang mit den Gefühlen aller zivilisierten Nationen zu befinden, dies nicht zugeben können, daß der Königsmord zur Waffe wird, deren man sich ungestraft im politischen Kampfe bedienen dürfe*, und daß der Friede Europas unausgesetzt durch Umtriebe gestört wird, die von Belgrad ausgehen. Zur Unterstützung des Gesagten stellt die K. K. Regierung zur Verfügung der Regierung eine Sammlung von Aktenstücken bereit, die über die serbische Propaganda und deren Zusammenhang mit dem Morde vom 28. Juni Aufklärung geben. — Eine gleiche Mitteilung ergeht an die K. K. Vertreter bei den übrigen Signatarmächten des Berliner Friedens.

25. Juli.

Das *Belgrader Regierungsorgan* „Samuprawa" schreibt an leitender Stelle: Serbien wünscht aufrichtige und korrekte nachbarliche Beziehungen mit der österreichisch-ungarischen Monarchie und die serbische Regierung wird bereitwillig allen jenen Forderungen der österreichisch-ungarischen Regierung entgegenkommen, durch die verbrecherischen Taten und Erscheinungen der Unordnung in den benachbarten Ländern

entgegengetreten werden soll. Serbien steht auch heute auf diesem Standpunkt und wird in der gegebenen Richtung alles tun, was es kann und aufrichtig allen Pflichten guter Nachbarschaft gegenüber der Monarchie entsprechen.

Zurückweisung der russischen Einmischung

25. Juli.

Die russische Regierung hat dem österreichisch-ungarischen Botschafter, Graf Szapary, und durch ihren Vertreter in Wien der österreichisch-ungarischen Regierung das Ersuchen unterbreitet, die in der Note an Serbien gestellte Frist um einige Tage zu verlängern. Die österreichisch-ungarische Regierung hat die Erfüllung dieses Ansuchens in höflicher, aber bestimmter Form abgelehnt. Die österreichisch-ungarische Regierung steht auf dem Standpunkt, daß die Auseinandersetzung mit Serbien eine Angelegenheit sei, die nur Oesterreich-Ungarn und Serbien angehe.

Serbiens Antwortnote

25. Juli.

Die serbische Regierung hat folgende Note überreichen lassen: Die K. Regierung ist geneigt, den Gerichtshöfen jeden serbischen Untertanen zu überliefern, ohne Rücksicht auf Stellung und Stand, für dessen Mitschuld an dem Verbrechen von Serajewo man ihr Beweise geliefert hat, und besonders verpflichtet sie sich, auf der ersten Seite des Amtsblattes vom 13./26. Juli die folgende Ankündigung zu veröffentlichen:

„Die K. serbische Regierung verurteilt jede Propaganda, die sich gegen Oesterreich-Ungarn richtet, d. h. alle Bestrebungen als Ganzes, deren letztes Ziel es ist, von der österreichisch-ungarischen Monarchie Gebiete abzutrennen, die einen Teil von ihr bilden; und sie beklagt aufrichtig die verhängnisvollen Folgen dieser verbrecherischen Handlungen. Die K. Regierung bedauert, daß serbische Offiziere und Beamte gemäß der Mitteilung der K. K. Regierung an der obenerwähnten Propaganda teilgenommen haben sollten, wodurch sie die guten nachbarlichen Beziehungen aufs Spiel setzten, zu denen die K. Regierung sich durch ihre Erklärung vom 31. März 1909 feierlich verpflichtete. Die Regierung, die jeden Gedanken oder Versuch, sich in die Geschicke der Bewohner irgend eines Teiles von Oesterreich-Ungarn einzumischen, mißbilligt und verschmäht, betrachtet es als ihre Pflicht, eine förmliche Warnung an die Offiziere, Beamten und die ganze Bevölkerung des Königreiches auszusprechen, daß sie fortan mit der äußersten Strenge gegen Personen vorgehen wird, die sich solcher Handlungen schuldig machen, zu deren Verhinderung und Unterdrückung sie alle Anstrengungen machen wird."

Diese Ankündigung soll zur Kenntnis der K. Armee gebracht werden durch einen Tagesbefehl, der im Namen Seiner Majestät des Königs durch S. K. Hoheit den Kronprinzen Alexander ausgegeben wird und soll im nächsten offiziellen Bulletin der Armee veröffentlicht werden.

1. Die K. Regierung verpflichtet sich ferner, der nächsten ordentlichen Session der Skuptschina ein Amendement zum Preßgesetz vorzulegen, das aufs strengste Aufreizungen zum Haß und zur Verachtung gegen die österreichisch-ungarische Monarchie bestraft, und ebenso alle Veröffentlichungen, deren allgemeine Tendenz gegen die territoriale Integrität der Monarchie gerichtet ist. Sie unternimmt es, bei zukünftiger Revision der Verfassung in Artikel 22 der Verfassung ein Amendement einzufügen, durch das die obigen Veröffentlichungen konfisziert werden können, was gegenwärtig durch die Bestimmung des Artikels 22 der Verfassung kategorisch verboten ist.

2. Die Regierung besitzt keinen Beweis, noch liefert die Note der K. K. Regierung einen solchen, daß die Gesellschaft Narodna Odbrana und andere ähnliche Gesellschaften bis zur Gegenwart irgend welche derartige verbrecherische Handlungen vermittels eines ihrer Mitglieder begangen haben. Nichtsdestoweniger wird die K. Regierung das Verlangen der K. K. Regierung annehmen und die Gesellschaft Narodna Odbrana auflösen und jede andere Gesellschaft, die gegen Oesterreich-Ungarn agitieren sollte.

3. Die K. serbische Regierung verpflichtet sich, unverzüglich aus dem öffentlichen Unterricht in Serbien alles zu entfernen, was dazu beiträgt oder beitragen könnte, die Propaganda gegen Oesterreich-Ungarn anzufachen, sobald die K. K. Regierung Tatsachen und Beweise dieser Propaganda liefert.

4. Die K. Regierung stimmt auch zu, aus dem militärischen Dienst alle Personen zu entfernen, denen die gerichtliche Untersuchung nachweist, daß sie Handlungen verschuldet haben, die sich gegen die Integrität des Gebietes der österreichisch-ungarischen Monarchie richten, und sie erwartet, daß die K. K. Regierung zu einem späteren Datum die Namen und Taten dieser Offiziere und Beamten mitteilt, zum Zwecke der Maßnahmen, die zu ergreifen sein werden.

5. Die K. Regierung muß gestehen, daß ihr der Sinn und der Zweck der Forderungen der K. K. Regierung nicht ganz klar ist, daß Serbien sich darauf einlassen sollte, auf seinem Gebiet die Mitarbeit von Delegierten der K. K. Regierung anzunehmen, aber sie erklärt, daß sie jede Mitarbeit zulassen wird, die sowohl mit den Grundsätzen des internationalen Rechts und Prozeßverfahrens, wie auch mit gut nachbarlichen Beziehungen in Einklang sein könnte. Die K. Regierung betrachtet es selbstverständlich als ihre Pflicht, eine Untersuchung gegen alle diejenigen zu eröffnen, die in das Komplott vom 28. Juni verwickelt sind, oder denen das eventuell nachgewiesen wird, und welche auf serbischem Gebiet sind. Was die Teilnahme von Agenten der österreichisch-ungarischen Behörden an dieser Untersuchung betrifft, die zu diesem Zwecke von der K. K. Regierung delegiert würden, kann die K. Regierung dieses Verlangen nicht annehmen, denn es würde eine Verletzung der Verfassung und der Strafprozeßordnung sein. Dennoch könnte es in bestimmten Fällen möglich gefunden werden, die Ergebnisse der fraglichen Untersuchung den österreichisch-ungarischen Vertretern mitzuteilen.

6. Noch an dem Abend, an dem die Note übergeben wurde, verhaftete die K. Regierung den Major Voja Tankositsch. Was Milan Ciganowitsch angeht, der Untertan der österreichisch-ungarischen Regierung ist, und der bis zum 15. Juni als Anfänger in der Verwaltung der Eisenbahnen verwandt wurde, ist es noch nicht möglich gewesen, ihn zu verhaften. Hinsichtlich der letzten Untersuchung wird die K. K. Regierung ersucht, gütigst in der gebräuchlichen Form möglichst bald sowohl die Mutmaßungen wie die eventuellen Beweise einer Schuld gegen diese Personen mitzuteilen, die bisher bei der Untersuchung in Serajewo gesammelt worden sind.

7. Die serbische Regierung wird die Maßregeln verstärken und ausdehnen, die ergriffen sind, um den unerlaubten Handel mit Waffen und Explosivstoffen über die Grenze zu verhindern. Es ist selbstverständlich, daß sie sofort eine Untersuchung anordnen und die Grenzbeamten an der Linie Schabatz-Losnitza streng bestrafen wird, die es an ihrer Pflicht fehlen ließen und den Urhebern des Verbrechens von Serajewo erlaubten, zu passieren.

8. Die K. Regierung wird gern Erklärungen geben hinsichtlich der Bemerkungen, die von ihren Beamten in Interviews sowohl in Serbien als im Auslande gemacht wurden, und die nach der Angabe der K. K. Regierung gegen die Monarchie

feindlich waren, ſobald die K. K. Regierung ihr die fraglichen Stellen jener Bemerkungen mitgeteilt und ſobald ſie gezeigt hat, daß die gemachten Bemerkungen wirklich von den Beamten geäußert wurden, hinſichtlich deren die K. Regierung ſelbſt Beweiſe ſammeln wird.

9. Die K. Regierung wird die K. K. Regierung über die Ausführung der in den vorhergehenden Punkten zuſammengefaßten Maßregeln benachrichtigen, ſoweit das noch nicht durch die gegenwärtige Note geſchehen iſt, ſobald jede Maßregel angeordnet und ausgeführt wird.

Im Falle die K. K. Regierung durch dieſe Antwort nicht zufrieden geſtellt ſein ſollte, iſt die K. ſerbiſche Regierung in Anbetracht, daß es im gemeinſamen Intereſſe liegt, die Löſung dieſer Frage nicht zu überſtürzen, wie immer bereit, eine friedliche Verſtändigung anzunehmen, ſei es indem dieſe Frage der Entſcheidung des Haager internationalen Gerichtshofes übertragen wird, oder den Großmächten, die an der Abfaſſung der Erklärung teilnahmen, welche von der ſerbiſchen Regierung am 18./31. März 1909 gegeben wurde.

25. Juli.

Amtliche Erklärung des K. K. Miniſteriums des Aeußern: Wir erhalten ſoeben die Nachricht, daß die ſerbiſche Regierung heute um 5 Uhr nachmittags ihre ganze Armee mobiliſiert hat. Die Regierung und alle Behörden verlaſſen Belgrad. Die ſerbiſche Garniſon hat Belgrad geräumt. Die Antwort der ſerbiſchen Regierung auf die öſterreichiſche Note iſt unbefriedigend.

Freiherr v. Giesl hat mit dem Geſandtſchaftsperſonal Belgrad verlaſſen.

Der Krieg

28. Juli.

Auf Grund allerhöchſter Entſchließung Seiner K. K. apoſtoliſchen Majeſtät vom 28. Juli 1914 wurde an die K. ſerbiſche Regierung eine in franzöſiſcher Sprache abgefaßte Kriegserklärung gerichtet, die in deutſcher Ueberſetzung folgendermaßen lautet: „Da die K. ſerbiſche Regierung die Note, welche ihr vom öſterreichiſch-ungariſchen Geſandten in Belgrad am 23. Juli 1914 übergeben worden war, nicht in befriedigender Weiſe beantwortet hat, ſo ſieht ſich die K. K. Regierung in die Notwendigkeit verſetzt, ſelbſt für die Wahrung ihrer Rechte und Intereſſen Sorge zu tragen und zu dieſem Ende an die Gewalt der Waffen zu appellieren. Oeſterreich-Ungarn betrachtet ſich daher von dieſem Augenblicke an als im Kriegszuſtand mit Serbien befindlich. Gez. Der öſterreichiſch-ungariſche Miniſter des Auswärtigen Graf Berchtold."

29. Juli.

Kaiſer Franz Joſef hat ein Manifeſt erlaſſen, in dem es heißt: „An meine Völker! Es war mein ſehnlichſter Wunſch, die Jahre, die mir durch Gottes Gnade noch beſchieden ſind, den Werken des Friedens zu widmen und meine Völker vor den ſchweren Opfern und Laſten eines Krieges zu bewahren. Im Rate der Vorſehung war es anders beſchloſſen. Die Umtriebe eines haßerfüllten Gegners zwingen mich zur Wahrung der Monarchie, zum Schutze ihres Anſehens und ihrer Machtſtellung und zur Sicherung ihres Beſitzſtandes nach langen Jahren des Friedens zum Schwert zu greifen. Ich vertraue auf meine Völker, die ſich in allen Stürmen ſtets in Einigkeit und Treue um meinen Thron geſchart haben und für die Ehre, Größe und Macht des Vaterlandes immer zu großen Opfern bereit waren. Ich vertraue auf Oeſterreich-Ungarns tapfere, von hingebungsvoller Begeiſterung erfüllte Wehrmacht. Und ich vertraue auf den Allmächtigen, daß er meinen Waffen den Sieg verleihen möge."

3. August.

Die öſterreichiſche Regierung erhebt nun allen Ernſtes die Anklage, daß der Kronprinz von Serbien zu den Anſtiftern des Attentats von Serajewo gehöre, wie ſein Vater unzweifelhaft Mitwiſſer der Ermordung des letzten Obrenowitſch und der Königin Draga war. Dieſe ſchwere Anklage kompliziert das Vorgehen der Oeſterreicher in Serbien ſchwer. Denn, wenn Oeſterreich die Anklage aufrecht erhält, dann muß es und wird es auch das Leben des Kronprinzen fordern.

Tod des größten Deutſchenfeinds und des größten Deutſchenfreunds im Ausland

10. Juli.

Um 9 Uhr abends erſchien der ruſſiſche Geſandte in Belgrad, Herr v. Hartwig, beim öſterreichiſch-ungariſchen Geſandten Freiherrn v. Giesl, um ihm einen Beſuch abzuſtatten. Während der Unterhaltung wurde Hartwig plötzlich von einem Unwohlſein befallen. Er griff plötzlich gegen das Herz, beugte den Kopf und fiel vom Kanapee auf den Fußboden. Frhr. v. Giesl ſprang hinzu und hob ihn auf das Kanapee. Nach fünf Minuten war der erſte Arzt zur Stelle. Gleich nach deſſen Eintreffen gab Hartwig den Geiſt auf. Die beiden anderen Aerzte, die kurze Zeit ſpäter erſchienen, konnten nur noch den eingetretenen Tod infolge Herzſchlages feſtſtellen. Inzwiſchen war auch die Tochter Hartwigs in der öſterreichiſch-ungariſchen Geſandtſchaft angekommen, doch fand ſie ihren Vater nur noch als Leiche vor. Die Leiche wurde in die ruſſiſche Geſandtſchaft gebracht.

12. Juli.

Der Zufall, der es gewollt hat, daß der ruſſiſche Geſandte in Belgrad, Herr v. Hartwig, der größte und geſchäftigſte Gegner der habsburgiſchen Monarchie, in den Räumen der öſterreichiſch-ungariſchen Geſandtſchaft in Belgrad, alſo auf öſterreichiſch-ungariſchem Boden, und in den Armen des öſterreichiſch-ungariſchen Geſandten Baron Giesl ſein Leben aushauchen ſollte, hat bei der politiſch überhitzten Atmoſphäre der ſerbiſchen Hauptſtadt natürlich die wildeſten Gerüchte aufflattern laſſen. Die ſerbiſche Regierung bemüht ſich jedoch, dieſen Gerüchten entgegenzutreten, und der Preßchef im ſerbiſchen Miniſterium des Aeußern Stefanowitſch erklärte einem Berichterſtatter, er möge die Meldungen einzelner ſerbiſcher Blätter entſchieden dementieren, wonach man in Belgrad dem Gerüchte Glauben ſchenke, daß Hartwig vergiftet worden ſei.

14. Juli.

Die Beerdigung des Geſandten v. Hartwig war wohl die großartigſte Trauerkundgebung, die Belgrad je geſehen. Das Vorbeiziehen des Zugs währte faſt eine halbe Stunde. Die ganze Garniſon war ausgerückt. Eine Unmaſſe von Kränzen und koſtbaren Blumengebinden wurde dem Sarg vorangetragen, darunter ein Kranz der ſerbiſchen Regierung, deſſen Schleifen die Aufſchrift trugen „Dem unvergeßlichen Freunde Serbiens“. Die kirchliche Einſegnung fand in der Kathedrale ſtatt. Von da bewegte ſich der Zug zum Friedhof, wo die Leiche im Ehrengrab beſtattet wurde, das

die Gemeinde von Belgrad gestiftet hatte. In der Kathedrale sprach der Metropolit, am Grabe der Oberbürgermeister. Die Trauerfeier dauerte 4 Stunden. Die Blätter veröffentlichen ein Telegramm des Ministers Sasanow, worin dieser bereitwillig die nachgesuchte Genehmigung zur Beisetzung Hartwigs in Serbien erteilt mit dem Zusatz, daß er darin nicht bloß eine Aufmerksamkeit für den Verstorbenen, sondern auch eine besondere Ehrung Rußlands erblicke.

Nikolaj Henrikowitsch v. Hartwig war trotz seines deutschen Namens und seiner deutschen Abkunft ein fanatischer Vorkämpfer des Panslawismus von der Färbung der Ignatiew und Iswolski. In der Wahl seiner Mittel war er von einer geradezu naiven Skrupellosigkeit. Als die Skutarifrage in ihr kritisches Stadium getreten war, und die Großmächte, um ein isoliertes Vorgehen Oesterreich-Ungarns, das schon die bewaffnete Faust reckte, zu verhindern, einen Gesamtschritt in Belgrad beschlossen hatten, hielt Hartwig die auch ihm von seiner Regierung übersandte Weisung zur Teilnahme an dem Schritt 3 Tage lang zurück. Erst als der englische Gesandte sich über ihn bei seiner Regierung beschwerte und diese dann energische Vorstellungen in Petersburg erhob, ließ sich Herr v. Hartwig herbei, mitzumachen. Dieses Spiel hat er mehr als einmal getrieben und damit den Weltfrieden in ernste Gefahr gebracht. Im persönlichen Verkehr war er von bestrickender Liebenswürdigkeit. Auch mit dem Grafen Berchtold und dem österreichisch-ungarischen Gesandten in Belgrad stand er äußerlich auf freundschaftlichstem Fuße. Hartwig, der außer Russisch und anderen slawischen Sprachen Deutsch, Französisch und Englisch vollkommen beherrschte, war ein Mann von reicher literarischer und künstlerischer Bildung. Er war ein vollendeter Musiker, schwärmte für Wagner und spielte selbst ausgezeichnet Klavier. Ihn spielen zu hören — er ließ sich oft in Gesellschaften vernehmen — war ein Genuß. Er war sonst ein Lebenskünstler vornehmsten Stils, berühmt als glänzender Kartenspieler. Seine große, korpulente Erscheinung mit dem mächtigen graumelierten Vollbart war unzweifelhaft die populärste in der serbischen Hauptstadt, und diejenigen haben gewiß nicht ganz unrecht, die in den letzten Jahren in Herrn v. Hartwig den eigentlichen Regenten Serbiens erblickten.

(Schwäbischer Merkur.)

31. Juli.

In Paris ist Jean Jaurès, der bekannte sozialistische Führer und Abgeordnete, abends das Opfer eines Attentats geworden. Jaurès saß mit einigen Freunden im Café Croissant in der Nähe einer Nische, die auf die Straße führte und durch einen Vorhang abgeschlossen war. Plötzlich erschien hinter dem Vorhang eine Hand. Ehe Jaurès eine Bewegung machen konnte, wurde er von zwei Kugeln in den Kopf getroffen und sank um. Der Täter wurde einige Augenblicke später verhaftet. Er weigerte sich, seine Personalien anzugeben. Man fand bei ihm zwei Revolver und eine Karte, aus der hervorging, daß er die Louvreschule besuchte. Die Behörden und Aerzte kamen sofort nach dem Attentate an. Die Aerzte konnten nur den Tod feststellen. Auf den Straßen herrschte eine ungeheure Aufregung. Es wurde „Vive Jaurès" gerufen.

5. August.

Ueber die Ursache der Ermordung Jaurès erfährt man jetzt folgendes: Am Tage vor dem Mordanschlag war Jaurès sehr leidenschaftlich in den Wandelgängen der Kammer gegen den Krieg aufgetreten. Er suchte in der Kammer den Ministerpräsidenten Viviani auf, um diesem Vorstellungen zu machen. In Abwesenheit Vivianis wandte er sich an den Minister des Innern, Malvy, und drang auf diesen ein, die französische Regierung zu beschwören, mit der größten Wucht, über die Frankreich verfüge, einen Druck auf Rußland im Interesse des Friedens auszuüben. Die feurigen Argumentationen Jaurès' lockten zahlreiche Zuhörer in die Wandelgänge und seine Ausführungen

machten tiefen Eindruck. Jaurès sagte, es genüge nicht, sanfte Konversationen mit Rußland zu führen. „Fest und energisch muß die Sprache sein, mit der wir uns nach Petersburg wenden. Rußland muß erfahren, wie wir über die Sache denken. Wir müssen ihm sagen, daß in dem Kriege, den es heraufbeschwören will, Rußland weit weniger riskiert als Frankreich, und daß daher unser Land das Recht habe zu verlangen, daß sein russischer Bundesfreund dem deutschen Standpunkt so weit als möglich entgegenkomme. Rußland muß den englischen Vorschlag annehmen, andernfalls hat Frankreich in Petersburg wissen zu lassen, daß wir Rußland nicht folgen, sondern mit England zusammenbleiben werden." Der Mörder heißt Raoul Villain, ist 29 Jahre alt und Sohn eines Gerichtsschreibers in Reims. Er ist Mitglied der Vereinigung „Sillon". Diese Vereinigung steht im Dienste jener nationalistisch-klerikalen Strömung, die die Dreyfusaffäre verschuldet hat und die Verwirklichung ihrer Hoffnungen von der russischen Allianz erwartet.

Jaurès war 1859 geboren; er war lange Jahre Philosophieprofessor in Toulouse. In ihm verliert der französische wie der internationale Sozialismus seine bedeutendste geistige Persönlichkeit, die nicht nur den sozialistischen Gedankenschatz in hohem Maße zu bereichern und zu vertiefen wußte, sondern auch ein Moment der Mäßigung hineintrug, das von den Ultras seiner Partei nicht zu überwinden war. Wiederholt hat er seine auch im physischen Sinne mächtige Stimme gegen den „russischen Freund" erhoben, indem er immer wieder darauf hinwies, daß er Frankreich nur in blutige Verwicklungen stürzen würde. Deutschland ehrt in Jaurès den Mann, der am erfolgreichsten von allen für eine Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland gewirkt hat, — und gerade dieses hohe Ziel hat ihm das Leben gekostet.

Englands zweideutige Haltung

22. Juli.

Auf königlichen Befehl wird die probeweise mobilisierte englische Kriegsflotte bis 15. August auf dem verstärkten Bemannungsstand belassen.

26. Juli.

In Rom ist an amtlicher Stelle bekannt geworden, daß die englische Regierung dem russischen Botschafter in London erklärt hat, sie sei an den gegenwärtigen Vorgängen zwischen Serbien und Oesterreich vollkommen desinteressiert. Der russische Botschafter habe diese Botschaft mit dem Bemerken an seine vorgesetzte Behörde weiter gegeben, daß ihm die Haltung der englischen Behörde aufgefallen sei.

Der Vermittlungsvorschlag

27. Juli.

Wie am 26. Juli abends in den diplomatischen Kreisen Londons bekannt wurde, hat die englische Regierung ihre Botschafter in Paris, Berlin und Rom angewiesen, Schritte anzuregen, die in Wien und Petersburg unternommen werden sollten, damit den an dem österreichisch-serbischen Konflikt nicht direkt interessierten vier Mächten, nämlich Deutschland, Frankreich, Italien und England die Aufgabe der Vermittlung übertragen werde. Sir Edward Grey gab darüber am 27. Juli im Unterhaus folgende Erklärung ab: „Ich glaube dem Hause ausführlich die Stellung, die die britische Regierung bis jetzt eingenommen hat, darlegen zu müssen. Letzten Freitag morgen erhielt ich vom österreichisch-ungarischen Botschafter den Text der Mitteilungen der österreichisch-ungarischen Regierung an die Mächte, die auch in der Presse erschienen sind

und die Forderungen Oesterreich-Ungarns an Serbien enthalten. Nachmittags sah ich die übrigen Botschafter und drückte ihnen gegenüber die Ansicht aus, daß, solange der Streit auf Oesterreich-Ungarn beschränkt bleibe, wir kein Recht hätten, uns einzumischen. Wenn aber die Beziehungen zwischen Oesterreich-Ungarn, Deutschland und Rußland bedrohlich würden, sei es eine Sache des europäischen Friedens und gehe uns alle an. Ich wußte in jenem Augenblick nicht, welchen Standpunkt die russische Regierung eingenommen hatte und ich konnte deswegen keinen unmittelbaren Vorschlag machen, aber ich sagte: Wenn die Beziehungen zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland einen bedrohlichen Charakter annehmen, so scheine mir die einzige Aussicht für den Frieden darin zu bestehen, daß die vier an der serbischen Frage nicht unmittelbar interessierten Mächte, nämlich Deutschland, Frankreich, Italien und Großbritannien in Petersburg und Wien gleichzeitig und zusammen dahin wirken sollen, daß Oesterreich und Rußland die militärischen Operationen einstellen möchten, während sich die vier Mächte bemühen würden, eine Beilegung des Konflikts zu erzielen. Nachdem ich gehört hatte, daß Oesterreich-Ungarn die Beziehungen zu Serbien abgebrochen hatte, machte ich folgenden Vorschlag: Ich wies gestern nachmittag die britischen Botschafter in Paris, Berlin und Rom telegraphisch an, bei den Regierungen, bei denen sie beglaubigt sind, anzufragen, ob diese gesinnt seien, ein Einvernehmen dahin zu treffen, daß der französische, der deutsche und der italienische Botschafter in London mit mir zu einer Konferenz in London zusammentreten, um sich zu bemühen, Mittel zur Beilegung der gegenwärtigen Schwierigkeiten zu finden. Gleichzeitig beauftragte ich unsere Vertreter, jene Regierungen zu ersuchen, ihre Vertreter in Wien, Petersburg und Belgrad zu ermächtigen, die dortigen Regierungen von der vorgeschlagenen Konferenz zu unterrichten, und zu ersuchen, alle aktiven militärischen Operationen bis zur Beendigung der Konferenz einzustellen.

Darauf habe ich noch nicht alle Antworten erhalten. Bei diesem Vorschlag ist natürlich die Zusammenarbeit der vier Mächte das Wesentliche. In einer so schweren Krisis wie dieser würden die Bemühungen einer einzelnen Macht, den Frieden zu erhalten, unwirksam sein. Die in dieser Angelegenheit zur Verfügung stehende Zeit war so kurz, daß ich die Gefahr auf mich nehmen mußte, einen Vorschlag zu machen, ohne die üblichen vorbereitenden Schritte zu unternehmen, um mich zu versichern, ob er gut aufgenommen werden würde. Aber, wo die Dinge so ernst sind und die Zeit so kurz, läßt sich die Gefahr, etwas Unwillkommenes vorzuschlagen, nicht vermeiden. Ich bin trotzdem der Ansicht, daß, angenommen, daß der in der Presse erschienene Text der serbischen Antwort richtig ist, wie ich es glaube, dieser Vorschlag wenigstens eine Grundlage bieten sollte, auf der eine freundschaftliche und unparteiische Gruppe von Mächten, unter denen sich Mächte befinden, die bei Oesterreich-Ungarn und Rußland gleiches Vertrauen genießen, imstande sein sollte, eine Beilegung zu finden, die allgemein annehmbar sein würde. Jedem, der nachdenkt, muß es klar sein, daß in dem Augenblicke, wo der Streit aufhört, einer zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien zu sein, und einer wird, in den eine andere Großmacht verwickelt ist, dies mit einer der größten Katastrophen enden kann, die jemals den Kontinent Europas heimgesucht haben, und niemand kann sagen, was das Ende der ausgebrochenen Streitigkeiten sein wird, und ihre direkten und indirekten Folgen würden unberechenbar sein."

27. Juli.

Italien hat dem Vorschlag Greys auf Einberufung einer Konferenz vorbehaltlich der deutschen Zustimmung zugestimmt. Die österreichische Regierung hat geantwortet, sie sei bereit, ihn in Erwägung zu ziehen, halte jedoch ihre militärischen Maßnahmen aufrecht.

28. Juli.

Frankreich hat der britischen Regierung sein völliges Einverständnis mit dem Vorschlag des Staatssekretärs Grey mitgeteilt.

Die deutsche Reichsregierung erkennt die freundlichen Absichten der Vermittlungsvorschläge Sir Edward Greys durchaus an und würde auch eine auf Oesterreich-Ungarn und Rußland sich erstreckende Vermittlung für durchaus gerechtfertigt halten. Sie könnte aber an einer Vermittlung zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien gegen den Wunsch des ersteren nicht teilnehmen und, da die Vorschläge Greys beide Vermittlungen verknüpfen, so scheinen sie der deutschen Regierung praktischen Erfolg nicht zu versprechen.

Das Auswärtige Amt in London hat die Mitteilung erhalten, daß Rußland im Grundsatz dem britischen Konferenzvorschlag zustimme; gleichzeitig wünsche Rußland den direkten Meinungsaustausch mit Wien fortzusetzen.

29. Juli.

Die englische Mittelmeerflotte soll morgen in Malta eintreffen. Es werden energische Vorbereitungen getroffen, damit die Flotte sofort nach ihrer Ankunft Kohlen und Proviant übernehmen kann. Die erste Flotte ist mit versiegelter Ordre von Portland aus in westlicher Richtung in See gegangen.

Die österreichisch-russische Verwicklung

26. Juli.

Sämtliche russische Offiziere in Wien sind auf Stellungsbefehl zu ihren Korps eingerückt.

28. Juli.

In Süd- und Südwestrußland ist eine teilweise Mobilmachung angeordnet worden.

30. Juli.

Nachdem der englische Vermittlungsvorschlag als gescheitert anzusehen ist, verlangt Rußland von Oesterreich gewisse Garantien für den Fall, daß Serbien geschlagen ist. Diese Garantien beziehen sich nicht nur auf die territoriale Integrität Serbiens, sondern Rußland verlangt auch, daß Serbien auf keinen Fall gewisse Forderungen der österreichischen Note annehmen müsse. Denn Rußland will nicht zugeben, daß Oesterreich nach dem Krieg ein Protektorat über Serbien ausübe. Gleichzeitig erklärt Rußland den Mächten, daß es militärische Vorkehrungen treffe, um beim Abschluß des Krieges nicht ungerüstet zu sein und sein Prestige auf dem Balkan wahren zu können.

30. Juli.

Ein Ukas ruft die Reservisten von 23 ganzen Gouvernements und von 80 Distrikten anderer Gouvernements, ferner Reservisten der Flotte und einen Teil der beurlaubten Kosaken unter die Fahnen.

31. Juli.

Nach einer amtlichen Meldung aus Allenstein kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die russische Mobilmachung auch an der deutschen Grenze in vollem Gange ist.

Phot. C. Pietzner, Wien

Franz Josef I.
Kaiser von Österreich und König von Ungarn

Durch einen Erlaß vom 31. Juli hat der Kaiser von Oesterreich die allgemeine Mobilisierung des Heeres und der Kriegsmarine und der beiden Landwehren sowie die Aufbietung und Einberufung des Landsturmes anbefohlen. Diese Verfügung ist veranlaßt durch die von Rußland angeordnete Mobilisierung. Der vom Kaiser befohlenen Maßnahme wohnt keine, wie immer geartete aggressive Tendenz inne, sondern es handelt sich lediglich um eine vorsichtshalber getroffene Vorkehrung zum unerläßlichen Schutze der Monarchie.

1. August.

Ein Ukas des Zaren ordnet an, daß Finnland und die finnischen Gewässer in Kriegszustand versetzt werden.

3. August.

In einer Reihe von russischen Gouvernements wurde der Kriegszustand erklärt. Durch kaiserlichen Ukas wird die Reichsduma und der Staatsrat zu einer außerordentlichen Sitzung einberufen. Ferner wird durch amtlichen Ukas ein Moratorium angeordnet.

Großfürst Nikolai Nikolajewitsch ist zum Generalissimus der russischen Streitkräfte ernannt worden.

Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, geb. 1856, ein bereits im Türkenkriege 1877 bewährter Offizier, ist seit 1905 Vorsitzender des russischen Landesverteidigungsrates und Oberkommandierender des Petersburger Militärbezirks. Er gilt als das Haupt der Panslawisten und ist der Inbegriff des russischen Deutschenhasses, jedenfalls die eigentliche Seele des nun beginnenden Weltkrieges. Für ihn hat es von jeher nur den Militärdienst gegeben, nicht einmal die Frauen. Eine Ironie der alten höfischen Formen ist es, daß er seit der Schlacht von Plewna Inhaber des preußischen Ordens Pour le mérite und seit 1897 Chef des Magdeburgischen Husarenregiments ist.

Frankreich vor dem Krieg

3. Juli.

In der vorigen Woche erfreute der französische Senator Chautemps als Berichterstatter über das Marinebudget durch die herzerfrischende Offenheit, mit der er die strategischen Pläne der französischen Flottenpolitik klarlegte. Alles, meinte er, komme darauf an, Deutschland in eine Lage zu versetzen, daß es einen Krieg nicht lange auszuhalten vermöge. Bei der Vielgestaltigkeit der Bedürfnisse seiner riesenhaft entwickelten Volkswirtschaft müsse man ihm und dem Dreibund überhaupt die Zufuhr von außen abschneiden. Dafür zu sorgen, sei Sache der Marinen des Dreiverbands. England und Rußland hätten die Küsten der Nord- und Ostsee zu blockieren und im Mittelmeer habe Frankreich zu bewirken, daß Deutschland nicht über die italienischen Häfen oder über Triest versorgt werden könne. Deshalb müsse die französische Seekriegsmacht auf eine Höhe gebracht werden, daß sie die vereinigten italienischen und österreichischen Flotten rasch zu überwinden vermöge.

Die Logik des Herrn Chautemps ist so einfach und so zwingend, daß man nichts gegen sie einwenden kann. Nur ist sie nicht gerade neu. Aehnliche umfassende Pläne hat man von französischen Zeitungen und Broschüren schon oft entwickeln sehen. Der Reiz liegt hier nur darin, daß es der Berichterstatter des hohen Senats ist, dem wir diese Offenherzigkeit zu verdanken haben. Man kann nicht zweifelhaft sein, daß wir in diesen Ausführungen die amtliche Politik Frankreichs vor uns haben. Noch niemals ist der An-

spruch Frankreichs auf die Vorherrschaft, ja auf die Alleinherrschaft im Mittelmeer so unzweideutig erhoben worden wie von Chautemps. Er sagt rund heraus: „Wir müssen uns, koste es, was es wolle, diese Herrschaft sichern durch eine entscheidende Ueberlegenheit über die vereinten Flotten Oesterreichs und Italiens."

13. Juli.

Humbert, der Berichterstatter der Heereskommission, erklärte im französischen Senat, daß, wenn das Dreijahresgesetz auch dem Lande die notwendige Zahl gegeben habe, doch noch eine große Anstrengung nötig sei, um die materielle Organisation zu verbessern. Er wies vor allem darauf hin, daß das Material der Feldartillerie gegenüber dem deutschen ins Hintertreffen gerate. Der französischen Armee fehlten Offiziere. Das Bedürfnis nach ihnen liege klar zu Tag und sei jetzt anerkannt. Deutschland verfüge über ein erstklassiges Material. Was die Festungsartillerie betreffe, so stehe Frankreich hierin nicht besser da. Für viele Geschütze habe man zum großen Teil Granaten aus Gußeisen. Die französische Haubitze entspreche nicht mehr den Anforderungen des Krieges und sei geringwertiger als die deutsche. Der Redner warf der Heeresverwaltung vor, aus dem bemerkenswerten Fortschritt der französischen Industrie keinen Nutzen gezogen zu haben. Die Festungskommandanten forderten seit langen Jahren vergeblich die Vermehrung ihrer Bestände und einen Umtausch alten Materials gegen neues. Sie forderten auch eine Verteilung der Granaten über mehrere Plätze. In dieser Hinsicht sei nichts geschehen und die Granaten würden nach wie vor in einem einzigen Magazin aufbewahrt. Die französische Industrie liefere gewisse Gegenstände dem Auslande in besserer Qualität als dem Heere. Es sei nicht genügend Geschützmunition vorhanden. Auch fehle es an anderen Ausrüstungsgegenständen, darunter an zwei Millionen Paar Schuhen. Man verfüge gegenwärtig nicht über das notwendige Material, um die Mosel und den Rhein zu überschreiten. Die Befestigungen an den Forts zwischen Toul und Verdun seien seit 1875 nicht verbessert worden. Sie könnten nur ungenügend Widerstand leisten. Der Eindruck, den die Einnahme eines dieser Forts zu Anfang eines Krieges auf das Land machen würde, sei nicht abzusehen. Humbert wies darauf hin, daß Deutschland im Gegenteil alle seine Werke an der Grenze in die Lage versetzt habe, ihre Aufgaben zu erfüllen.

29. Juli.

Von der italienisch-französischen Grenze wird französische Mobilisierung gemeldet, die am 28. Juli abends begonnen haben soll.

Genfer Reisende, die an diesem Tage abends in Paris vom Ostbahnhof nach der Schweiz abreisen wollten, wurden gezwungen, den Lyoner Bahnhof zu benützen, da ersterer militärisch besetzt und für Truppentransporte reserviert war, für welche laut Bericht über 20 Züge in Bereitschaft standen.

Einer Depesche aus Tanger zufolge erhielten die französischen Offiziere den Befehl, nach Frankreich zurückzukehren. General Liautey erklärte, falls Frankreich in den Krieg verwickelt würde, würden die Truppen das Innere Marokkos räumen und nur Casablanca und Rabat halten. Aehnlich geschehe es in Algerien und Tunis.

1. August.

Um 5 Uhr nachmittags ist die völlige Mobilisierung der französischen Streitkräfte angeordnet worden. Der Präsident und die Mitglieder der Regierung haben einen Aufruf an das französische Volk erlassen, in dem es heißt, seit einigen Tagen habe die Lage Europas sich wesentlich verschlimmert, und trotz der Anstrengungen der Diplomatie habe sich der Horizont verfinstert. Die meisten Nationen mobilisieren, selbst

neutrale Staaten, um die garantierte Neutralität zu schützen. Frankreich, das seine friedlichen Absichten kundgegeben und im Verlaufe der letzten tragischen Tage Europa den Rat zur Mäßigung und ein lebendiges Beispiel der Verständigkeit gegeben habe und seine Anstrengungen zur Erhaltung des Weltfriedens verdoppelte, habe sich auf alle Eventualitäten vorbereitet und jetzt die ersten unerläßlichen Maßnahmen zum Schutze seines Gebietes getroffen, eingedenk seiner Verantwortung und in dem Bewußtsein, daß es eine geheiligte Pflicht verletze, wenn es die Dinge ließe, wie sie sind. Die Regierung habe die Anordnung getroffen, die die Lage gebiete. Mobilisation bedeute nicht Krieg. Im Augenblick erscheine sie im Gegenteil als das beste Mittel, den Frieden in Ehren zu erhalten. Schließlich sagt das Manifest, die Regierung hoffe noch, eine friedliche Lösung zu erzielen, sie rechne mit der Kaltblütigkeit der Nation und zähle auf den Patriotismus aller Franzosen, die alle bereit seien, ihre Pflicht zu tun. „In dieser Stunde," sagt der Aufruf, „gibt es keine Parteien, nur ein einiges, friedliches und entschlossenes Frankreich, das Vaterland des Rechts und der Gerechtigkeit, in Ruhe, Würde und Wachsamkeit geeint."

3. August.

Präsident Poincaré hat einen Erlaß unterzeichnet, wonach der Belagerungszustand über Frankreich und Algerien verhängt ist.

Der französische Ministerrat hat beschlossen, das Datum der Einberufung der Kammer auf den 4. August festzusetzen.

Deutschland im europäischen Konflikt

29. Juli.

Die deutsche Flotte ist in ihre Heimathäfen zurückgekehrt und zwar die Nordseeschiffe nach Wilhelmshaven und die der Ostsee nach Kiel.

31. Juli.

Aus Petersburg ist die Nachricht des deutschen Botschafters eingetroffen, daß die allgemeine Mobilmachung der russischen Armee und Flotte befohlen worden ist. Darauf hat der Kaiser gemäß Artikels 68 der Reichsverfassung das Reichsgebiet ohne Bayern in Kriegszustand erklärt. Der Kriegszustand ist gleichbedeutend mit dem Belagerungszustand in Preußen.

Der König von Bayern hat verordnet, daß über das gesamte Gebiet des Königreichs der Kriegszustand verhängt wird. Weiter hat seine Majestät bestimmt, daß für die Pfalz das Standrecht angeordnet wird.

31. Juli.

Nachdem die auf Wunsch des Zaren selbst unternommene Vermittlungsarbeit von der russischen Regierung durch die allgemeine Mobilisierung der russischen Armee und Marine gestört wurde, hat die Regierung des Kaisers in St. Petersburg wissen lassen, daß die deutsche Mobilisierung in Aussicht steht, falls Rußland nicht binnen 12 Stunden seine Kriegsvorbereitungen einstellt und hierüber eine bestimmte Erklärung gibt. Gleichzeitig ist an die französische Regierung eine Anfrage über ihre Haltung im Falle eines deutsch-russischen Kriegs gerichtet worden.

1. August.

Der deutsche Botschafter in Petersburg hat namens seiner Regierung 7.30 Uhr abends dem russischen Minister des Auswärtigen die Kriegserklärung überreicht.

Der Kaiser hat die allgemeine Mobilmachung der gesamten deutschen Armee befohlen. Der 2. August ist als erster Mobilmachungstag bezeichnet.

2. August.

Der Kaiser hat in den Grenzbezirken den Landsturm aufgerufen (die Aufrufung ist nicht gleichbedeutend mit der Einberufung).

Im Bereich des 1. (bayerischen) Armeekorps ist der Landsturm teilweise einberufen worden. Die Einberufung beschränkt sich auf einige ausgebildete Jahrgänge der Feld- und Fußartillerie und der Pioniere.

Eine kaiserliche Verordnung beruft den Reichstag auf Dienstag, 4. August ein.

3. August.

Amtliche Meldung: Bisher hatten deutsche Truppen, dem erteilten Befehl gemäß, die französische Grenze nicht überschritten. Dagegen greifen seit gestern französische Truppen ohne Kriegserklärung unsere Grenzposten an. Sie haben, obwohl uns die französische Regierung noch vor wenigen Tagen die Innehaltung einer unbesetzten Zone von 10 km zugesagt hat, an verschiedenen Punkten die deutsche Grenze überschritten. Französische Kompagnien halten seit gestern nacht deutsche Ortschaften besetzt. Bombenwerfende Flieger kommen seit gestern nach Baden, Bayern und unter Verletzung der belgischen Neutralität über belgisches Gebiet in die Rheinprovinzen und versuchen, unsere Bahnen zu zerstören. Frankreich hat damit den Angriff gegen uns eröffnet und den Kriegszustand hergestellt. Des Reiches Sicherheit zwingt uns zur Gegenwehr. Der Kaiser hat die erforderlichen Befehle erteilt und die deutsche Botschaft in Paris angewiesen, ihre Pässe zu fordern.

Der deutsche Gesandte in Brüssel hat am 2. August abends 7 Uhr der belgischen Regierung ein Ultimatum überreicht, das bis zum 3. August morgens 7 Uhr ausführliche Antwort darüber fordert, ob Belgien bereit sei, die deutschen Operationen zu erleichtern. Der Ministerrat beschloß, ablehnend zu antworten.

Der deutsche Botschafter Freiherr von Schön hat abends um 10 Uhr mit dem Personal der Botschaft, des deutschen Konsulats und der bayerischen Gesandtschaft Paris verlassen.

4. August.

Die französische Regierung hat den französischen Botschafter angewiesen, Berlin zu verlassen und das Archiv der Botschaft, sowie die Wahrung der französischen Interessen dem amerikanischen Botschafter anzuvertrauen. Der deutsche Botschafter Frhr. von Schön hat den Botschafter der Vereinigten Staaten gebeten, die Sorge für die Interessen der Deutschen in Frankreich zu übernehmen.

Der Generalissimus Joffre hat Paris verlassen, um sich zur Grenze zu begeben.

Manifeste und Ansprachen von Reichsfürsten

Der Kaiser

31. Juli.

Anläßlich der patriotischen Kundgebungen im Lustgarten erschienen der Kaiser, die Kaiserin und Prinz Adalbert am Abend an den Fenstern des Rittersaals und wurden stürmisch begrüßt. Der Kaiser richtete eine Ansprache an das Publikum. Seine Worte wurden von tosenden Zustimmungsrufen übertönt. Der Kaiser sagte:

„Eine schwere Stunde ist heute über Deutschland hereingebrochen. Neider überall zwingen uns zu gerechter Verteidigung. Man drückt uns das Schwert in die Hand. Ich hoffe, daß, wenn es nicht in letzter Stunde meinen Bemühungen gelingt, die Gegner zum Einsehen zu bringen und den Frieden zu erhalten, wir das Schwert mit Gottes Segen führen werden, bis wir es mit Ehren wieder in die Scheide stecken können. Enorme Opfer an Gut und Blut würde ein Krieg vom deutschen Volk erfordern. Den Gegnern aber werden wir zeigen, was es heißt, Deutschland anzugreifen. Und nun empfehle ich Euch Gott. Jetzt gehet in die Kirche und kniet nieder vor Gott und bittet ihn um Hilfe für unser braves Heer."

Hoch- und Hurrarufe und patriotische Lieder antworteten dem Kaiser.

1. August.

Eine ungeheure Menschenmenge wälzte sich gegen Abend die Linden hinauf und staute sich vor dem kronprinzlichen Palais, wo berittene Schutzleute mühsam die Passage aufrecht erhielten. Die Schloßbrücke war abgesperrt. Plötzlich zeigten sich der Kaiser und die Kaiserin auf dem Mittelbalkon des Schlosses. Sogleich wurde die Absperrung aufgehoben und die Menge eilte im Laufschritt unter unaufhörlichen Hochrufen über die Brücke vor das Schloß, „Heil dir im Siegerkranz" und „Deutschland, Deutschland über alles" singend. Dann hörte man den Ruf „Ruhe!" und der Kaiser, dessen Stimme deutlich vernehmbar über den Platz klang, sprach. Er sagte, er danke für die Liebe und Treue, die ihm erwiesen werden. Wenn es zum Kampfe komme, höre jede Partei auf. Wir seien nur noch deutsche Brüder. In Friedenszeiten habe ihn ja wohl die eine oder die andere Partei angegriffen, das verzeihe er von ganzem Herzen. Wenn unser Nachbar uns den Frieden nicht gönne, dann hoffe und wünsche er, daß unser gutes deutsches Schwert siegreich aus dem Kampfe hervorgehe.

Als er geendet, erschollen stürmische Hochrufe. Während der Kaiser und die Kaiserin sich zurückzogen, erklang „Die Wacht am Rhein" und der Strom flutete zu den Linden zurück.

Die deutschen Könige

1. August.

König Ludwig III. von Bayern richtete an den deutschen Kaiser nachstehendes Telegramm:

„Das bayerische Heer ist heute, mit dem Beginn der Mobilisierung, unter Deinen Befehl als Bundesfeldherr getreten.

Schon in Friedenszeiten in dem Geiste erzogen, der die deutschen Truppen vor 44 Jahren zum Siege führte, wird das bayerische Heer sich des Vertrauens würdig erweisen, das ganz Deutschland in seine Kriegstüchtigkeit setzt.

Nie ist das Deutsche Reich vor einer ernsteren Entscheidung gestanden, als in dieser Stunde, in der seine Fürsten und Völker wie ein Mann aufstehen, um seine Ehre, Stellung und Zukunft gegen mächtige Feinde zu verteidigen.

Nie aber wird sich die unerschütterliche Treue, in der die Deutschen zusammenstehen, überwältigender offenbaren, als in dem Kampfe, der uns aufgezwungen wird. Das Vertrauen auf Gott und seine Gerechtigkeit wird unsere Heere stärken. In dem Bewußtsein ihrer Geschlossenheit, ihrer eisernen Manneszucht und ihres ernsten Mutes werden sie, wenn es zum Kriege kommen sollte, den Kampf für Ew. Majestät und das gemeinsame Vaterland, für den Ruhm und die Würde des deutschen Namens mit Ehre bestehen. In dieser Erwartung heiße ich Bayerns Söhne, sich um ihre Fahnen scharen, und bitte Gott, er möge, wenn der Kampf entbrennt, den deutschen Waffen den Sieg verleihen."

Antwort des Kaisers:
Berlin, 1. August, 10.25 abends.

„Mit aufrichtigem Dank für Deinen ergreifenden telegraphischen Gruß kann ich keine Worte finden, Dir Meine Gefühle zu beschreiben bei dieser begeisterten Stimmung in unserem teuren deutschen Vaterlande. Die gerechte Sache und das gute Gewissen geben der deutschen Nation den Mut und die siegesfreudige Zuversicht gegen eine Welt von Feinden. Die Ehre des deutschen Namens und die Grenzen unserer Heimat zu verteidigen, dieser ideale Gedanke erfüllt jetzt jeden Deutschen und beglückt Mich in Meiner überwältigenden Verantwortung in hohem Grade. Möge der Himmel uns beistehen in diesem uns ruchlos aufgedrungenen Kampfe um unsere heiligsten Güter.

Deine braven Landeskinder, die zu führen Mir ein Stolz ist, werden gewiß dabei Ehre einlegen. Gott sei mit uns!"

Wilhelm.

Der König von Bayern hat an sein Heer nachstehendes Manifest gerichtet:

„An Mein Heer! Alle Versuche, den Frieden in Ehren zu wahren, haben unsere Nachbarn zu Schanden gemacht. Die Ehre des Reiches und das Schicksal des Vaterlandes stehen auf dem Spiel und zwingen uns das Schwert in die Hand. Unter dem Oberbefehl unseres erhabenen und geliebten Bundesfeldherrn, des deutschen Kaisers, wird die auch schon in manch schweren Tagen erprobte bayerische Armee ihren Mann stellen, ihrer in ernster Friedensarbeit gestählten Kraft bewußt, ein würdiges Glied unseres großen deutschen Heeres, würdig der Opfer ihrer Väter. Mit diesem Wunsche begleite ich meine brave Armee ins Feld, vertrauend auf den Allmächtigen Gott, der unsere gerechte Sache schirmen wird, erflehe ich seinen Segen für Bayerns und des deutschen Heeres Fahnen!"

Gegeben zu München am 1. August 1914.

Ludwig.

4. August.

Der König von Bayern hat folgendes Manifest ausgegeben:

„An meine Bayern!

Deutschland hat den Kampf nach zwei Fronten aufgenommen. Der Druck der Ungewißheit ist von uns gewichen. Das deutsche Volk weiß, wer seine Gegner sind. In ruhigem Ernst, erfüllt von Gottvertrauen und Zuversicht, scharen unsere wehrhaften Männer sich um die Fahnen. Es gibt kein Haus, das nicht teil hätte an diesem frevelhaft uns aufgedrungenen Krieg.

Bewegten Herzens sehen wir unsere Tapferen ins Feld ziehen. Der Kampf, der unser Heer erwartet, geht um die heiligsten Güter, um unsere Ehre und Existenz. Gott hat das deutsche Volk in vier Jahrzehnten rastloser Arbeit groß und stark gemacht. Er hat unser Friedenswerk sichtbar gesegnet. Er wird mit unserer Sache sein, die gut und gerecht ist.

Wie unsere tapferen Soldaten draußen vor dem Feinde, so stelle auch zu Hause jeder seinen Mann. Wollen wir, jeder nach seiner Kraft, im eigenen Lande Helfer sein für die, die hinausgezogen sind, um mit starker Hand den Herd der Väter zu verteidigen. Tue jeder freudig die Pflicht, die sein vaterländisches Empfinden ihn übernehmen heißt. Unsere Frauen und Töchter sind im Lande mit tatkräftigem Beispiele vorangegangen.

Bayern! Es gilt das Reich zu schützen, das wir in blutigen Kämpfen mit erstritten haben. Wir kennen unsere Soldaten und wissen, was wir von ihrem Mut, ihrer

Manneszucht und Opferwilligkeit zu erwarten haben. Gott segne unser tapferes deutsches Heer, unsere machtvolle Flotte und unsere treuen österreichisch-ungarischen Waffenbrüder. Er schütze den Kaiser, unser großes deutsches Vaterland, unser geliebtes Bayern."

München, den 4. August 1914.

Ludwig.

1. August.

König Friedrich August von Sachsen hat alsbald nach Bekanntwerden des Mobilmachungsbefehls an den deutschen Kaiser folgendes Telegramm gerichtet: „Es drängt mich, Dir zu sagen, daß ich mich in dieser ernsten Stunde eins weiß mit Dir im Vertrauen auf Gott und unser gutes Heer, und, daß meine Sachsen Dir Kriegsbereitschaft zujubeln."

Friedrich August.

Der König von Sachsen hat folgenden Aufruf erlassen:

„An mein Volk!

Unsere Söhne und Brüder eilen zu den vaterländischen Fahnen. In diesem Augenblicke zu meinen getreuen Sachsen davon zu reden, was uns alle mächtig bewegt, ist mir Herzensbedürfnis.

Unser deutsches Volk ist vor weltgeschichtliche Kämpfe gestellt. Ich erwarte von meiner Armee, deren Geschicke meine Söhne teilen werden, daß sie auf dem Schlachtfelde den alten Waffenruhm der Väter bewähren und erneuern wird. Ich bin dessen gewiß, daß mein ganzes Volk im Vertrauen auf die Gerechtigkeit unserer guten Sache zu jedem Opfer an Blut und Gut bereit ist und in allen seinen Ständen und Schichten geschlossen zu Rat und zu Tat zusammensteht. Zu allen Staats- und Gemeindebehörden habe ich die Zuversicht, daß sie in unbedingter Hingabe an ihre Pflichten alle Anforderungen des Heeres erfüllen, die Wunden des Krieges lindern und die unvermeidlichen Hemmnisse und Lasten erleichtern werden, die dem Erwerbs- und Wirtschaftsleben bevorstehen. Ueberall vertraue ich auf die entschlossene Tatkraft und den unbegrenzten Opfermut, wie auf alle sittlichen Kräfte meines Volkes. In Demut beuge ich meine Waffen vor dem allmächtigen Lenker des Völkergeschickes. Möge er unseren Waffen den Sieg geben und seine schirmende Hand gnädig halten über unser Heer und Volk, über Kaiser und Reich!"

Friedrich August.

In der Proklamation des Königs an sein Heer heißt es: „Soldaten, in dieser ernsten Zeit, in der ganz Deutschland, dem Rufe Seiner Majestät des Kaisers folgend, zu den Waffen eilt zu Schutz und Schirm des Vaterlandes, richte Ich als König und Chef der Armee Mein Wort an Sie. Sachsens Heer hat stets im Kriege seine Pflicht getan und unvergängliche Lorbeeren um seine Fahnen gewunden. Bestreben Sie sich, dem Beispiel der Vorfahren folgend, so wie bisher im Frieden nun auch vor dem Feinde den ehrenvollen Platz zu behaupten, den die Armee im Rahmen des deutschen Heeres eingenommen hat. Seien Sie überzeugt, daß Ich jeden Einzelnen von Ihnen in Mein Herz geschlossen habe und sein Schicksal verfolgen werde. In diesen ernsten Stunden richten Sie Ihren Blick nach oben und flehen Sie zu Gott, dem allmächtigen Lenker aller irdischen Geschicke, daß er unsere Waffen segnen und uns den Sieg verleihen möge. Und nun ziehen Sie mit Gott! Der Spruch eines jeden braven Soldaten lautet: Mit Gott für König und Vaterland, Kaiser und Reich!"

Friedrich August.

2. August.

In einer Sonderausgabe des Württembergischen Staatsanzeigers wird nachstehende Proklamation König Wilhelms II. von Württemberg verkündigt:

„An mein Volk wende Ich Mich mit wärmſter landesväterlicher Teilnahme. Innig mit jedem treuen Sohn des Landes verbunden, erflehe ich Gottes Segen für unſer teueres deutſches Vaterland und unſer heißgeliebtes Württemberg.

Für die deutſche Nation gilt es, gegen die haßerfüllten Feinde des Vaterlandes aufzuſtehen und in den ihr aufgedrungenen Kampf um die höchſten Güter einzutreten. Begeiſtert folgen auch wir Württemberger dem Rufe des Kaiſers. Mehr als je leitet uns der heimatliche, ſo oft bewährte Wahlſpruch: Furchtlos und treu!

Große Opfer müſſen in der bevorſtehenden ſchweren Zeit gebracht werden. Mächtige Feinde greifen unſere friedliche Arbeit, unſere Unabhängigkeit, unſere Ehre an. Aber Ich vertraue zuverſichtlich auf den guten Geiſt Meines Volkes, daß es an Entſchloſſenheit und Hingebung hinter ſeinen Bruderſtämmen nicht zurückbleiben wird. Schreiten wir mit Mut und Kraft der Zukunft entgegen! Der allmächtige Gott wird unſere gerechte Sache ſchützen."

Stuttgart, den 2. Auguſt 1914. Wilhelm.

Der König von Württemberg hielt bei den Kundgebungen vor dem Reſidenzſchloß in Stuttgart an die Menge eine Anſprache, in der er folgendes ſagte: „Es iſt für mich ein erhebendes Gefühl, Ihre Treue und Ergebenheit, die Sie mir durch Ihren Beſuch erweiſen, entgegenzunehmen. Mein liebes Volk! Wir ſind gezwungen worden, um unſere Ehre zu wahren, zu den Waffen zu greifen. Wir waren bemüht, ſtark bemüht, den Frieden zu wahren. Ich bedaure ſehr, in meinen alten Tagen noch mit anſehen zu müſſen, daß meinem vielgeliebten Volk der Friede durch fremde Mächte gebrochen wird. Ziehen Sie nun in den Kampf und kämpfen Sie für unſere Ehre, nachdem wir in ungerechtfertigter Weiſe von allen Seiten angegriffen werden. Ich möchte meine Lieben im ganzen Lande bitten, ſie möchten zu Gott beten, und dieſer wird gewiß auch unſer Gebet erhören und den Sieg auf uns fallen laſſen!"

Die Haltung der Maſſen

von Emil Ludwig

Vor drei Tagen ſah ich ſie in Wien, ſingend, mutig, heiter wie auf einem Siegesfeſte. Alles war über dem Dreivierteltakte des Walzers aufgebaut, und ſelbſt unter „O du mein Oeſterreich" wurde von der Volksgartenkapelle ein alter „Lanner" untergelegt. Das ſchwärmte durch Straßen, über Plätze wie mutwillige Sommervögel, und nur der Fluch gegen die Serben klang haßerfüllt. Der ganze Ring klang wider von Chören, und der angeborene Rhythmus des Wieners gab dieſer ſommerlichen Phantaſie den Reiz von Jugendmut und Heiterkeit, als wären wir im Venedig des Canaletto.

Nie ſpüre ich, ſeit ich nun drei Tage lang Unter den Linden lebe, die Unvergleichbarkeit der Raſſen deutlicher, aber ſtatt jenes bekannten Mitleids, das man ſo gern dem armen nüchternen Norddeutſchen ſchenkt, der keine Verve hat und keinen Elan, ergriff mich dieſer Anblick tiefer wie je zuvor eine Maſſe.

Ihren Ausdruck zu erdeuten, iſt doppelt erſchwert. Schon den einzelnen aus Phyſiognomie und Geſtus zu erklären, iſt ſchwierig, wenn der Betrachter aus gewohnter Kühle in den Strom einer großen Empfindung ſich ſelber mitgeriſſen fühlt. Und welcher Intellektuelle, der vielleicht allzuſehr im geiſtigen Netze hängt, welcher Künſtler, der allzuſehr an die Kontrolle ſeiner Gefühle gewohnt iſt, wäre nicht in dieſen Tagen in eine Verwirrung der Seele gefallen, aus der ihn nur der Anblick der Maſſen emporheben

konnte! Jeden treibt es auf ins Zentrum der Stadt, nicht nach Neuigkeiten, denn die trägt die Preſſe in wenigen Augenblicken in alle Quartiere, nur nach dem Anblick der Mitmenſchen, denen er ſich, und wäre er noch ſo einſam, weltfremd oder überlegen, mit einem Male tief verbunden fühlt. Wenn dieſer Krieg nichts brächte als Trauer und Verluſt, er hätte doch in dieſen erſten Tagen den beiden Generationen, die ſeit dem letzten emporgewachſen ſind, ein erſtes, einziges Mal dieſes Gefühl geſchenkt: Einheit des Gedankens, des Wunſches und der Furcht, wahrhaftes Erlöſchen des individuellen Triebes, Ausdehnung über die eigene Sphäre, Erſatz des Perſönlichen und des Geiſtigen durch ein umfaſſendes, triebhaft-kühnes Geſamtgefühl, Gleichheit in einem allertiefſten Sinn. Im Rauſch der Internationalität, im Beſitz mannigfacher Kulturen, im Hochmut eines alle Grenzen vernichtenden Jahrhunderts, im Taumel einer höchſt fragwürdigen Modernität waren manche, und nicht die Banalſten, in Gefahr, die nationalen Triebe zu verlieren, die all das wohltätig trennen, was man vergebens zu vereinen ſtrebt.

Gerade jenen einzelnen, die der Maſſe und denen die Maſſe fremd iſt, gerade den Geiſtigen iſt heute und geſtern und wird morgen und weiterhin eine unſchätzbare Lehre gegeben, und es iſt, als kehrten weltgewandte Reiſende nach langen Jahren in die kleine Heimat wieder. Niemandem mehr erlaubt die Stunde, irgend etwas anderes zu ſein als einzig und ganz und gar nur national, ein Strom beglückenden Gefühls überglänzt den Wanderer, er ſieht ſich auf dem Mutterboden, er iſt nicht länger ſein eigenes Zentrum, er iſt ein kleinſtes Stück von einem ſehr geliebten Ganzen.

Die Maſſe weiß das nicht, aber ſie fühlt es unter der Schwelle des Bewußtſeins, und ſo ſtellt ſie es dar. Dieſe Norddeutſchen, Märker, Berliner — die vor acht Tagen etwas leichtfertig die Hüte ſchwenkten, als es ſie noch nicht anging —, in dieſer Woche haben ſie in einem ſtaunenswerten Creſcendo alle Tugenden erwieſen, die man preußiſch nennt.

Dieſe Hunderttauſende wiſſen, was ſie verlieren, ſie wiſſen, daß ſie, auch wenn ſie ſpielend ſiegten, im Grunde alle nur verlieren könnten. Sie wiſſen vielleicht ſogar, daß in dieſem Kriege ohne Grenzen keine Nation ſo viel aufs Spiel ſetzt wie die unſere, daß wir die einzigen ſind, die ſozuſagen ſiegen müſſen. Und doch hat eine innere Macht ſie nun von Tag zu Tag ſo vorwärts getrieben, daß, wäre heute nachmittag der Vorbote eines Friedens gekommen, Erſchlaffung, ja Enttäuſchung die Folge war. Das hat der Tag gelehrt.

Immer drängender zogen die Maſſen vors Schloß, vors Kronprinzenpalais, vor Redaktionen, Miniſterien und Banken, immer geſpannter dehnte ſich die Stimmung. Am Tage ſind ſie anders, ſind ſcheuer als bei Nacht, und die Lieder, die die Schloßwache um halb eins vor dem Schloſſe ſpielte, wurden doch beinahe nur von Frauenſtimmen mitgeſungen. Er iſt geniert der Norddeutſche, wenn er vor Tauſenden am hellen Tage ſingen ſoll. Nachts aber ſchlug dieſe Stimmung nirgends in ihr Gegenteil um, es gab, man darf das ſagen, im inneren Berlin, trotz unerhörter Menſchenknäuel, kein ordinäres Wort, Lied oder Gebärde.

Den ganzen Tag ſtanden die Maſſen vor einer ungelöſten Frage, und Ungeduld bis zur Erſchöpfung mußte jeden ergreifen. Nach hundert Demonſtrationen trat etwas wie ein Rückgang der Bewegung ein am Nachmittag. Plötzlich ereignete ſich das Außerordentliche.

Vom Schloß her kamen Automobile. In einem Torpedo ſaß ein ſehr langer Herr, Zivilиſt, der rief, wie durch ein Megaphon, durch ſeine hohlen Hände: Mobilmachung!, und immer wieder, wenn das Torpedo an fünf oder acht Häuſern vorübergeſchoſſen, ließ er ſtoppen, und er rief wieder.

Aber der Berliner glaubt doch erſt, was er ſchwarz auf weiß geleſen. Denn mit einem Male entſtand Unter den Linden eine querläufige Bewegung, wie der Keil eines wilden Entenfluges, und die Tauſenden ſtürmten auf die Automobile zu, in denen die Preſſe die Nachricht beförderte. Auf den Verdecken ſtanden dieſe Männer und Jungens, und während ſie Stöße von Blättern in die tauſend erhobenen Hände warfen, nichts als arme Menſchen, die da ihr Brot verdienten, ſo glichen ſie doch, trotz 20. Jahrhunderts, antiken Herolden, deren Siegesbotſchaft von der Biga heruntertönt, und die den Beifall der Menge empfangen, als wären ſie ſelber die Helden. So fuhren ſie, rußige Leute, auf ihren ſchmuckloſen eiſernen Wagen, durch die breite Avenue, und was ſie herabwarfen — dies Dokument grenzenloſer Zerſtörung und unabſehbarer Trauer — ergriff die Maſſen mit ſolchem Donner der Leidenſchaft, mit ſolchem Schrei der Erlöſung, als wäre es ein Geſchenk der Götter oder eine Siegesbotſchaft ihrer Lieblinge.

Ein Volk, das aus ſcheuer, ſtummer, mühſam wägender Haltung zu ſolchem Sturm des Wunſches und der Wahl ſich ſelber Durchbruch ſchafft, gibt eine ernſte, wahrhaft männliche Gewähr, daß es da draußen nicht verſagt. (Berl. Tagebl.)

England und die Neutralität Belgiens

Sir Edward Greys Erklärung

3. Auguſt.

In der Sitzung des Unterhauſes gab Sir Edward Grey folgende Erklärung ab: Es ſei klar, daß der Friede Europas nicht gewahrt werden könne. Er fordere das Haus auf, die Frage des Friedensbruches vom Geſichtspunkt der britiſchen Intereſſen, Ehre und Verpflichtungen und frei von Leidenſchaft ins Auge zu faſſen. Wenn die Dokumente veröffentlicht ſeien, werde es ſich zeigen, wie aufrichtig und mit vollem Herzen England beſtrebt geweſen ſei, den Frieden zu bewahren.

Ueber Englands Verpflichtungen ſagte Grey: Wir haben bis geſtern nichts mehr als diplomatiſche Unterſtützung verſprochen. Er ſei zur Zeit der Algeciraskonferenz gefragt worden, ob England bewaffnete Hilfe leiſten würde. Er habe geſagt, er könne keiner fremden Macht etwas verſprechen, was nicht von vollem Herzen die Unterſtützung der öffentlichen Meinung erhielte. Er habe kein Verſprechen gegeben, aber ſowohl dem franzöſiſchen wie auch dem deutſchen Botſchafter erklärt, daß, wenn Frankreich der Krieg aufgezwungen würde, die öffentliche Meinung auf Frankreichs Seite treten würde. Er habe in den franzöſiſchen Vorſchlag zu einer Beſprechung militäriſcher und ſeemänniſcher Sachverſtändiger Englands und Frankreichs eingewilligt, da England ſonſt nicht in der Lage ſein würde, im Falle einer plötzlich eintretenden Kriſis Frankreich Beiſtand zu gewähren, wenn es ihn gewähren wollte. Er habe ſeine Ermächtigung zu jenen Beſprechungen gegeben, jedoch unter der ausdrücklichen Vorausſetzung, daß nichts, was zwiſchen den militäriſchen und ſeemänniſchen Sachverſtändigen vor ſich gehen würde, eine der beiden Regierungen binden oder ihre Entſchlußfreiheit beſchränken ſollte. Während der Marokkokriſis von 1911 habe ſeine Politik ſich auf genau der gleichen Linie bewegt. Im Jahre 1912 ſei beſchloſſen worden, daß England eine beſtimmte ſchriftliche Beſtätigung haben ſolle, des Inhalts, daß jene Beſprechungen die Freiheit der Regierung nicht bänden. Grey verlas den Brief, den er am 22. Dezember 1912 an den franzöſiſchen Botſchafter geſchrieben hatte, und der das ſoeben Geſagte enthielt, ferner Greys Zuſtimmung, daß, wenn einer der beiden Staaten oder eine der beiden Regierungen ernſtliche Urſache hätte, einen nicht provo-

zierten Angriff seitens einer dritten Macht zu erwarten, in Beratung eingetreten werden solle darüber, ob beide Regierungen gemeinsam handeln wollten, um diesen Angriff zu verhindern. Dies, sagte Grey, war unser Ausgangspunkt. Diese Erklärung schafft Klarheit über die Verpflichtungen Englands.

Die gegenwärtige Krisis ist nicht aus einer Frage entstanden, die ursprünglich Frankreich betraf. Keine Regierung und kein Land hat weniger gewünscht, in den österreichisch-serbischen Streit verwickelt zu werden, als Frankreich, es wurde ehrenhalber durch seine Verpflichtungen darein verwickelt. Wir hatten eine lange andauernde Freundschaft mit Frankreich, und wie weit die Freundschaft Verpflichtungen modifiziert, darüber möge jedermann sein eigenes Herz und seine Empfindung zu Rate ziehen und das Maß der Verpflichtung abschätzen.

Grey fuhr fort, seine persönliche Ansicht sei folgende:

Die französische Flotte sei im Mittelmeer, die Nordküste sei ungeschützt. Wenn eine fremde, im Krieg mit Frankreich befindliche Flotte käme und die unverteidigte Küste angriffe, so könnte England nicht ruhig zusehen. Nach seiner starken Empfindung sei Frankreich berechtigt, sofort zu wissen, ob es im Fall eines Angriffs auf seine ungeschützte Küste auf englischen Beistand rechnen dürfe. Er habe gestern abend dem französischen Botschafter die Versicherung gegeben, daß, wenn die deutsche Flotte in den Kanal und die Nordsee einfahre, um die französische Schiffahrt oder Küste anzugreifen, die britische Flotte jeden in ihrer Macht liegenden Schutz gewähren würde. (Lauter Beifall.) Diese Erklärung bedürfe der Genehmigung des Parlaments. Sie sei keine Kriegserklärung. Er habe erfahren, daß die deutsche Regierung bereit sein würde, wenn England sich zur Neutralität verpflichte, zuzustimmen, daß die deutsche Flotte die Nordküste Frankreichs nicht angreife. Dies wäre eine viel zu schmale Basis für Verpflichtungen englischerseits. (Beifall.)

Ferner bestehe die Frage der belgischen Neutralität. Grey rekapitulierte die Geschichte der belgischen Neutralität. Die britischen Interessen seien in dieser Frage ebenso stark wie 1870. England könne seine Verpflichtungen nicht minder ernst auffassen als Gladstone im Jahre 1870. Bei Beginn der Mobilisierung habe Grey der französischen und der deutschen Regierung telegraphiert, ob sie die belgische Neutralität respektieren würden. Frankreich erwiderte, es wäre hierzu bereit, falls nicht eine andere Macht jene Neutralität verletzte. Der deutsche Staatssekretär erwiderte, er könne nicht antworten, bevor er mit dem Reichskanzler und dem Kaiser beraten hätte. Er gab zu verstehen, daß er zweifle, ob es möglich wäre, eine Antwort zu geben, weil die Antwort deutsche Pläne enthüllen würde. Grey teilte weiter mit, daß England vorige Woche sondiert worden sei, ob es England beruhigen würde, wenn die belgische Integrität nach dem Kriege wiederhergestellt würde. Er erwiderte, England könne seine Interessen und Verpflichtungen nicht verschachern. (Beifall.)

Grey verlas ein Telegramm des Königs der Belgier an König Georg, das einen äußersten Appell an die englische Intervention zum Schutze der Unabhängigkeit Belgiens enthielt. Grey sagte, diese Intervention habe letzte Woche stattgefunden. Wenn die Unabhängigkeit Belgiens verloren gehe, so gehe auch die Unabhängigkeit Hollands verloren. Das Parlament solle erwägen, was für die britischen Interessen auf dem Spiele stehe. Wenn man in solcher Krisis Englands Verpflichtungen, seine Ehre und seine Interessen betreffs Belgiens außer Acht lassen wollte, so zweifle er, ob selbst die größten materiellen Erfolge den moralischen Schaden, den Verlust an Achtung in der Welt würden wettmachen können.

Grey fuhr fort:

Ich glaube nicht, daß eine Großmacht, gleichviel ob sie am Kriege teilnimmt oder

nicht, am Ende des Krieges in der Lage sein wird, ihre materielle Stärke auszudehnen. Wenn wir mit unserer mächtigen Flotte, die unsern Handel, unsere Küsten und unsere Interessen schützen kann, an dem Kriege teilnehmen, werden wir nur wenig mehr zu leiden haben, als wenn wir uns passiv verhalten. Ich fürchte, wir werden in diesem Kriege fürchterlich zu leiden haben, gleichviel ob wir daran teilnehmen oder nicht. Der Außenhandel wird aufhören. Am Ende des Krieges werden wir, selbst wenn wir nicht teilnehmen, sicherlich nicht in der materiellen Lage sein, unsere Macht entscheidend zu brauchen, um ungeschehen zu machen, was im Laufe des Krieges geschehen ist, nämlich die Vereinigung ganz Westeuropas uns gegenüber unter einer einzigen Macht zu verhindern, wenn dies das Ergebnis des Krieges sein sollte.

Er sei nicht ganz sicher über die Tatsachen betreffs Belgien, aber wenn sie sich so erwiesen, wie sie der Regierung augenblicklich mitgeteilt würden, so sei die Verpflichtung für England vorhanden, sein Aeußerstes zu tun, um die Folgen zu verhindern, die jene Tatsachen herbeiführen würden, wenn kein Widerstand stattfände.

Grey schloß: Wir sind bisher keine Verpflichtung über Entsendung eines Expeditionskorps außer Landes eingegangen. Wir haben die Flotte mobilisiert, die Armee ist im Begriff zu mobilisieren. Wir müssen bereit sein und sind bereit, den Folgen einer Verwendung unserer ganzen Stärke ins Auge zu sehen, in einem Augenblick, wo wir nicht wissen, wie bald wir uns selbst zu verteidigen haben. Wenn die Lage sich entwickelt, wie es wahrscheinlich erscheint, so werden wir ihr ins Auge sehen. Ich glaube, daß, wenn sich das Land vergegenwärtigt, was auf dem Spiele steht, es die Regierung mit Entschlossenheit und Ausdauer unterstützen wird.

Bonar Law und Redmond versicherten die Regierung ihrer Unterstützung. Ramsay Macdonald sagte, England hätte neutral bleiben sollen. Das Haus vertagte sich bis 7 Uhr.

Nach dem Wiederzusammentritt des Abgeordnetenhauses sagte Staatssekretär Grey, er wolle dem Hause eine Mitteilung machen, die er inzwischen erhalten habe.

Die belgische Gesandtschaft in London habe die Nachricht erhalten, daß Deutschland am 2. August, abends 7 Uhr, Belgien eine Note gesandt habe, die Belgien freundliche Neutralität mit freiem Durchmarsch deutscher Truppen durch belgisches Gebiet vorschlug und die Erhaltung der Unabhängigkeit bei Friedensschluß versprach. Belgien habe erwidert, daß ein Angriff auf seine Neutralität eine Verletzung des Völkerrechts sein würde. Die Annahme des deutschen Vorschlages bedeute das Opfer der Ehre. Belgien sei entschlossen, seiner Pflicht bewußt, einem Angriff mit allen möglichen Mitteln zu begegnen. Grey fügte hinzu, die Regierung ziehe die empfangene Information in ernstliche Erwägung; er mache keine weitere Bemerkung.

Dokumente zur Greyschen Rede

1. August.

König Georg von England richtete folgendes Telegramm an den Zaren:

„Ich muß annehmen, daß diese ernste Entscheidung (die allgemeine Mobilmachung Rußlands) die Folge eines Mißverständnisses ist. Ich wünsche dringend, keine Gelegenheit zu verlieren, um die schreckliche Katastrophe zu vermeiden, die jetzt die ganze Welt bedroht. Daher wende ich mich persönlich an Ew. Majestät, damit das Mißverständnis, das nach meiner Meinung eingetreten sein muß, aufgehoben und der Weg zu Unterhandlungen geöffnet werde. Wenn Sie damit einverstanden sind, kann ich in jeder

Weise dazu beitragen, daß dieses hochbedeutsame Ziel erreicht wird. Ich werde alles tun, was in meiner Macht steht, damit die unterbrochenen Verhandlungen zwischen den Mächten wieder aufgenommen werden. Ich vertraue darauf, daß Ew. Majestät ebenso wie ich den Wunsch hegen, daß alles nur Mögliche getan werde zur Erhaltung des Weltfriedens."

Die Antwort des Zaren lautet:

„Ich hätte gern Ihren Vorschlag angenommen, wenn nicht der deutsche Botschafter heute nachmittag meiner Regierung eine Kriegserklärung überreicht hätte. Seit der Ueberreichung des österreichischen Ultimatums in Belgrad richtete meine Regierung alle ihre Bemühung darauf, eine friedliche Lösung der von Oesterreich aufgeworfenen Fragen zu finden. Das Ziel Oesterreichs bei dieser Aktion war, Serbien zu zerschmettern, um einen Vasallenstaat daraus zu machen. Wenn dies Oesterreich verwirklichte, so erschütterte es das Gleichgewicht auf dem Balkan, das für mein Reich eine Lebensfrage ist.

Jeder darauf bezügliche Vorschlag meiner Regierung wurde von Deutschland und Oesterreich abgelehnt. Erst als der günstige Augenblick vorüber war, um einen Druck auf Oesterreich auszuüben, um es zur Nachgiebigkeit zu zwingen, zeigte Deutschland Neigung zu einer Vermittlung. Aber auch da brachte es keinen bestimmten Vorschlag vor. Die österreichische Kriegserklärung gegen Serbien nötigte mich, eine Teilmobilmachung anzuordnen, obwohl mir meine militärischen Berater angesichts der bedrohlichen Lage nachdrücklich eine Gesamtmobilmachung anrieten wegen der Schnelligkeit, mit der Deutschland im Vergleich zu Rußland mobilmachen kann. Wir waren zu diesem Entschluß gezwungen infolge der österreichischen Gesamtmobilmachung*), der Beschießung Belgrads und der Ansammlung österreichischer Truppen in Galizien und infolge geheimer militärischer Maßnahmen Deutschlands. Daß ich mit Recht so vorging, zeigt die unvorhergesehene Kriegserklärung Deutschlands, die mir ganz unerwartet kam, da ich dem Kaiser Wilhelm die ausdrückliche Versicherung gegeben hatte, daß sich meine Truppen nicht in Bewegung setzen würden, solange die Verhandlungen über eine Vermittlung weitergeführt würden.

In dieser ernsten Stunde möchte ich Ihnen nochmals erklären, daß ich alles getan habe, was in meiner Macht lag, um den Krieg zu verhindern. Jetzt, da ich zum Kriege gezwungen worden bin, vertraue ich darauf, daß Ihr Land Frankreich und Rußland nicht ohne Hilfe läßt. Gott segne und behüte Sie."

2. August.

Die Instruktionen an den deutschen Gesandten in Brüssel lauteten wörtlich:

Der kaiserlichen Regierung liegen zuverlässige Nachrichten über einen beabsichtigten Aufmarsch französischer Streitkräfte an der Maas in der Strecke Givet-Namur vor. Sie lassen keinen Zweifel über die Absicht Frankreichs, durch belgisches Gebiet gegen Deutschland vorzugehen.

Die kaiserliche Regierung kann sich der Besorgnis nicht erwehren, daß Belgien trotz des besten Willens nicht imstande sein wird, ohne Hilfe den französischen Vormarsch mit so großer Aussicht auf Erfolg abzuwehren, daß darin eine ausreichende Sicherheit gegen die Bedrohung Deutschlands gefunden werden kann. Es ist ein Gebot der Selbsterhaltung für Deutschland, einem feindlichen Angriff zuvorzukommen. Mit größtem Bedauern würde es daher die deutsche Regierung erfüllen, wenn Belgien einen Akt der Feindseligkeit gegen sich darin erblicken würde, daß die Maßnahmen seiner Gegner

* Unwahr! Die österreichische Gesamtmobilmachung erfolgte später als die russische Teilmobilmachung.

Deutschland zwingen, zur Gegenwehr auch seinerseits belgisches Gebiet zu betreten. Um jede Mißdeutung auszuschließen, erklärt die kaiserliche Regierung folgendes:

1. Deutschland beabsichtigt keinerlei Feindseligkeiten gegen Belgien. Ist Belgien gewillt, in dem bevorstehenden Kriege Deutschland gegenüber eine wohlwollende Neutralität einzunehmen, so verpflichtet sich die deutsche Regierung, beim Friedensschluß den Besitzstand und die Unabhängigkeit des Königreichs in vollem Umfange zu garantieren.

2. Deutschland verpflichtet sich unter obiger Voraussetzung, das Gebiet des Königreichs wieder zu räumen, sobald der Friede geschlossen ist.

3. Bei einer freundschaftlichen Haltung Belgiens ist Deutschland bereit, im Einvernehmen mit den belgischen Behörden alle Bedürfnisse seiner Truppen gegen Barzahlung anzukaufen und jeden Schaden zu ersetzen, der etwa durch die deutschen Truppen verursacht werden könnte.

Sollte Belgien den deutschen Truppen feindlich entgegentreten, insbesondere ihrem Vorgehen durch einen Widerstand der Maasbefestigungen oder durch Zerstören von Eisenbahnen, Straßen, Tunnels oder sonstigen Kunstbauten Schwierigkeiten bereiten, so wird Deutschland zu seinem Bedauern gezwungen sein, das Königreich als Feind zu betrachten.

In diesem Fall würde Deutschland dem Königreich gegenüber keine Verpflichtungen übernehmen können, sondern müßte die spätere Regelung der Verhältnisse beider Staaten zueinander der Entscheidung der Waffen überlassen.

Die kaiserliche Regierung gibt sich der bestimmten Hoffnung hin, daß diese Eventualität nicht eintreten und die belgische Regierung die geeigneten Maßnahmen zu treffen wissen wird, um zu verhindern, daß Vorkommnisse, wie die vorstehend erwähnten, sich ereignen. In diesem Falle würden die freundschaftlichen Bande, die beide Nachbarstaaten verbinden, eine weitere dauernde Festigung erfahren.

Euer Hochwohlgeboren wollen heute abend um 8 Uhr der belgischen Regierung hiervon streng vertraulich Mitteilung machen und sie um die Erteilung einer unzweideutigen Antwort binnen zwölf Stunden, also bis morgen früh 8 Uhr, ersuchen. Von der Aufnahme, welche Ihre Eröffnungen dort finden werden, und der definitiven Antwort der belgischen Regierung wollen Euer Hochwohlgeboren mir umgehend telegraphische Meldung zugehen lassen. gez. Jagow.

Das Telegramm des Königs der Belgier an König Georg hatte folgenden Wortlaut:

„In Erinnerung an die zahlreichen Beweise von der Freundschaft Eurer Majestät und Ihres Vorgängers, an die freundschaftliche Haltung Englands im Jahre 1870 und an die Freundschaft, die Sie uns erst kürzlich erwiesen haben, möchte ich mir ein letztes Ersuchen um diplomatische Intervention Eurer Majestät zur Wahrung der Integrität Belgiens erlauben."

4. August.

Der französische Ministerpräsident Viviani verlas in der Kammer die am 22. und 23. September 1912 zwischen Sir Edward Grey und dem französischen Botschafter in Berlin, Cambon, gewechselten Briefe, die der englisch-französischen Entente zur Grundlage dienen und einen Meinungsaustausch zwischen den militärischen und seemännischen Behörden Frankreichs und Englands vorsehen. Sie sollten nicht als bindende Verpflichtung der beiden Regierungen gelten, in bestimmten Fällen aktiv zu werden. Jedoch mußte es, wenn eine der beiden Regierungen einen nichtprovozierten Angriff von seiten einer anderen Macht befürchtete, wichtig werden, zu wissen, ob sie auf bewaffneten

Beistand würde zählen können. Grey erklärte in seinem Antwortbrief, er sei ermächtigt, zu erklären, daß im Falle eines Angriffs von seiten einer dritten Macht oder irgend eines den Weltfrieden bedrohenden Ereignisses die davon betroffene Regierung sofort mit der anderen Regierung erwägen solle, ob sie gemeinsam handeln wollten, um dem Angriff zuvorzukommen oder den Frieden zu schützen. Die beiden Regierungen würden sodann über die Maßregeln beraten, welche sie zu ergreifen gedächten. Wenn diese Maßregeln eine Aktion bedingten, so würden sie sofort die Pläne des Generalstabs in Erwägung ziehen und sich darüber klar werden, wieweit ihnen Folge zu geben sei.

Man sieht, daß England ein bewaffnetes Zusammengehen mit Frankreich von langer Hand vorbereitet hat, so daß die hinterhältige Art, in der Sir Edward Grey den Kriegsfall mit Deutschland mit dem Schutz der Neutralität Belgiens begründet, deutlich zu Tage tritt. Die Entscheidung darüber, wann der Bündnisfall eintreten sollte, hat sich England jedoch völlig vorbehalten. Ein ähnliches Abkommen mit Rußland (England sollte vor Kriegsausbruch genügend Handelsschiffe in die Ostsee schicken, um russische Truppen in Pommern zu landen) war im Werk, kam aber nicht mehr zum Abschluß.

Das Weißbuch der deutschen Regierung I

Telegrammwechsel zwischen Kaiser und Zar

Das Auswärtige Amt hat für den Reichstag ein Weißbuch zusammengestellt, in dem die wichtigsten Dokumente aus der Vorgeschichte des Krieges vereinigt sind.

1. Der Kaiser an den Zaren

28. Juli, 10.45 abends.

Mit der größten Beunruhigung höre ich von dem Eindruck, den Oesterreich-Ungarns Vorgehen gegen Serbien in Deinem Reiche hervorruft. Die skrupellose Agitation, die seit Jahren in Serbien getrieben worden ist, hat zu dem empörenden Verbrechen geführt, dessen Opfer Erzherzog Franz Ferdinand geworden ist. Der Geist, der die Serben ihren eigenen König und seine Gemahlin morden ließ, herrscht heute noch in jenem Lande. Zweifellos wirst Du mit mir darin übereinstimmen, daß wir beide, Du und ich sowohl als alle Souveräne ein gemeinsames Interesse daran haben, darauf zu bestehen, daß alle diejenigen, die für den scheußlichen Mord moralisch verantwortlich sind, ihre verdiente Strafe erleiden.

Andererseits übersehe ich keineswegs, wie schwierig es für Dich und Deine Regierung ist, den Strömungen der öffentlichen Meinung entgegenzutreten. Eingedenk der herzlichen Freundschaft, die uns beide seit langer Zeit mit festem Band verbindet, setze ich daher meinen ganzen Einfluß ein, um Oesterreich-Ungarn dazu zu bestimmen, eine offene und befriedigende Verständigung mit Rußland anzustreben. Ich hoffe zuversichtlich, daß Du mich in meinen Bemühungen, alle Schwierigkeiten, die noch entstehen können, zu beseitigen, unterstützen wirst.

Dein sehr aufrichtiger und ergebener Freund und Vetter Wilhelm.

2. Der Zar an den Kaiser

Peterhof, 29. Juli, 1.00 nachmittags.

Ich bin erfreut, daß Du zurück in Deutschland bist. In diesem so ernsten Augenblick bitte ich Dich inständig mir zu helfen. Ein schmählicher Krieg ist an ein schwaches Land erklärt worden; die Entrüstung hierüber, die ich völlig teile, ist in Rußland ungeheuer. Ich sehe voraus, daß ich sehr bald dem Druck, der auf mich ausgeübt wird,

nicht mehr werde widerſtehen können und gezwungen ſein werde, Maßregeln zu ergreifen, die zum Kriege führen werden. Um einem Unglück, wie es ein europäiſcher Krieg ſein würde, vorzubeugen, bitte ich Dich im Namen unſerer alten Freundſchaft, alles Dir Mögliche zu tun, um Deinen Bundesgenoſſen davon zurückzuhalten, zu weit zu gehen.

Nikolaus.

3. Der Kaiſer an den Zaren

29. Juli, 6.30 abends.

Ich habe Dein Telegramm erhalten und teile Deinen Wunſch nach Erhaltung des Friedens. Jedoch kann ich — wie ich Dir in meinem erſten Telegramm ſagte — Oeſterreich-Ungarns Vorgehen nicht als „ſchmählichen Krieg" betrachten. Oeſterreich-Ungarn weiß aus Erfahrung, daß Serbiens Verſprechungen, wenn ſie nur auf dem Papier ſtehen, gänzlich unzuverläſſig ſind. Meiner Anſicht nach iſt Oeſterreich-Ungarns Vorgehen als ein Verſuch zu betrachten, volle Garantie dafür zu erhalten, daß Serbiens Verſprechungen auch wirklich in die Tat umgeſetzt werden. In dieſer Hinſicht werde ich beſtärkt durch die Erklärung des öſterreichiſchen Kabinetts, daß Oeſterreich-Ungarn keine territorialen Eroberungen auf Koſten Serbiens beabſichtige. Ich meine daher, daß es für Rußland durchaus möglich iſt, dem öſterreichiſch-ſerbiſchen Krieg gegenüber in der Rolle des Zuſchauers zu verharren, ohne Europa in den ſchrecklichſten Krieg hineinzuziehen, den es jemals erlebt hat. Ich glaube, daß eine direkte Verſtändigung zwiſchen Deiner Regierung und Wien möglich und wünſchenswert iſt, eine Verſtändigung, die — wie ich Dir ſchon telegraphierte — meine Regierung mit allen Kräften zu fördern bemüht iſt. Natürlich würden militäriſche Maßnahmen Rußlands, welche Oeſterreich-Ungarn als Drohung auffaſſen könnte, ein Unglück beſchleunigen, das wir beide zu vermeiden wünſchen, und würden auch meine Stellung als Vermittler, die ich — auf Deinen Appell an meine Freundſchaft und Hilfe — bereitwillig angenommen habe, untergraben.

Wilhelm.

4. Der Kaiſer an den Zaren

30. Juli, 1.00 nachts.

Mein Botſchafter iſt angewieſen, Deine Regierung auf die Gefahren und ſchweren Konſequenzen einer Mobiliſation hinzuweiſen; das gleiche habe ich Dir in meinem letzten Telegramm geſagt. Oeſterreich-Ungarn hat nur gegen Serbien mobiliſiert, und zwar nur einen Teil ſeiner Armee. Wenn Rußland, wie es jetzt nach Deiner und Deiner Regierung Mitteilung der Fall iſt, gegen Oeſterreich-Ungarn mobil macht, ſo wird die Vermittlerrolle, mit der Du mich in freundſchaftlicher Weiſe betrauteſt, und die ich auf Deine ausdrückliche Bitte angenommen habe, gefährdet, wenn nicht unmöglich gemacht. Die ganze Schwere der Entſcheidung ruht jetzt auf Deinen Schultern, ſie haben die Verantwortung für Krieg oder Frieden zu tragen.

Wilhelm.

5. Der Zar an den Kaiſer

Peterhof, den 30. Juli 1914, 1.20 mittags.

Ich danke Dir von Herzen für Deine raſche Antwort. Ich entſende heute abend Tatiſchew mit Inſtruktion. Die jetzt in Kraft tretenden militäriſchen Maßnahmen ſind ſchon vor fünf Tagen beſchloſſen worden, und zwar aus Gründen der Verteidigung gegen die Vorbereitungen Oeſterreichs. Ich hoffe von ganzem Herzen, daß dieſe Maßnahmen in keiner Weiſe Deine Stellung als Vermittler beeinfluſſen werden, die ich ſehr hoch anſchlage. Wir brauchen Deinen ſtarken Druck auf Oeſterreich, damit es zu einer Verſtändigung mit uns kommt.

Nikolaus.

Das Weißbuch der deutschen Regierung II

Der Wortlaut

Am 28. Juni 1914 sind der österreichisch-ungarische Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand und seine Gemahlin, die Herzogin von Hohenberg, durch Revolverschüsse des Mitglieds einer serbischen Verschwörerbande niedergestreckt worden. Die Untersuchung des Verbrechens durch die österreichisch-ungarischen Behörden hat ergeben, daß das Komplott gegen das Leben des Erzherzog-Thronfolgers in Belgrad unter Mitwirkung amtlicher serbischer Personen vorbereitet und gefördert, mit Waffen aus den staatlichen serbischen Depots ausgeführt wurde. Dies Verbrechen mußte der ganzen zivilisierten Welt die Augen öffnen, nicht nur über die gegen den Bestand und die Integrität der österreichisch-ungarischen Monarchie gerichteten Ziele der serbischen Politik, sondern auch über die verbrecherischen Mittel, die die *großserbische Propaganda* in Serbien zur Erreichung dieser Ziele anzuwenden sich nicht scheute. Das Endziel dieser Politik war die allmähliche Revolutionierung und schließliche Lostrennung der südöstlichen Gebietsteile der österreichisch-ungarischen Monarchie und ihre Vereinigung mit Serbien. An dieser Richtung der serbischen Politik haben die wiederholten und feierlichen Erklärungen, in denen Serbien Oesterreich-Ungarn gegenüber die Abkehr von dieser Politik und die Pflege guter nachbarlicher Beziehungen gelobt hat, nicht das geringste geändert. Zum dritten Male im Laufe der letzten sechs Jahre führt Serbien auf diese Weise Europa an den Rand eines Weltkrieges. Es konnte dies nur tun, weil es sich bei seinen Bestrebungen *durch Rußland gestützt* glaubte. Die russische Politik war bald nach den durch die türkische Revolution herbeigeführten Ereignissen des Jahres 1908 daran gegangen, einen gegen den Bestand der Türkei gerichteten Bund der Balkanstaaten unter seinem Patronat zu begründen. Dieser Balkanbund, dem es im Jahre 1913 gelang, die Türkei siegreich aus dem größten Teil ihrer europäischen Besitzungen zu verdrängen, brach über der Frage der Beuteverteilung in sich zusammen. Die russische Politik ließ sich durch diesen Mißerfolg nicht abschrecken. Nach der Idee der russischen Staatsmänner sollte ein neuer Balkanbund unter russischem Patronat entstehen, dessen Spitze sich nicht mehr gegen die aus dem Balkan verdrängte Türkei, sondern gegen den Bestand der österreichisch-ungarischen Monarchie richtete. Die Idee war, daß Serbien gegen die auf Kosten der Donaumonarchie gehende Einverleibung Bosniens und der Herzegowina die im letzten Balkankrieg erworbenen Teile Mazedoniens an Bulgarien abtreten sollte. Zu diesem Behufe sollte Bulgarien durch Isolierung mürbe gemacht, Rumänien durch eine mit Hilfe Frankreichs unternommene Propaganda an Rußland gekettet, Serbien auf Bosnien und die Herzegowina gewiesen werden.

Unter diesen Umständen mußte Oesterreich sich sagen, daß es weder mit der Würde noch mit der Selbsterhaltung der Monarchie vereinbar wäre, dem Treiben jenseits der Grenze noch länger tatenlos zuzusehen. Die K. K. Regierung *benachrichtigte uns* von dieser Auffassung und erbat unsere Ansicht. Aus vollem Herzen konnten wir unserem Bundesgenossen *unser Einverständnis* mit seiner Einschätzung der Sachlage geben und ihm versichern, daß eine Aktion, die er für notwendig hielte, um der gegen den Bestand der Monarchie gerichteten Bewegung in Serbien ein Ende zu machen, unsere Billigung finden würde. Wir waren uns hierbei wohl bewußt, daß ein etwaiges kriegerisches Vorgehen Oesterreich-Ungarns gegen Serbien Rußland auf den Plan bringen und uns hiermit unserer *Bundespflicht* entsprechend in einen Krieg verwickeln könnte. Wir konnten aber in der Erkenntnis der vitalen Interessen Oesterreich-

Ungarns, die auf dem Spiele ſtanden, unſerem Bundesgenoſſen weder zu einer mit ſeiner Würde nicht zu vereinbarenden Nachgiebigkeit raten noch auch ihm unſeren Beiſtand in dieſem ſchweren Moment verſagen. Wir konnten dies um ſo weniger, als auch unſere Intereſſen durch die andauernde ſerbiſche Wühlarbeit auf das empfindlichſte bedroht waren. Wenn es den Serben mit Rußlands und Frankreichs Hilfe noch länger geſtattet geblieben wäre, den Beſtand der Nachbarmonarchie zu gefährden, ſo würde dies den allmählichen Zuſammenbruch Oeſterreichs und eine Unterwerfung des geſamten Slawentums unter ruſſiſchem Zepter zur Folge haben, wodurch die Stellung der germaniſchen Raſſe in Mitteleuropa unhaltbar würde. Ein moraliſch geſchwächtes, durch das Vordringen des ruſſiſchen Panſlawismus zuſammenbrechendes Oeſterreich wäre für uns kein Bundesgenoſſe mehr, mit dem wir rechnen könnten, und auf den wir uns verlaſſen könnten, wie wir es angeſichts der immer drohender werdenden Haltung unſerer öſtlichen und weſtlichen Nachbarn müſſen. Wir ließen daher Oeſterreich völlig freie Hand in ſeiner Aktion gegen Serbien. Wir haben an den Vorbereitungen dazu nicht teilgenommen.

Oeſterreich wählte den Weg, in einer Note der ſerbiſchen Regierung ausführlich den durch die Unterſuchung des Mordes von Serajewo feſtgeſtellten unmittelbaren Zuſammenhang zwiſchen dem Morde und der von der ſerbiſchen Regierung nicht nur geduldeten, ſondern unterſtützten großſerbiſchen Bewegung darzulegen und von ihr eine vollſtändige Abſtellung dieſes Treibens ſowie Beſtrafung der Schuldigen zu fordern. Gleichzeitig verlangte Oeſterreich-Ungarn als Garantie für die Durchführung des Verfahrens Teilnahme ſeiner Organe an der Unterſuchung auf ſerbiſchem Gebiet und definitive Auflöſung der gegen Oeſterreich-Ungarn wühlenden großſerbiſchen Vereine. Die K. K. Regierung ſtellte eine Friſt von 48 Stunden zur bedingungsloſen Annahme ihrer Forderungen. Die ſerbiſche Regierung hat einen Tag nach Ueberreichung der öſterreichiſch-ungariſchen Note die Mobiliſation begonnen. Als nach Ablauf der Friſt die ſerbiſche Regierung eine Antwort erteilte, die zwar in einigen Punkten die Wünſche Oeſterreich-Ungarns erfüllte, im weſentlichen aber deutlich das Beſtreben erkennen ließ, durch Verſchleppung und neue Verhandlungen ſich den gerechten Forderungen der Monarchie zu entziehen, brach dieſe die diplomatiſchen Beziehungen zu Serbien ab, ohne ſich auf weitere Verhandlungen einzulaſſen oder ſich von ſerbiſchen Verſicherungen hinhalten zu laſſen, deren Wert es genugſam — zu ſeinem Schaden — kennt.

Von dieſem Augenblicke an befand ſich Oeſterreich tatſächlich im Kriegszuſtande mit Serbien, den es dann noch durch die offizielle Kriegserklärung vom 28. Juli öffentlich proklamierte.

Vom erſten Anfang des Konflikts an haben wir auf dem Standpunkt geſtanden, daß es ſich hierbei um eine Angelegenheit Oeſterreichs handelte, die es allein mit Serbien zum Austrag zu bringen haben würde. Wir haben daher unſer ganzes Beſtreben darauf gerichtet, den Krieg zu lokaliſieren und die anderen Mächte davon zu überzeugen, daß Oeſterreich-Ungarn in berechtigter Notwehr und durch die Verhältniſſe gezwungen, ſich zum Appell an die Waffen habe entſchließen müſſen. Wir haben nachdrücklich den Standpunkt vertreten, daß kein Kulturſtaat das Recht habe, in dieſem Kampf gegen Unkultur und politiſche Verbrechermoral Oeſterreich in den Arm zu fallen und die Serben ihrer gerechten Strafe zu entziehen. In dieſem Sinne haben wir unſere Vertreter im Ausland inſtruiert.

Gleichzeitig teilte die öſterreichiſch-ungariſche Regierung der ruſſiſchen mit, daß der von ihr bei Serbien unternommene Schritt lediglich eine defenſive Maßregel gegenüber den ſerbiſchen Wühlereien zum Ziele habe, daß aber Oeſterreich-Ungarn notgedrungen Garantien für ein weiteres freundſchaftliches Verhalten Serbiens der

Monarchie gegenüber verlange. Es liege Oesterreich-Ungarn gänzlich fern, etwa eine Verschiebung der Machtverhältnisse auf dem Balkan herbeizuführen. Auf unsere Erklärung, daß die deutsche Regierung die Lokalisierung des Konflikts wünsche und erstrebe, wurde sowohl von der französischen als der englischen Regierung eine Wirkung in dem gleichen Sinne zugesagt. Diesen Bestrebungen gelang es indessen nicht, eine Einmischung Rußlands in die österreichisch-serbische Auseinandersetzung zu verhindern.

Die russische Regierung erließ am 24. Juli ein amtliches Kommuniqué, wonach Rußland unmöglich in dem serbisch-österreichischen Konflikt indifferent bleiben könnte. Das gleiche erklärte der russische Minister des Auswärtigen, Herr Sasanow, dem kaiserlichen Botschafter Grafen Pourtalès. Am Nachmittag des 26. Juli ließ die K. K. Regierung abermals durch ihren Botschafter in St. Petersburg erklären, daß Oesterreich-Ungarn keinerlei Eroberungspläne habe und nur endlich an seinen Grenzen Ruhe haben wolle. Im Laufe des gleichen Tages gelangten indes bereits die ersten Meldungen über russische Mobilmachungen nach Berlin. Noch am 26. abends wurden die kaiserlichen Botschafter in London, Paris und Petersburg angewiesen, bei den Regierungen Englands, Frankreichs und Rußlands energisch auf die Gefahr dieser russischen Mobilisierungen hinzuweisen. Nachdem Oesterreich-Ungarn Rußland offiziell erklärt habe, daß es keinen territorialen Gewinn in Serbien anstrebe, liege die Entscheidung über den Weltfrieden ausschließlich in Petersburg. Noch am gleichen Tage wurde der kaiserliche Botschafter in St. Petersburg angewiesen, der russischen Regierung zu erklären:

„Vorbereitende militärische Maßnahmen Rußlands werden uns zu Gegenmaßregeln zwingen, die in der Mobilisierung der Armee bestehen müssen. Die Mobilisierung aber bedeutet den Krieg. Da uns Frankreichs Verpflichtungen gegenüber Rußland bekannt sind, würde diese Mobilisierung gegen Rußland und Frankreich zugleich gerichtet sein. Wir können nicht annehmen, daß Rußland einen solchen europäischen Krieg entfesseln will. Da Oesterreich-Ungarn den Bestand des serbischen Königreichs nicht antasten will, sind wir der Ansicht, daß Rußland eine abwartende Stellung einnehmen kann. Den Wunsch Rußlands, den Bestand des serbischen Königreichs nicht in Frage stellen zu lassen, werden wir um so eher unterstützen können, als Oesterreich-Ungarn diesen Bestand gar nicht in Frage stellt. Es wird leicht sein, im weiteren Verlauf der Angelegenheit die Basis einer Verständigung zu finden."

Am 27. Juli erklärte der russische Kriegsminister Suchomlinow dem deutschen Militärattaché ehrenwörtlich, daß noch keine Mobilisierungsordre ergangen sei. Es würden lediglich Vorbereitungsmaßregeln getroffen, kein Pferd ausgehoben, kein Reservist eingezogen. Wenn Oesterreich-Ungarn die serbische Grenze überschreite, würden die auf Oesterreich gerichteten Militärbezirke Kiew, Odessa, Moskau, Kasan mobilisiert. Unter keinen Umständen die an der deutschen Front liegenden Petersburg, Wilna und Warschau. Auf die Frage des Militärattachés, zu welchem Zweck die Mobilmachung gegen Oesterreich-Ungarn erfolge, antwortete der russische Kriegsminister mit Achselzucken und dem Hinweis auf die Diplomaten. Der Militärattaché bezeichnete darauf die Mobilmachungsmaßnahmen gegen Oesterreich-Ungarn als auch für Deutschland höchst bedrohlich. In den darauf folgenden Tagen folgten sich die Nachrichten über russische Mobilisierungen in schnellem Tempo. Unter diesen waren auch Nachrichten über Vorbereitungen an der deutschen Grenze, so die Verhängung des Kriegszustandes über Kowno und der Abmarsch der Warschauer Garnison, Verstärkung der Garnison Alexandrowo. Am 27. Juli trafen die ersten Meldungen über vorbereitende Maßnahmen auch Frankreichs ein. Das 14. Korps brach die Manöver ab und kehrte in die Garnison zurück.

Inzwischen sind wir bemüht geblieben, durch nachdrücklichste Einwirkung auf die Kabinette eine Lokalisierung des Konflikts durchzusetzen.

Am 26. Juli hatte Sir Edward Grey den Vorschlag gemacht, die Differenzen zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien einer unter seinem Vorsitz tagenden Konferenz der Botschafter Deutschlands, Frankreichs und Italiens zu unterbreiten. Zu diesem Vorschlag haben wir erklärt, wir könnten uns, so sehr wir seine Tendenz billigten, an einer derartigen Konferenz nicht beteiligen, da wir Oesterreich in seiner Auseinandersetzung mit Serbien nicht vor ein europäisches Gericht zitieren könnten.

Frankreich hat dem Vorschlag Sir Edward Greys zugestimmt, er ist jedoch schließlich daran gescheitert, daß Oesterreich sich ihm gegenüber, wie vorauszusehen, ablehnend verhielt.

Getreu unserem Grundsatz, daß eine Vermittelungsaktion sich nicht auf den lediglich eine österreichisch-ungarische Angelegenheit darstellenden österreichisch-serbischen Konflikt, sondern nur auf das Verhältnis zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland beziehen könnte, haben wir unsere Bemühungen fortgesetzt, eine Verständigung zwischen diesen beiden Mächten herbeizuführen. Wir haben uns aber auch bereit gefunden, nach Ablehnung der Konferenzidee einen weiteren Vorschlag Sir Edward Greys nach Wien zu übermitteln, in dem er anregt, Oesterreich-Ungarn möchte sich entschließen, entweder die serbische Antwort als genügend zu betrachten oder aber als Grundlage für weitere Besprechungen. Die österreichisch-ungarische Monarchie hat unter voller Würdigung unserer vermittelnden Tätigkeit zu diesem Vorschlag bemerkt, daß er nach Eröffnung der Feindseligkeiten zu spät komme.

Trotzdem haben wir unsere Vermittelungsversuche bis zum Aeußersten fortgesetzt und haben in Wien geraten, jedes mit der Würde der Monarchie vereinbarte Entgegenkommen zu zeigen. Leider sind alle diese Vermittelungsaktionen von den militärischen Vorbereitungen Rußlands und Frankreichs überholt worden. Am 29. Juli hat die russische Regierung in Berlin amtlich mitgeteilt, daß sie vier Armeebezirke mobilisiert habe. Gleichzeitig trafen weitere Meldungen über schnell fortschreitende militärische Vorbereitungen Frankreichs zu Wasser und zu Lande ein. An demselben Tage hatte der kaiserliche Botschafter in Petersburg eine Unterredung mit dem russischen Minister des Auswärtigen, über die er telegraphisch das Folgende berichtete:

„Der Minister versuchte mich zu überreden, daß ich bei meiner Regierung die Teilnahme an einer Konversation zu vieren befürworten sollte, um Mittel ausfindig zu machen, auf freundschaftlichem Wege Oesterreich-Ungarn zu bewegen, diejenigen Forderungen aufzugeben, die die Souveränität Serbiens antasten. Ich habe, indem ich lediglich die Wiedergabe der Unterredung zusagte, mich auf den Standpunkt gestellt, daß mir, nachdem Rußland sich zu dem verhängnisvollen Schritte der Mobilmachung entschlossen habe, jeder Gedankenaustausch hierüber sehr schwierig, wenn nicht unmöglich erscheine. Was Rußland jetzt von uns Oesterreich-Ungarn gegenüber verlange, sei dasselbe, was Oesterreich-Ungarn Serbien gegenüber vorgeworfen werde: einen Eingriff in Souveränitätsrechte, Oesterreich-Ungarn habe versprochen, durch Erklärung seines territorialen Desinteressements Rücksicht auf russische Interessen zu nehmen, ein großes Zugeständnis seitens eines kriegführenden Staates. Man sollte deshalb die Doppelmonarchie ihre Angelegenheit mit Serbien allein regeln lassen. Es werde beim Friedensschluß immer noch Zeit sein, auf Schonung der serbischen Souveränität zurückzukommen.

Sehr ernst habe ich hinzugefügt, daß augenblicklich die ganze austroserbische Angelegenheit der Gefahr einer europäischen Konflagration gegenüber in den Hintergrund trete, und habe mir alle Mühe gegeben, dem Minister die Größe dieser Gefahr vor Augen zu führen.

Es war nicht möglich, Sasanow von dem Gedanken abzubringen, daß Serbien von Rußland jetzt nicht im Stich gelassen werden dürfe."

Ebenfalls am 29. Juli berichtete der Militärattaché in Petersburg telegraphisch über eine Unterredung mit dem Generalstabschef der russischen Armee:

„Der Generalstabschef hat mich zu sich bitten lassen und mir eröffnet, daß er soeben von Seiner Majestät komme. Er sei vom Kriegsminister beauftragt worden, mir nochmals zu bestätigen, es sei alles so geblieben, wie es mir vor zwei Tagen der Minister mitgeteilt habe. Er bot mir schriftliche Bestätigung an und gab mir sein Ehrenwort in feierlichster Form, daß nirgends eine Mobilmachung, d. h. Einziehung eines einzigen Mannes oder Pferdes bis zur Stunde, 3 Uhr nachmittags, erfolgt sei. Er könne sich dafür für die Zukunft nicht verbürgen, aber wohl nachdrücklichst bestätigen, daß in den Fronten, die auf unsere Grenzen gerichtet seien, von Seiner Majestät keine Mobilisierung gewünscht würde. Es sind aber hier über erfolgte Einziehung von Reservisten in verschiedenen Teilen des Reichs, auch in Warschau und in Wilna, vielfach Nachrichten eingegangen. Ich habe deshalb dem General vorgehalten, daß ich durch die mir von ihm gemachten Eröffnungen vor ein Rätsel gestellt sei. Auf Offiziersparole erwiderte er mir jedoch, daß solche Nachrichten unrichtig seien, es möge hie und da allerdings ein falscher Alarm vorliegen.

Ich muß das Gespräch in Anbetracht der positiven, zahlreichen, über erfolgte Einziehungen vorliegenden Nachrichten als einen Versuch betrachten, uns über den Umfang der bisherigen Maßnahmen irre zu führen."

Da die russische Regierung auf die verschiedenen Anfragen über die Gründe ihrer drohenden Haltung des öfteren darauf hinwies, daß Oesterreich-Ungarn noch keine Konversation in Petersburg begonnen habe, erhielt der österreichisch-ungarische Botschafter in Petersburg am 29. Juli auf unsere Anregung die Weisung, mit Herrn Sasanow die Konversation zu beginnen. Graf Szapary ist ermächtigt worden, die durch den Beginn des Kriegszustandes allerdings überholte Note an Serbien dem russischen Minister gegenüber zu erläutern und jede Anregung entgegenzunehmen, die von russischer Seite aus erfolgen sollte, sowie mit Sasanow alle direkt die österreichisch-russischen Beziehungen tangierenden Fragen zu besprechen.

Schulter an Schulter mit England haben wir unausgesetzt an der Vermittelungsaktion fortgearbeitet und jeden Vorschlag in Wien unterstützt, von dem wir die Möglichkeit einer friedlichen Lösung des Konflikts erhoffen zu können glaubten. Wir haben noch am 30. Juli einen englischen Vorschlag nach Wien weitergegeben, der als Basis der Verhandlungen aufstellte, Oesterreich-Ungarn sollte nach erfolgtem Einmarsch in Serbien dort seine Bedingungen diktieren. Wir mußten annehmen, daß Rußland diese Basis akzeptieren würde.

Während in der Zeit vom 29. bis 31. Juli diese unsere Bemühungen um Vermittelung, von der englischen Diplomatie unterstützt, mit steigender Dringlichkeit fortgeführt wurden, kamen immer erneute und sich häufende Meldungen über russische Mobilisierungsmaßnahmen. Truppenansammlungen an der ostpreußischen Grenze, die Verhängung des Kriegszustandes über sämtliche wichtige Plätze der russischen Westgrenze ließen keinen Zweifel mehr daran, daß die russische Mobilisierung auch gegen uns in vollem Gange war, während gleichzeitig unserem Vertreter in Petersburg alle derartigen Maßregeln erneut ehrenwörtlich abgeleugnet wurden. Noch ehe die Wiener Antwort auf den letzten englisch-deutschen Vermittelungsvorschlag, dessen Tendenz und Grundlage in Petersburg bekannt gewesen sein mußte, in Berlin eintreffen konnte, ordnete Rußland die allgemeine Mobilmachung an. In den gleichen Tagen fand zwischen Seiner Majestät dem Kaiser und König und dem Zaren Nikolaus ein Tele-

grammwechsel statt, in dem Seine Majestät den Zaren auf den drohenden Charakter der russischen Mobilmachung und die Fortdauer seiner eigenen vermittelnden Tätigkeit aufmerksam machte.

Am 31. Juli richtete der Zar an Seine Majestät den Kaiser folgendes Telegramm: „Ich danke Dir von Herzen für Deine Vermittlung, die eine Hoffnung aufleuchten läßt, daß noch alles friedlich enden könnte. Es ist technisch unmöglich, unsere militärischen Vorbereitungen einzustellen, die durch Oesterreichs Mobilisierung notwendig geworden sind. Wir sind weit davon entfernt, einen Krieg zu wünschen. Solange wie die Verhandlungen mit Oesterreich über Serbien andauern, werden meine Truppen keine herausfordernde Aktion unternehmen. Ich gebe Dir mein feierliches Wort darauf. Ich vertraue mit aller Kraft auf Gottes Gnade und hoffe auf den Erfolg Deiner Vermittlung in Wien für die Wohlfahrt unserer Länder und den Frieden Europas.

Dein Dir herzlich ergebener
Nikolaus."

Hierauf erwiderte Seine Majestät der Kaiser: „Auf Deinen Appell an Meine Freundschaft und Deine Bitte um Meine Hilfe habe ich eine Vermittelungsaktion zwischen Deiner und der Oesterreich-Ungarischen Regierung aufgenommen. Während diese Aktion im Gange war, sind Deine Truppen gegen das mir verbündete Oesterreich-Ungarn mobilisiert worden, wodurch, wie Ich Dir schon mitgeteilt habe, Meine Vermittelung beinahe illusorisch gemacht worden ist. Trotzdem habe ich sie fortgesetzt. Nunmehr erhalte ich zuverlässige Nachrichten über ernste Kriegsvorbereitungen auch an meiner östlichen Grenze. Die Verantwortung für die Sicherheit Meines Reiches zwingt Mich zu defensiven Gegenmaßregeln. Ich bin mit Meinen Bemühungen um die Erhaltung des Weltfriedens bis an die äußerste Grenze des Möglichen gegangen. Nicht ich trage die Verantwortung für das Unheil, das jetzt der ganzen zivilisierten Welt droht. Noch in diesem Augenblick liegt es in Deiner Hand, es abzuwenden. Niemand bedroht die Ehre und Macht Rußlands, das wohl auf den Erfolg Meiner Vermittelung hätte warten können. Die Mir von Meinem Großvater auf dem Totenbette überkommene Freundschaft für Dich und Dein Reich ist mir immer heilig gewesen, und Ich habe treu zu Rußland gestanden, wenn es in schwerer Bedrängnis war, besonders in seinem letzten Kriege. Der Friede Europas kann von Dir noch erhalten werden, wenn Rußland sich entschließt, die militärischen Maßnahmen einzustellen, die Deutschland und Oesterreich-Ungarn bedrohen."

Noch ehe dieses Telegramm seine Bestimmung erreichte, war die bereits am Vormittag desselben Tages angeordnete, offensichtlich gegen uns gerichtete Mobilisierung der gesamten russischen Streitkräfte in vollem Gange. Das Telegramm des Zaren aber war um 2 Uhr nachmittags aufgegeben.

Nach Bekanntwerden der russischen Gesamtmobilisation in Berlin erhielt am Nachmittag des 31. Juli der kaiserliche Botschafter in Petersburg den Befehl, der russischen Regierung zu eröffnen, Deutschland habe als Gegenmaßregel gegen die allgemeine Mobilisierung der russischen Armee und Flotte den Kriegszustand verkündet, dem die Mobilisation folgen müsse, wenn Rußland nicht binnen 12 Stunden seine militärischen Maßnahmen gegen Deutschland und Oesterreich-Ungarn einstelle und Deutschland davon in Kenntnis setze.

Gleichzeitig wurde der kaiserliche Botschafter in Paris angewiesen, von der französischen Regierung binnen 18 Stunden eine Erklärung zu verlangen, ob sie in einem russisch-deutschen Kriege neutral bleiben wolle.

Die russische Regierung hat durch ihre die Sicherheit des Reichs gefährdende Mobilmachung die mühsame Vermittlungsarbeit der europäischen Staatskanzleien kurz vor dem Erfolge zerschlagen. Die Mobilisierungsmaßregeln, über deren Ernst der russischen

Regierung von Anfang an keine Zweifel gelassen wurden, in Verbindung mit ihrer fortgesetzten Ableugnung zeigen klar, daß Rußland den Krieg wollte.

Der kaiserliche Botschafter in Petersburg hat die ihm aufgetragene Mitteilung an Herrn Sasanow am 31. Juli um 12 Uhr nachts gemacht.

Nachdem die Rußland gestellte Frist verstrichen war, ohne daß eine Antwort auf unsere Anfrage eingegangen wäre, hat Seine Majestät der Kaiser und König am 1. August um 5 Uhr abends die Mobilmachung des gesamten deutschen Heeres und der kaiserlichen Marine befohlen. Der kaiserliche Botschafter in Petersburg hatte inzwischen den Auftrag erhalten, falls die russische Regierung innerhalb der ihr gestellten Frist keine befriedigende Antwort erteilen würde, ihr mitzuteilen, daß wir uns im Kriegszustand mit Rußland befindlich erachten. Ehe jedoch eine Meldung über die Ausführung dieses Auftrages einlief, überschritten russische Truppen, und zwar schon am Nachmittag des 1. August, unsere Grenzen und rückten auf deutschem Gebiet vor.

Hiermit hat Rußland den Krieg gegen uns begonnen.

Inzwischen hatte der kaiserliche Botschafter in Paris die ihm befohlene Anfrage an das französische Kabinett am 31. Juli um 7 Uhr nachmittags gestellt.

Der französische Ministerpräsident hat darauf am 1. August um 1 Uhr nachmittags eine zweideutige und unbefriedigende Antwort erteilt, die über die Stellungnahme Frankreichs kein klares Bild gibt, da sie sich darauf beschränkte, zu erklären, Frankreich würde das tun, was seine Interessen ihm geböten. Wenige Stunden darauf, um 5 Uhr nachmittags, wurde die Mobilisierung der gesamten französischen Armee und Flotte angeordnet.

Am Morgen des nächsten Tages eröffnete Frankreich die Feindseligkeiten.

Abgeschlossen am 2. August mittags.

Das Weißbuch schließt mit der Wiedergabe einiger Artikel aus der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", der österreichischen Note nebst dem Kommentar an die Mächte und des Telegrammwechsels zwischen dem Reichskanzler und deutschen Botschaftern.

Die Kriegstagung des deutschen Reichstags am Dienstag dem 4. August 1914

Eröffnung des Reichstags durch den Kaiser im Schloß zu Berlin

Der Kaiser eröffnete mittags 1 Uhr im Weißen Saale des königlichen Schlosses die außerordentliche Session des Reichstages mit folgender Thronrede:

Geehrte Herren!

In schicksalsschwerer Stunde habe ich die gewählten Vertreter des deutschen Volkes um mich versammelt. Fast ein halbes Jahrhundert lang konnten wir auf dem Weg des Friedens verharren. Versuche, Deutschland kriegerische Neigungen anzudichten und seine Stellung in der Welt einzuengen, haben unseres Volkes Geduld oft auf harte Proben gestellt. In unbeirrbarer Redlichkeit hat meine Regierung auch unter herausfordernden Umständen die Entwickelung aller sittlichen, geistigen und wirtschaftlichen Kräfte als höchstes Ziel verfolgt. Die Welt ist Zeuge gewesen, wie unermüdlich wir in dem Drang und den Wirren der letzten Jahre in erster Reihe standen, um den Völkern Europas einen Krieg zwischen Großmächten zu ersparen.

Die schwersten Gefahren, die durch die Ereignisse am Balkan heraufbeschworen waren, schienen überwunden. Da tat sich mit der Ermordung meines Freundes, des Erzherzogs Franz Ferdinand ein Abgrund auf. Mein hoher Verbündeter, der Kaiser und König Franz Josef, war gezwungen, zu den Waffen zu greifen, um die Sicherheit seines Reiches gegen gefährliche Umtriebe aus einem Nachbarstaat zu verteidigen. Bei der Verfolgung ihrer berechtigten Interessen ist der verbündeten Monarchie das Russische Reich in den Weg getreten. An die Seite Oesterreich-Ungarns ruft uns nicht nur unsere Bündnispflicht. Uns fällt zugleich die gewaltige Aufgabe zu, mit der alten Kulturgemeinschaft der beiden Reiche unsere eigene Stellung gegen den Ansturm feindlicher Kräfte zu schirmen.

Mit schwerem Herzen habe ich meine Armee gegen einen Nachbar mobilisieren müssen, mit dem sie auf so vielen Schlachtfeldern gemeinsam gefochten hat. Mit aufrichtigem Leid sah ich eine von Deutschland treu bewahrte Freundschaft zerbrechen. Die kaiserliche russische Regierung hat sich, dem Drängen eines unersättlichen Nationalismus nachgebend, für einen Staat eingesetzt, der durch Begünstigung verbrecherischer Anschläge das Unheil dieses Krieges veranlaßte. Daß auch Frankreich sich auf die Seite unserer Gegner gestellt hat, konnte uns nicht überraschen. Zu oft sind unsere Bemühungen, mit der französischen Republik zu freundlicheren Beziehungen zu gelangen, auf alte Hoffnungen und alten Groll gestoßen.

Geehrte Herren!

Was menschliche Einsicht und Kraft vermag, um ein Volk für die letzten Entscheidungen zu wappnen, das ist mit Ihrer patriotischen Hilfe geschehen. Die Feindseligkeit, die im Osten und im Westen seit langer Zeit um sich gegriffen hat, ist nun zu hellen Flammen aufgelodert. Die gegenwärtige Lage ging nicht aus vorübergehenden Interessenkonflikten oder diplomatischen Konstellationen hervor, sie ist das Ergebnis eines seit langen Jahren tätigen Uebelwollens gegen Macht und Gedeihen des Deutschen Reiches.

Uns treibt nicht Eroberungslust, uns beseelt der unbeugsame Wille, den Platz zu bewahren, auf den Gott uns gestellt hat, für uns und alle kommenden Geschlechter.

Aus den Schriftstücken, die Ihnen zugegangen sind, werden Sie ersehen, wie meine Regierung und vor allem mein Kanzler bis zum letzten Augenblick bemüht waren, das Aeußerste abzuwenden. In aufgedrungener Notwehr mit reinem Gewissen und reiner Hand ergreifen wir das Schwert.

An die Völker und Stämme des Deutschen Reichs ergeht mein Ruf, mit gesamter Kraft, in brüderlichem Zusammenstehen mit unseren Bundesgenossen, zu verteidigen, was wir in friedlicher Arbeit geschaffen haben. Nach dem Beispiel unserer Väter fest und getreu, ernst und ritterlich, demütig vor Gott und kampfesfroh vor dem Feind, so vertrauen wir der ewigen Allmacht, die unsere Abwehr stärken und zu gutem Ende lenken wolle!

Auf Sie, geehrte Herren, blickt heute, um seine Fürsten und Führer geschart, das ganze deutsche Volk. Fassen Sie Ihre Entschlüsse einmütig und schnell — das ist mein inniger Wunsch.

Die Stunde im Weißen Saal

von Emil Ludwig

Mittag. Der Weiße Saal, an Maßen, Vornehmheit, Kolorit der schönste Saal in Preußen, ist ganz leer. Ein paar alte Lakaien, Riesen in Rot und Gold, stehen am Absatz der doppelten Treppe. In der Mitte der Fensterwand steht der Thron; die Patina von zwei Jahrhunderten Geschichte liegt über ihm. Plötzlich fällt der Blick auf Männerköpfe, Helme, Schwerter vergangener Zeiten. In neun Nischen stehen da die preußischen

Herrscher, vom Großen Kurfürsten an. Und mit einem Male beleben sie den stummen Raum. Aus den Augen dieser Männer blickt preußische Geschichte, und es ist, als verständigten sich diese Augen über die Breite des Saales hinweg. Von Marmor steht der alte Kaiser jetzt neben dem Thron, aber damals, an jenem 19. Juli 1870, stand er selber auf diesen Stufen, im selbigen Saal, vor einer Versammlung, ähnlich der heutigen, und in einer Stimmung, die wir Jungen erst heute nachfühlen dürfen. „Wir haben," sagte er damals, und man hört Bismarcks Art und Stil durch die Worte, „mit klarem Blick die Verantwortlichkeit erwiesen, die vor dem Gericht Gottes und der Menschen den trifft, der zwei große, friedliebende Völker zum Kriege treibt... Je unzweideutiger es vor aller Augen liegt, daß man uns das Schwert in die Hand zwingt, mit um so größerer Zuversicht wenden wir uns an die Vaterlandsliebe..."

In den Ecken des Saales sind Hofuniformen erschienen, prangend und zu reich für diese Stunde. Sie ziehen keinen Blick auf sich, aber die fünf, sechs Offiziere, die eben in Felduniform eintreten, sind die Helden von morgen. Der Saal füllt sich sehr langsam. Unter den ersten ist der Kanzler, das Orangeband über dem blauen Waffenrock. Er blickt ernst auf den Kriegsminister, der strahlend mit ihm spricht, in Felduniform. Dernburg, der österreichische, und, sehr elegant im ordenlosen Frack, der amerikanische Botschafter mit dem kühnen Profil. Jagow, der Polizeipräsident, in Uniform, ganz Reiter, und Jagow, der Staatssekretär, in Hoftracht, sehr beschäftigt, kleiner als die meisten in dieser Galerie stämmiger Gestalten. Aber über die Köpfe aller ragt Fürst Hatzfeld als Garde du Corps, alt geworden und doch noch immer elegant, und Moltke, der Mann der Stunde, vornehm, ruhig, von demselben Ernst, mit dem die Millionen heute auf ihn blicken. Nur die drei japanischen Offiziere, mit den geheimnisvollen Zeichen auf dem Waffenrock, stehen in einer Nische, schweigend. Anders als alle ist der Kopf des Grafen Lerchenfeld, des Bayern, — des geistvollen Skeptikers an diesem Hofe. Es wird immer lauter, immer belebter. Nur die Abgeordneten sind nicht vollzählig da, 150, höchstens 180 Herren, kein Sozialist. Kaempfs weißbärtiger Greisenkopf, Bassermann, auffallend viel Zentrum. Es klopft. Der Bundesrat, unter Vortritt des Kanzlers kommt, nimmt die Linke des Hufeisens, das sich um den Thron bildet, ein, auf dessen Längsseite der Reichstag sich gruppiert. Auf der Galerie erscheint die Kaiserin, die Kronprinzessin, mehrere Prinzessinnen und Damen. Der Kanzler verläßt den Saal, dem Kaiser Meldung zu erstatten. Noch immer Gespräche unten, durchaus eine Lebhaftigkeit wie vor einer großen Debatte.

Den feierlichen Ernst bringt erst der Kaiser. Er kommt, wie es die Stunde fordert, in Felduniform, mit braunen Stulpenstiefeln, als Soldatenkaiser. Drei Hurras. Schweigen. Der Unterstaatssekretär Wahnschaffe bringt dem Kaiser die Mappen; er übergibt die Thronrede seinem Herrn. Der Kaiser hat in militärischem Tone gesprochen, zuerst nicht immer ganz laut und deutlich, dann kräftiger. Aber während er redet, ist es für die Dauer einer Sekunde, als verschwände mit einem Male die Gestalt des ernsten Mannes, der neben dem Throne steht — und plötzlich steht da ein Halberstädter Kürassier, und es ist wieder der 25. Juni 1888, und derselbe Kaiser, 28jährig, sagt: „In der auswärtigen Politik bin ich entschlossen, Frieden zu halten mit jedermann, so viel an mir liegt. Meine Liebe zum deutschen Heere und meine Stellung zu demselben werden mich niemals in Versuchung führen, dem Lande die Wohltaten des Friedens zu verkümmern, wenn der Krieg nicht eine durch den Angriff auf das Reich oder dessen Verbündete uns aufgedrungene Notwendigkeit ist." Die Phantasmagorie verschwindet, es ist wieder heute, 26 Jahre später, und mit weithallender Stimme ruft der Kaiser: „Mit schwerem Herzen habe ich meine Armee mobilisiert... Uns treibt nicht Eroberungslust,

uns beseelt der unbeugsame Wille, den Platz zu wahren, auf den Gott uns gestellt hat! — In aufgedrungener Notwehr, mit reinem Gewissen und reiner Hand ergreifen wir das Schwert, fest und treu, ernst, ritterlich, demütig vor Gott und kampfesfroh vor den Feinden!" Das ist Preußenstil. Jeder Satz hebt die Stimmung. Heute reißt der Kaiser den Reichstag hin. Und mit einem Male legt er das Blatt fort, rückwärts auf den Thron, und redet frei:

„Sie haben gelesen, meine Herren, was ich zu meinem Volke vom Balkon des Schlosses aus gesagt habe. Ich wiederhole, ich kenne keine Partei mehr, ich kenne nur Deutsche (Stürmisches Bravo!), und zum Zeugen dessen, daß Sie fest entschlossen sind, ohne Parteiunterschiede, ohne Standes- und Konfessionsunterschiede zusammenzuhalten, mit mir durch dick und dünn, durch Not und Tod zu gehen, fordere ich die Vorstände der Parteien auf, vorzutreten und mir dies in die Hand zu geloben."

Diese Worte rissen die ergrauten Männer hin. Die Hurras und Hochs endeten nicht. Das Zeremonielle war vergessen, man war nicht mehr im Weißen Saal, und während die Führer aller Parteien, mit Ausnahme der nicht anwesenden Sozialdemokraten, vortraten und ohne tiefe Hofverbeugung dem Kaiser die Hand reichten, war mit einem Male das Symbol für den hohen Sinn dieser Stunde gefunden. (Berl. Tagebl.)

Die erste Sitzung des Reichstags

(Stenographischer Bericht)

Um 3 Uhr mittags trat der Reichstag zu seiner außerordentlichen Tagung zusammen. Schon vor Beginn der Sitzung waren Haus und Tribünen überfüllt.

An den Tischen des Bundesrats waren alle Staatssekretäre, die meisten preußischen Minister und die Vertreter der anderen Bundesstaaten erschienen, so die Staatssekretäre v. Jagow, v. Tirpitz, Delbrück, Dr. Lisco, Kühn, Kraetke, Dr. Solf, ferner die preußischen Minister v. Falkenhayn, Dr. Lentze, v. Trott zu Solz, Beseler, Sydow, v. Schorlemer, v. Breitenbach, v. Loebell, die Vertreter sämtlicher Bundesstaaten, der Reichsbankpräsident Havenstein, der Staatssekretär Wahnschaffe und zahlreiche Kommissare.

Um 3¼ Uhr erschien der Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg im Saale.

Der Präsident der ersten Tagung Dr. Kaempf eröffnet darauf sofort die Sitzung und beruft zu vorläufigen Schriftführern die Abgeordneten Fischer-Berlin (Soz.), Engelen (Ztr.), Baerwinkel (Ntl.) und Rogalla von Bieberstein (Kons.). Nach der Geschäftsordnung ist der Reichstag durch das Los in sieben Abteilungen zu teilen.

Auf Antrag des Abg. Bassermann (Ntl.) wird von dieser Verlosung der Abteilungen Abstand genommen. (Beifall.)

Präsident Dr. Kaempf: Wir würden nunmehr den Namensaufruf vorzunehmen haben.

Abg. Dr. Spahn (Ztr.): Ein Blick auf das Haus zeigt, daß es beschlußfähig ist. Unter diesen Umständen beantrage ich, auch davon Abstand zu nehmen.

Das Haus stimmt mit Beifall zu.

Präsident Dr. Kaempf: Ich schlage vor, von der Wahl der Fachkommissionen ebenfalls vorläufig Abstand zu nehmen. Auch damit ist das Haus einverstanden.

Abg. Graf Westarp (Kons.): Ich beantrage nun Wiederwahl des Präsidiums und die Wahl des Vorstandes sofort vorzunehmen und zum Präsidenten, zu Vizepräsidenten und Schriftführern diejenigen Herren wiederzuwählen, die diese Aemter am Schluß der vorigen Session bekleidet haben. (Lebhafter Beifall.)

Präsident Dr. Kaempf stellt fest, daß Widerspruch gegen die sofortige Wahl und gegen

die Art und Weise der Wahl nicht erhoben wird. Er wendet sich dann an das Haus und erklärt: Ich bitte dann, daß diejenigen sich von den Plätzen erheben, die die bisherigen drei Präsidenten und die Schriftführer auch für die neue Session wählen wollen. (Das ganze Haus erhebt sich einmütig unter lebhaftem, anhaltendem Beifall.) Die Wahl ist einstimmig erfolgt. Ich selbst nehme die Wahl an und danke für das Vertrauen, das Sie mir auf diese Weise erneut bewiesen haben. (Beifall.) Auch die Abg. Dr. Paasche (Ntl.) und Dove (Vpt.), die zu Vizepräsidenten gewählt worden sind, nehmen die Wahl mit Dank an, ebenso die Schriftführer.

Präsident Dr. Kaempf: Damit ist der Reichstag konstituiert. Ich werde es nicht unterlassen, Seiner Majestät von der Konstituierung des Hauses Kenntnis zu geben. Ich kann Ihnen hier gleich mitteilen, daß Seine Majestät den Wunsch ausgesprochen hat, das Präsidium des Reichstags heute abend um 7 Uhr zu empfangen. (Lebhafter Beifall.) Ich hoffe, daß ich in der Lage sein werde, alsdann Seiner Majestät mitteilen zu können, daß die sämtlichen Vorlagen, die wir in der zweiten Sitzung beraten werden müssen, Annahme gefunden haben. (Stürmischer, anhaltender Beifall.)

Zu Quästoren werden die Abg. Bassermann (Ntl.) und Savigny (Ztr.) bestellt.

Präsident Dr. Kaempf: In der Zeit, in der wir nicht versammelt waren, haben wir schwere Verluste erlitten. (Das Haus erhebt sich.) Seine Königliche Hoheit der Großherzog Adolf Friedrich von Mecklenburg-Strelitz und Seine Hoheit der Herzog Georg von Sachsen-Meiningen sind dahingeschieden. Ich habe im Namen des Reichstages dafür das innigste Beileid ausgesprochen. Ferner habe ich aus Anlaß des fluchwürdigen und verbrecherischen Attentates auf Seine Kaiserliche Hoheit den Erzherzog Franz Ferdinand und seine Gemahlin dem K. K. österreichisch-ungarischen Botschafter die Gefühle des tiefsten Beileids und der wärmsten Anteilnahme im Namen des Reichstages ausgesprochen. (Bravo.) Gestorben sind seit unserer letzten Tagung die Abg. v. Massow und Leser. Der Abg. Dr. Quarck-Koburg hat aus Anlaß seiner Beförderung sein Mandat niedergelegt. Neu eingetreten in das Haus sind die Abg. Wachhorst de Wente, Arnold und Wagner.

Darauf nimmt sofort das Wort Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg: Ein gewaltiges Schicksal bricht über Europa herein. Da wir für unser Deutsches Reich das Ansehen in der Welt erkämpfen, haben wir 44 Jahre lang in Frieden gelebt und den Frieden Europas beschirmt. In friedlicher Arbeit sind wir stark und mächtig geworden und darum geneidet. Mit zäher Geduld haben wir es ertragen, wie unter dem Vorwande, daß Deutschland kriegslüstern sei, in Ost und West Feindschaften genährt und Fesseln gegen uns geschmiedet wurden. Der Wind, der da gesäet wurde, geht jetzt als Sturm auf.

Wir wollten in friedlicher Arbeit weiterleben, und wie ein unausgesprochenes Gelübde ging es vom Kaiser bis zum jüngsten Soldaten: nur zur Verteidigung einer gerechten Sache soll unser Schwert aus der Scheide fliegen. (Starker Beifall.) Der Tag, da wir es ziehen müssen, ist erschienen, gegen unsern Willen, gegen unser redliches Bemühen. Rußland hat die Brandfackel an das Haus gelegt. (Lebhafte Rufe: Sehr richtig! Sehr wahr!) Wir stehen in einem gezwungenen Kriege mit Rußland und Frankreich.

Meine Herren, eine Reihe von Schriftstücken, zusammengestellt in dem Drang der sich überstürzenden Ereignisse, ist Ihnen zugegangen. Lassen Sie mich die Tatsachen herausheben, die unsere Haltung kennzeichnen.

Vom ersten Augenblick des österreichischen Konfliktes an strebten und wirkten wir dahin, daß dieser Handel auf Oesterreich-Ungarn und Serbien beschränkt bleiben müsse. Alle Kabinette, in Sonderheit auch England, vertreten denselben Stand-

punkt, nur Rußland erklärt, daß es bei der Austragung dieses Konfliktes mitreden müsse. Damit erhebt die Gefahr europäischer Verwicklungen ihr drohendes Haupt. Sobald die ersten bestimmten Nachrichten über militärische Rüstungen in Rußland zu uns dringen, lassen wir in Petersburg freundschaftlich, aber nachdrücklich erklären, daß kriegerische Maßnahmen und militärische Vorbereitungen gegen uns selbst uns zu Gegenmaßregeln zwingen würden. Mobilmachung aber sei nahe dem Kriege. Rußland beteuert uns in freundlicher Weise (Hört! Hört!), daß es keine militärischen Vorbereitungen gegen uns treffe. Inzwischen sucht England zwischen Wien und Petersburg zu vermitteln, wobei es von uns warm unterstützt wird. (Hört! Hört! und Bravo!) Am 28. Juli bittet der Kaiser telegraphisch den Zaren, er möge bedenken, daß Oesterreich-Ungarn das Recht und die Pflicht habe, sich gegen die großserbischen Umtriebe zu wehren, die seine Existenz zu unterhöhlen drohten. (Hört! Hört!) Der Kaiser weist den Zaren auf die solidarischen monarchischen Interessen gegenüber der Freveltat von Serajewo hin, er bittet ihn, ihn persönlich zu unterstützen, um den Gegensatz zwischen Wien und Petersburg auszugleichen. Ungefähr zu derselben Stunde, vor Empfang dieses Telegramms, bittet der Zar seinerseits den Kaiser um seine Hilfe; er möge doch in Wien zur Mäßigung raten. Der Kaiser übernimmt die Vermittlungsrolle. Aber kaum ist die von ihm angeordnete Aktion im Gange, so mobilisiert Rußland alle seine Streitkräfte gegen Oesterreich-Ungarn. (Erregtes Hört! Hört! und Pfuirufe!) Oesterreich-Ungarn selbst aber hatte nur seine Armeekorps, die unmittelbar gegen Serbien gerichtet waren, mobilisiert und im Norden nur zwei Armeekorps, und fern von der russischen Grenze. (Hört! Hört!) Der Kaiser weist sofort den Zaren darauf hin, daß diese Mobilmachung seiner Streitkräfte gegen Oesterreich-Ungarn die Vermittlerrolle, die er auf Bitten des Zaren übernommen hatte, erschwere, wenn nicht unmöglich mache. Trotzdem setzten wir in Wien unsere Vermittlungsaktion fort und zwar in Formen, welche bis an das äußerste dessen gehen, was mit unserem Bundesverhältnis verträglich ist. (Lebhafte Bewegung, Sehr richtig! und Hört! Hört!) Während dieser Zeit erneuert Rußland spontan seine Versicherung, daß es gegen uns keine militärischen Vorbereitungen treffe. (Hört! Hört! und einzelne Pfuirufe.)

Es kommt der 31. Juli, in Wien soll die Entscheidung fallen. Wir haben es bereits mit unseren Vorstellungen erreicht, daß Wien den eine Zeitlang nicht mehr im Gang befindlichen direkten Verkehr, die Aussprache mit Petersburg wieder aufgenommen hat; aber noch bevor die letzte Entscheidung in Wien fällt, kommt die Nachricht, daß Rußland seine gesamte Wehrmacht — also auch gegen uns — mobil gemacht hat. (Lebhaftes Hört! Hört!)

Die russische Regierung, die aus unseren wiederholten Vorstellungen wußte, was die Mobilmachung an unserer Grenze für uns bedeutet, notifiziert uns diese Mobilmachung nicht, gibt uns zu ihr auch keinerlei erklärenden Aufschluß. (Hört! Hört!)

Erst am Nachmittag des 31. Juli trifft ein Telegramm des Zaren beim Kaiser ein, in dem er sich dafür verbürgt, daß seine Armee keine provokatorische Haltung gegen uns einnehme. (Bewegung, Hört! Hört! und Lachen.) Aber die Mobilmachung an Rußlands Grenze gegen uns war schon in der Nacht vom 30. zum 31. Juli in vollem Gange; während wir auf russische Bitten in Wien vermitteln, erhebt sich die russische Wehrmacht an unserer langen, fast ganz offenen Grenze, und Frankreich mobilisiert zwar noch nicht, aber trifft doch, wie es zugibt, militärische Vorbereitungen. Und wir? Wir hatten absichtlich bis dahin (der Reichskanzler schlägt bei den folgenden Worten wiederholt auf das Pult und spricht in großer Erregung weiter) keinen Reservemann einberufen, dem europäischen Frieden zu Liebe. (Lebhaftes allgemeines Bravo!) Sollten wir jetzt weiter in Geduld warten, bis etwa die Mächte, zwischen denen wir ein-

gekeilt sind, den Zeitpunkt zum Losschlagen wählten? (Stürmisches Nein!) Dieser Gefahr Deutschland auszusetzen, wäre ein Verbrechen gewesen! (Stürmisches, allgemeines, anhaltendes Sehr richtig! und Bravo!, auch bei den Sozialdemokraten.) Darum forderten wir noch am 31. Juli von Rußland die Demobilisierung als einzige Maßregel, welche noch den europäischen Frieden retten konnte (Lebhafte Zustimmung); der kaiserliche Botschafter in Petersburg erhielt ferner den Auftrag, der russischen Regierung zu erklären, daß wir im Fall der Ablehnung unserer Forderung den Kriegszustand als eingetreten betrachten müßten. Der kaiserliche Botschafter hat diesen Auftrag ausgeführt.

Was Rußland auf unsere Forderung der Demobilisierung geantwortet hat, wissen wir bis heute noch nicht. (Hört! Hört!) Telegraphische Meldungen darüber sind nicht bis an uns gelangt, obwohl der Telegraph weit unwichtigere Meldungen noch übermittelte. (Hört! Hört!)

So sah sich, als die gestellte Frist längst verstrichen war, der Kaiser am 1. August, nachmittags 5 Uhr, genötigt, unsere Wehrmacht mobilzumachen. Zugleich mußten wir uns versichern, wie sich Frankreich stellen würde.

Auf unsere bestimmte Frage, ob Frankreich sich im Falle eines deutsch-russischen Krieges neutral halten würde, hat uns Frankreich geantwortet, es werde tun, was ihm seine Interessen geböten. (Lachen!) Das war ein Ausweichen, wenn nicht eine Verneinung unserer Anfrage.

Trotzdem gab der Kaiser den Befehl, daß die französische Grenze unbedingt zu respektieren sei. Dieser Befehl wurde strengstens befolgt, bis auf eine einzige Ausnahme. Frankreich, das zu derselben Stunde wie wir mobil machte, erklärte, daß es eine Zone von zehn Kilometern an der Grenze respektiere. (Hört! Hört!) Und was geschah in Wirklichkeit? Bombenwerfende Flieger, Kavalleriepatrouillen, in das reichsländische Gebiet eingebrochene Kompagnien. (Unerhört!) Damit hat Frankreich, obwohl der Kriegszustand noch nicht erklärt war, unser Staatsgebiet angegriffen.

Was jene Ausnahme betrifft, so habe ich vom Chef des Generalstabes folgende Meldung erhalten: Von den französischen Beschwerden über Grenzverletzungen unserseits ist nur eine einzige zuzugeben. Gegen den ausdrücklichen Befehl hat eine anscheinend von einem Offizier geführte Patrouille des XIV. Armeekorps am 2. August die Grenze überschritten. Sie ist anscheinend abgeschossen. Nur ein Mann ist zurückgekehrt. Aber lange bevor diese einzige Grenzüberschreitung erfolgte, haben französische Flieger bis nach Süddeutschland hinein Bomben abgeworfen und am Schluchtpaß haben französische Truppen unsere Grenzschutztruppen angegriffen. Unsere Truppen haben sich bisher gänzlich auf den Grenzschutz beschränkt. Soweit die Meldung des Chefs des Generalstabes.

Wir sind jetzt in der Notwehr, und Not kennt kein Gebot! Unsere Truppen haben Luxemburg besetzt, vielleicht auch belgisches Gebiet betreten müssen. (Bravo!) Das widerspricht den Geboten des Völkerrechts. Die französische Regierung hat zwar in Brüssel erklärt, die Neutralität Belgiens respektieren zu wollen, so lange sie der Gegner respektiere. Wir wußten aber, daß Frankreich zum Einfall bereitstand. Frankreich konnte warten, wir aber nicht, und ein französischer Einfall in unsere Flanke am Unterrhein hätte verhängnisvoll werden können. So waren wir gezwungen, uns über die Proteste der luxemburgischen und belgischen Regierung hinwegzusetzen.

Das Unrecht, das wir damit tun, werden wir wieder gut zu machen suchen, sobald unser militärisches Ziel erreicht ist. (Bravo!) Wer, wie wir, um das Höchste kämpft, darf nur daran denken, wie er sich durchhaut. (Stürmischer Beifall und wiederholtes Händeklatschen im ganzen Hause und auf den Tribünen.)

Meine Herren, wir stehen Schulter an Schulter mit Oesterreich-Ungarn. Was die Haltung Englands betrifft, so haben die Erklärungen, die Sir Edward Grey gestern im englischen Unterhause abgegeben hat, den Standpunkt klargestellt, den die englische Regierung einnimmt. Wir haben der englischen Regierung die Erklärung abgegeben, daß, solange sich England neutral verhält, unsere Flotte die Nordküste Frankreichs nicht angreifen wird, und daß wir die territoriale Integrität und Unabhängigkeit Belgiens nicht antasten werden. Diese Erklärung wiederhole ich hiermit vor aller Welt, und ich kann hinzusetzen, daß, solange England neutral bleibt, wir bereit sind, im Falle der Gegenseitigkeit keine feindlichen Operationen gegen die französischen Handelsschiffahrt vorzunehmen. (Bravo.)

Meine Herren, soweit die Vorgänge! Ich wiederhole das Wort des Kaisers: Mit reinem Gewissen zieht Deutschland in den Kampf. (Stürmische Zustimmung.) Wir kämpfen um die Frucht unserer friedlichen Arbeit, um das Erbe einer großen Vergangenheit und um unsere Zukunft. Die 50 Jahre sind noch nicht vergangen, von denen Moltke sprach, daß wir gerüstet dastehen müßten, um das Erbe, um die Errungenschaften von 1870 zu verteidigen. Jetzt hat die große Stunde der Prüfung für unser Volk geschlagen. Aber mit voller Zuversicht sehen wir ihr entgegen. (Stürmische Zustimmung.) Unsere Armee steht im Felde, unsere Flotte ist kampfbereit, hinter ihr steht das ganze deutsche Volk, (brausender, nicht endenwollender Beifall und Händeklatschen im ganzen Hause und auf den Tribünen) das ganze deutsche Volk bis auf den letzten Mann (mit einer Handbewegung die äußerste Linke einschließend). (Erneuter, stürmischer Beifall.) Sie, meine Herren, kennen Ihre Pflicht in ihrer ganzen Größe. Die Vorlagen bedürfen keiner Begründung mehr, ich bitte um ihre schnelle Erledigung. (Stürmisches Bravo!)

Präsident Dr. Kaempf: Meine Herren! Der Ernst der Lage, von dem niemand unter uns sich hat täuschen können, ist in seinem vollen Umfange und mit seiner vollen Schwere in den Worten des Herrn Reichskanzlers zum Ausdruck gekommen. Wir befinden uns mächtigen Gegnern gegenüber, die uns von rechts und links bedrohen, ohne Kriegserklärung über unsere Grenzen hereingebrochen sind und die uns den Kampf zur Verteidigung unseres Vaterlandes aufgezwungen haben. Wir sind uns bewußt, daß der Krieg, in den zu ziehen wir gezwungen sind, ein Kampf der Abwehr ist, gleichzeitig aber für Deutschland ein Kampf um die höchsten geistigen und materiellen Güter der Nation, ein Kampf auf Leben und Tod, ein Kampf um unsere Existenz. (Lebhafte Zustimmung). Der Augenblick, in dem der Reichstag sich anschickt, angesichts des Ausbruchs des Krieges die Gesetze zu votieren, die für den Krieg und für das Wirtschaftsleben der Nation während des Krieges die sicheren Grundlagen zu bieten bestimmt sind, ist ein feierlicher und tief ernster, aber zu gleicher Zeit ein unendlich großer und erhebender. Schwere Lasten müssen dem ganzen Volke auferlegt, schwere Opfer von dem einzelnen gefordert werden. Aber es gibt niemand im ganzen deutschen Reich, der nicht ein volles Verständnis hätte für das, was auf dem Spiele steht und freudig diese Lasten übernimmt, freudig bereit ist, diese Opfer dem Vaterlande darzubringen. (Lebhaftes Bravo!) Die Begeisterung, die wie ein Sturm durch das ganze Land braust, ist uns Zeuge davon, daß das ganze deutsche Volk Gut und Blut zu opfern gewillt ist für die Ehre des Deutschen Reiches. (Lebhaftes Bravo!)

Niemals hat das Volk einmütiger zusammengestanden als heute. Auch die, die sonst sich grundsätzlich als Gegner des Krieges bekennen, eilen zu den Fahnen. Ihre Vertreter im Reichstag bewilligen ungesäumt die für die Verteidigung des Reiches notwendigen Mittel. (Stürmischer, lang anhaltender Beifall und Händeklatschen bei den bürgerlichen Parteien.)

Die Gesamtheit des Volkes tritt somit ein für die Sühne des uns zugefügten Unrechts und für die Abwehr des uns aufgezwungenen Kampfes. Wir wissen uns dabei eins mit den verbündeten Regierungen. Wir alle, Regierungen und Volk, haben nur den einen Gedanken: die Ehre, Wohlfahrt und Größe des Deutschen Reiches. So zieht das Volk in Waffen im Bewußtsein seiner Stärke hinaus in den heiligen Krieg, alt und jung von der gleichen Begeisterung durchdrungen. Aus den Augen unserer Brüder und Söhne blitzt der alte deutsche Kampfesmut. (Bravo!) Siegesfroh und siegesbewußt sehen wir die Leitungen unseres Heeres und unserer Marine an ihrer großen Arbeit. Die Stärke unseres Volkes in Waffen, die Kaltblütigkeit der Heeres- und Marineleitung bürgen uns für den Sieg in dem Kampfe, den wir im Bewußtsein der Gerechtigkeit unserer Sache führen, zur Verteidigung der Ehre und Größe unseres Vaterlandes. (Stürmischer Beifall und Händeklatschen.)

Ich schlage vor, die Sitzung jetzt zu schließen und die nächste Sitzung um 5 Uhr abzuhalten. Auf der Tagesordnung stehen die beim Reichstag eingegangenen Vorlagen. Schluß 4 Uhr.

Die zweite Sitzung

(Stenographischer Bericht)

Am Tische des Bundesrats: der Reichskanzler, die Staatssekretäre, Minister und Bevollmächtigten zum Bundesrat.

Präsident Dr. Kaempf eröffnet die Sitzung um 5 Uhr 15 Min. und teilt mit, daß einige Mitglieder des Hauses sich entschuldigen lassen, weil sie bereits bei den Fahnen sind und Berlin nicht mehr rechtzeitig erreichen konnten.

Auf der Tagesordnung stehen sämtliche Kriegsvorlagen. An erster Stelle der Nachtragsetat, der den Reichskanzler ermächtigt, zur Bestreitung der Kriegsausgaben die Summe von 5 Milliarden im Wege des Kredits flüssig zu machen und aus den Gold- und Silberbeständen des Reiches 300 Millionen Mark. Ferner liegen vor das Gesetz zur Aenderung des Gesetzes über die Unterstützung von Familien in den Dienst eingetretener Mannschaften, das Gesetz, betreffend Ausnahmen von Beschäftigungsbeschränkungen gewerblicher Arbeiter, die Vorlage über die Verlängerung der Fristen des Wechsel- und Scheckrechts, eine Ergänzung der Reichsschuldenordnung, eine Vorlage über die Aenderung des Münzgesetzes, ein Gesetz über die Reichskassenscheine und die Banknoten, das Darlehnskassengesetz, eine Abänderung zum Bankgesetz, ein Gesetz betreffend den Schutz der infolge des Krieges an Wahrnehmung ihrer Rechte behinderten Personen, eine Vorlage zur Abwicklung von börsenmäßigen Zeitgeschäften in Waren, die Vorlage betreffend Erhaltung von Anwartschaften aus der Krankenversicherung, ein Gesetz betreffend Höchstpreise, eine Vorlage betreffend die Sicherung der Leistungsfähigkeit der Krankenkassen, ein Gesetz betreffend die Wahlen nach der Reichsversicherungsordnung, ein Gesetz über die Kriegsversorgung von Zivilbeamten und eine Vorlage betreffend vorübergehende Einfuhrerleichterungen. Schließlich wird der Reichstag noch um die Zustimmung zur Abführung des Reichskriegsschatzes im Juliusturm in Höhe von 120 Millionen Mark an die Reichsbank gebeten.

Präsident Dr. Kaempf: Ich schlage vor, die erste Lesung der sämtlichen vorliegenden Gesetzentwürfe zu verbinden. (Lebhafter Beifall.)

Als einziger Redner zu sämtlichen Vorlagen erhält das Wort der

Abg Haase (Soz.): Im Auftrage der sozialdemokratischen Fraktion habe ich folgende Erklärung abzugeben: Wir stehen vor einer Schicksals-

stunde. Die Folgen der imperialistischen Politik, durch die eine Aera des Wettrüstens herbeigeführt wurde und die Gegensätze zwischen den Völkern sich verschärften, sind wie eine Sturmflut über Europa hereingebrochen. Die Verantwortung hierfür fällt den Trägern dieser Politik zu, wir lehnen sie ab. Die Sozialdemokratie hat diese verhängnisvolle Entwicklung mit allen Kräften bekämpft, und noch bis in die letzten Stunden hinein hat sie durch machtvolle Kundgebungen in allen Ländern, namentlich im innigen Einvernehmen mit den französischen Brüdern (Beifall der Soz.), für Aufrechterhaltung des Friedens gewirkt. Ihre Anstrengungen sind vergeblich gewesen. Jetzt stehen wir vor der ehernen Tatsache des Krieges. Uns drohen die Schrecknisse feindlicher Invasionen. Nicht für oder gegen den Krieg haben wir heute zu entscheiden, sondern über die Frage der für die Verteidigung des Landes erforderlichen Mittel. Nun haben wir zu denken an die Millionen Volksgenossen, die ohne ihre Schuld in dieses Verhängnis hineingerissen sind. Sie werden von den Verheerungen des Krieges am schwersten getroffen. Unsere heißen Wünsche begleiten unsere zu den Fahnen gerufenen Brüder ohne Unterschied der Partei. (Lebhafter Beifall.) Wir denken auch an die Mütter, die ihre Söhne hergeben müssen, an die Frauen und Kinder, die ihres Ernährers beraubt sind, denen zu der Angst um ihre Lieben die Schrecken des Hungers drohen. Zu ihnen werden sich bald Zehntausende verwundeter und verstümmelter Kämpfer gesellen. Ihnen allen beizustehen, ihr Schicksal zu erleichtern, diese unermeßliche Not zu lindern, erachten wir als zwingende Pflicht. (Lebhafter Beifall.) Für unser Volk und seine freiheitliche Zukunft steht bei einem Siege des russischen Despotismus, der sich mit dem Blute der Besten des eigenen Volkes befleckt hat, viel, wenn nicht alles auf dem Spiel. (Stürmischer Beifall.) Es gilt, diese Gefahr abzuwehren, die Kultur und die Unabhängigkeit unseres eigenen Landes sicherzustellen. (Lebhafter Beifall.) Da machen wir wahr, was wir immer betont haben: wir lassen in der Stunde der Gefahr das Vaterland nicht im Stich! (Lebhafte Beifallskundgebungen.) Wir fühlen uns dabei im Einklang mit der Internationale, die das Recht jedes Volkes auf nationale Selbständigkeit und Selbstverteidigung jederzeit anerkannt hat, wie wir in Uebereinstimmung mit ihr jeden Eroberungskrieg verurteilen. Wir fordern, daß dem Kriege, sobald das Ziel der Sicherung erreicht ist, und die Gegner zum Frieden geneigt sind, ein Ende gemacht wird durch einen Frieden, der die Freundschaft mit den Nachbarvölkern ermöglicht. Wir fordern dies nicht nur im Interesse der von uns stets verfochtenen internationalen Solidarität, sondern auch im Interesse des deutschen Volkes. Wir hoffen, daß die grausame Schule der Kriegsleiden in neuen Millionen den Abscheu vor dem Kriege wecken und sie für das Ideal des Sozialismus und des Völkerfriedens gewinnen wird. Von diesen Grundsätzen geleitet, bewilligen wir die geforderten Kredite. (Lebhafter Beifall.)

Präsident Dr. Kaempf: Weitere Wortmeldungen liegen nicht vor. Ich schließe die erste Lesung. Kommissionsberatung ist nicht beantragt. Wir kommen also gleich zur zweiten Lesung, zu der keine Wortmeldungen vorliegen. Ich schließe also auch diese.

Abg. Dr. Spahn (Ztr., zur Geschäftsordnung): Nachdem sämtliche Gesetzentwürfe in zweiter Lesung angenommen sind, und zwar ohne Abänderung, auch ohne Wortmeldungen, glaube ich dem Hause vorschlagen zu sollen, sofort in die dritte Lesung einzutreten. (Beifall.) Ich schlage vor, die Generaldebatte und die Spezialdebatte über sämtliche Gesetzentwürfe zu verbinden. Wenn Widerspruch dagegen nicht erhoben wird, und wenn Wortmeldungen nicht eintreten, beantrage ich, die sämtlichen Gesetzentwürfe in einer Abstimmung en bloc anzunehmen. (Lebhafter Beifall.)

Vizepräsident Dr. Paasche: Meine Herren, Sie haben den Antrag gehört, die dritte Lesung sofort stattfinden zu lassen. Das kann nur geschehen, wenn kein Widerspruch

aus dem Hause erfolgt. Das ist nicht der Fall. Wir treten ein in die dritte Beratung. Wenn auch über die ferneren Anträge kein Widerspruch erhoben wird, können wir so verfahren wie der Herr Abg. Spahn vorgeschlagen hat. Ich bitte, daß diejenigen, die alle die vorhin verlesenen Gesetzentwürfe en bloc annehmen wollen, sich von ihren Plätzen erheben. (Das ganze Haus erhebt sich einmütig. — Stürmisches, minutenlang anhaltendes Beifallklatschen im ganzen Hause, auf den Bänken des Bundesrats und auf sämtlichen Tribünen.)

Ich konstatiere die einstimmige Annahme der Vorlagen. (Erneuter Beifall.)

Präsident Dr. Kaempf: Eingegangen ist ein Antrag auf Vertagung des Reichstages bis zum 24. November. — Der Antrag wird ohne Debatte einstimmig angenommen.

Ueber die eingegangenen Petitionen, soweit sie sich auf die gegenwärtige Lage beziehen, berichtet Abg. Schwabach (ntl.): Sämtliche Petitionen werden durch den Beschluß des Reichstags für erledigt erklärt.

Präsident Dr. Kaempf: Unsere Tagesordnung ist erledigt, und damit unsere Arbeit beendet. Sie haben mit der Schnelligkeit, die der Ernst der Lage erfordert, die Gesetze, die dazu bestimmt sind, für den Krieg und für das Wirtschaftsleben während des Krieges die nötige Sicherheit zu schaffen, erledigt. Viele von unseren Kollegen ziehen mit hinaus in den Kampf um die Ehre des Vaterlandes. Unter uns ist keiner, der nicht von einem oder mehreren Söhnen oder anderen Familienangehörigen Abschied nehmen muß. Unsere wärmsten und innigsten Segenswünsche begleiten sie alle auf dem schweren, aber ehrenvollen Gang in den heiligen Kampf. (Beifall.) Unsere Segenswünsche begleiten unser ganzes Heer, unsere ganze Marine. (Beifall.) Wir sind des felsenfesten Vertrauens, daß die Schlachtfelder, die mit dem Blute unserer Helden getränkt werden, eine Saat hervorbringen werden, die dazu berufen ist, eine Frucht zu tragen, so schön, wie wir sie nur denken können: die Frucht neuer Blüte, neuer Wohlfahrt, neuer Macht des deutschen Vaterlandes. (Stürmischer Beifall im Hause und auf den Tribünen.)

Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg: Meine Herren! Am Schlusse dieser kurzen, aber ernsten Tagung ein kurzes Wort. Nicht das Gewicht Ihrer Beschlüsse gibt dieser Tagung ihre Bedeutung, sondern der Geist, aus dem heraus sie gefaßt sind, der Geist der Einheit Deutschlands, des unbedingten rückhaltlosen gegenseitigen Vertrauens auf Leben und Tod. (Stürmischer Beifall.) Was uns auch beschieden sein mag, der 4. August 1914 wird bis in alle Ewigkeit hinein einer der größten Tage Deutschlands sein. (Stürmischer Beifall.) Seine Majestät der Kaiser und seine hohen Verbündeten haben mir den Auftrag gegeben, dem Reichstage zu danken.

Ich habe eine Allerhöchste Verordnung dem Hause mitzuteilen:

„Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden Deutscher Kaiser und König von Preußen, verordnen auf Grund der Artikel 12 und 26 der Verfassung mit Zustimmung des Reichstags im Namen des Reichs das Folgende: § 1. Der Reichstag wird bis zum 24. November 1914 vertagt. — Der Reichskanzler wird mit der Ausführung dieser Verordnung beauftragt.

Urkundlich unter Unserer Höchsteigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Insiegel gegeben Berlin im Schloß, den 4. August 1914. Wilhelm

gegengezeichnet: Delbrück."

Ich habe die Ehre, die Urkunde dem Herrn Präsidenten zu überreichen. (Geschieht.)

Präsident Dr. Kaempf: Nach diesen Worten des Herrn Reichskanzlers bleibt uns nur übrig, nochmals zu beteuern, daß das deutsche Volk einig ist bis auf den letzten

Mann, zu siegen oder zu sterben auf dem Schlachtfeld für die deutsche Ehre und für die deutsche Freiheit. Wir trennen uns mit dem Ruf: Seine Majestät der Kaiser, Volk und Vaterland, sie leben hoch! (Haus und Tribünen stimmen begeistert und unter lebhaftem Händeklatschen in das dreifache Hoch ein.)

Schluß 6 Uhr.

Um 7 Uhr wurde das Reichstagspräsidium vom Kaiser empfangen.

Kriegserklärung Englands und Belgiens

4. August.

Kurz nach der Rede des Reichskanzlers, in der bereits der durch das Betreten belgischen Gebiets begangene Verstoß gegen das Völkerrecht freimütig anerkannt und der Wille des Deutschen Reiches, die Folgen wieder gutzumachen, erklärt war, erschien der großbritannische Botschafter Sir Edward Goschen im Reichstag, um dem Staatssekretär v. Jagow eine Mitteilung seiner Regierung zu machen. In dieser wurde die deutsche Regierung um alsbaldige Antwort auf die Frage ersucht, ob sie die Versicherung abgeben könne, daß keine Verletzung der belgischen Neutralität stattfinden würde. Der Staatssekretär v. Jagow erwiderte sofort, daß dies nicht möglich sei, und setzte nochmals die Gründe auseinander, die Deutschland zwingen, sich gegen einen Einfall einer französischen Armee durch Betreten belgischen Bodens zu sichern. Kurz nach 7 Uhr erschien der großbritannische Botschafter im Auswärtigen Amt, um den Krieg zu erklären und seine Pässe zu fordern.

5. August.

Der englische Botschafter und der belgische Gesandte, der gleichfalls im Namen seiner Regierung den Krieg erklärt hat, haben heute früh Berlin verlassen.

Der englische Ministerpräsident Asquith kündigte dem Unterhause den Kriegszustand zwischen Deutschland und Großbritannien an. In der folgenden Sitzung bewilligte das Haus einen Kredit von 100 Millionen Pfund Sterling (2 Milliarden Mark).

Die kanadische Regierung will als erstes Kontingent 30 000 Mann stellen.

6. August.

Feldmarschall Lord Kitchener ist zum Kriegsminister ernannt worden.

Lord Kitchener, geboren 1850, hat 1870 als Freiwilliger im französischen Heer gegen Deutschland gefochten. Ihm verdanken die Engländer die Niederwerfung des Mahdiaufstands im Sudan 1897 und die der Buren 1900.

Die Klärung unserer Stellung zu England

Deutschlands öffentliche Meinung hat die Besserung der Beziehungen zu England, die in den letzten Jahren eingetreten war, zu hoch eingeschätzt. Man mußte jedenfalls mit der starken Wahrscheinlichkeit rechnen, daß das britische Inselreich im Falle eines Zusammenstoßes mit Frankreich jetzt oder später versuchen würde, sich einzumischen und Deutschland in den Arm zu fallen. Nach einigem Schwanken hat es sich dahin entschieden, sich von Anfang an am Kriege als Verbündeter Frankreichs und Rußlands zu beteiligen, und so ist denn die herrliche Triple-Entente, diese Mischung von französischer Revanchepolitik, russischem Goldhunger, russischer Eroberungsgier, britischem Neid und britischer Angst vor der aufstrebenden Tüchtigkeit des teutonischen Vetters, gegen uns lückenlos aufmarschiert. Das hat zunächst etwas überrascht, und die erbitterte Stimmung der Bevölkerung darüber erklärt sich aus der unredlichen Haltung, die England in

dieſem Konflikt eingenommen hat, aber im Grunde beſteht zu einer Erregung gar keine Urſache. Im Gegenteil, es iſt gut, daß wir nun klar ſehen und jedenfalls beſſer, als wenn die Entſcheidung über die Frage, ob wir uns Englands Machtgeboten fügen wollen, erſt im Laufe des Krieges an uns herangetreten wäre.

Ohne Zweifel hat England von vornherein gewußt, was es bei dieſem Konflikt für eine Rolle ſpielen will. Die Vermittlungsverſuche können keinem wirklichen Intereſſe am Frieden entſprungen ſein. Sonſt hätten ſie bei der Macht einſetzen müſſen, von der allein die Entſcheidung über den Ausbruch eines Weltkrieges abhing. Die Vermittlung hatte den Zweck, Oeſterreich-Ungarn in den Arm zu fallen, um Serbien, den Schützling Rußlands und das Inſtrument ſeiner wühleriſchen Politik, vor der Strafe zu retten; aber die engliſche Politik hat ſich nicht dazu entſchließen können, Rußland zu erklären, daß ſie einem Friedensbruch von ſeiner Seite keine Unterſtützung gewähren könne. Sir Edward Grey hat vor dem Parlament darzulegen verſucht, daß Frankreich an dieſem Kriege ganz unſchuldig ſei, daß es nicht das geringſte Intereſſe an dieſem Handel habe und daß es nur einem Gebot ſeiner Ehre folge, wenn es ſeine Bündnispflicht erfüllt. Dieſe Erklärung iſt teilweiſe bewußt unwahr; denn der engliſche Miniſter weiß ſehr wohl, daß Rußland nur den Mut gefunden hat, das furchtbare Riſiko des Krieges auf ſich zu nehmen, weil es über die franzöſiſchen Flinten und die engliſchen Dreadnoughts verfügen kann. Alles aber, was er zugunſten Frankreichs über deſſen Ehre und Bündnispflicht, was er über ſeine Friedensliebe ſagt, trifft im gleichen Maße auch für Deutſchland zu. Für Deutſchland läßt er es aber nicht gelten. Doch alle dieſe Gaukeleien ſind ja nur darauf berechnet, zu verhüllen, was dennoch deutlich genug geworden iſt: daß Englands Haltung ſeit Jahren feſtgelegt war. Alles, was Sir Edward Grey über die Entſchließungsfreiheit der engliſchen Regierung dem Parlament mitgeteilt hat, und was auch damals ſchon von den wirklichen Friedensfreunden bezweifelt worden iſt, ſteht etwa auf derſelben Höhe der Wahrhaftigkeit wie die jetzigen Erklärungen des Miniſters über die Uneigennützigkeit, Friedensliebe und Pflichttreue ſeiner Politik. Ganz allein die Frage der Macht iſt es, die das Foreign Office zum Kriege gegen Deutſchland treibt, und die verletzte belgiſche Neutralität, die Deutſchlands Regierung faſt in bußfertiger Bereitwilligkeit als ſolche bekennt, iſt nur der Vorwand dafür, daß England den Moment zur Zurückdrängung des deutſchen Rivalen nicht verpaſſen will.

Dabei iſt beſonders britiſch die Rechnung, die Herr Grey vor dem Parlament aufgeſtellt hat. Er rechnet damit, daß Deutſchland zu Lande ſiegt. Das bedeutet, daß es Frankreich und Rußland niederwirft. Somit wird Englands gefährlichſter Gegner am Bosporus, in Vorder- und Mittelaſien, unſchädlich gemacht. Darüber mag die engliſche Politik erleichtert aufatmen, und nun kann ſie ſich der Aufgabe widmen, Deutſchlands aufſtrebende Seemacht zu zerſchlagen. Es wird alſo, ſo rechnet wohl Grey, ſeine beiden gefährlichſten Widerſacher, von denen der eine ſein Verbündeter, der andere ſein Gegner iſt, durch denſelben Krieg los. Dieſe Gelegenheit iſt ſchon das Opfer eines Weltkrieges in den Augen eines engliſchen Miniſters wert. Die Rechnung iſt zu fein, als daß ſie ſtimmen könnte, und es gibt genug Leute in Deutſchland, die ſelbſt vor ſeinen Worten von der Ueberlegenheit der engliſchen Flotte keinen großen Reſpekt haben. Jedenfalls flößt uns die Teilnahme Englands am Kriege als unſer Feind wohl Abſcheu vor ſeiner krämerhaften Verſchlagenheit, aber keinen Schrecken ein. Deutſchland iſt durch die Umſtände gezwungen worden, um einen hohen Einſatz zu ſpielen. Englands Spiel iſt noch höher; denn es riskiert, beim Mißlingen ſeines Planes, als ein kleiner Inſelſtaat ohne Kolonien aus dem Kriege herauszukommen, der möglicherweiſe nicht einmal ſeine älteſte Kolonie, Irland, wird halten können. (Frankf. Zeitg.)

Das englische Blaubuch

Wir lassen hier aus dem vom englischen Auswärtigen Amt veröffentlichten Blaubuch über die Vorgeschichte des Kriegs ein paar interessante Auszüge folgen.

Ganz im Anfang, noch vor der Ablehnung des österreichischen Ultimatums durch Serbien, sagte Sasanow dem britischen Botschafter in Petersburg, Deutschlands Haltung werde davon abhängen, ob England fest zu Rußland und Frankreich stehe. Werde dies der Fall sein, so werde es keinen Krieg geben. Im anderen Falle würden „Ströme von Blut fließen" und England würde dennoch hineingezogen werden. Der britische Botschafter hat zwar versichert, daß England besser vermitteln zu können glaube, wenn es nicht von Anfang an Rußlands Verbündeter sei, aber augenscheinlich ist doch Englands Haltung in der weiteren Entwicklung der Dinge stark durch die russische Suggestion beeinflußt worden. Von besonderem Interesse sind mehrere Depeschen aus dem Endstadium, der Zeit, da die russische Mobilisierung bereits in vollem Gange war. Unter dem 29. Juli depeschiert der britische Botschafter Sir Edward Goschen über eine Unterredung, die er mit dem Reichskanzler hatte. Nach dieser Depesche sagte der Kanzler, er fürchte, daß, wenn Oesterreich von Rußland angegriffen werde, ein europäischer Brand wegen Deutschlands Verpflichtungen als Oesterreichs Verbündeter unvermeidlich werde, obwohl er sich immer bemüht habe, den Frieden aufrecht zu erhalten. Er machte dann, wie die Depesche sich ausdrückt, ein „starkes Anerbieten" für ein Neutralitätsabkommen. „Wenn England seine Neutralität zusichere, würde der britischen Regierung jede Sicherheit gegeben werden, daß die deutsche Regierung im Falle eines etwa folgenden siegreichen Kriegs keine territorialen Eroberungen auf Kosten Frankreichs anstreben werde. Auf die Frage des Botschafters in betreff der französischen Kolonien erklärte der Kanzler, in dieser Beziehung eine ähnliche Versicherung nicht geben zu können. In bezug auf Holland versicherte der Kanzler, die deutsche Regierung sei bereit, solange Deutschlands Gegner die Integrität und Neutralität der Niederlande respektierten, diese auch für ihren Teil zu garantieren. Von dem Vorgehen Frankreichs werde es abhängen, zu welchen Operationen Deutschland in Belgien gezwungen werde, aber sobald der Krieg vorüber sei, werde die belgische Integrität respektiert werden, wenn es sich nicht auf die Seite der Gegner Deutschlands stelle. Der Kanzler schloß damit, daß er versicherte, solange er Kanzler sei, sei es immer das Ziel seiner Politik gewesen, mit England zu einer Verständigung zu gelangen. Er sei überzeugt, daß diese Versicherungen die Grundlage der Verständigung abgeben könnten, die er so lebhaft wünsche. Er denke an ein allgemeines Neutralitätsabkommen zwischen Deutschland und England, obwohl es natürlich im gegenwärtigen Augenblick zu früh sei, auf Einzelheiten einzugehen; eine Versicherung der britischen Neutralität in dem gegenwärtigen Konflikt würde ihn in den Stand setzen, eine Verwirklichung seines Wunsches ins Auge zu fassen. Die Antwort des englischen Staatssekretärs vom folgenden Tage war eine schroffe Ablehnung dieses Vorschlags. „Seiner Majestät Regierung könne nicht einen Augenblick sich mit dem Vorschlag befassen, unter solchen Bedingungen neutral zu bleiben." Als Grund führt der Staatssekretär an, England könne nicht beiseite stehen, wenn Frankreich seine Kolonien und seine Stellung als Großmacht verlieren und der deutschen Politik unterworfen werde. Aber ganz abgesehen hiervon würde es auch eine Schande für England sein, dieses Geschäft mit Deutschland auf Kosten Frankreichs zu machen, eine Schande, von der sich der gute Name Englands nie wieder erholen würde. Auch das Geschäft über Belgien könne England nicht eingehen. Es sei zwecklos, zu prüfen, ob die Aussicht

auf ein späteres allgemeines Neutralitätsabkommen zwischen England und Deutschland positive Vorteile böte, die groß genug seien, um England dafür zu entschädigen, daß es sich jetzt die Hände binde. England müsse sich volle Freiheit vorbehalten zu handeln, wie die Umstände es erfordern würden. Der Botschafter solle dem Kanzler mit allem Ernst auseinandersetzen, der einzige Weg, die guten Beziehungen zwischen Deutschland und England aufrecht zu erhalten, sei, fortzufahren, gemeinsam für die Erhaltung des europäischen Friedens zu wirken. Gelinge das, so würden die Beziehungen zwischen Deutschland und England, wie er glaube, ipso facto gebessert und gestärkt werden. Für diesen Zweck wolle Seiner Majestät Regierung mit aller Aufrichtigkeit und gutem Willen arbeiten. „Wenn der Friede Europas erhalten werden kann", heißt es in der Depesche, „und die gegenwärtige Krise glücklich überstanden wird, so wird mein eigenes Bemühen sein, ein Uebereinkommen zustande zu bringen, dessen Teilnehmer Deutschland sein kann, durch das sichergestellt werden könnte, daß keine aggressive oder feindliche Politik gegen Deutschland oder seine Verbündeten von Frankreich, Rußland oder von uns selbst, zusammen oder einzeln, verfolgt werden würde. Ich habe dies gewünscht und dafür gearbeitet während der letzten Balkankrise; und da Deutschland ein gleiches Ziel hatte, besserten sich unsere Beziehungen merkbar."

Der deutsche Reichskanzler erklärte, er werde über den Vorschlag nachdenken, und in der Zwischenzeit teilte der deutsche Botschafter in London mit, daß auf Anregungen der deutschen Regierung neue Unterhandlungen zwischen Wien und Petersburg begonnen hätten. Grey ließ nach Petersburg seine Genugtuung hierüber depeschieren und sprach die ernstliche Erwartung aus, Herr Sasanow werde diese Unterhandlungen fördern. Inzwischen war aber die russische Mobilisierung, entgegen den feierlichen Versicherungen des Zaren, Sasanows, des Kriegsministers und des Generalstabschefs, ergangen, und es ist merkwürdig, daß das englische Blaubuch an dieser Tatsache, die schließlich die Verhandlungen zum Scheitern brachte, stillschweigend vorübergeht. Dagegen sandte Grey am 31. Juli noch eine Depesche an Goschen, worin er ihn ersuchte, den deutschen Staatssekretär des Auswärtigen darüber zu sondieren, ob es nicht möglich sei, daß die vier nicht interessierten Mächte (England, Deutschland, Italien, Frankreich) Oesterreich die Garantie der vollen Satisfaktion von Serbien gäben, wogegen sie der Petersburger Regierung eine Garantie dafür geben könnten, daß Oesterreich, wozu es sich ja bereit erklärt habe, die serbische Souveränität und Integrität nicht verletzen werde. Alle Mächte aber sollten ihre Rüstungen einstellen. Grey fügte noch hinzu, wenn Deutschland einen vernünftigen Vorschlag machen könne, aus dem hervorgehe, daß Deutschland und Oesterreich bemüht seien, den Frieden zu erhalten, so werde England diesen Vorschlag in Petersburg und Paris unterstützen, und er sei bereit, wenn Rußland und Frankreich nicht darauf eingingen, in Paris und Petersburg zu erklären, daß er mit den Folgen nichts zu tun haben wolle. Die deutsche Antwort ging dahin, daß es für die deutsche Regierung unmöglich sei, einen Vorschlag in Erwägung zu ziehen, so lange Rußland nicht seine Mobilisierung einstelle. Das weitere ist bekannt.

Hieraus geht hervor, daß es die russische Mobilisierung gewesen ist, die in brutaler und treuloser Weise den Abbruch der Verhandlungen herbeigeführt hat. Es ist sehr merkwürdig, daß Grey immer nur auf Deutschland einzuwirken sucht, nicht aber auf Rußland. Er stellt in Aussicht, er werde sich von Rußland und Frankreich lossagen, wenn sie unreasonable bleiben würden, aber er hat es doch nicht getan, obwohl Rußland gar nicht daran dachte, die elementare Voraussetzung, die auch Herr Grey verlangte, die Einstellung der Rüstungen, zu erfüllen.

Das Blaubuch hat den Zweck, die englische Politik in eine günstige Beleuchtung zu stellen, die Wahrheit sagt es nicht. Diese hat Grey in seiner Unterhausrede gesagt oder wenig-

ſtens angedeutet. Sie iſt, daß England fürchtete, Deutſchland könnte ihm zu ſtark werden, und ſo bemühte es ſich in Berlin, aber nicht in Petersburg um den europäiſchen Frieden.

Nachträglich wird über den Kronrat, der der engliſchen Kriegserklärung vorausging folgendes bekannt: Sobald feſtſtand, daß Rußland zum Krieg entſchloſſen war, gewann die vom Marineminiſter Churchill unterſtützte Anſicht Greys die Oberhand. Sie ging darauf hinaus, daß bei einem kontinentalen Krieg ſich unter allen Umſtänden Rußland und Deutſchland ſchwerſtens erſchöpfen würden, ein allzuſtarker Niederbruch Frankreichs aber durch Intervention Englands im paſſenden Augenblick verhindert werden könne. Im Intereſſe Englands läge es nicht mehr, dieſe Weltkataſtrophe aufzuhalten, bei welcher Deutſchlands Flotte und Weltſtellung zerſchlagen, Rußland tödlich verletzt und Frankreich auf lange Zeit ganz abhängig von England gemacht werden könne. Churchill legte die maritimen Stärkeverhältniſſe dar, und von dritter Seite wurde erwähnt, daß die ſchwierigen inneren Fragen (Irland!) ſich in dieſem Falle von ſelbſt ausſchalten würden und nicht als Hindernis einer kriegeriſchen Aktion Englands zu betrachten ſeien.

Kriegsſitzungen des franzöſiſchen und des ruſſiſchen Parlaments

Die franzöſiſche Deputiertenkammer

4. Auguſt.

Die Sitzung wurde vom Kammerpräſidenten Deſchanel pünktlich um 3 Uhr eröffnet. Der ruſſiſche Botſchafter Iswolſki wohnte der Sitzung auf der Diplomatentribüne bei. Nachdem Deſchanel Jaurès einen Nachruf gewidmet hatte, der unter allgemeiner Aufmerkſamkeit und begeiſtertem Beifall angehört wurde, gab er dem Miniſter Viviani das Wort, der eine Botſchaft des Präſidenten verlas, die die Kammer ſtehend und unter häufigen Beifallsrufen anhörte. Poincaré erklärt darin, Frankreich ſei das Opfer eines Angriffes. Seit mehr als 40 Jahren hätten die Franzoſen in echter Friedensliebe auf den Wunſch berechtigter Wiederherſtellungen verzichtet und das Beiſpiel einer großen Nation gegeben, die ihre neuerſtarkte Macht nur im Intereſſe des Fortſchritts und der Humanität ausnützt. Man könne Frankreich ſeit Beginn der Kriſe keinen Akt, keine Geſte, kein Wort vorwerfen, das nicht entgegenkommend und friedlich geweſen wäre. In der Stunde ernſter Kämpfe dürfe Frankreich feierlich darüber Rechenſchaft ablegen, daß es bis zum letzten Augenblick die äußerſten Anſtrengungen gemacht habe, den Krieg zu vermeiden. Die mutige Armee ſtehe bereit, die Ehre der Fahne und den Boden des Vaterlandes zu verteidigen. „Treu ſekundiert von dem verbündeten Rußland und unterſtützt von der loyalen Freundſchaft Englands erhält Frankreich aus allen Gegenden der ziviliſierten Welt Sympathiekundgebungen, denn es repräſentiert heute mehr denn je vor der Welt die Freiheit, die Gerechtigkeit und die Vernunft. Hoch die Herzen! Es lebe Frankreich!"

Viviani erſtattete darauf ein diplomatiſches Expoſé über die Lage. „Sonntag den 2. Auguſt," ſagte er, „haben die deutſchen Truppen, ungeachtet der äußerſten Mäßigung Frankreichs, in Widerſpruch zu den Friedensverſicherungen des deutſchen Geſandten zu Paris und unter Verletzung des Völkerrechtes, unſere Grenze an drei verſchiedenen Punkten überſchritten. Zugleich beſetzten ſie, unter Bruch des Vertrages von 1867, der auch preußiſcherſeits die Neutralität Luxemburgs garantierte, das Großherzogtum, deſſen Regierung proteſtierte. Schließlich wurde auch die

Neutralität Belgiens bedroht. Am Abend des 2. August überreichte der deutsche Geschäftsträger der belgischen Regierung ein Ultimatum, das Belgien aufforderte, die gegen Frankreich gerichteten militärischen Operationen zu erleichtern, unter dem lügnerischen Vorwand, daß wir die belgische Neutralität bedrohten.

Die belgische Regierung schlug das ab und erklärte, sie sei entschlossen, ihre von Frankreich respektierte und, namentlich vom König von Preußen, vertraglich garantierte Neutralität energisch zu verteidigen. (Lauter Beifall.) Seither wiederholten, vermehrten und verschärften sich die Angriffe. An mehr als 15 Punkten wurde unsere Grenze verletzt; man schoß auf unsere Soldaten und Zollbeamten; es gab Tote und Verwundete. Gestern warf ein deutscher Militärflieger drei Bomben auf Lunéville. Der deutsche Gesandte, dem wir, wie allen Großmächten, diese Fälle berichteten, hat sie nicht dementiert und sich auch nicht entschuldigt. Vielmehr verlangte er gestern abend seine Pässe und notifizierte uns den Kriegszustand, indem er uns feindseliger Akte, begangen von französischen Fliegern auf deutschem Gebiet, in der Eifelgegend und selbst auf der Strecke von Karlsruhe nach Nürnberg, beschuldigte. Sein Schreiben lautet:

„Herr Präsident! Die deutschen Administrativ- und Militärbehörden haben eine Anzahl Akte von ausgesprochener Feindseligkeit, begangen von französischen Militärfliegern auf deutschem Gebiet, beobachtet. Verschiedene von ihnen haben offenkundig die Neutralität Belgiens verletzt, indem sie dessen Gebiet überflogen. Einer hat versucht, Bauten in der Nähe von Wesel zu zerstören, andere wurden über der Eifelgegend gesichtet, ein anderer hat auf die Eisenbahnlinie Karlsruhe—Nürnberg Bomben geworfen.

Ich bin beauftragt und habe die Ehre, Eurer Exzellenz mitzuteilen, daß das deutsche Reich, im Hinblick auf diese Angriffe, sich mit Frankreich als im Kriegszustand befindlich betrachtet. Zugleich habe ich die Ehre, Eure Exzellenz in Kenntnis zu setzen, daß die deutschen Behörden die französischen Handelsschiffe in den deutschen Häfen zurückhalten werden, daß sie sie aber freilassen, falls innerhalb 48 Stunden vollständige Gegenseitigkeit zugesichert wird.

Da meine diplomatische Mission beendet ist, erübrigt mir nur, Eure Exzellenz zu bitten, mich mit meinen Pässen zu versehen und diejenigen Maßnahmen zu treffen, die sie erforderlich findet, um mir, dem Botschaftspersonal, dem Personal der bayerischen Gesandtschaft und des deutschen Konsulates zu Paris die Rückkehr nach Deutschland zu sichern. Genehmigen Sie, usw. Schoen."

Brauche ich noch, meine Herren, die Haltlosigkeit dieser Vorwände, die man als Kriegsgründe darstellen möchte, zu betonen! Kein französischer Flieger hat irgendwann, weder in Bayern, noch in irgendeinem anderen Teile Deutschlands irgendeinen Akt der Feindseligkeit begangen. Die öffentliche Meinung Europas hat bereits diese schmählichen Erfindungen verurteilt. Wir haben nunmehr gegen diesen gegen alle Gesetze der Billigkeit und alle Regeln des Staatsrechtes verstoßenden Angriff alle erforderlichen Maßnahmen getroffen, die mit peinlicher Sorgfalt und absoluter Kaltblütigkeit ausgeführt werden.

Die Sieger von 1870 hatten zu verschiedenen Malen, wie Sie wissen, den Wunsch, den Schaden, den sie uns zufügten, zu wiederholen. Im Jahre 1875 wurde der Krieg, der bestimmt war, dem besiegten Frankreich den Todesstoß zu geben, nur durch die Intervention der Mächte verhindert, mit denen uns später Bande des Bündnisses und der Freundschaft vereinen sollten, durch die Intervention Rußlands und Großbritanniens. Seither ist es der französischen Republik durch die Wiederherstellung der nationalen Kräfte und den Abschluß unverbrüchlich beobachteter diplomatischer Verständigungen gelungen, sich vom Joche zu befreien, das Bismarck selbst mitten im Frieden Europa aufzuerlegen verstand. Sie hat das europäische Gleichgewicht wiederhergestellt, das jedem Freiheit und Würde verbürgt.

Ich weiß nicht, ob ich mich irre; aber ich glaube, daß das deutsche Reich dieses mit der genialen Mitwirkung König Eduards VII. und der kaiserlichen Regierung 1904 und 1907 besiegelte Werk des friedlichen Aufbaues, der Freiheit und der Würde heute durch einen frechen Gewaltstreich zerstören will.

Deutschland hat uns nichts vorzuwerfen. Wir haben dem Frieden ein unerhörtes Opfer gebracht, indem wir ein halbes Jahrhundert lang die von ihm geschlagene Wunde schweigend ertrugen. Wir haben noch andere Opfer gebracht in allen Streitfragen, die die deutsche Diplomatie seit dem Jahre 1904 systematisch angezettelt hat, sei es in Marokko oder anderswo, ebenso wie im Jahre 1905, im Jahre 1906, im Jahre 1908, im Jahre 1911. Rußland hat ebenfalls seit den Ereignissen von 1908 wie in der gegenwärtigen Krise Beweise großer Mäßigung gegeben. Es hat, und mit ihm die Triple-Entente, dieselbe Mäßigung beobachtet, als Oesterreich und Deutschland in der Orientkrise von 1912 an Serbien und Griechenland recht anfechtbare Forderungen gestellt haben. Die Resultate sprechen. Unnötige Opfer, zwecklose Vergleiche, überflüssige Anstrengungen, da doch heute unsere Alliierten und wir in voller Vermittlungsaktion überfallen werden.

Niemand kann im Ernste glauben, daß wir die Angreifenden sind; umsonst will man die geheiligten Grundsätze des Rechtes und der Freiheit, welche die Nationen wie die Individuen regieren, verletzen. Italien hat, im klaren Bewußtsein romanischen Wesens, uns kundgetan, es beabsichtige, Neutralität zu wahren. Dieser Entschluß wurde in ganz Frankreich mit aufrichtiger Freude vernommen. Ich habe sie dem italienischen Geschäftsträger ausgedrückt, indem ich ihm sagte, daß die beiden lateinischen Schwestern, gleichen Ursprungs, mit denselben Idealen und einer gemeinsamen ruhmvollen Vergangenheit, sich nicht feindlich gegenüberstehen.

Das Ziel des Angriffes, wir erklären es laut, ist die Unabhängigkeit, die Würde, die Sicherheit, welche die Triple-Entente durch das Gleichgewicht erhielt, zum Vorteil des Friedens; das Ziel des Angriffs sind die Freiheiten Europas, die Frankreich, seine Verbündeten und Freunde mit Stolz verteidigen.

Wir werden diese Freiheiten verteidigen, denn um diese handelt es sich, und alles übrige war nur Vorwand. Frankreich hat, ungerechterweise provoziert, den Krieg nicht gewollt, es hat alles getan, um ihn abzuwenden; da man ihn ihm aufdrängt, wird es sich gegen Deutschland und gegen jede Macht verteidigen, welche sich noch nicht zu ihren Absichten bekannt hat und an Deutschlands Seite am Streite beider Länder teilnehmen wollte. Ein freies und tapferes Volk, das ein Jahrhunderte altes Ideal aufrechthält und zusammen aufsteht, um seine Existenz zu wahren, eine Demokratie, die ihre militärische Anstrengungen zu disziplinieren wußte und sich nicht fürchtete, letztes Jahr deren Gewicht zu vermehren, um den nachbarlichen Rüstungen gewachsen zu sein, eine bewaffnete Nation im Kampfe um ihr eigenes Leben und die Unabhängigkeit Europas, das ist das Schauspiel, das wir die Ehre haben, den Zeugen dieses gewaltigen Kampfes zu bieten, der seit einigen Tagen ruhig und sicher vorbereitet wird. Wir sind ohne Tadel, wir werden ohne Furcht sein." (Brausende Ovationen.)

Minister Noulens zählte darauf die Gesetzesvorlagen auf, deren Annahme die Regierung wünsche, namentlich diejenige betreffend die Zulassung von Elsaß-Lothringern in die französische Armee. Sämtliche Gesetzvorlagen wurden angenommen. Der Präsident verlas ein von der serbischen Skupschtina übersandtes Sympathietelegramm, und seine Antwort darauf, in der er der tapferen serbischen Nation den Gruß Frankreichs ausgesprochen habe. Darauf wurde die Sitzung aufgehoben.

Die russische Duma

9. August.

Im Petersburger Winterpalais empfing der Zar die Mitglieder der russischen Reichsduma und des Reichsrats in feierlicher Audienz. Der Generalissimus Großfürst Nikolajewitsch und sämtliche Minister waren zugegen. Der Zar hielt folgende Ansprache:

„In diesen bedeutungsvollen Tagen der Aufregung und Unruhe, die Rußland durchmacht, entbiete ich euch meinen Gruß. Das Deutsche Reich und darauf auch Oesterreich-Ungarn haben Rußland den Krieg erklärt. Der ungeheure Aufschwung patriotischer Gefühle, der Liebe und Treue für den Thron, der wie ein Sturmwind durch unser ganzes Land ging, ist mir wie euch eine Bürgschaft. Ich hoffe, daß das große Rußland den Krieg, den ihm der Herr schickt, zu glücklichem Ende führen wird. Aus diesem einmütigen Sturm von Liebe und Eifer aller, selbst das Leben zu opfern, schöpfe ich meine Kraft, um der Zukunft mit Ruhe und Festigkeit entgegenzusehen. Wir verteidigen nicht nur Würde und Ehre unseres Landes, sondern wir kämpfen auch für unsere slawischen Brüder, unsere Glaubensgenossen und Blutsverwandten. In diesem Augenblick sehe ich auch mit Freuden, wie die Einigung der Slawen mit Rußland stark und unauflöslich sich vollzieht. Ich bin überzeugt, daß ihr jeder an seinem Platze sein werdet, um mir die Prüfung ertragen zu helfen, und daß alle, bei mir selbst angefangen, ihre Pflicht tun werden. Der Gott des russischen Landes ist groß."

Ein Hurra beantwortete die Rede des Zaren.

In der Reichsduma hielt der Minister des Aeußern Sasanow eine Rede über die letzten Ereignisse. Nachdem der Minister festgestellt hatte, daß Rußland die „kecke Herausforderung" angenommen habe, bemerkte er, daß nach den aufrichtigen Bemühungen Rußlands, den Frieden zu erhalten, es den Feinden nicht gelingen werde, die Verantwortung für den gegenwärtigen Weltbrand auf Rußland abzuwälzen. Es sei nicht Rußlands Diplomatie, welche den Frieden Europas bedroht habe. Dennoch erbitterte die friedliche Machtstellung Rußlands seine Feinde und ganz besonders Oesterreich-Ungarn, dieses Oesterreich-Ungarn, das unablässig Rußlands geschichtliche Stellung am Balkan zu erschüttern suchte. „Oesterreich-Ungarn," sagte der Minister, „ist es, das den inneren Krieg der Slawen heraufbeschwört hat, eine Bewegung, welche, Gott sei Dank, dennoch das Werk der Einigung der Slawen nicht hindern wird. Man kennt den Vorwand zum gegenwärtigen Kriege. (So spricht der Minister des Zaren von dem Fürstenmord in Serajewo.) Zerrissen von inneren Wirren, beschloß Oesterreich-Ungarn, aus ihnen herauszukommen durch einen Schlag, der Rußland erniedrigen und Serbien zu seinem Vasallen machen sollte. Rußland konnte Serbien seinen Schutz nicht verweigern. Weder Rußland noch Frankreich oder England konnten das zulassen. Dennoch machten Rußland und seine Verbündeten große Anstrengungen, um den Frieden zu erhalten, und die Feinde Rußlands täuschten sich, wenn sie diese Friedensarbeit für ein Zeichen von Schwäche nahmen. Selbst nach der Herausforderung gab Rußland die Versuche, den Frieden zu retten, nicht auf, indem es seine Bemühungen in dieser Richtung und diejenigen seiner Freunde ehrlich bis zu Ende durchführte. Als Rußland mit Rücksicht auf die österreichische Mobilisierung eine ähnliche Maßnahme traf, versicherte der Kaiser von Rußland mit seinem kaiserlichen Worte dem Kaiser Wilhelm, daß Rußland keine Gewalt anwenden werde, solange die Hoffnung bestehe, den Konflikt auf freundschaftliche Weise beizulegen. Die Stimme ist nicht gehört worden, und Deutschland hat an Rußland den Krieg erklärt. In der Folge begann Frankreich den Krieg infolge der Verletzung von Neutralitätsverträgen, die es selbst unterzeichnet hat. In dem gegenwärtigen Kriege kämpft Rußland für sein

Land und für seine Großmachtstellung. (Bravo!) Rußland und seine Verbündeten können nicht zugeben, daß Europa von Deutschland und seinen Verbündeten beherrscht werde."

Ein kaiserlicher Ukas ordnet die Schließung der Session der Reichsduma an. Ihre Wiedereinberufung soll längstens bis 1. Februar erfolgen.

Die russische Regierung hatte für die Duma ein Orangebuch über die diplomatischen Verhandlungen vor dem Kriegsausbruch zusammenstellen lassen. Sie behauptet darin, Deutschland habe den letzten Vermittlungsvorschlag Sir Edward Greys abgelehnt. Diese Behauptung ist unwahr. Deutschland hat im Gegenteil den letzten Vorschlag Sir Edward Greys, Oesterreich möchte nach der Besetzung Belgrads und serbischen Territoriums in Verhandlung eintreten, in Wien nachdrücklichst unterstützt. Die hierdurch angestrebte Vermittlung wurde aber durch die russische Mobilmachung illusorisch gemacht. Ferner behauptet die russische Regierung, die deutsche Regierung habe, während die Verhandlungen in vollem Gange waren, die Mobilisation angeordnet, ein Ultimatum gestellt und den Krieg erklärt. Diese Darstellung ist falsch. Die russische Regierung stellt die Tatsachen direkt auf den Kopf: Noch am Donnerstag, den 30. Juli wurde dem russischen Minister des Aeußern von dem deutschen Botschafter eröffnet, daß die Vermittlungsaktion der kaiserlichen Regierung fortgesetzt werde und daß die Antwort auf den letzten von dem Berliner Kabinett in Wien getanen Schritt noch ausstehe. Die am nächsten Morgen bekanntgewordene Mobilmachung der ganzen russischen Armee und Flotte mußte unter diesen Umständen in Deutschland umsomehr als Provokation wirken, als von dem russischen Generalstabschef noch wenige Tage vorher dem deutschen Militärattaché versichert worden war, daß im Falle des Ueberschreitens der serbischen Grenze durch Oesterreich nur die russischen Militärbezirke an der österreichischen Grenze, nicht aber die an der deutschen Grenze mobilgemacht werden würden.

Weitere Kriegserklärungen

5. August.

Oesterreich hat nunmehr ebenfalls den Krieg gegen Rußland erklärt. Der österreichisch-ungarische Botschafter in Petersburg wurde beauftragt, im russischen Ministerium des Aeußern folgende Note zu überreichen:

Im Hinblick auf die drohende Haltung Rußlands und den Konflikt zwischen der österreichisch-ungarischen Monarchie und Serbien, sowie angesichts der Tatsache, daß Rußland infolge dieses Konflikts nach einer Mitteilung des Berliner Kabinetts die Feindseligkeiten gegen Deutschland eröffnen zu sollen glaubte, und dieses sich somit im Kriegszustand mit der genannten Macht befindet, sieht sich Oesterreich-Ungarn gleichfalls als im Kriegszustand mit Rußland befindlich an.

7. August.

Die montenegrinische Regierung hat dem österr.-ungar. Gesandten mitgeteilt, Montenegro sehe sich gezwungen, zur Verteidigung der serbischen Sache die Waffen zu ergreifen und betrachte sich als im Kriegszustande mit Oesterreich-Ungarn befindlich.

11. August.

Mit Rücksicht auf die „ungenügenden Erklärungen", die die österreichisch-ungarische Regierung betreffend die Entsendung österreichisch-ungarischer Truppen nach Deutschland gegeben hatte, hat die französische Regierung dem österreichisch-ungarischen Botschafter mitgeteilt, daß sie sich genötigt sehe, den französischen Bot-

ſchafter in Wien abzuberufen. Der öſterreichiſch-ungariſche Botſchafter bat darauf den Miniſter des Auswärtigen, ihm ſeine Päſſe zuzuſtellen. Die ungenügenden Erklärungen beſtanden darin, daß die öſterreichiſche Regierung verſichert hatte, es ſeien keine Truppen an die deutſch-franzöſiſche Grenze geſchickt worden. „Die Argumentation der franzöſiſchen Regierung," heißt es in einer amtlichen Wiener Darlegung, „iſt alſo eine bewußte Lüge."

13. Auguſt.

Der großbritanniſche Botſchafter in Wien erſchien im K. K. Miniſterium des Aeußern, um die Erklärung abzugeben, daß ſich Frankreich als im Kriegszuſtand mit Oeſterreich-Ungarn befindlich betrachte, da dieſes den Bundesgenoſſen Frankreichs, Rußland, bekämpfe und Frankreichs Feind, das Deutſche Reich, unterſtütze. Zugleich erklärte der großbritanniſche Botſchafter, daß mit Rückſicht auf das Verhalten Frankreichs auch Großbritannien ſich als im Kriegszuſtand mit der Monarchie befindlich betrachte.

* * *

6. Auguſt.

Serbien hat dem Deutſchen Reich als dem Bundesgenoſſen Oeſterreichs den Krieg erklärt.

11. Auguſt.

Montenegro hat dem deutſchen diplomatiſchen Vertreter in Cetinje ſeine Päſſe zugeſtellt.

13. Auguſt.

Aegypten, das am 6. Auguſt ſeine Neutralität verkündigte, hat dieſe wieder aufgehoben. Unter engliſchem Druck hat der ägyptiſche Miniſterrat Aegypten mit Deutſchland im Kriegszuſtand erklärt und das Land engliſchem Schutz anvertraut. Die engliſchen Streitkräfte können daher im Lande und in den Seehäfen das Kriegsrecht ausüben.

Die Neutralen

Italien

26. Juli.

Die italieniſche Regierung ließ der öſterreichiſch-ungariſchen Regierung die Erklärung zukommen, daß ſie in dem Konflikt zwiſchen Oeſterreich-Ungarn und Serbien eine freundſchaftliche und dem Bundesverhältnis entſprechende Haltung einnehmen werde.

3. Auguſt.

Die erſte Kategorie der Jahrgänge 1889 und 1890 der Armee und die Jahrgänge 1889 und 1890 der Mannſchaften der königlichen Marine ſind einberufen worden. Außerdem werden unter die Fahnen gerufen ſieben Jahrgänge Unteroffiziere, und zwar Maſchiniſten, Heizer, Steuerleute und Elektriker der Marine, ſowie das ganze kriegsdienſtpflichtige Signalperſonal.

4. Auguſt.

Eine Erklärung des Miniſterrats hebt hervor, daß, da einige Mächte Europas ſich im Kriegszuſtand befinden, Italien ſich aber im Zuſtande des Friedens mit allen Kriegführenden befinde, die Regierung ſowohl wie die Bürger und die Untertanen des Königs verpflichtet ſeien, die Pflichten der Neutralität zu beobachten. Offenbar hat England auf Italien einen Druck ausgeübt und dieſes genötigt, neutral zu bleiben. Auch iſt es fraglich, ob überhaupt die Bündnispflicht gegeben geweſen wäre; die Vertragsbeſtimmungen ſind bisher nicht veröffentlicht worden. Es iſt begreiflich, daß Italien Sorge um

seine Flotte und seine Küsten hat, wenn England sein Feind werden sollte. Für Deutschland wäre wohl Italiens Hilfe auf keinen Fall hoch einzuschätzen gewesen, und wertlos ist seine wohlwollende Neutralität keineswegs. Es kann vielmehr eine sehr wertvolle Reserve für die letzte Entscheidung werden.

Schweiz

1. August.

Der Schweizerische Bundesrat hat die allgemeine sofortige Mobilisation der Armee beschlossen. Die schweizerische Bundesversammlung ist auf den 3. August zu einer außerordentlichen Tagung einberufen zur Beschlußfassung über die Wahrung der Unabhängigkeit und Neutralität des Landes, über die Wahl des Generals und zur Beschlußfassung zur Ausgabe von Fünffrankbanknoten.

3. August.

Die Mobilmachung des schweizerischen Heeres hat begonnen. Sie wird bis zum 6. August durchgeführt sein und eine Viertelmillion Mann umfassen. Die Schweizer Regierung verlangt unbeschränkte Vollmachten und unbegrenzten Kredit, die ihm das Parlament bewilligte. Die Sozialdemokraten haben einstimmig beschlossen, den Bundesrat zu unterstützen.

Das Parlament wählte mit 122 Stimmen Oberstkorpskommandant Ulrich Wille, bisher Kommandant des 3. Armeekorps, zum General und Oberkommandierenden der Schweizer Bundestruppen; 62 Stimmen fielen auf Oberstkorpskommandant v. Sprecher, der die Funktion des Generalstabschefs ausüben wird.

Oberst Wille steht im Alter von 66 Jahren. Als oberster Instrukteur der schweizerischen Kavallerie hält er im Züricher Polytechnikum militärisch-technische wissenschaftliche Vorträge und solche über Kriegsgeschichte, die von Offizieren und Studenten gleich stark besucht sind. Oberst Wille, der an deutschen Universitäten studierte und auch in Deutschland den juristischen Doktortitel erwarb, ist die Organisation der heutigen schweizerischen Armee zu verdanken. Wille hat das Vorbild der deutschen Armee, in der er selbst eine Zeitlang Dienst tat, soweit es ging, auf die schweizerischen Verhältnisse angewandt und aus der Bürgergarde von ehedem ein modernes Heer geschaffen. 1912 war er der Oberführer in den bekannten Manövern, an denen der deutsche Kaiser teilnahm. Von Bedeutung für Wille sind seine Beziehungen zu Bismarck gewesen, mit dem ihn doppelte Bande, der Freundschaft und der Verwandtschaft (seine Frau entstammt einer Nebenlinie der v. Bismarckschen Familie) verknüpften.

4. August.

Die dem Bundesrat zugegangenen Vorlagen sind genehmigt worden.

7. August.

Der schweizerische Bundesrat hat folgende Neutralitätserklärung beschlossen: Angesichts des zwischen mehreren europäischen Staaten ausgebrochenen Krieges hat die schweizerische Eidgenossenschaft getreu ihrer jahrhundertealten Ueberlieferung den festen Willen, von den Grundsätzen der Neutralität in keiner Weise abzuweichen, die dem schweizerischen Volk so teuer sind und sehr seinen Bestrebungen, seinen Inneneinrichtungen und seiner Stellung gegenüber den anderen Staaten entsprechen und die die Vertragsmächte von 1815 ausdrücklich anerkannt haben. Im besonderen Auftrag der Bundesversammlung erklärt der Bundesrat daher ausdrücklich, daß die schweizerische Eidgenossenschaft während des bevorstehenden Krieges mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln ihre Neutralität und die Unverletzlichkeit ihres Gebietes, so wie sie durch die Verträge von 1815 anerkannt worden sei, aufrecht erhalten und wahren wird. Mit Bezug auf Gebietsteile von Savoyen, die laut Erklärung der Mächte vom 29. März 1815, der Wiener Schlußakte vom 9. Juni 1815, der Beitrittserklärung der schweizerischen Tagsatzung vom 12. August 1815, des Pariser Vertrags vom 12. November

1815, und der Urkunde über die Anerkennung und die Gewährleistung der schweizerischen Neutralität vom gleichen Tag auf gleiche Weise der Neutralität teilhaftig sind, als wären sie Bestandteile der Schweiz, Bestimmungen, welche Frankreich in Artikel 2 des Berliner Vertrags vom 24. März 1860 neuerdings anerkannt hat, glaubt der Bundesrat darauf hinweisen zu müssen, daß der Schweiz das Recht zusteht, diese Gebietsteile zu besetzen. Der Bundesrat würde von diesem Recht Gebrauch machen, wenn die Verhältnisse dies zur Sicherung der Neutralität und zur Unverletzbarkeit des Gebiets der Eidgenossenschaft erforderlich erscheinen ließen. Er wird indessen nicht ermangeln, die in den genannten Verträgen enthaltenen Beschränkungen, namentlich in Betreff der Verwaltung dieses Gebietes gewissenhaft zu beobachten. Er wird bestrebt sein, sich darüber mit der Regierung der französischen Republik zu verständigen. Der Bundesrat ist fest überzeugt, daß diese Erklärung von den kriegführenden Mächten, sowie von den anderen Staaten, die den Vertrag von 1815 unterzeichnet haben, als Ausdruck der altherkömmlichen Anhänglichkeit des schweizerischen Volkes an den Neutralitätsgedanken und als gewissenhafte Bekräftigung der für die schweizerische Eidgenossenschaft aus den Wiener Verträgen sich ergebenden Verhältnisse mit Wohlwollen entgegengenommen werden wird. Die Erklärung ist denjenigen Staaten, die 1815 die Unverletzbarkeit und Neutralität der Schweiz anerkannt haben, sowie einigen anderen Staatsregierungen amtlich mitgeteilt worden.

Niederlande

29. Juli.

Angesichts der internationalen Spannung hat die holländische Regierung bereits verschiedene Maßnahmen getroffen, um die Grenze zu sichern. Der Generalstabschef ist aus Deutschland zurückberufen worden.

31. Juli.

Die Königin erläßt eine Bekanntmachung, daß für die Niederlande Kriegsgefahr bestehe. Die zweite Kammer wird zusammenberufen werden. General Snijders ist zum Oberkommandierenden der niederländischen Armee und Marine ernannt worden.

4. August.

Der deutsche Gesandte hat die positive Versicherung abgegeben, Deutschland werde an die Niederlande kein Ultimatum stellen und die niederländische Neutralität respektieren, vorausgesetzt, daß diese von den Niederlanden auf das genaueste beobachtet werde.

6. August.

Ein Extrablatt des niederländischen Staatsanzeigers veröffentlicht eine Erklärung der strikteſten Neutralität im Krieg zwischen England und Deutschland und Belgien und Deutschland.

Die nordischen Staaten

3. August.

Die dänische Regierung beschloß im Staatsrat, aus Anlaß des Krieges zwischen Deutschland und England die Neutralitätserklärung abzugeben.

Dänemark hat den dänischen Teil des Sundes bereits durch Minen gesperrt und ferner beschlossen, im Großen Belt und im dänischen Teil des Kleinen Belt Minen auszulegen, um zu verhindern, daß die Kriegsoperationen sich auf die dänischen Gewässer ausdehnen und um die Verbindung zwischen den dänischen Landesteilen aufrecht zu erhalten. Außerdem soll der zweite Teil der Sicherungsstärke auf Fünen und Jütland sowie der zweite bis einschließlich achte Jahrgang auf Seeland, Laaland und Falster eingezogen werden. Diese Einberufung der Sicherungsstärke ist nicht gleichbedeutend mit Mobilisierung.

4. Auguſt.

Dänemark, Norwegen und Schweden veröffentlichten gleichlautende Erklärungen, wonach die drei Mächte im gegenwärtigen Kriege abſolute Neutralität bewahren wollen.

6. Auguſt.

Die ſchwediſchen Konſulate in Deutſchland beordern ſämtliche ſchwediſchen Wehrpflichtigen nach der Heimat, da bei allen Truppenteilen die Regiments- und Repetitionsübungen dieſes Jahr am 7. Auguſt beginnen.

Wie aus Briefen der in Schweden lebenden Deutſchen hervorgeht, wird dort in aller Stille ein Teil des aktiven Heers und ein geringer Teil des Landſturms mobilgemacht. Außerdem wird die Flotte kriegsbereit gehalten; auch die Häfen ſollen durch Minen geſperrt werden.

11. Auguſt.

Die beiden Kammern des ſchwediſchen Reichstags haben einſtimmig eine Regierungsvorlage angenommen, durch die ein Kredit von 50 Millionen Kronen für Maßnahmen zum Schutze der Neutralität des Königreichs bewilligt wird.

Die Balkanſtaaten

3. Auguſt.

Die türkiſche Regierung kündigt an, daß ſie neutral zu bleiben wünſche. Sie hat die teilweiſe Mobilmachung angeordnet. Die Dardanellen und der Bosporus ſind geſchloſſen worden, doch können Handelsſchiffe mit Hilfe von Lotſen die Meerenge paſſieren.

6. Auguſt.

Rumänien und Bulgarien haben ihre Neutralität erklärt.

Spanien

9. Auguſt.

Das offiziöſe ſpaniſche Blatt „Epoca" beſtreitet das Gerücht, Spanien habe ſich verpflichtet, Frankreich durch Entſendung von 100 000 Mann nach Marokko zu unterſtützen. Spanien bleibe vielmehr ſtreng neutral.

Ferner wird mitgeteilt, der König von Spanien habe in den letzten Tagen, alſo nach Ausbruch der kriegeriſchen Ereigniſſe, an Kaiſer Franz Joſef ein in den herzlichſten Ausdrücken gehaltenes Telegramm gerichtet.

Amerika

5. Auguſt.

Präſident Wilſon erließ die Neutralitätserklärung der Vereinigten Staaten. Der Panzerkreuzer „Tenneſſee" fährt von Newyork mit über 5 Millionen Dollars Gold ab, die für die in Europa in Not geratenen Amerikaner beſtimmt ſind.

Der ferne Oſten

1. Auguſt.

Der japaniſche Botſchafter in Wien weilte faſt zwei Stunden bei dem Miniſter des Aeußern Grafen Berchtold. Die Meldung von der Mobiliſierung der japaniſchen Armee wird auf der japaniſchen Geſandtſchaft beſtritten.

8. Auguſt.

Mit Rückſicht auf das engliſch-japaniſche Bündnis hat Japan keine Neutralitätserklärung erlaſſen. Seine Haltung wird von den Ereigniſſen auf den Meeren des fernen Oſtens abhängen.

China hat ſeine Neutralität erklärt.

Anm.:
Den Schutz der Deutſchen in Feindesland übernahmen die Botſchafter der Vereinigten Staaten, den der Angehörigen der anderen kriegführenden Staaten teils ebenfalls die amerikaniſchen Botſchafter, teils die ſpaniſchen.

Wirtſchaftliches

Bemerkenswerte Ereigniſſe in der Finanzwelt

25. Juli.
Die deutſche Börſe hat ſich gegen Rußland eines vorzüglichen Mittels bedient: ſie wirft die in Deutſchland in großen Summen untergebrachten ruſſiſchen Fonds und Bankaktien auf den Markt und ſetzt ſie dadurch erheblich im Kurs herab, um ſomit Rußlands Kredit zu ſchädigen. Naphta Nobel verloren ſchon infolgedeſſen 16%. Von ruſſiſchen Bankaktien büßten Petersburger Internationale Handelsbank 11%, Azow Don Bank 7% und Ruſſenbank 6% ein. Die ruſſiſchen Staatspapiere ſanken durchſchnittlich um 2%. Von Petersburg aus wurde auf dieſe Bewegung hin, angeblich unter Mitwirkung der ruſſiſchen Regierung, eine Stützungsaktion eingeleitet, die aber nur von vorübergehender Wirkung war.

31. Juli.
Die Bank von England hat den Diskont von 4 auf 8 Prozent erhöht. Dieſe Maßregel zeigt den ganzen Ernſt der Lage, denn nie zuvor iſt in den letzten Jahrzehnten ein gleich hoher Zinsſatz bei der Bank von England in Kraft getreten. (Die Bankrate wurde in den nächſten Tagen weiter auf 10 Prozent erhöht.)

Die Berliner Börſe

3. Auguſt.
Die Börſen haben nicht mehr funktioniert; ſie vermochten ſich gegenüber dem Anſturm der Beſitzer von Wertpapieren, die ihre Effekten noch raſch verkaufen wollten, nur dadurch zu erwehren, daß ſie die Kursnotierungen einſtellten. Die Berliner Börſe hat Wert darauf gelegt, dieſem Anſturm noch am längſten Widerſtand entgegenzuſetzen, und ſelbſt als London ſchon beſchloſſen hatte, den Verkehr einzuſtellen, wagte man hier noch den Verſuch, wenigſtens für einen Teil der Papiere Notierungen zuſtandezubringen. Man hat zuerſt die Terminmärkte geſchloſſen, weil man verhindern wollte, daß ausländiſche Spekulanten in deutſchen Papieren Blankoverkäufe vornehmen und ſo die Kurſe unſerer induſtriellen Werte herabdrücken; aber es blieb ſchließlich nichts weiter übrig, als auch den Kaſſahandel aufzuheben. Wir können wenigſtens mit Befriedigung feſtſtellen, daß die Berliner Börſe nicht ſchlechter funktioniert hat als die Pariſer, Londoner und Petersburger. Die ruſſiſchen Werte haben die ſchärfſten Rückſchläge erlitten; das iſt um ſo bemerkenswerter, als die ruſſiſche Regierung im Verein mit den Banken noch vor einigen Monaten den Verſuch machte, durch Beruhigungsepiſteln das Kursniveau künſtlich zu halten. Wenn man ſich heute der Vorgänge der letzten Zeit erinnert, kann man ſich des Gefühls nicht erwehren, daß der ſtarke Verkaufsandrang, der in den Aktien der ruſſiſchen Banken bereits vor Ueberreichung der öſterreichiſchen Note an der Pariſer Börſe ſtattfand, in den jetzigen politiſchen Ereigniſſen ſeine Urſache hatte. Man ſuchte den Grund damals in der ſtarken Belaſtung der ruſſiſchen Bankinſtitute mit Konſortialgeſchäften. Sollten nicht aber ſehr eingeweihte politiſche Perſönlichkeiten Rußlands in Kenntnis der Zuſammenhänge dieſen Kursſturz herbeigeführt haben? Die Berliner Börſe hat auch in einer anderen Beziehung als der eben geſchilderten bewieſen, daß ſie mindeſtens ſo kräftig daſteht wie

die Effektenmärkte der übrigen maßgebenden Länder. Es war ein doppeltes Unglück, daß die kriegerischen Verwicklungen gerade in den letzten Tagen des Monats eintraten, so daß die Erledigung der Terminengagements auf unüberwindliche Schwierigkeiten stieß. Es war nicht zu vermeiden, daß eine Anzahl von Bankiers und Maklerfirmen ihre Zahlungen einstellen mußte; ergaben sich doch plötzlich so beträchtliche Kursdifferenzen, wie sie niemand erwarten konnte. Aber die Zahl der Insolvenzen ist unter Berücksichtigung dieser schwierigen Lage auffallend gering, und es waren fast ausschließlich nur unbedeutende Firmen, die ihren Verpflichtungen nicht nachkommen konnten. Es hatten selbst an der Börse nur wenige geglaubt, daß der Ultimo verhältnismäßig so gut verlaufen werde, und es ist ein Trost in diesen schweren Zeiten, daß es nicht schlimmer gekommen ist. Freilich kam der Börse zu statten, daß diese Krisis sie in der Zeit der wirtschaftlichen Depression traf, so daß die spekulativen Effektenengagements immerhin zu einem großen Teile glattgestellt waren. Auch die Banken haben die Probe, die ihnen auferlegt ist, bisher mit Zufriedenheit überstanden. Zwei kleine Zusammenbrüche in der Provinz beweisen nichts gegenüber der Tatsache, daß es gelungen ist, den starken Anforderungen der Depositengläubiger gerecht zu werden.

(Bruno Buchwald in Welt am Montag.)

Die Beschlüsse des deutschen Bundesrats

7. August.

Der Bundesrat hat zwei gesetzliche Anordnungen getroffen, durch die einem allgemeinen Moratorium vorgebeugt werden soll. Ein allgemeines Moratorium wird nicht erlassen.

Nach der ersten Anordnung soll das Gericht dem Schuldner für eine vor dem 31. Juli entstandene Forderung eine Zahlungsfrist von längstens drei Monaten (nötigenfalls unter Auflage einer Sicherheit) bewilligen können, soweit dieses nötig und mit der Rücksicht auf den Gläubiger vereinbar ist. Der Antrag soll nicht nur im Prozeß oder während der Zwangsvollstreckung, sondern schon vorher zulässig sein. Die Gerichtskosten werden möglichst gering bemessen. Die zweite Anordnung betrifft die Suspendierung von Auslandsforderungen.

Notstandsmaßnahmen in England

7. August.

Nachdem zur Abwehr des Runs auf die Bank von England und auf andere Banken die Tage bis zum 6. August zu Bankfeiertagen erklärt worden waren, wurde die Geschäftseröffnung mit einer Herabsetzung des offiziellen Diskonts von 10 auf 6 Prozent eingeleitet. Ferner hat man zur Erleichterung des Zahlungsverkehrs Noten zu einem Pfund Sterling und 10 Schilling ausgegeben, gültig vom 7. August an. Als gesetzliches Zahlungsmittel sind auch die Postnoten zugelassen worden, die von den Postämtern in jeder Höhe ausgefertigt werden und von der Bank von England auf Verlangen in Gold eingewechselt werden sollen. Man hat sich der Postnoten nur bedient, weil es unmöglich war, in der kurzen Zeit die Anfertigung der Banknoten auszuführen. Sobald genügend Noten zu einem Pfund vorrätig sind, hören die Postnoten auf, gesetzliches Zahlungsmittel zu sein. Im Parlament erklärte der Schatzkanzler Lloyd George, diese vorübergehenden Notstandsmaßnahmen seien hauptsächlich darauf zurückzuführen, daß der Strom der Goldsendungen von auswärts zu fließen aufgehört habe. Diesen könne man nicht entbehren, soll der Diskontmarkt in der Lage sein, seinen Verpflichtungen nachzukommen. Es liege kein Zusammenbruch des Kredits vor, sondern nur eine Stockung der Maschinerie. Er sei stolz darauf, daß es

nicht notwendig gewesen sei, die Zahlung von Metallgeld aufzuheben, daß England in der Lage sei, die Notlage zu übersehen, ohne im geringsten mit seiner gegenwärtigen Basis in Widerstreit zu kommen. Im weiteren Verlauf seiner Rede gab der Schatzkanzler zu, daß Gefahr vorhanden sei, daß einzelne Personen in selbstsüchtiger Weise versuchen würden, Gold anzusammeln und zu verstecken, um sich in eine bessere Lage als ihre Nachbarn zu versetzen. Jeder, der so handle, füge seinen Volksgenossen großen Schaden zu; jeder, der aus eigensüchtigen Motiven oder übertriebener Vorsicht oder aus einem anderen gemeinen Antriebe versuche, Gold aus den Kassen herauszunehmen, um es sich zu seinem eigenen Gebrauche anzueignen, helfe den Feinden seines Vaterlandes und er helfe ihnen wahrscheinlich wirksamer, als wenn er es mit Waffen täte. Was die Postnoten anbelange, so wünsche man selbstverständlich nicht, daß jemand an einem Schalter eine aufnehme, um sie sofort am andern Schalter in Gold einzuwechseln. (!) Das am Montag, den 3. August, proklamierte begrenzte Moratorium sei erlassen mit Rücksicht auf die besondere Notlage, die am Dienstag morgen auf dem Wechselmarkte entstanden sei. Jetzt schienen Gewerbetreibende wie auch Fabrikanten und die Bank darin übereinzustimmen, daß das Moratorium weiter ausgedehnt werden sollte. Andernfalls würde man nur einen gewissen Teil des Volkes von der Verpflichtung zur Zahlung seiner Schulden entlasten, während zu gleicher Zeit andere Leute, die sich auf sie verlassen, in Schwierigkeiten bleiben würden. Natürlich müsse es Ausnahmen geben. Die Regierung z. B. müsse ihre Schulden, Pensionsgelder, Versicherungsgelder usw. bezahlen, auch Löhne müßten natürlich ausgenommen werden.

16. August.

Die englische Regierung hat gegenüber der Bank von England, um dieser die Fortsetzung ihrer Diskontierungstätigkeit zu ermöglichen, die Garantie gegen jeden Verlust auf die von der Bank diskontierten Wechsel, soweit diese vor dem 4. August akzeptiert sind, übernommen. Die Bank von England berechnet für die durch das Wechselmoratorium geschaffene Prolongationsfrist 2% über ihren offiziellen Satz, zur Zeit somit 8%.

Der erste Geldaufmarsch

von Leo Jolles

Mit bewundernswerter Raschheit hat sich im Deutschen Reich die finanzielle Mobilmachung vollzogen. Während in England eine geradezu elementare Angst vor den wirtschaftlichen Folgen des Krieges herrscht, ist bei uns alles mit größter Ruhe und ohne Anwendung beängstigender Mittel vor sich gegangen. Die Bank von England hat ihren Diskontsatz in einer nie geahnten Hast auf 10 Prozent erhöht; die Reichsbank ist bei 6 Prozent stehen geblieben. In England ein Wechselzinsfuß, den das Volk wohl noch nie gesehen hat; im Deutschen Reich ein Banksatz, der nichts Erschreckendes an sich hat, und den die deutsche Wirtschaft ein ganzes Jahr lang trug, ohne irgendwelchen Schaden zu nehmen. Aus dem Vergleich mit anderen Ländern lernt man die Stärke des deutschen Kapitals kennen. Wer geglaubt hat, daß die Betrachtungen über die Finanzbereitschaft in Deutschland nur theoretischen Wert hätten, sieht sich durch die erste praktische Probe in allen seinen Bedenken geschlagen. Während die Franzosen mühsam eine Anleihe von 800 Millionen Frank aufgebracht haben, die sich schließlich als ein eklatanter Mißerfolg gab, ist in Deutschland nicht nur die Milliarde für die Rüstungen, sondern ein Kriegskredit in Höhe von 5 Milliarden festgesetzt worden. Schon das Ergebnis der im Jahre 1913 aufgestellten Finanzreform hat die unbestreitbare Ueberlegenheit der deutschen Kapitalkräfte gezeigt. Die Franzosen haben zum letztenmal, in den Tagen der Marokkokrisis, vor genau drei Jahren, einen Triumph über die deutsche Finanz aus-

ſpielen zu können geglaubt. Sie kündigten damals ihre in Deutſchland und Oeſterreich befindlichen Guthaben (etwa 250 Millionen Frank) und erzählten ihren begeiſterten Volksgenoſſen, daß die beiden Länder ohne franzöſiſches Geld nicht leben könnten, durch den Verluſt dieſer Guthaben alſo in arge Verlegenheit geraten würden. Dieſer Ruhm, den ſich die Grande Nation pränumerando in die Annalen ihrer Geſchichte einzeichnete, verwandelte ſich ſehr bald in eine blutige Enttäuſchung. Die deutſche Finanzwelt konnte Jahr für Jahr feſtſtellen, daß ſie genügend gerüſtet ſei, um auf jedes ausländiſche Guthaben zu verzichten. Umgekehrt aber ſahen ſich die Franzoſen ſehr bald in die Netze einer bedrohlichen Geldklemme verſtrickt, aus der ſie ſich bis zum heutigen Tage nicht herauswinden konnten. Und wie es in England ſteht, ſieht man am beſten aus den erſten Verfügungen, die der Krieg veranlaßt hat. Der Diskontſatz von 10 Prozent ſoll als eine drohende Geſte gegen ausländiſche Goldjäger aufgefaßt werden. Aber das einzige Land, das den Engländern in dieſen Zeiten Gold nehmen würde, iſt Frankreich. Und die Ironie der Geſchichte will es, daß gerade dieſer Staat mit dem zur Abwehr gerüſteten Britenreich im Bündnis ſteht. England hat dem Deutſchen Reich den Krieg erklärt, weil es, nach ſeiner Meinung, nicht zulaſſen kann, daß die Franzoſen ihre europäiſche Rolle aufgeben müſſen. Aber zu gleicher Zeit wird den edlen Freunden die Quelle abgeſperrt, die im Kriege am lebhafteſten ſprudeln ſollte.

Die jüngſte Leiſtung der britiſchen Diskontpolitik iſt das Eingeſtändnis der völligen Unzulänglichkeit des engliſchen Geldweſens. Die Bank von England ſteckt in einer Rüſtung, die viel zu klein iſt und die an allen möglichen Stellen den unbedeckten Körper ſehen läßt. Die oft genannte Peelsakte, auf der die Verfaſſung des engliſchen Zentralinſtituts beruht, ſteht ſeit 70 Jahren in Kraft. Sie nährt ſich vom Stolz des Volkes, das ſeine alten Einrichtungen wie Nationalheiligtümer hütet, und hat in ihrer Unbrauchbarkeit die einzige praktiſche Eigenſchaft. Nichts iſt bezeichnender für die Mängel des engliſchen Bankſtatuts als die Tatſache, daß die angeblich vornehmſte und ſicher älteſte Notenbank der Welt die einzige Einrichtung dieſer Art iſt, die ſich wiederholt vor ernſten Kriſen ſah. Und ſo iſt auch die neueſte Etappe ihrer Entwicklung als eine Kriſis anzuſehen. Da in England der Umlauf von barem Geld viel geringer iſt als in anderen Ländern, ſo hat ſich der Rückſchlag eines Ausnahmezuſtandes viel ſchroffer geäußert als anderswo. Im Kriege iſt der Scheck, den der Engländer als eine ſeiner größten Kulturerrungenſchaften preiſt, nicht viel mehr als ein Stück Papier. Jetzt gellt auch im Bezirk der ſtolzen Handelsmacht der brutale Schrei nach dem Golde, die erſte und elementarſte Lebensäußerung des Volkes. Und da das Gold dem einzelnen faſt unerreichbar iſt, weil es, geſchützt durch den Scheckverkehr, in den Kellern der Notenbanken und der Depoſiteninſtitute ruht, äußert ſich das Verlangen nach dieſem ſeltenen Metall um ſo ſtürmiſcher. Aus Furcht vor den Entladungen der Volksſeele hat die Bank von England ihr ſchwerſtes Geſchütz auf die Baſtion gefahren. Das Geſchäftsleben wird durch einen ſolchen Wechſelzinsfuß ſehr ſchwer betroffen; und man rechnet offenbar mit bedenklichen Wirkungen, da bereits die Feſtſetzung eines Moratoriums im Prinzip beſchloſſen iſt. Wenn ein Staat, wie England, zu einer derartigen Hilfe greift, ſo hat er damit ſeine Schwächen eingeſtanden. Auch in Frankreich wurde ein Zahlungsaufſchub für Bankſchuldner verfügt und zu gleicher Zeit beſtimmt, daß die Depoſitengläubiger der Finanzinſtitute höchſtens 250 Frank von ihrem Guthaben abheben dürfen.

Wie es in Rußland ausſieht, kann man ſich vorſtellen, ohne ſeine Phantaſie beſonders anzuſtrengen. Das Zarenreich hat die Folgen einer böſen Finanzkriſis noch nicht überwunden und ſich in den letzten Monaten mit allerhand kleinen Mitteln über die Entwertung der Börſenpapiere hinwegzutäuſchen geſucht. Die Franzoſen ſind, vor der

neuen Bekräftigung ihrer Allianz, erst noch einmal an die Kosten dieser Bundesgenossenschaft erinnert worden. Sie haben von den 20 Milliarden Frank russischer Papiere, die ihnen als Unterpfand der Liebe aufgehalst wurden, eine erkleckliche Anzahl von Milliarden verloren; und die einzige Freundschaftsbezeigung, die ihnen der Alliierte gewähren konnte, bestand in der Aufnahme der zurückwandernden Rententitel und Aktien zu sehr niedrigen Kursen. Die russische Staatsbank verfügt über einen großen Goldvorrat, konnte aber damit keinerlei Einfluß auf die Bewertung der russischen Valuta im Ausland üben. Dieser Goldvorrat ist sehr bald aufgezehrt, und dann ist nichts mehr vorhanden, was als glaubhafte Garantie der russischen Währung angesehen werden kann. Rußland hat vor Ausbruch des Krieges noch einen Teil seiner in Deutschland befindlichen Guthaben zurückgezogen; aber es ist mit dieser Arbeit nicht ganz fertig geworden, so daß ein bedeutender Posten russischer Gelder bei deutschen Banken festgehalten werden konnte. In welcher Weise die deutsche Regierung über diese Guthaben verfügen wird, weiß man nicht. Vielleicht läßt sie die Banken im Besitz dieser Mittel, um der Liquidität der deutschen Finanz für die Uebernahme der Kriegsanleihen etwas nachzuhelfen. Aber die Hauptsache ist, daß den russischen Geldern der Weg in die Heimat verlegt wurde. Die Weisheit des kaiserlichen Feldhauptmannes Montecuccoli, daß zum Kriegführen drei Dinge gehören: Geld, Geld, Geld — ist noch immer nicht widerlegt. Und die Nation, die am ehesten mit ihren Mitteln fertig ist, wird sich auch zuerst besiegt erklären müssen. Unter diesen Gesichtspunkten erscheint die finanzielle Lage der franko-russischen Allianz in einer besonders grellen Beleuchtung.

Auf Amerika können die Gegner nicht rechnen. Die Sympathien in der Dollarrepublik sind bei den Einsichtigen mehr auf deutscher Seite; denn man weiß in den Vereinigten Staaten sehr gut, was der deutsche Einschlag in der wirtschaftlichen Größe der Union bedeutet. Aber selbst wenn dieses Imponderabile nicht vorhanden wäre, würden die Amerikaner nicht imstande sein, einer europäischen Geldnot abzuhelfen. Ihr Wirtschaftskörper stellt keinen Organismus für sich dar, der ohne Beziehungen zu anderen Körpern existieren kann: er lebt vielmehr durch das internationale Nervenzentrum. Da nun die Amerikaner seit geraumer Zeit unter dem Druck einer allgemeinen Hemmung des wirtschaftlichen Elans leben, so hat es ihnen an Gelegenheit gefehlt, aus einem regen Güterumsatz neues Betriebskapital zu gewinnen. Es herrscht zwar keine Geldknappheit; aber die Umlaufmittel, die sich im Lande befinden, müssen zusammengehalten werden, um die Verluste, die der amerikanische Außenhandel erleidet, auszugleichen. Amerika kann, wie ich schon sagte, für seine Geschäfte in Südamerika und in Ostasien neue Chancen gewinnen. Es kommt nur darauf an, daß die Abnehmer in diesen Ländern zahlungsfähig bleiben. Gerade Südamerika ist, wie bei der letzten Krisis in Argentinien und Brasilien wieder hervorgehoben wurde, zum guten Teil mit europäischem Gelde ernährt und aufgezogen worden. Ob die Republiken fähig sein werden, sich aus eigener Kraft weiterzuhelfen, ist nicht leicht zu beantworten. Kurz, man hat mit einer allgemeinen Stockung des internationalen Geldverkehrs zu rechnen; und diese Erscheinung wird sich besonders an den Stellen zeigen, die auf einen solchen Kurzschluß im Geldstrom nicht vorbereitet waren. Der Begriff des nationalen Reichtums wird durch den Krieg auf seine praktische Glaubhaftigkeit hin geprüft werden; und diese Probe hat, unter allen Ländern, das Deutsche Reich am wenigsten zu fürchten.

(Der Tag)

Anhang: Einige Ziffern über den deutsch-englischen Handel.

Die Einmischung Großbritanniens in den europäischen Krieg vernichtet mit einem Schlage Welthandelsbeziehungen, wie sie sonst in solchem Umfange nur wenig in der

Weltwirtschaft bestehen. Die gesamten Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Großbritannien stellen sich auf weit über zwei Milliarden Mark, sie sind sogar noch erheblich größer, wenn man den außerordentlich umfangreichen Außenhandel der britischen Kolonien mit Deutschland hinzurechnet, namentlich die deutschen Handelsbeziehungen zu Indien, Südafrika und Australien.

Wie sich in den letzten Jahren der Außenhandel zwischen Deutschland und Großbritannien vermehrt hat, geht aus der nachstehenden Tabelle hervor:

	Einfuhr nach Deutschland:	Ausfuhr aus Deutschland:	Gesamthandel:
	in Millionen Mark		
1908	697	997	1694
1909	723	1015	1738
1910	766	1102	1868
1911	808	1139	1948
1912	842	1161	2003
1913	876	1438	2314

Unter den europäischen Ländern steht Großbritannien für uns als Abnehmer an der Spitze und übertrifft um mehr als 100 Millionen Mark unseren Export nach Oesterreich und um ungefähr 500 Millionen Mark unsere Ausfuhr nach Rußland. In der Einfuhr nach Deutschland dominiert allerdings Rußland, dessen Export nach Deutschland höher ist als der von Großbritannien. Unter den nach Deutschland importierenden Ländern überhaupt steht freilich die amerikanische Union mit noch höheren Ziffern da als Rußland und Großbritannien. Dagegen ist Großbritannien für uns ein wichtigerer Abnehmer als die Vereinigten Staaten von Amerika.

Heimkehr der Deutschen aus Frankreich

(Nach authentischen Briefen und Berichten)

Obwohl ganz Paris in den letzten Wochen des Juli mit atemloser Spannung dem Prozeß der Gattin des Ministers Caillaux folgte, die den politischen Gegner ihres Mannes, den Redakteur Calmette vom „Figaro", erschossen hatte, und man alles, was sonst auf der Welt vorging, vergessen zu haben schien, raunten sich doch in den Wandelgängen des Justizgebäudes die Eingeweihten bereits zu, daß es diesmal ernst werde. Kein Wunder, daß man, als die Sensation der Hauptstadt auch für die breiten Massen der Sensation Europas zu weichen begann, völlig den Kopf verlor. Es kam zu brutalen Ausschreitungen gegen die Deutschen. Die Behörden versagten. Verschiedene Deutsche erhielten ohne jede Begründung den amtlichen Ausweisungsbefehl, so der Korrespondent der „Hamburger Nachrichten". Am 29. bereits, also noch vor dem Ausbruch der deutsch-russischen Feindseligkeiten, wurde er ausgewiesen.

„Am selben Tag," schreibt er, „packte ich meine Koffer. Auf der Straße begann man schon, „à Berlin" zu johlen. In der Rue Faubourg Montmartre malten Soldaten mit Kreide das Bild des deutschen Kaiser aufs Trottoir, trampelten darauf herum, bespuckten es und schrien ein Schimpfwort. Ehe ich abfuhr, ging ich zur Präfektur. Mich interessierte, zu wissen, ob das liebenswürdige Vorgehen gegen mich ein Einzelfall war. Die Präfektur war von Deutschen belagert. Leuten, die wissen wollten, warum man sie ausgewiesen — meistens Frauen: Dienstmädchen, Bonnen, Hotelfrauen, Heimschwestern usw. Nach dreistündigem Warten hatte ich Gelegenheit, einen würdigen Beamten zu sprechen. Er lehnte Auskunft ab. Ich ging. Auf dem Korridor huschte ein Schreiber

hinter mir her. Er flüsterte ziemlich rasch und sah sich dabei um. Offenbar ein etwas seltsamer Patriot. Er nannte meinen Namen. „Wenn Sie wissen wollen, weshalb man Sie nicht hier behalten will, könnte ich es Ihnen sagen — — mais c'est une petite commission." Erheblich angeekelt, aber neugierig, gab ich zwei Franken und erfuhr, daß man seit längerer Zeit fast alle Briefe an in Paris lebende Deutsche öffne. In einem der meinigen hatte sich das Belegexemplar einer deutschen Zeitung gefunden, in der ich geschrieben hatte, daß die derzeitige Nichtteilnahme des Herrn Delcassé an der französischen Regierung erfreulich sei für den Fall eines Konflikts ..."

Immer mehr Reichsdeutsche erschienen auf dem Generalkonsulat und baten um Schutz. Sie berichteten, daß man sie auf der Straße beschimpft und wenn sie sich an die Polizei mit der Bitte um Unterbringung gewandt hätten, in der rohesten Weise abgewiesen habe; sogar die Unterbringung des Gepäcks sei ihnen verweigert worden. Auch die Bahn nehme kein Gepäck mehr von ihnen in Verwahrung. Die Hilferufe vermehrten sich von Tag zu Tag, so daß sich schließlich eine unübersehbare Menge Menschen auf der Botschaft und dem Generalkonsulat als obdachlos meldete. Nach Möglichkeit wurden ihnen Fahrkarten nach Belgien besorgt. In zahlreichen Briefen sind diese Schreckensmomente festgehalten. „Am Freitag 31.," heißt es in einem, „schien mir die Sache brenzlich zu werden; ich eilte ins Konsulat, wo ich einen Bekannten hatte. Die Marmortreppen waren schwarz von Menschen. Mein Freund verlas gerade eine Mitteilung an die Menge mit dem Inhalt: 40 000 Deutsche wollen heute Paris verlassen. Morgen früh um 8 Uhr müssen wir auf dem Ostbahnhof sein. Jeder von euch bezahlt einen Franken. Unsere Beamten sorgen für Unterbringung." Ich ging zu meinem Bekannten hin, er nahm mich abseits und flüsterte: „Nichts zu machen. Wir wissen selbst nicht, wie wir aus Paris herauskommen; ich selbst stehe ohne jedes Gepäck da." Nun hieß es, sich kleines Geld zu beschaffen. Kein Mensch hat etwas ... Schließlich habe ich für das Wechseln eines Tausendfrankscheins 30 Franks bezahlen müssen ... Das Volk benimmt sich wie ein Haufe Kinder. Sie weinen zunächst; eine halbe Stunde später aber kommt ein Luftschiff und kreuzt über der Stadt. Vive la gloire! rufen sie jetzt und schwenken die Hüte."

Freitag abend um 10 Uhr wurde die Mobilmachung in Paris bekannt. Bald prangten an allen Ecken große Anschläge, in denen die Ordre den Gestellungspflichtigen mitgeteilt wurde, mit dem Zusatz, daß jeder neben verschiedenen Wäschestücken zwei Paar Stiefel mitzubringen habe. Im Nu waren alle Stiefelgeschäfte ausverkauft.

Die Mobilmachung rief allgemein die größte Bestürzung hervor. Ein Augenzeuge berichtet: „Junge Leute, Anhänger der Action française tobten vor Begeisterung, aber es gab viele Männer und natürlich noch mehr Frauen, die über den drohenden Krieg verzweifelt waren; ja, ich habe Männer gesehen, die weinten ... In den Kaffeehäusern und kleinen Wirtschaften, in den Hotels, in denen Offiziere die Stammkundschaft waren, bildete die Mobilisation das einzige Gespräch, aber alle diese Gespräche trugen ein eigenartiges anmutendes Merkmal, sie alle drehten sich um Rußland, um Rußlands Truppen, um die zehn Millionen Soldaten, mit denen das Zarenreich seine beiden Gegner erdrücken, überschwemmen würde."

„In dieser Stunde (Samstag)," schreibt ein anderer, „heißt es, der Krieg sei erklärt. Auf den Boulevards vor mir spielen sich Szenen des Entsetzens ab. Alles ist entgeistert. Männer und Frauen weinen laut auf. Vor mir stehen Soldaten; auch sie brechen in Tränen aus. Leute rufen: „Wir wollen keinen Krieg!" ... Der Mob versucht, an den Deutschen seinen Haß auszulassen. Wer kann, flüchtet vor ihm."

Der offenbar vom deutschen Generalkonsulat selbst erstattete offiziöse Bericht in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" enthält eine anschauliche Schilderung der mit

jeder Stunde wachsenden Bedrängnis unserer unglücklichen Landsleute. „In der Nacht vom 1. zum 2. August," heißt es hier, „kamen große Mengen von obdachlosen Deutschen noch bis spät in der Nacht zur Botschaft und zum Generalkonsulat, so daß ihnen ein Massenasyl während der Nacht gewährt werden mußte. Der Höhepunkt der Ausschreitungen wurde am ersten Mobilmachungstage, am 2. August, erreicht. Zahlreiche Flüchtlinge meldeten, daß die Wohnungen und Geschäftshäuser der Deutschen in der Stadt geplündert würden. Besonders rücksichtslos war die Zerstörung des Pschorrbräu, bei der zahlreiche Polizisten mit sichtlichem Vergnügen untätig zusahen. Das gesamte Inventar wurde aus den Fenstern auf die Straße geworfen, Türen und Fenster ausgehängt, Kronleuchter herabgerissen. In gleicher Weise erging es dem Café Viennois, dem deutschen Restaurant an der Gare St. Lazare, dem Salamander-Schuhgeschäft, dem Hotel de Bade, dem Delikatessengeschäft Appenrott, sämtlichen Maggi-Geschäften, überhaupt allen Geschäften, welche Waren deutscher, österreichischer oder deutsch-schweizerischer Herkunft führten. Ueberall sah die Polizei mit verschränkten Armen zu. In gleicher Weise wurde in den Wohnungen der Deutschen gehaust. In vielen Fällen wurden nicht nur die Wohnungen von Deutschen, sondern auch die ihrer Quartiergeber vollständig verwüstet. Die Folge davon war, daß kein Portier mehr einen Deutschen in ein Haus einließ und daß die deutschen Geschäftsangestellten und Dienstboten massenhaft entlassen wurden. Die Entlassung geschah häufig in brutaler Weise, oft unter Einbehaltung des Gehalts. Gegen 10 Uhr abends mehrten sich die Nachrichten über Verwüstungen in der Stadt derartig, daß auf Verordnung des Generalkonsuls das Schild und die Fahnenstange des Generalkonsulats eingezogen wurde und das ganze Personal sich nach der Botschaft begab, da auf dem Konsulat keine Sicherheit mehr bestand."

Die an allen Straßenecken angeschlagenen „Dispositionen für die Fremden" besagten, daß alle Ausländer deutscher und österreichisch-ungarischer Staatsangehörigkeit innerhalb von 24 Stunden nach der Mobilmachungsordre Frankreich verlassen haben müßten. Diejenigen, die diesen Zeitpunkt verpaßt hätten, sollten sich auf der Polizeipräfektur melden; sie würden in die westlichen Provinzen Frankreichs verschickt werden und dort Nahrung, Unterkunft und Beschäftigung erhalten. Nur noch wenige Tage konnte die deutsche Botschaft die Sorge um die vielen, die von diesem Los betroffen wurden, übernehmen. Der offiziöse Bericht fährt fort: „Schon am frühen Morgen begannen Hunderte von Deutschen die Botschaft mit dringenden Bitten um Schutz und Unterstützung zu bestürmen. Die deutsch-feindlichen Ausschreitungen auf der Straße griffen um sich und waren nach mehreren Angaben derartig, daß beispielsweise das Stadtviertel Belleville in hellem Aufruhr war. Es sollen dort schließlich alle Geschäfte geplündert und die Deutschen überall bedroht und mißhandelt worden sein. Ihre Lage war verzweifelt. Sie waren ebenso wie alle Ausländer nach den für die Mobilmachung erlassenen Vorschriften verpflichtet, sich bei der Polizei anzumelden, um die Bestimmungen wegen ihrer demnächstigen Verbringung nach den vorläufigen Unterkunftskolonien in Mittel-, West- und Südfrankreich entgegenzunehmen. Sobald sich nun Deutsche meldeten, wurden sie von der Polizei in brutalster Weise behandelt und dem johlenden Publikum schutzlos überlassen. Viele Frauen erzählten, daß sie nach ihrer Abfertigung mit Fußtritten und Faustschlägen aus dem Polizeibureau hinausbefördert worden seien. Soweit die Deutschen Papiergeld hatten, wurde ihnen das Wechseln selbst des französischen Papiergeldes durchweg abgelehnt. Auf der Straße verfolgte sie das Publikum und nahm ihnen auch oft ihr Gepäck ab, das auf der Straße zerstört oder verteilt wurde. Besonders schlimm gestaltete sich naturgemäß unter diesen Umständen die Lage vieler deutscher Mädchen, Erzieherinnen, Kinderfräuleins oder Dienstboten, die überdies zum größten Teile der

französischen Sprache unkundig waren. Ihnen wurde, soweit möglich, während des Tages auf der Botschaft Schutz zuteil.

Infolge der sehr entschiedenen und dringenden Vorstellungen, die der deutsche Botschafter Frhr. v. Schön bei dem französischen Ministerpräsidenten erhob, gewährte endlich am späten Nachmittag die französische Regierung den obdachlosen Deutschen ein vorläufiges Unterkommen in einer Schule. Somit konnten sämtliche Deutsche genau informiert werden, wohin sie sich zu begeben hätten. Auch der Botschafter und der Generalkonsul der Vereinigten Staaten wurden davon verständigt. Die Botschaft und das Generalkonsulat sind über 6000 Deutschen zum Verlassen Frankreichs behilflich gewesen. Da hinreichende Geldmittel nicht mehr zu beschaffen waren, halfen der Botschafter und mehrere Botschaftsmitglieder mit Privatmitteln aus."

Ein späterer Bericht sagt: „Es ist anzunehmen, daß von den hundertfünfzigtausend Deutschen, die in Frankreich lebten, hunderttausend zurückgeblieben sind; sie werden in den Pyrenäen Frondienste leisten müssen. Man sprach auch davon, sie sollten nach Spanien gebracht werden, wo die Frage ihrer Ernährung große Schwierigkeiten machen müßte, deshalb scheint die Idee des Abtransports nach Spanien aufgegeben worden zu sein und die Verschickung nach dem Westen Frankreichs, die in den Ankündigungen der Mairien offiziell angezeigt wurde, vorgezogen zu werden. Diese Deutschen sollen als Auswechselungsmaterial für die französischen Gefangenen sichergestellt werden."

Auch die andern, denen es gelang, mit einem der ihnen bestimmten Züge Frankreich zu verlassen, hatten zum Teile schreckliche Qualen auszustehen, bis sie den Boden der Heimat unter sich hatten.

„Die Volksmengen vor der Gare du Nord waren unbeschreiblich. Die deutschen Staatsangehörigen, die ohne Geld waren, erhielten ihre Karten vom Konsulat. Es waren Tausende und Abertausende, die auf ihre Fortschaffung warteten. Auf der Gare du Nord sah es wie ein Feldlager aus. Die „Flüchtlinge" lagen auf ihren Gepäckstücken, viele Leute mit kleinen Kindern, mit Säuglingen, viele Arbeiter hatten ihr Handwerkszeug gerettet und schleppten es mit, die meisten hatten ihre Habe in Tischdecken, Bettdecken eingeschlagen und so das allernötigste zusammengerafft... Tausende von Menschen umdrängten die Billetausgabe. Es dauerte länger als drei Stunden, bis man ein Billet erreichen konnte. Frauen fielen in Ohnmacht und bekamen hysterische Anfälle. Es war sehr heiß in Paris, und die Menschen, die Billets erlangt hatten, waren total erschöpft."

Die Züge waren entsetzlich überfüllt; zu der Menge erregter und drängender Deutscher kamen noch französische Offiziere und Soldaten, die sich zu ihren Truppenteilen begaben. Die Soldaten ließen es natürlich an Verhöhnungen und Beschimpfungen nicht fehlen; übereinstimmend wird jedoch das höfliche und ritterliche Verhalten der Offiziere gerühmt. Die Strecke, vor allem die Brücken waren militärisch bewacht. Auf kleineren Stationen sah man Soldaten, die sich auf dem Bahnhof umkleideten.

An der belgischen Grenze, in Jeumont, mußte alles den Zug verlassen; der Weg bis zur belgischen Grenzstation Erquelinnes mußte zu Fuß gemacht werden. Vorher wurde jedoch alles Gepäck und selbst die Kleidung genau durchsucht; dabei kam es zu empörenden Auftritten. „Eine Deutsche," heißt es in einem Brief, „die aus Paris kam, wurde von einigen französischen Zivilisten als Spionin bezeichnet und auf dem Bahnsteig bis aufs Hemd entkleidet und ihre Kleidung durchsucht. Gendarmen in Uniform forderten mir meine Geld- und Brieftasche ab. Als ich die Taschen zurückerhielt, fehlten meine Papiere und mein Papiergeld in Höhe von 350 Francs. Keiner der Beamten wollte wissen, wo mein letztes Kapital geblieben war. Das Unglaublichste aber passierte mir

nach wenigen Minuten noch. Abermals trat ein uniformierter Gendarm auf mich zu und forderte mich auf, meine Hände vorzustrecken. Dann streifte mir der Gendarm meine beiden Ringe von den Fingern und nahm sie zu sich." Am schlimmsten erging es den zuletzt Ankommenden. Unter ihnen befand sich der Pariser Berichterstatter der „Kölnischen Zeitung". Er erzählte: „Schon bei der Einfahrt des Zugs tönte uns wildes Geschrei entgegen. Als wir dann über die Geleise nach dem Ausgang des Bahnhofs schritten, hagelte es nur so Schimpfwörter gemeinster Art, von einer Rotte schmutziger Radaubrüder ausgestoßen, die wild herumgestikulierten und schließlich die Marseillaise nicht sangen, sondern gröhlten. Die letzten des Zugs der Flüchtlinge hatten natürlich von dieser Bande am meisten zu leiden. Einzelne wurden geschlagen, gestoßen und getreten. Ja, sogar Frauen mit kleinen Kindern auf dem Arm blieben von dieser ekelerregenden Bande nicht verschont. Die Stationsbeamten sahen dieser aller Moral hohnsprechenden Behandlung wehrloser Reisender mit schadenfrohem Lächeln zu. Diese Treibereien setzten sich bis auf die Dorfstraßen fort... Auch die jungen Mädchen blieben von den allergemeinsten Schimpfworten nicht verschont. Gar mancher von uns ballte die Faust vor Wut über die elende Feigheit dieser Bande, und wir konnten uns nur mit der allergrößten Beherrschung von unüberlegten Schritten zurückhalten. Manche unserer braven jungen Deutschen, die ihr Hab und Gut in einem Koffer von über 40 kg Gewicht untergebracht hatten, versuchten, die schwere Last den 3 km langen Weg durch die Dorfstraßen zu schleppen, mußten aber schließlich die Gepäckstücke mit ihren schwer erarbeiteten Früchten auf offener Straße liegen lassen. Ich sah manchen tapfer die aufsteigenden Tränen unterdrücken. Ein weißhaariger, belgischer Eisenbahnbeamter führte uns durch die dunkeln Dorfstraßen nach Erquelinnes, dem belgischen Grenzbahnhof, wo wir alle erleichtert aufatmeten. Hier empfing uns eine große Menschenmenge vor dem Bahnhof, uns halb neugierig, halb mitleidig musternd. Aber hier nur freundliches, teilnahmvolles Verhalten uns allen gegenüber. Hier und da knüpften sich freundschaftliche Gespräche an, und am Schanktisch der Bahnhofswirtschaft konnten wir uns in aller Ruhe mit Trank und Speisen erfrischen, die außerdem den Vorzug großer Billigkeit hatten. Zur Ehre der Belgier mag es gesagt sein: Alle Deutschen fühlten sich wie geborgen, und jeder atmete erleichtert auf; überall hörte man aber auch Ausdrücke der größten Entrüstung über die soeben überstandene niederträchtige Behandlung durch die Franzosen. Hier im Bahnhofsvorraum konnten wir nun uns auch gegenseitig alle untereinander etwas genauer mustern, und mit Entsetzen wurde man gewahr, in welcher Hast und Eile mancher von uns die Flucht ergriffen hatte, im letzten Augenblick ergreifend, was gerade zur Hand war. Neben Kochgeschirren und Vogelbauern lagen kleine, schlafende Kinder, zwischen Paketen, Kisten, Körben und Koffern ruhten erschöpfte Mütter — ein unbeschreibliches Elend."

Glatter und ruhiger verlief die Heimkehr derjenigen, die den Umweg über Genf vorgezogen hatten. Sie bekamen noch mehr als die andern von der französischen Mobilmachung zu sehen. Nirgends eine feldgraue Uniform, alles trug rote Hose und blaue Jacke mit blanken Knöpfen; die Soldaten wurden unterwegs nicht verpflegt, nur die Schnapsflasche machte fleißig die Runde; die Militärzüge fuhren zum Unterschied von der deutschen und schweizerischen Mobilmachung sehr rasch.

Auch in der französischen Schweiz war die Meinung verbreitet, Deutschland habe den Krieg gewollt und herbeigeführt. Die Stimmung der Soldaten war dort sehr deprimiert. Ganz anders in der deutschen Schweiz; hier begegnete man nur aufrichtiger Sympathie und herzlichen Wünschen für einen siegreichen Feldzug.

Das Schicksal der Deutschen in Belgien, England und Rußland

(Nach authentischen Berichten)

Die aus Frankreich flüchtenden Deutschen konnten noch einstimmig die liebenswürdige Aufnahme durch die belgische Bevölkerung rühmen; noch am Sonntag, dem 2. August, wurden die deutschen Heerespflichtigen, die von Brüssel abfuhren, auf dem Bahnhof von den Belgiern begeistert begrüßt. Rasch genug sollte das Blatt sich wenden, als das deutsche Ultimatum an Belgien bekannt wurde.

Am jähsten und furchtbarsten erfolgte dieser Umschwung der Stimmung in Antwerpen, das wie alle Hafenstädte ein besonders gefährliches Verbrecherproletariat beherbergt. Die Hetzarbeit der Presse trug hier viel zu dem Aufruhr bei, der nun entstand. Montag morgen erließ der franzosenfreundliche Bürgermeister in den Zeitungen ein Manifest, das berichtete, Holländisch-Limburg sei von deutschen Truppen eingenommen worden und für Belgien bestehe schwere Gefahr, so daß über Antwerpen der Belagerungszustand verhängt werden müsse. Dieses gefälschte Manifest mußte auf ministerielle Anordnung hin dann widerrufen werden, was jedoch in so kleinem Druck geschah, daß es von der Bevölkerung übersehen wurde. Die Menge tobte. Jeder, der nicht ein schwarz-gelb-rotes Abzeichen trug, wurde angepöbelt und auf seine Muttersprache hin angeredet. Wehe, wenn er sich als Deutscher entpuppte! Drohungen schlimmster Art und Tätlichkeiten waren die unausbleibliche Folge.

Am Dienstag, als der bevorstehende Einmarsch der deutschen Truppen in Belgien gemeldet wurde, riß der Mob völlig die Herrschaft an sich. Ein deutscher Seemann, der die Vorgänge miterlebt hatte, erzählt: „Alle Läden und Häuser, die im Besitz von Deutschen sind oder auch nur eine deutsche Bezeichnung trugen, sind am Dienstag nachmittag und abend von der zügellosen Wut des flämischen Pöbels geplündert und zerstört worden. Was wert war, fortgetragen zu werden, z. B. der Inhalt eines Juwelierladens, wurde geraubt; das übrige wurde kurz und klein geschlagen. Die deutschen Gasthäuser und Wirtschaften sind ausgeräumt und zertrümmert, ebenso das Haus der Hamburg-Amerika-Linie und deutsche Privathäuser. Herabgelassene Rolläden wurden durch Eisenstangen und Pflastersteine zertrümmert. Am schlimmsten gebärdeten sich oft die Weiber, die am liebsten jeden Deutschen zerrissen hätten. Ich selbst habe gesehen, wie bei der Place de Meir die Frau eines deutschen Arbeiters, die mit ihren Kindern über die Straße flüchtete, durch Revolverschüsse aus einem Pöbelhaufen zusammen mit ihren Kindern zu Boden gestreckt wurde. Ebenso habe ich gesehen, wie ein deutscher Kaufmann, der ruhig seines Weges ging, vor dem Kinema Gaumont angefallen und erstochen wurde. Aus dem großen Krankenhaus in der Nähe der Börse wurden alle deutschen Kranken ausgewiesen; ich selbst habe einen Deutschen gesehen, der seine Hand stets auf eine schwere, kaum vernarbte Operationswunde am Unterleib hielt. Alle diese Ausschreitungen geschahen unter Duldung der Schutzleute und des Militärs, das mit einer gewissen lächelnden Genugtuung den Scheußlichkeiten des entfesselten Pöbels zusah. Auf den deutschen Schiffen, die im Hafen lagen, wurden von den belgischen Militärpersonen die Apparate für die drahtlose Telegraphie entfernt und ins Wasser geworfen. Die Besatzung wurde von den Schiffen mit Kolbenstößen vertrieben; die einzelnen Männer durften nichts mitnehmen, sie wurden nach Waffen durchsucht, und bei dieser Gelegenheit steckten die belgischen Soldaten auch das bare Geld ein, das sie fanden."

Am Mittwoch dem 5. Auguſt wurden alle deutſchen Geſchäfte, Wirtſchaften und Hotels vom Mob geſtürmt. Das bekannte Hotel Weber glich einem Trümmerhaufen; ſein Beſitzer, hieß es, ſei ermordet. In den deutſchen Wirtſchaften mit weiblicher Bedienung wurden die Frauen an den Haaren gepackt und gänzlich nackt auf die Straße gezerrt. Keine deutſche Wohnung blieb ungeplündert. Die Möbel wurden herausgeriſſen, auf die Straße geworfen und zerſtört oder weggeſchleppt. Einer Mutter wurden ihre beiden Kinder vom zweiten Stockwerk auf die Straße geſchleudert, wo ſie tödlich verwundet liegen blieben. Selbſt auf dem Friedhof wurden deutſche Grabmäler zerſchlagen.

Der losgelaſſene Hafenmob kam auch nach der Vertreibung der Deutſchen noch nicht zur Ruhe. Nachdem die Häuſer der Deutſchen geplündert waren, ging es an die der belgiſchen Landsleute. Kein Bürger war ſeines Lebens mehr ſicher auf der Straße. Es dauerte Tage, bis es Polizei und Bürgerwehr gelang, die Ruhe wieder herzuſtellen.

Aehnliche Szenen ſpielten ſich in Brüſſel ab, beſonders in der inneren Stadt. „Schon Dienstag früh," berichtet ein bisher in Brüſſel anſäſſiger Deutſcher, geſchah es, daß Deutſche auf der Straße angehalten und verprügelt wurden. Sogar Belgier, die man für Deutſche hielt, entgingen dieſem Schickſal nicht. Auf den Boulevards wurden die zahlreichen deutſchen Geſchäfte und Reſtaurants vollſtändig demoliert. Weine, Bier und andere Getränke, Speiſen, alle Möbel, Luxusgegenſtände, Waren jeder Art wurden vernichtet . . . Auch belgiſche Geſchäftsleute und Reſtaurateure kamen in den Verdacht, Deutſche zu ſein. Um zu verhindern, daß ihre Häuſer demoliert wurden, klebten ſie an die Scheiben den Heimatſchein oder den Trauſchein, aus dem hervorging, daß ſie zur belgiſchen Nation gehören.

Die Nacht vom Dienstag zum Mittwoch verbrachte ich nicht mehr in meinem Haus, das den Demonſtranten auch gekennzeichnet worden war. Ein belgiſcher Freund hatte mir Gaſtfreundſchaft angeboten. Gegen die Mitternachtsſtunde, als wir ſchon zur Ruhe gegangen waren, erſcholl plötzlich durch die Straßen der Alarmruf: „Die Deutſchen haben das ganze Waſſer der Stadt vergiftet, ſchlagt die Deutſchen tot!" Dieſer Ruf verurſachte eine ungeheuere Panik. Alle Türen öffneten ſich, die Menſchen kamen im dürftigen Nachtgewand auf die Straße. Die Frauen zeterten: „Wir ſind vergiftet, wir ſind vergiftet! Wo ſind die Deutſchen, die uns das angetan haben?" Die Männer tröſteten ihre vor Furcht zitternden Frauen, indem ſie ihnen ſagten: „Wir werden unſeren Mördern, den Deutſchen, die Köpfe abſchneiden." Aber das war ein ſehr ſchwacher Troſt für die erſchrockenen Mütter, an die ſich ihre Kinder klammerten und die noch in den allgemeinen Lärm hineinzeterten: „Wir haben eben Tee getrunken, wir haben eben Kaffee, wir haben eben Waſſer getrunken! Wir werden jetzt gleich tot ſein!" Dann, nach einer Viertelſtunde der Panik ein wildes Sturmläuten von allen Glocken; eine Mannſchaft des roten Kreuzes lief haſtend durch die Straßen, und es wurde verkündet, daß die Nachricht falſch ſei. Die Frauen wollten es noch nicht glauben, und ſie verlangten von den Boten, daß ſie vor ihren Augen erſt ein Glas des gefährlichen Waſſers leerten, was denn auch geſchah."

Das Warenhaus Tietz wurde vollſtändig verwüſtet, dagegen blieb das Antwerpener Zweighaus der Firma verſchont, weil man in großen Lettern davor angeſchlagen hatte: „Dies Haus gehört keinem Deutſchen, ſondern engliſchem Kapital."

Auch aus Brüſſel werden Mordtaten an Deutſchen berichtet. Einem Schlächtermeiſter wurde der Leib aufgeſchlitzt; einigen wurden die Augen ausgeſtochen und die Ohren abgeſchnitten. Doch ſcheinen dieſe beſtialiſchen Taten in Brüſſel auf ganz wenig Fälle beſchränkt geblieben zu ſein, weil hier die Behörden, zum Unterſchied von Antwerpen, ſich bemühten, des wütenden Pöbels Herr zu werden, wenn es ihnen auch nicht überall gelang. Ueberhaupt ſind viele derartige Berichte mit größter Vorſicht aufzunehmen

wenn z. B. erzählt wird, die Belgier hätten flüchtende Deutsche in brennende Hochöfen geworfen, so ist das wohl nur eine Ausgeburt sadistischer Phantasie.

Uebrigens muß betont werden, daß an allen diesen Taten die gebildete Oberschicht des Landes völlig unbeteiligt war. Auch die sozialdemokratische Organisation, voran ihr Führer, der inzwischen ins belgische Ministerium berufene Vandervelde, machte energisch gegen die Exzesse des Pöbels Front. Aus Brüssel wissen wir sogar, daß dort viel geschehen ist, um die deutschen Familien zu schützen und den gröbsten Ausschreitungen wirksam entgegenzutreten. Besonders die belgischen Offiziere der garde civique und diese Bürgerwehr selbst, der viele angesehene Einwohner der Stadt angehören, haben ihr Möglichstes getan, um die Abreisenden vor Angriffen des Pöbels zu schützen. Bis zur Abfahrt der Züge waren viele Tausende im Zirkus Royal versammelt und wurden dort durch Mitglieder der Gesellschaft, unter denen besonders die Frau des Ministers de Broqueville genannt wird, mit Erfrischungen u. dgl. versorgt. Eine deutsche Dame schreibt: „Im Cirque Royal wurde den Deutschen eine Zuflucht vor der Wut des Mobs geboten. Kein Deutscher war gezwungen, den Zirkus zu betreten, wer ihn aber einmal betreten hatte, durfte ihn nicht wieder verlassen, sondern mußte warten, bis er zur Bahn gebracht und nach Deutschland abgeschoben wurde. Vor dem Eingang des Zirkus hielten sechs bis acht Offiziere vornehmer Regimenter, die ich leider nicht näher bezeichnen kann, mit gezogenen Degen Wache und vertrieben den Pöbel, wenn er Miene machte, sich vor dem Zirkus drohend zusammenzurotten. Im Zirkus wurden wir höflich aufgefordert, unsere Koffer zu öffnen, die dann nach Waffen durchsucht wurden. Butterbrote wurden herbeigeschafft und an Bedürftige umsonst verteilt; einer Frau, die ein krankes Kind hatte, verschaffte ein belgischer Offizier eine Decke und eine Flasche Rotwein. Ich weilte von Freitagabend bis Samstagnacht in dem Cirque Royal; um 3 Uhr in der Nacht wurden wir von der Bürgerwehr auf Umwegen durch kleine, wenig belebte Straßen zum Bahnhof geführt."

An der holländischen Grenze wurden die Deutschen aufs herzlichste empfangen und, zum Teil ohne Entgelt, mit Erfrischungen und Nahrung versehen.

Gegen die in Belgien Zurückgebliebenen setzte seitens der Behörden eine wütende Spionenhetze ein. In Antwerpen suchte man sich die reichsten Mitglieder der Deutschen Kolonie dazu heraus, um ihr Vermögen einziehen zu können. In Brüssel wurden zehn Deutsche, darunter hochangesehene Persönlichkeiten, standrechtlich erschossen.

Von der unwürdigen Art, in der man unsere Landsleute in Frankreich und Belgien behandelt hat, sticht das vornehme und anständige Verhalten der gesamten englischen Bevölkerung angenehm ab. Schon während der Krise kam es fast nirgends zu Kundgebungen gegen die Deutschen; wo feindselige Stimmen laut wurden, waren beinahe immer Franzosen die treibenden Kräfte. Niemand ließ die deutschen Familien Haß oder auch nur Entfremdung fühlen. Ein Deutscher, der London verlassen hat, um sich in der Heimat zu stellen, schreibt: „Mir sind Fälle bekannt, wo bedürftige deutsche Familien von ihren englischen Nachbarn unterstützt worden sind. Lebensmittelläden sind in einzelnen Vierteln vom Pöbel geplündert worden, z. B. in Southwark, aber der Grimm richtet sich nur gegen die hohen Preise, es verlautet nichts davon, daß die geplünderten Läden oder einige davon im Besitz von Deutschen gewesen seien. An den Bahnhöfen wurden zuweilen deutsche Militärpflichtige, die mit ihren Reisetaschen und Paketen der Abfahrt harrten, vom Publikum gefragt, wohin sie reisen wollten; ein praktischer Engländer erteilte ihnen dann wohl den gutmütig ironischen Rat, doch einfach in England zu bleiben und sich um den ganzen Krieg nicht zu kümmern. In Tonbridge-Junction hielt der mit vielen deutschen Reservisten besetzte Zug, in dem ich reiste, neben einem Zug, der englisches Militär nach London beförderte; es entstanden Unterhaltungen von

Zug zu Zug, die einen mehr kameradschaftlichen, als feindlichen Charakter trugen. Es ist eine gute Seite des zum Uebermaß betriebenen Sports in England, dem Gegner ritterliche Aufmerksamkeit zu beweisen; vielleicht geht von dieser Auffassung etwas auf den Krieg über. Ich und viele Deutsche, die in England Weib und Kind zurücklassen müssen, um dem Vaterland zu helfen, sind fest überzeugt, daß sie in guter Hut sind und nichts zu fürchten haben. Im allgemeinen ist der Krieg in England wenig volkstümlich. Daran ist nicht etwa Zuneigung für die Deutschen schuld, sondern die Abneigung gegen Rußland, die tief im Volk wurzelt, nicht nur, weil Rußland in Asien ein gefährlicher Nebenbuhler Englands ist, sondern auch, weil dem politisch so freien Engländer das rohe Knutenregiment in Rußland widersteht."

Die Abreise der deutschen Wehrpflichtigen verlief glatt und ohne Störung. Zwei junge Deutsche erzählten dem Korrespondenten des „Berliner Tageblatt": „Sonntag (2. August) nachmittags 4 Uhr verließen wir den Bahnhof Charing Croß. Die anwesenden zahlreichen Engländer, die der Abreise der Deutschen zusahen, verhielten sich höflich und ruhig, auch als sich unser Zug in Bewegung setzte und wir die ‚Wacht am Rhein' anstimmten. Ein alter Engländer trat sogar an unseren Wagen und sagte: ‚Ich hoffe, Sie bald alle wieder hier zu sehen!' In Gravesend hatten sich etwa 650 deutsche Freiwillige eingefunden, die der Rückfahrt harrten. Der Hamburger Dampfer „Oswiga" nahm alle Deutschen an Bord, ohne einen Pfennig für die Ueberfahrt zu verlangen, er übernahm auch die kostenlose Verpflegung. Die ganze Themse hinunter wurden wir von englischen Torpedobooten begleitet, die uns aber nicht anhielten. Als wir aus der Themse heraus waren, nahm unser Schiff den Kurs nach Norden, machte einen Umweg und ging südlich nach Kuxhaven. Von Kuxhaven ging die Fahrt langsam nach Hamburg weiter, wo wir an den St. Pauli-Landungsbrücken ausgeschifft wurden. Von der Hamburg-Amerika-Linie war ein großer Dampfer den Ankommenden zum Quartier bereitgestellt; auch volle Verpflegung übernahm die Gesellschaft, ohne Entgelt dafür zu verlangen."

Von den Deutschen in Petersburg ist es vielen geglückt, rechtzeitig über Schweden in die Heimat zu gelangen. Die Schweden nahmen sie mit wahrer Begeisterung auf, gewährten ihnen tagelang freies Quartier und freie Beköstigung, und zwar auf der ganzen Strecke von der finnischen Grenze bis Trelleborg.

Zu Ausschreitungen gegen die zurückgebliebenen Deutschen scheint es in Petersburg nicht gekommen zu sein, abgesehen von dem Pöbelaufruhr, dem am 6. August das Gebäude der deutschen Botschaft zum Opfer fiel. Die Zeitungen hatten unwahre Meldungen über die Behandlung der Zarin-Mutter und des Großfürsten Konstantin ausgesprengt, die bei Kriegsausbruch in Deutschland weilten. (Beide hatten Deutschland alsbald unter sicherem Geleit verlassen.) Die aufgereizte Volksmenge drang in die im Zentrum der Stadt gelegene Botschaft ein, ermordete den greisen Rechnungsrat Kattner, der zur Bewachung der Botschaft zurückgeblieben war, steckte dann das Haus in Brand und plünderte es zum Teil. Als die Polizei und die Feuerwehr anrückten, war das Entsetzliche bereits geschehen. Die Polizei verhaftete etwa 100 von den Aufrührern, die dem Kriegsgericht zugeführt wurden.

Alle in Rußland zurückgebliebenen Deutschen im Alter von 18—42 Jahren werden als Kriegsgefangene behandelt. Sie sollen ins Innere des Landes verschickt werden, wie man hört, an das Weiße Meer nach Archangelsk. Selbst der österreichisch-ungarische Vizekonsul Hoffinger, der von dem österreichisch-ungarischen Botschafter zum Schutz des diplomatischen Archivs in Petersburg zurückgelassen worden war, und für dessen Sicherheit das russische Auswärtige Amt ausdrücklich garantiert hatte, wurde als Kriegsgefangener verhaftet. Der Protest, den die amerikanische Botschaft, die in Rußland den

Schutz der österreichisch-ungarischen Interessen für die Dauer des Krieges übernommen hat, gegen diesen Bruch des Völkerrechts einlegte, blieb ohne Erfolg. Die österreichisch-ungarische Regierung griff daraufhin zu dem völkerrechtlichen Mittel der Repressalie und verfügte die Gefangennahme des russischen Kanzleibeamten, dem die diplomatischen Archive der Wiener Botschaft anvertraut waren, des russischen Botschaftsgeistlichen und des früheren russischen Konsuls in Serajewo.

Die Amerikaner und wir

In den schweren Tagen, wo alle Welt sich verbündet hat, um dem jungen deutschen Reich die Früchte ehrlicher Arbeit wieder zu entreißen, sind die in Deutschland wohnenden Amerikaner treu zu uns gestanden, mit einer Selbstverständlichkeit, die in den Blättern der Geschichte dieses Kriegs nicht vergessen werden darf. In Scharen stellten sie sich dem Roten Kreuz zur Verfügung, einige junge Leute meldeten sich sogar als Kriegsfreiwillige bei der deutschen Armee. Der Botschafter der Vereinigten Staaten in Berlin sprach die Worte aus: „Deutschland hat heute auf der ganzen Welt keinen besseren Freund als uns. Das haben wir bewiesen, indem wir uns freudig der Aufgabe unterzogen, die Deutschen in Frankreich, England und Rußland zu schützen. Und dabei handelt es sich nicht um Hunderte, sondern um Hunderttausende! Das beweisen wir, indem wir, wie mir aus Washington gemeldet wird, ein Hospitalschiff und eine Mission vom Roten Kreuz mit drei Aerzten und zwölf Krankenpflegerinnen zu Ihnen senden."

Diese Freundschaft Amerikas war unseren Feinden natürlich ein Dorn im Auge, und sie machten sich daran, durch Lügenmeldungen die öffentliche Meinung der Vereinigten Staaten zu vergiften. Das ist ihnen um so leichter gelungen, als die Engländer alle Kabelleitungen in Händen haben, so daß Deutschland von Amerika fast gänzlich abgeschnitten ist. Die englischen und französischen Telegraphenagenturen überschütten die dortige Presse mit Schauernachrichten über Mißhandlungen von Amerikanern in Deutschland, deutsche Niederlagen, Aufstände in Berlin und dergleichen.

Um den feindlichen Intriguen entgegenzutreten, die unter Umständen auch auf die politischen Entschließungen Amerikas Einfluß gewinnen könnten, hat sich in Deutschland ein Ehrenkomitee gebildet, dem die bedeutendsten Staatsmänner, Politiker und Gelehrten angehören. Dies Komitee hat für die Hunderte von amerikanischen Freunden, die in ihre Heimat zurückkehren, ein Gelbbuch zusammengestellt. Voran geht ein Aufruf an die Amerikaner: „Lernt uns Deutsche verstehen! Wie konnte man uns als ein Volk darstellen, das aufgeht in militärischem Drill und in knechtischem Gehorsam! Glaubt ihr wirklich, daß Goethes und Kants Volk seine Natur geändert haben kann? Ist die deutsche Seele nicht mehr beschwingt von jenseitigen Gedanken, nicht mehr voll Musik, seitdem wir ein Volk von Soldaten sind? Wir sind das geworden, weil wir's nach harten Kämpfen um unsere Einheit und Freiheit werden mußten; weil sonst Deutschland und deutsche Zivilisation vom Antlitz der Erde hinweggefegt würden. Deshalb stehen wir, ein Volk in Waffen, einig ohne Unterschied von Partei und Meinung, bei unserem Kaiser, der die Einheit unserer Nation repräsentiert, bereit, den letzten Blutstropfen zu vergießen. Wir Deutschen sind nicht leicht entflammt, aber sind wir's einmal, dann bricht tief und stark der Strom unseres Gefühls hervor. Mit tiefem Kummer sehen wir zwei hoch zivilisierte Völker wie das französische und das englische mit Rußland vereinigt, mit jenem Rußland, dessen schwächlicher Herrscher diesen Krieg so wenig gewollt hat wie Finnlands Leiden oder die Judenprogrome, aber vor Gott und der Nachwelt die Verantwortung dafür trägt, daß er sich von einer gewissenlosen Kriegshetzerschar hat vergewal-

tigen lassen. Seitdem der Krieg begonnen hat, sind wir von der Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten; aber durch den Kriegslärm wird unsere Stimme, die Stimme der Wahrheit nach Amerika dringen. Noch können wir den Sieg nicht melden, er steht bei Gott. Aber wir ertragen das Elend des Krieges, den Tod unserer Söhne im Glauben an Deutschland, in Treue zu unserer Pflicht."

Nach dieser Sprache des Gefühls lassen die Aufsätze des „Gelbbuchs", deren Verfasser nicht genannt sind, die Tatsachen sprechen. Sie erzählen, wie der Krieg entstand. Hätten wir ihn gewollt, wie hätten wir den Fürstenmord in Serajewo und Oesterreichs Konflikt mit Serbien abwarten können, um ihn zu führen?, da uns doch seit dem Beginn der großen Rüstungen Rußlands schon im Frühjahr von Petersburg und Paris aus laut zugerufen wurde, daß man gegen uns rüste; daß in drei Jahren Rußland fertig und zugleich Frankreich auf der Höhe militärischer Macht sein würde, um uns für immer zu beugen. Die Herausforderung war gewollt, wir sollten durch Drohungen zum Losschlagen gezwungen werden. Wir sind still geblieben und haben uns bemüht, England zu gemeinsamer Friedensarbeit zu gewinnen, England allein hätte dem Krieg vorbeugen können. Es ist für ihn verantwortlich, weil es seinen Einfluß nicht bei seinen Freunden, sondern bloß gegen unseren Freund, gegen Oesterreich, geltend gemacht hat.

Dann wird geschildert, wie Kaiser und Reichstag die russische Herausforderung annehmen; wie in der Volksvertretung die Parteischranken fallen und das Wort des Kaisers: „Ich kenne nur noch Deutsche!" sie umwirft. Die Ruhe und unvergleichliche Ordnung der deutschen Mobilisierung wird dargestellt; die Bedeutung von Heer und Flotte für Deutschland wird erklärt.

Der Aufsatz „Neutralität von Englands Gnaden" erinnert die Amerikaner daran, wie Englands Neutralität im amerikanischen Bürgerkrieg ausgesehen hat. England soll heute der Schützer der Neutralität Belgiens sein? Im Jahre 1911 war es, wenn sich Frankreich stark genug zum Krieg gefühlt hätte, bereit, 160 000 Mann nach Antwerpen zu werfen und die belgische Neutralität ebenso wie die holländische zu brechen. Dieser politischen Heuchelei entsprechen die Lügen, die über den Beginn des Krieges verbreitet werden.

Zwei weitere Aufsätze wenden sich an den praktischen amerikanischen Verstand: die Bedeutung der deutsch-amerikanischen Handelsbeziehungen wird auseinandergesetzt und die Frage: „Wer wird Sieger bleiben?" unter dem Gesichtspunkt behandelt, ob das aufstrebende Volk, ob die junge Kraft siegen muß, oder die alten Völker Frankreich und England mit ihrer ermüdeten Kultur, im Bündnis mit moskowitischer Rückständigkeit. Deutschland und Amerika sind, wie die Statistik seit 1870 zeigt, die beiden Mächte des kühnsten Aufstrebens. Sie haben ihren Außenhandel verfünffacht, während England, Frankreich und Rußland ihn nicht einmal verdreifachen konnten. Amerika und Deutschland sind kongenial, und es wird in dieser ernsten Zeit eine starke moralische Stütze für uns sein, die Amerikaner uns befreundet zu wissen. Das Land Washingtons und Lincolns wird auf der Seite des Rechts und der Humanität stehen.

Das Gelbbuch enthält auch einen Auszug aus dem deutschen Weißbuch, das außerdem auf Veranlassung des Auswärtigen Amts unverkürzt ins Englische übersetzt und an alle nach der Heimat zurückkehrenden Amerikaner verteilt worden ist.

Phot. Nicola Perscheid, Berlin

General Helmut J. L. v. Moltke
Chef des Generalstabs der deutschen Armee

Während des Aufmarschs

Deutschland in den Tagen der Mobilmachung

Erneuerung des eisernen Kreuzes

5. August.

Der Kaiser hat für den gegenwärtigen Feldzug den Orden des eisernen Kreuzes erneuert.

In der Urkunde heißt es: „Das eiserne Kreuz soll ohne Unterschied des Ranges und Standes an Angehörige des Heeres, der Marine und des Landsturmes, an Mitglieder der freiwilligen Krankenflege und an sonstige Personen, die eine Dienstverpflichtung mit dem Heere oder der Marine eingehen oder als Heeres- und Marinebeamte Verwendung finden, als eine Belohnung des auf dem Kriegsschauplatz erworbenen Verdienstes verliehen werden. Auch solche Personen, die daheim sich Verdienste um das Wohl der deutschen Streitmacht und der seiner Verbündeten erwerben, sollen das Kreuz erhalten.

Die für diesen Krieg wieder ins Leben gerufene Auszeichnung des Eisernen Kreuzes wird, wie früher, aus zwei Klassen und einem Großkreuze bestehen. Die Ordenszeichen sowie das Band bleiben unverändert, nur ist auf der Vorderseite unter dem W mit der Krone die Jahreszahl 1914 anzubringen. Die erste Klasse kann nur nach Erwerbung der zweiten verliehen werden und wird neben dieser getragen. Die Verleihung des Großkreuzes ist nicht durch vorherige Erwerbung der ersten und zweiten Klasse bedingt. Sie kann nur erfolgen für eine gewonnene entscheidende Schlacht, durch die der Feind zum Verlassen seiner Stellung gezwungen wurde, oder für die selbständige, von Erfolg gekrönte Führung einer Armee oder Flotte, oder für die Eroberung einer großen Festung oder für die Erhaltung einer wichtigen Festung durch deren ausdauernde Verteidigung."

Aufrufe des Kaisers

6. August.

An das deutsche Volk!

Seit der Reichsgründung ist es durch 43 Jahre mein und meiner Vorfahren heißes Bemühen gewesen, der Welt den Frieden zu erhalten und im Frieden unsere kraftvolle Entwicklung zu fördern. Aber die Gegner neiden uns den Erfolg unserer Arbeit. Alle offenkundige und heimliche Feindschaft in Ost und West und von jenseits der See haben wir ertragen im Bewußtsein unserer Verantwortung und Kraft. Nun aber will man uns demütigen. Man verlangt, daß wir mit verschränkten Armen zusehen, wie unsere Feinde sich zu tückischen Ueberfällen rüsten. Man will nicht dulden, daß wir in entschlossener Treue zu unserem Bundesgenossen stehen, der um sein Ansehen als Großmacht kämpft und mit dessen Erniedrigung auch unsere Macht und Ehre verloren ist. So muß denn das Schwert entscheiden. Mitten im Frieden überfällt uns der Feind. Drum auf zu den Waffen! Jedes Zögern, jedes Schwanken wäre Verrat dem Vaterlande gegenüber. Um Sein oder Nichtsein unseres Reiches handelt es sich, das unsere Väter sich neu gründeten, um Sein oder Nichtsein deutscher Macht und deutschen Wesens. Wir werden uns wehren bis zum letzten Hauch von Mann und Roß und wir werden diesen Kampf bestehen auch gegen eine Welt von Feinden. Noch nie ward Deutschland überwunden, wenn es einig war. Vorwärts mit Gott, der mit uns sein wird, wie er mit den Vätern war.

Berlin, 6. August. Wilhelm.

Die kaiserliche Ordre an Heer und Marine lautet:

Nach 43jähriger Friedenszeit rufe ich die deutsche wehrfähige Mannschaft zu den Waffen. Unsere heiligsten Güter, das Vaterland, den eigenen Herd, gilt es, gegen ruchlosen Ueberfall zu schützen. Feinde ringsum! das ist das Kennzeichen der Lage. Ein schwerer Kampf, große Opfer stehen uns bevor. Ich vertraue, daß der alte kriegerische Geist noch in dem deutschen Volke lebt, jener gewaltige kriegerische Geist, der den Feind, wo er ihn findet, angreift, koste es, was es wolle, der von jeher die Furcht und der Schrecken unserer Feinde gewesen ist. Ich vertraue auf Euch, Ihr deutschen Soldaten; in jedem von Euch liegt der heiße, durch nichts zu bezwingende Wille zum Sieg, und jeder von Euch weiß, wenn es sein muß, wie ein Held zu sterben. Gedenket unserer großen, ruhmreichen Vergangenheit, gedenket, daß Ihr Deutsche seid! Gott helfe uns!

Berlin, Schloß, 6. August 1914. Wilhelm.

Aufruf der Kaiserin

An die deutschen Frauen!

Dem Rufe seines Kaisers folgend, rüstet sich unser Volk zu einem Kampf ohnegleichen, den es nicht heraufbeschworen hat und den es nur zu seiner Verteidigung führt.

Wer Waffen zu tragen vermag, wird freudig zu den Fahnen eilen, um mit seinem Blute einzustehen für das Vaterland.

Der Kampf aber wird ein ungeheuerer und die Wunden unzählige sein, die zu schließen sind. Darum rufe ich Euch, deutsche Frauen und Jungfrauen und alle, denen es nicht vergönnt ist, für die geliebte Heimat zu kämpfen, zur Hilfe auf. Es trage jeder nach seinen Kräften dazu bei, unseren Gatten, Söhnen und Brüdern den Kampf leicht zu machen. Ich weiß, daß in allen Kreisen unseres Volkes ausnahmslos der Wille besteht, diese hohe Pflicht zu erfüllen. Gott der Herr aber stärke uns zu dem heiligen Liebeswerk, das auch uns Frauen beruft, unsere ganze Kraft dem Vaterlande in seinem Entscheidungskampfe zu weihen.

Wegen der Sammlung freiwilliger Hilfskräfte und Gaben aller Art sind weitere Bekanntmachungen von denjenigen Organisationen bereits ergangen, denen diese Aufgabe in erster Linie obliegt und deren Unterstützung vor allem vonnöten ist.

Berlin, den 6. August 1914. Auguste Viktoria.

Kundgebung des früheren Reichskanzlers, Fürsten Bülow

Am 1. April 1885, dem 70. Geburtstage des Fürsten Bismarck, hörte ich, wie der gewaltige Kanzler zu seinem Sohne Herbert sagte: Die großen Erfolge meines Lebens verdanke ich im Grunde dem, daß ich mich immer an dem festgehalten habe: „Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein.“ Diese Worte des Schillerschen Reiterliedes gelten in diesem Augenblick für jeden Deutschen, sie gelten für die ganze Nation. Heute geht es um Haus und Hof, um Gegenwart und Zukunft, um die materiellen und die viel kostbareren ideellen Güter. Es geht um alles, um die Früchte von 1870, um das, was unsere Väter vor 100 Jahren erkämpften. Es geht nicht nur um das junge Reich, unter dessen Schutz wir seit 43 Jahren leben, es geht auch um das alte Preußen, für das der große König sieben Jahre im Felde stand. Es geht um die große, ruhmvolle Vergangenheit bis in die fernsten Tage unserer zweitausendjährigen Geschichte. Für das alles kämpfen wir heute.

Es kann nicht sein und wird nicht sein, daß soviel Heldentat und Opfermut, soviel Wille und Geist, wie sie aus der preußischen und deutschen Geschichte sprechen, umsonst aufgewendet sein sollen. Nicht vergeblich haben große und edle Geister für uns gedacht,

Übersichtskarte des nordwestlichen Kriegsschauplatzes

BRÜSSEL
Ixelles
Waterloo
Opwick
Aalst
VILVORDE
MECHELN (MALINES)
Jreghem
PUTTE
BOISSCHOT
Morkhoven
CHEEL
Baelen
Meerhout
Hechte
PEER
Bocholt
Stamprooi
BRÉE
Baexem
ROERMOND
Wessem
Brüggen
SÜCHTELN
VORST
VIERSEN
KAISERSWERTH
WILLICH
DÜLKEN
GLADBACH
NEUSS
RHEYDT
DAHLEN
Nd. Krüchten
Odilienberg
Arsbeek
ODENKIRCHEN
WEVELINGHOVEN
ERKELENZ
HEINSBERG
Waldfeucht
Echt
MAESEYCK
Geysteren
TESSENDERLOO
BEVERLOO
HELCHTEREN
Op Glabeek
Berkenen
STOCKHEIM
Wesel
Beeringen
DIEST
Montaigu
AERSCHOT
Wespelaer
Steenockerzeel
Becquevoort
Winghe
Herck
HASSELT
Wemesmael
Mecheln
SITTARD
Gangelt
GEILENKIRCHEN
Beek
Amstenrade
Banderath
Baal
Jakerath
LINNICH
Otzenrath
Rommerskirchen
BEDBURG
Mersch
Puffendf.
JÜLICH
Steinstrass
Bergheim
Etzweiler
FRECHEN
KERPEN
Krauthausen
ESCHWLR.
DÜREN
Girbelsrath
Lechenich
STOLLBERG
Kelz
Kreuzau
Hürigen
Hauswlr.
Zülpich
EUSKIRCHEN
Dürfling
Roggendorf
MÜNSTEREIFEL
Zingsheim
Eifelsberg
Marmagen
Hollerath
Blankenheim
Aremberg
Dahlen
Losheim
Mirbach
Adenau
Nohn
Hillesheim
Kelberg
Dreis
Schönberg
Reuth
Büdesheim
Ülmen
Habscheid
HOUFFALIZE
Champion
Ortho
Tellin
Vonêche
Felenne
Couvin
Froid Chap.
Mariembg.
GIVET
Philippev
Onhaie
Gochenee
Mesnil
Celle
Mont Gauthier
MARCHE
Lignières
Rochefort
Focant
Beauraing
Grune
Jupille
Nolseux
Mormont
Soy
Grandmenil
Rarmont
Regné
Bovigny
Samrée
Cherain
Gr. Halleux
Amel
Viel Salm
DINANT
CINEY
Barvaux-Condroz
Havelange
Ocquier
Schaltin
Spontin
Yvoir
Assesse
Ermeton
Berzée
Walcourt
FLORENNES
Laneffe
St. Gerard
CHARLEROI
FOSSE
Floreffe
March
Wepion
Naninne
Ohy
Terwagne
Sery
ANDENNE
NAMUR
Seilles
Temploux
FLEURUS
Frasnes
Senefte
Tilly
GEMBLOUX
Eghezée
Meux
Bierwart
Fallais
VILLERS LE BOUILLET
Noville
HUY
Esneux
Hody
Ouffet
DURBUY
Bomal
Ayweille
Beaufays
Theux
SERAING
LÜTTICH (LIEGE)
Jupille
Liers
Glons
Odeur
WAREMME
Hannut
Incourt
Corbais
GEEST GEROMPONT
PERWEZ
Nivelles
Genappe
Braine
Plancen
JODOIGNE
Grez
WAVRE
OVERYSCHE
Neerysscne
TERVUEREN
Bierbeck
TIRLEMONT
Melden
Budingen
Capellen
Gussenhoven
ST TROND
Wimertingen
Looz
Gelinden
LANDEN
HOUTAIN
TONGRES
Herderen
Rykhold
BILSEN
MAASTRICHT
Wijk
Bévers
Heerlen
Herzogenrath
Aldenhofen
Gulpen
Vaels
Aubel
Cornelimünster
AACHEN
Weiten
Hürigen
Kreuzau
Kelz
Lechenich
Hauswlr.
Zülpich
EUPEN
Lammersdf.
Jalhay
Imgenbroich
MONTJOIE
Herhan
Sart
SPA
Francorchamps
Stoumont
STAVELOT
MALMEDY
Robertville
Elsenborn
Hollerath
Marmagen
Eifelsberg
Zingsheim

Völkerkrieg

Kilometer

0 5 10 20 30 40 50 60 70 80 90 100

Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart

gearbeitet und gelitten. Heer und Flotte werden ſich ſchlagen, wie ſich ſeit den Tagen der Cherusker, bei Leuthen, Leipzig und Sedan der Deutſche immer und überall geſchlagen hat. Die Nation muß mit unbeugſamem Willen, unverzüglich und geſchloſſen, ruhig und mutig hinter unſerer Wehrmacht ſtehen. Wir ſind im Recht, wie wir es 1870 waren. Damals galt es, dem deutſchen Volke die Freiheit zu erſtreiten, ſich ſein Haus nach ſeinem eigenen Ermeſſen und Gutdünken zu bauen, ſtatt ſich die Einrichtung von Fremden vorſchreiben zu laſſen, wie im weſtfäliſchen Frieden, auf dem Raſtatter und Wiener Kongreß. Jetzt handelt es ſich darum, den Platz in der Welt zu behaupten, auf den das deutſche Volk nach ſeiner Geſittung und Begabung, nach ſeiner Arbeitskraft und nach ſeinen Leiſtungen für die Menſchheit einen Anſpruch hat, den Platz, den man uns nicht gönnt und beſtreiten will.

Je mehr Feinde uns umgeben, je widerwärtiger Ungerechtigkeit, Haß und vor allem Neid emporzüngeln und ſich gegen uns wenden, um ſo feſter ſei unſer Mut. Denken wir an die erhabene Geſtalt unſeres alten Kaiſers, blicken wir auf Bismarck, wie er die Hände um den Griff des Schwertes gelegt über dem Hamburger Hafen ſteht. Erinnern wir uns an alles, was die Propheten und Herolde der nationalen Idee von Körner, Arndt und Fichte bis zu Treitſchke uns gepredigt und gelehrt haben. Denken wir an das Ziel, das wir erreichen müſſen, einen Frieden, wert der ungeheueren Opfer, die das Vaterland in dieſer Stunde fordert. Den Blick auf dieſes Ziel gerichtet, laſſen wir uns weder durch Erfolge, die Gott geben möge, in Sicherheit wiegen, noch durch Mißerfolge, die Gott verhüte, entmutigen. Noch nie war ein Volk verloren, das ſich nicht ſelbſt aufgab. Noch nie iſt das deutſche Volk unterlegen, wenn es einig war. Heute ſind wir einig, dank dem Reifen, den Bismarck um uns ſchmiedete, dank auch dem Haß unſerer Feinde, der uns noch feſter zuſammenhämmert. Die Unterſchiede der Parteien ſind verſchwunden. Wir empfinden jetzt, wie gering dieſe Unterſchiede ſind, gemeſſen an dem, was uns gemeinſam iſt.

Die Haltung des deutſchen Volkes in dem Augenblick, wo plötzlich und unerwartet ein ſchweres Gewitter über uns niedergeht, iſt über jedes Lob erhaben. Das anzuerkennen iſt nicht nur die Pflicht der Regierungen, die Pflicht der Welt, wenn ſie gerecht ſein will, es iſt auch die Pflicht aller derjenigen, denen deutſche Eigenarten, die uns in der Vergangenheit Schaden brachten, Sorgen für die Zukunft einflößen. Heute müſſen ſich alle einigen vor der Größe des deutſchen Volkes, und wenn die Welt voll Teufeln wär, unſer Volk wird ſeinen Platz an der Sonne verteidigen und behaupten.

(Hambg. Nachr.)

Der Verlauf der deutſchen Mobilmachung

7. Auguſt.

Amtliche Mitteilung: Der heute beginnende ſechſte Mobilmachungstag läßt bereits eine Mitteilung über den bisherigen Verlauf der Mobilmachung zu. Wie wir von maßgebender Stelle hören, iſt an den Großen Generalſtab noch keine Rückfrage geſtellt. Die Mobilmachung und die Eiſenbahntransport-Bewegungen verlaufen darnach in größter Ordnung nach dem im Frieden aufgeſtellten Plan. Auch im verbündeten Oeſterreich-Ungarn geht die Mobilmachung glatt von ſtatten. Die zwiſchen den Generalſtabschefs der öſterreichiſchen und deutſchen Armee ſeit Jahren beſtehenden perſönlichen Beziehungen haben ſich zu einem engen Vertrauensverhältniſſe verdichtet.

20. Auguſt.

Der Andrang von Kriegsfreiwilligen überſteigt alle Erwartungen. Von zuverläſſiger Seite wird mitgeteilt, daß ſich bisher im Deutſchen Reich etwa 2 Millionen Kriegsfreiwillige gemeldet haben.

20. Auguſt.

Nach amtlichen Angaben nehmen 64 deutſche Prinzen und 18 Bundesfürſten an dem Feldzuge teil, davon über Dreiviertel in militäriſchen Frontlinien.

Des Kaiſers Abſchied von der Garde

16. Auguſt.

Bevor das Erſte Garderegiment zu Fuß ſeine Garniſon Potsdam verließ, hat ſich der Kaiſer als Chef des Regiments von ſeinen Grenadieren mit einer Anſprache verabſchiedet, die folgenden Wortlaut hatte: „Die früheren Generationen und auch alle, die heute hier ſtehen, haben die Soldaten des Erſten Garderegiments und Meiner Garde an dieſem Orte ſchon öfter verſammelt geſehen. Sonſt war es der Fahneneid, das Gelübde, das wir vor dem Herrn ſchwuren, das uns hier vereinte. Heute ſind alle hier erſchienen, den Segen für die Waffen zu erbitten, da es jetzt darauf ankommt, den Fahneneid zu beweiſen bis zum letzten Blutstropfen. Das Schwert ſoll entſcheiden, das Ich jahrzehntelang in der Scheide gelaſſen habe. Ich erwarte von meinem Erſten Garderegiment zu Fuß und meiner Garde, daß ſie ihrer glorreichen Geſchichte ein neues Ruhmesblatt hinzufügen werden. Die heutige Feier findet uns im Vertrauen auf den höchſten Gott und in Erinnerung an die glorreichen Tage von Leuthen, Chlum und St. Privat. Unſer alter Ruhm iſt ein Appell an das deutſche Volk und ſein Schwert. Und das ganze deutſche Volk bis auf den letzten Mann hat das Schwert ergriffen. Und ſo ziehe Ich denn das Schwert, das ich mit Gottes Hilfe Jahrzehnte in der Scheide gelaſſen habe. (Bei dieſen Worten zog der Kaiſer das Schwert aus der Scheide und hielt es hoch über ſeinem Haupte.) Das Schwert iſt gezogen, das ich, ohne ſiegreich zu ſein, ohne Ehre nicht wieder einſtecken kann. Und Ihr alle ſollt und werdet Mir dafür ſorgen, daß es erſt in Ehren wieder eingeſteckt werden wird. Dafür bürgt Ihr Mir, daß Ich den Frieden Meinen Feinden diktieren kann. Auf in den Kampf mit den Gegnern und nieder mit den Feinden Brandenburgs! Drei Hurras auf unſer Heer!“

Amneſtie für Fremdenlegionäre

16. Auguſt.

Der Kaiſer hat denjenigen Fremdenlegionären deutſcher Abſtammung, die ſich der Fahnenflucht oder der Wehrpflichtverletzung ſchuldig gemacht haben, Begnadigung in Ausſicht geſtellt, wenn ſie ſich während des gegenwärtigen Krieges, ſpäteſtens aber innerhalb dreier Monate bei einem deutſchen Truppen- oder Marineteil, einem Kriegsſchiff, einem deutſchen Konſulat oder in einem deutſchen Schutzgebiet zum Dienſt melden.

Aufruf des Landſturms

16. Auguſt.

Durch kaiſerliche Verordnung wurden vom Landſturm 1. Aufgebots alle mit Ausnahme der 17- bis 20jährigen Landſturmpflichtigen, und vom Landſturm 2. Aufgebots diejenigen aufgerufen, die ihrer Dienſtpflicht aktiv genügt haben. Der Aufruf des Landſturms (nicht zu verwechſeln mit der Einberufung) iſt eine planmäßig mit der allgemeinen Mobilmachung zuſammenhängende Maßnahme.

Abreiſe des Kaiſers zur Armee

16. Auguſt.

Der Kaiſer hat vormittags 8 Uhr in der Richtung Mainz Berlin verlaſſen.

Der Reichskanzler v. Bethmann Hollweg wurde zur ſelbſtändigen Erledigung dringender Regierungsgeſchäfte im Reich ermächtigt; für Preußen erhielt das Staatsminiſterium dieſelbe Vollmacht.

Kaiſer Wilhelms Dank an die Eiſenbahnen

22. Auguſt.

Seine Majeſtät der Kaiſer hat folgende Kabinettsordre erlaſſen:

„Mobilmachung und Verſammlung des Heeres an den Grenzen ſind vollendet. Mit beiſpielloſer Sicherheit und Pünktlichkeit haben die deutſchen Eiſenbahnen die gewaltige Transportbewegung ausgeführt. Dankbar gedenke ich zunächſt der Männer, die ſeit dem Kriege 1870/71 in ſtiller Arbeit eine Organiſation geſchaffen haben, die nunmehr ihre erſte Probe glänzend beſtanden hat. Allen denen aber, die meinem Rufe folgend, mitgewirkt haben, das Volk in Waffen auf den Schienenwegen den Feinden entgegenzuwerfen, insbeſondere den Linienkommandanturen und Bahnhofbevollmächtigten und den Eiſenbahnverwaltungen vom erſten Beamten bis zum letzten Arbeiter ſpreche ich für ihre treue Hingabe und Pflichterfüllung meinen Kaiſerlichen Dank aus. Die bisherigen Leiſtungen geben mir die ſicherſte Gewähr, daß die Eiſenbahnen auch im weiteren Verlauf des großen Kampfes um des deutſchen Volkes Zukunft jederzeit den höchſten Anforderungen der Heerführung gewachſen ſein werden."

Großes Hauptquartier, 22. Auguſt 1914. Wilhelm I. R.

Die deutſche Kriegsberichterſtattung

In einer Beſprechung, die der Chef der Preſſeabteilung des Großen Generalſtabs, Major v. Nikolai, am 5. Auguſt mit Vertretern der Berliner Preſſe abhielt, gab er folgende Erklärung ab: „Der Generalſtab wird mit ſeinen Meldungen auf keinen Fall Schönfärberei treiben. Er wird ſachlich und offen alles ſagen, was zu ſagen iſt. Wir ſagen entweder nichts oder die Wahrheit." Der Generalquartiermeiſter erließ am 11. Auguſt eine ergänzende Bekanntmachung, in der es heißt: „Unſer opferwilliges Volk wird aufgefordert, nur ſolchen Nachrichten über die Kriegsereigniſſe Glauben zu ſchenken, die von dem Generalſtab veröffentlicht worden ſind. Die meiſten kennen den Krieg nur aus den Erzählungen von Büchern. Auch dort ſpielt die Phantaſie eine Rolle in gutem wie in böſem Sinne. Die unendlichen Schwierigkeiten und Mühen, unter denen ein Erfolg in langer Zeit langſam heranreift und geerntet wird, kennen ſelbſt nur wenige der Beteiligten. Wenn es Zeit iſt, wird alles bekannt gegeben werden, aber nur ſo, daß wir dann nichts mehr zurückzunehmen, ſondern nur noch manches erweiternd hinzuzufügen haben. Wir halten das Verſprechen, keinen Mißerfolg zu verſchweigen und keinen Erfolg zu vergrößern. Auch einen etwaigen Mißerfolg, mit dem unter den ſchwankenden Verhältniſſen des Krieges immer gerechnet werden muß, wird unſer ſtarkes Volk ertragen, und ein Erfolg wird keine überſchwänglichen Hoffnungen und Uebermut erwecken, — des ſind wir gewiß." v. Stein.

(Für die Dauer des Krieges wird ein Generalquartiermeiſter ernannt, als erſter Gehilfe und als unmittelbarer Beiſtand des Generalſtabchefs. Er ſoll den Chef von allem entlaſten, was nicht in unmittelbarem Zuſammenhang mit den Operationen ſteht. Er hat im beſonderen den inneren Dienſt des Generalſtabs im Großen Hauptquartier zu regeln und zu überwachen und leitet den ganzen Schriftverkehr. Er ſorgt ferner dafür, daß die vom Chef des Generalſtabes vorgeſchlagenen und vom oberſten Heerführer genehmigten Entſchlüſſe in der Form von Befehlen und Direktiven in richtiger Art und Weiſe an die unterſtellten Armeeführer und Verwaltungsbehörden gelangen. Im Jahre 1870 war der Generalleutnant von Podbielski Generalquartiermeiſter, der die für die Oeffentlichkeit beſtimmten Telegramme aus dem Großen Hauptquartier redigierte und unterſchrieb. Er iſt namentlich durch die ſtändig wiederkehrende Redewendung: „Nichts Neues vor Paris" bekannt geworden.)

Beſetzung Luxemburgs durch deutſche Truppen

2. Auguſt.

Luxemburg iſt zum Schutze der dort befindlichen deutſchen Eiſenbahnen von Truppenteilen des 8. Armeekorps beſetzt worden.

Geſchichtliches zur Beſetzung von Luxemburg. Durch die Schlußakte des Wiener Kongreſſes von 1815 hatte Preußen über Luxemburg das Beſetzungsrecht erhalten. Die Stadt Luxemburg, die vom berühmten Kriegsbaumeiſter Vauban im weſentlichen ſchon Ende des 17. Jahrh. ausgebaut worden war, wurde zur deutſchen Bundesfeſtung erklärt. Bis zum September 1867 hat auch Preußen darin eine Beſatzung von 4000 Mann gehalten. Im Londoner Protokoll vom 11. Mai 1867 verzichtete es aber auf ſein Recht, um Kaiſer Napoleon III., der bereits in der vorangegangenen Luxemburgiſchen Annektionskriſis dank Bismarcks diplomatiſcher Ueberlegenheit ſchwere politiſche und moraliſche Einbuße erlitten hatte, jeden Vorwand zum Angriff auf Preußen zu nehmen. Die Schleifung der Feſtung, die ebenfalls in London beſchloſſen wurde, erfolgte erſt 1872. Seitdem iſt Luxemburg eine offene Stadt und Reſidenz der naſſauiſchen Oranier. Sie trägt noch vielfach deutſchen Charakter.

Die Deutſchen in Luxemburg

Als die Bewohner der Stadt Luxemburg am Morgen des 2. Auguſt den erſten Blick zum Fenſter hinauswarfen, gewahrten ſie, wie preußiſche Soldaten in der feldgrauen Uniform mit aufgepflanztem Seitengewehr die Straßen auf- und abſchritten. Sie trauten ihren Augen nicht. Die Preußen hatten die Stadt ja am 9. September 1867 endgültig verlaſſen! Doch die Wirklichkeit war zu handgreiflich. Schon am 1. Auguſt waren in Ulflingen, der Endſtation im Norden des Großherzogtums, von St. Vith her, einige Kraftwagen erſchienen, und die Inſaſſen hatten ſich an der Eiſenbahn und am Telegraphen zu ſchaffen gemacht, waren aber zurückgefahren. In der Nacht erſchienen weitere Kraftwagen in Waſſerbillig an der Moſel auf luxemburgiſchem Gebiet. Ein Gendarmeriewachtmeiſter ſtellte ſich ihnen entgegen und machte nachdrücklich auf die Gebietsverletzung aufmerkſam. Der führende Offizier fragte ihn, wo die Franzoſen ſeien, und erhielt zur Antwort, es ſeien keine da; der Wachtmeiſter wurde daraufhin im Automobil mitgenommen und erſt freigelaſſen, als ſich herausſtellte, daß er die Wahrheit geſagt hatte. Von Waſſerbillig aus waren die Behörden alarmiert worden. Sie ſandten das ſchwere Automobil der Gendarmerie, um die enge Schloßbrücke zu ſperren. Als die deutſchen Wagen dort ankamen, bedrohte ein Offizier den Gendarmen, der das Fahrzeug lenkte, mit dem Revolver: „Beiſeite, oder Sie fallen.“ Die deutſchen Wagen fuhren alsdann durch die Stadt ohne Aufenthalt. Morgens früh brachte ein Eiſenbahnzug 150 Mann auf den Bahnhof, der, wie auch der Bahnkörper und die Brücken im weiteſten Umkreiſe, ähnlich wie überall beſetzt wurde. Auch die Poſt wurde beſetzt. Allmählich brachten weitere Züge größere Truppenmengen in die Stadt. (Köln. Zeitg.)

Der amtliche Depeſchenwechſel

2. Auguſt.

Gleich nach Ankunft der erſten Mannſchaften auf dem Bahnhof hatte Staatsminiſter Eyſchen ſich an den deutſchen Geſandten v. Buch gewandt, der erklärte, er ſei über den Sachverhalt nicht unterrichtet. Der Miniſter übergab darauf dem deutſchen Geſandten folgende Einſpruchsnote: „Euer Hochwohlgeboren habe ich telephoniſch von dem Erſcheinen deutſcher Offiziere und Mannſchaften auf großherzoglichem Gebiet in Kenntnis geſetzt. Ich erfahre, daß ein Eiſenbahnzug mit Beſatzung nach Luxemburg unterwegs und eine große Anzahl von Automobilen via Waſſerbillig nach Luxemburg durch-

gefahren ſeien. Gegen dieſe flagrante Verletzung der Neutralität des Landes legt die großherzogliche Regierung energiſch Proteſt ein, ſich alles weitere vorbehaltend. Ich bitte Sie, ſofort der Reichsregierung dieſen Proteſt zu übermitteln."

Die Großherzogin ſandte folgendes Telegramm an den deutſchen Kaiſer: „Das Großherzogtum wird in dieſem Augenblick von deutſchen Truppen beſetzt. Meine Regierung hat ſofort an zuſtändiger Stelle Proteſt eingelegt und Erklärungen der Gründe des Vorfalls gefordert. Ich bitte Eure Majeſtät, dieſe Erklärungen beſchleunigen und in jedem Fall die Rechte des Großherzogtums wahren zu wollen. Marie Adelheid."

Um 2 Uhr erhielt der Miniſter den Beſuch des Geſandten, der ihm folgendes Telegramm des deutſchen Reichskanzlers übermittelte: „Unſere militäriſche Maßnahmen in Luxemburg bedeuten keine feindſelige Handlung gegen Luxemburg, ſondern lediglich Maßnahmen zur Sicherung der in unſerem Betrieb befindlichen dortigen Eiſenbahnen gegen Ueberfall der Franzoſen. Luxemburg erhält für eventuellen Schaden volle Entſchädigung. Bitte dortige Regierung benachrichtigen. Bethmann-Hollweg."

Am Abend lief noch ein ausführliches Telegramm des deutſchen Staatsſekretärs v. Jagow ein, der früher deutſcher Geſandter in Luxemburg war. Es lautet: „Die militäriſchen Maßnahmen ſind zu unſerem größten Bedauern dadurch unvermeidlich geworden, daß wir zuverläſſige Nachrichten haben, wonach franzöſiſche Streitkräfte im Vormarſch auf Luxemburg ſind. Wir mußten die Maßnahmen zum Schutz unſerer Armee und zur Sicherung der Eiſenbahnen treffen. Ein feindlicher Akt gegen das befreundete Luxemburg iſt von uns in keiner Weiſe beabſichtigt. Zu vorheriger Verſtändigung mit luxemburgiſcher Regierung war bei der drohenden Gefahr leider keine Zeit mehr. Die kaiſerliche Regierung ſichert Luxemburg vollen Schadenerſatz für von uns verurſachte Schäden zu. Jagow."

Luxemburgiſche Gaſtfreundſchaft

5. Auguſt.

Der Kommandeur der deutſchen Truppen, die Luxemburg beſetzt halten, erließ an die Bevölkerung eine beruhigende Proklamation, in der verſichert wird, die Beſetzung ſei nur vorübergehend, die perſönliche Freiheit und das Eigentum bleiben geachtet und geſichert. Die Truppen ſeien an ſtrenge Disziplin gewohnt und alle Lieferungen würden bar bezahlt werden.

Dieſer Beruhigung hätte es gar nicht bedurft. Die Gaſtlichkeit und Liebenswürdigkeit der Luxemburger kann nicht genug gerühmt werden. Ein Militärarzt berichtet: „Mit größter Fürſorge kommt die Bevölkerung den Soldaten entgegen. Alle Ortſchaften, die auf den Märſchen paſſiert wurden, hatten für reichlich Waſſer geſorgt. Als wir nach einem, bei der hohen Temperatur doppelt anſtrengenden Marſch vor der Stadt kurze Zeit lagerten, wurden unſere Soldaten mit Liebesgaben aller Art überhäuft, und man merkte es den hilfreichen Händen an, daß ſie ſich gerne rührten und daß ſie von den Herzen dirigiert wurden. Auch hier in der Stadt Luxemburg zeigt die Einwohnerſchaft das größte Entgegenkommen; die Quartierwirte überbieten ſich in Aufmerkſamkeiten."

Dieſe gaſtfreundliche Zuvorkommenheit iſt um ſo höher einzuſchätzen, als die deutſche Okkupation der luxemburgiſchen Bevölkerung erhebliche Hemmniſſe aller Art in den Weg legt. Der Eiſenbahnverkehr iſt eingeſtellt, das ganze wirtſchaftliche Leben iſt lahmgelegt. Wenn ſich die deutſchen Soldaten trotz alledem in Luxemburg wie zu Hauſe fühlen, ſo liegt darin wohl der beſte Beweis für die Grundloſigkeit jener Anklagen, nach denen Luxemburg eine Hochburg der Französlinge ſein ſollte.

Der franzöſiſche Geſandte hat auf den Wunſch des deutſchen Militärkommandos Luxemburg verlaſſen müſſen.

14. Auguſt.

Die großherzoglich luxemburgiſche Schloßverwaltung hat das Schloß Biebrich bei Mainz dem Roten Kreuz zu Lazarettzwecken zur Verfügung geſtellt.

Der Kommandeur der deutſchen Truppen in Luxemburg wurde von der Großherzogin in Audienz empfangen. Er ſprach der Großherzogin den Dank aus für das ruhige und korrekte Benehmen der Bevölkerung und für die von der Großherzogin dem Roten Kreuz geliehene Unterſtützung.

Vom belgiſchen Kriegsſchauplatz

Belgiens Heer und Befeſtigungen

Die belgiſche Armee iſt durch die Heeresreform von 1913 reorganiſiert worden, nach der der Friedensſtand von 43 000 auf 100 000 Mann und die Kriegsſtärke insgeſamt auf 340 000 Mann gebracht werden ſollten, und zwar 150 000 für das Feldheer, 130 000 für die Feſtungen (für Antwerpen allein 90 000) und 60 000 Mann Reſerven. Dieſe Reform war bei Beginn des Kriegs gerade in der Durchführung begriffen, die beabſichtigten Stärken waren aber bei weitem noch nicht erreicht; höchſtens 100 000 Mann der Feldarmee und 80 000 Mann der Beſatzungsarmee waren verwendbar.

Neben dem eigentlichen Heer beſteht noch die Bürgergarde (Garde civique). Ihr militäriſcher Wert iſt ſehr gering. Sie ſoll die Mobiliſierung der Armee, die Straßenzüge und die Verproviatierung ſichern.

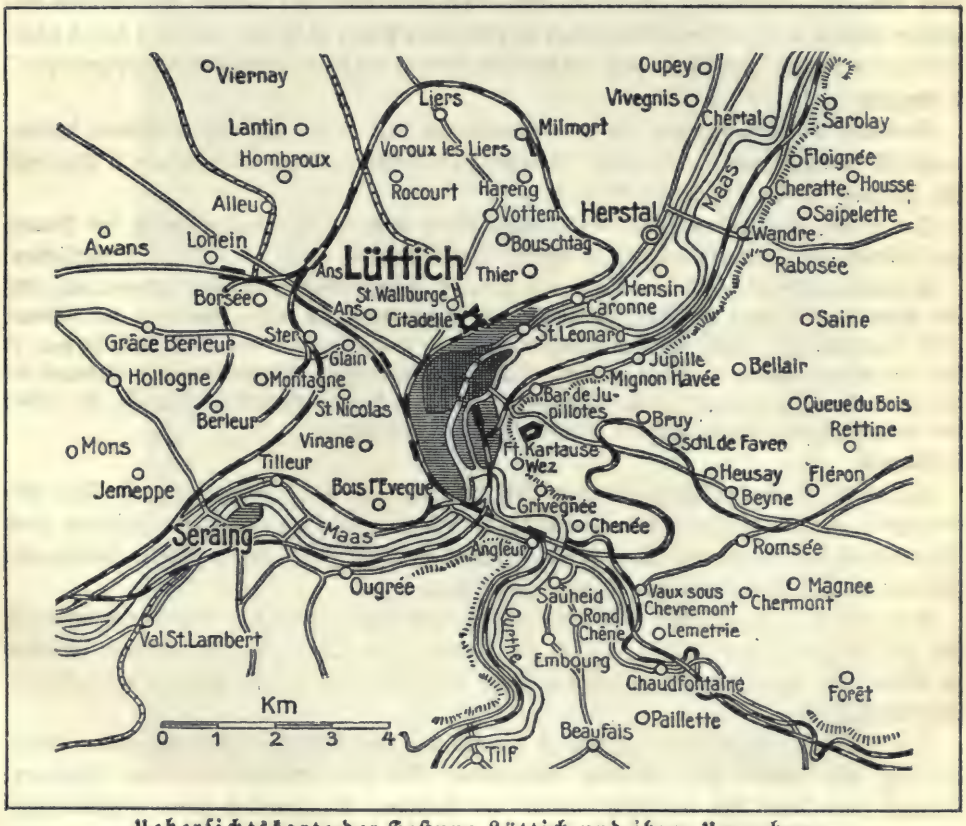
Wahrſcheinlich iſt das Heer in ſechs Armee-Diviſionen zu drei Brigaden zu zwei Regimentern gegliedert. Jede Brigade verfügt über drei Batterien zu vier Geſchützen. Eine Diviſion als ſtrategiſche Einheit verfügt außerdem noch über 36 Geſchütze und ein Kavallerieregiment, ferner wird eine Kavalleriediviſion zu drei Brigaden zu zwei Regimentern mobil gemacht. Sie verfügt über drei reitende Batterien, ein Radfahrerbataillon und eine Pionierabteilung, iſt alſo ganz modern gegliedert.

Die Bewaffung der Armee iſt zweckentſprechend, nur das Infanteriegewehr iſt nicht ganz auf der Höhe. Das Mauſergewehr Modell 1889 mit einem Kaliber von 7,65 mm und Magazinvorrichtung hat eine Mündungsgeſchwindigkeit von 600 m und verſchießt ein Rundkopfgeſchoß. Die Treffleiſtungen ſind nicht beſonders günſtig, weshalb Verſuche mit neuen Geſchoſſen im Gang waren. Brauchbar ſind die Maxim-Maſchinengewehre Model 1911. Sie werden auf Tragtieren transportiert. Die Kavallerie führt krumme Säbel. Nur die Lanciers haben Lanzen. Alle Reiter ſind mit dem Karabiner (Mauſer 7,65 mm) ausgerüſtet. Die Feldartillerie, acht Regimenter der Feldarmee, führt das Geſchütz Modell 1905, Syſtem Krupp, Kaliber von 7,5 cm, mit Rohrrücklauf und Schutzſchilden. Es verſchießt Schrapnells. Feldhaubitzen ſind noch nicht eingeführt. Jede Batterie führt ſechs Geſchütze und 13 gepanzerte Munitionswagen. Von beſonderer Bedeutung iſt das Material der Feſtungsartillerie. Es beſteht aus 15 cm- und 21 cm-Haubitzen, und 15 cm- und 8,8 cm-Mörſern. Der projektierte Ankauf von 12 cm-Haubitzen mit Rohrrücklauf dürfte nicht mehr ausgeführt worden ſein. Die techniſchen Truppen ſind mit modernem Gerät ausgeſtattet. Vorhanden ſind drei Lenkballons, ein vierter ſoll im Bau ſein.

Belgien hat von jeher großen Wert auf den Ausbau ſeiner Feſtungen gelegt. Veranlaßt dazu wurde es durch die geringe Friedensſtärke des Heeres, das nur geſtützt auf ein ſtarkes und zweckmäßig aufgebautes Feſtungsſyſtem darauf rechnen konnte, einen in das Land eindringenden Gegner längere Zeit aufzuhalten. Der Gedanke durch Belgien zu marſchieren, liegt zu nahe, da das Maastal die direkteſte Verbindung zwiſchen Paris

und Berlin darſtellt. Damit rechnete Belgien und verſuchte zunächſt, das Maastal zu ſperren. Um für den Fall der Einnahme der dort gelegenen Feſtungen die im offenen Feld nicht widerſtandsfähige Armee vor der Vernichtung zu bewahren, wurde dann Antwerpen zu einem Waffenplatz erſten Ranges ausgebaut.

Die Maaslinie beſteht aus den großen befeſtigten Lagern von Lüttich und Namur, verbunden durch das Fort Huy. Lüttich beſitzt 12 ſtarke Forts auf beiden Maasufern. Die Bauten ſind modern betoniert und mit Panzertürmen ausgeſtattet. Die Armierung iſt ſehr ſtark. Fort Huy iſt ein Sperrfort im modernen Sinne und beherrſcht die Maasübergänge. Namur an Maas- und Sambremündung iſt ſchon durch ſeine Lage wichtig. Ein Fortgürtel von neun ſtarken Forts macht die Stadt zu einem widerſtandsfähigen Waffenplatz. Antwerpen an der Schelde iſt durch den bekannten Feſtungserbauer General Brialmont zu einer der ſtärkſten Feſtungen der Welt gemacht. In den letzten Jahren iſt ein neuer Kranz weitvorgeſchobener Werke hinzugefügt worden. Der Umfang der ſtarken Fortlinien beläuft ſich auf über 100 Kilometer.



Ueberſichtskarte der Feſtung Lüttich und ihrer Umgebung.

Die Einnahme von Lüttich

Amtliche Berichte

5. Auguſt.

Die deutſchen Vorhuten haben längs der ganzen Grenze Belgien betreten. Eine unbedeutende Truppenabteilung hat einen Handſtreich auf Lüttich mit großer Kühnheit verſucht. Einzelne Reiter ſind in die Stadt gedrungen und wollten ſich des Kommandanten bemächtigen, der ſich nur durch die Flucht ihnen entziehen konnte.

Der Handstreich auf die modern ausgerüstete Festung selbst ist nicht geglückt. Unsere Truppen stehen vor der Festung in Fühlung mit dem Gegner.

6. August.

Die Presse des Auslands stempelt den mißlungenen tollkühnen Handstreich der Deutschen zu einer schweren Niederlage. Die französische Regierung hat beschlossen, der Stadt Lüttich das Kreuz der Ehrenlegion zu verleihen. König Albert sandte daraufhin am 7. August an den Präsidenten ein Telegramm, in dem es heißt: „In meinem und des belgischen Volkes Namen wünsche ich, meinem tiefsten Dank Ausdruck zu geben für den Eifer, den Frankreich, eine der Garantiemächte, für unsere Selbständigkeit und Neutralität bewiesen hat, nachdem es auf unseren Wunsch versprochen hat, uns zu helfen, die Armee zurückzuwerfen, die unbekümmert um alle Verträge in Belgien eingedrungen ist." Hierauf antwortete Präsident Poincaré: „Ich danke für Euer Majestät Telegramm. Ich habe vor kurzem Gelegenheit gehabt, Frankreichs Gefühlen für Belgien Ausdruck zu geben und die Freundschaft meines Landes für Belgien wurde dieser Tage auf dem Schlachtfeld bestätigt. Die französischen Truppen sind stolz darauf, der tapferen belgischen Armee bei der Verteidigung des Landes ihrer Väter zu helfen, das vom Feind angegriffen worden ist, und ihr in dem ruhmvollen Kampf für ihre Selbständigkeit beizustehen."

7. August.

Nachdem die Abteilungen, die den Handstreich auf Lüttich unternommen hatten, verstärkt worden waren, wurde der Angriff durchgeführt. Heute morgen um 8 Uhr war die Festung in deutschem Besitz.

Der Kaiser hat dem General der Infanterie v. Emmich, der persönlich im Sturm auf Lüttich die Truppen vorwärts führte, den Orden Pour le mérite verliehen.

General der Infanterie Otto Emmich ist am 4. August 1848 in Minden geboren und 1866 als Fahnenjunker beim Inf.Rtg. 55 in Minden eingetreten. In diesem wurde er im Februar 1868 Leutnant und nahm als Bataillonsadjutant am Feldzug gegen Frankreich teil, in dem er sich das Eiserne Kreuz 2. Klasse erwarb. Seit 1909 ist Emmich kommandierender General des 10. Armeekorps in Hannover. Er ist einer der wenigen kommandierenden Generäle, die weder die Kriegsakademie besucht noch im Generalstab gestanden haben.

9. August.

Lüttich ist fest in deutschen Händen. Die Verluste des Feindes waren groß. Der Abtransport von drei- bis viertausend kriegsgefangenen Belgiern nach Deutschland hat begonnen. Nach den vorliegenden Nachrichten hatten wir in Lüttich ein Viertel der gesamten belgischen Armee gegen uns.

Unsere Verluste sind noch nicht genau festgestellt. Unter den Gefallenen befinden sich Prinz Friedrich Wilhelm zu Lippe, ein Oheim des regierenden Fürsten zu Lippe, und der Generalmajor Karl von Bülow, der jüngste Bruder des früheren Reichskanzlers.

Der Luftkreuzer Z 6 hat sich an dem Kampf bei Lüttich in hervorragender Weise beteiligt und konnte sehr wirksam eingreifen. Die erste Bombe war ein Versager. Darauf schleuderte das Luftschiff weitere 12 Bomben, die sämtlich sofort explodierten. Infolgedessen stand die Stadt an mehreren Stellen in Flammen. Sämtliche Bomben hat ein Unteroffizier der Besatzung aus der hinteren Gondel*) geworfen; er war nach der Landung des Luftschiffes Gegenstand begeisterter Huldigungen.

10. August.

Meldung des Generalquartiermeisters: Jetzt können wir ohne Nachteil über Lüttich

*) Nach anderen Schilderungen wurde ein gepanzerter Korb herabgelassen, von dem aus die Bomben geworfen wurden.

Phot. „Photo Union" Paul Lamm, Berlin

General der Infanterie Otto A. T. von Emmich

berichten. Jeder wird ſich ſelbſt ein Urteil bilden können über die von den Franzoſen in die Welt geſchrieenen 20 000 Mann Verluſte. Wir hatten vor vier Tagen bei Lüttich überhaupt nur ſchwache Kräfte, denn ein ſo kühnes Unternehmen kann man nicht durch Anſammlung überflüſſiger Maſſen vorher verraten. Daß wir trotzdem den gewünſchten Zweck erreichten, lag in der guten Vorbereitung, der Tapferkeit unſerer Truppen, der energiſchen Führung und im Beiſtand Gottes. Der Mut des Feindes wurde gebrochen, ſeine Truppen ſchlugen ſich ſchlecht.

Die Schwierigkeiten für uns lagen in dem überaus ungünſtigen Berg- und Waldgelände und in der heimtückiſchen Teilnahme der ganzen Bevölkerung, ſelbſt der Frauen, am Kampfe. Aus dem Hinterhalt in Ortſchaften und Wäldern feuerten ſie auf unſere Truppen, auch auf Aerzte, die die Verwundeten behandelten, und auf die Verwundeten ſelbſt. Es ſind ſchwere und erbitterte Kämpfe geweſen. Ganze Ortſchaften mußten zerſtört werden, um den Widerſtand zu brechen, bis unſere tapferen Truppen durch den Fortgürtel gedrungen und im Beſitz der Stadt waren. Es iſt richtig, daß ein Teil der Forts ſich noch hielt, aber ſie feuerten nicht mehr.

Seine Majeſtät wollten keinen Tropfen Blut unſerer Truppen durch Erſtürmen der Forts verſchwenden. Sie hinderten nicht mehr an der Durchführung der Abſicht. Man konnte das Herankommen der ſchweren Artillerie abwarten und die Forts der Reihe nach zuſammenſchießen, ohne auch nur einen Mann zu opfern, falls die Fortbeſatzungen ſich nicht früher ergaben. Aber über dies alles durfte eine gewiſſenhafte Heeresleitung nicht ein Wort veröffentlichen, bis ſo ſtarke Kräfte auf Lüttich nachgezogen wurden, daß es auch kein Teufel uns wieder entreißen konnte. In dieſer Lage befinden wir uns jetzt. Die Belgier haben zur Behauptung der Feſtung, ſoviel ſich jetzt überſehen läßt, mehr Truppen gehabt, als von unſerer Seite zum Sturm antraten. Jeder Kundige kann die Größe der Leiſtung ermeſſen. Sie ſteht einzig da. v. Stein.

18. Auguſt.

Meldung des Generalquartiermeiſters: Das Geheimnis von Lüttich kann weiter entſchleiert werden. Uns waren Nachrichten zugegangen, daß vor Ausbruch des Kriegs franzöſiſche Offiziere und vielleicht auch einige Mannſchaften nach Lüttich entſandt waren, um die belgiſchen Truppen in der Handhabung des Feſtungsdienſtes zu unterrichten. Vor Ausbruch der Feindſeligkeiten war dagegen nichts einzuwenden; mit Beginn des Krieges wurde es Neutralitätsbruch durch Frankreich und Belgien. Wir mußten ſchnell handeln. Nichtmobiliſierte Regimenter wurden an die Grenze geworfen und auf Lüttich in Marſch geſetzt. Sechs ſchwache Friedensbrigaden mit etwas Kavallerie und Artillerie haben Lüttich eingenommen. Danach wurden ſie dort mobil und erhielten als erſte Verſtärkung ihre eigenen Ergänzungsmannſchaften. Zwei weitere Regimenter konnten nachgeſchoben werden, die ihre Mobilmachung ſoeben beendet hatten. Unſere Gegner wähnten bei Lüttich 120 000 Deutſche, die den Vormarſch wegen Schwierigkeiten der Verpflegung nicht antreten können. Sie haben ſich geirrt, die Pauſe hatte einen anderen Grund: Jetzt erſt begann der deutſche Aufmarſch. Die Gegner werden ſich überzeugen, daß die deutſche Armee, gut verpflegt und ausgerüſtet, ihren Vormarſch angetreten hat. Seine Majeſtät hat ſein Wort gehalten, an die Einnahme der Forts von Lüttich nicht einen Tropfen deutſchen Bluts mehr zu ſetzen. Die Feinde kannten unſere ſchweren Angriffsmittel nicht, daher glaubten ſie ſich in den Forts ſicher, doch ſchon die ſchwachen Geſchütze unſerer ſchweren Artillerie veranlaßten jedes durch ſie beſchoſſene Forts nach kurzer Beſchießung zur Uebergabe. Die noch erhaltenen Teile der Beſatzungen retteten dadurch ihr Leben. Die Forts aber, gegen die unſere ſchweren Geſchütze feuerten, wurden in allerkürzeſter Friſt in Trümmerhaufen verwandelt, unter denen die Beſatzungen vergraben

wurden. Jetzt werden die Forts ausgeräumt und wieder zur Verteidigung eingerichtet. Die Feſtung Lüttich ſoll den von unſeren Gegnern vorbereiteten Plänen nicht mehr dienen, ſondern dem deutſchen Heere ein Stützpunkt ſein. v. Stein.

Ergänzend wird mitgeteilt: Unſere ſchwere Artillerie hat jedes Fort mit wenigen Schüſſen vollſtändig zertrümmert: die Panzeranlagen und der Beton flogen oft beim erſten Treffer in die Luft. Die Verteidiger wurden eingeladen, ſich die Zerſtörung anzuſehen, um ihnen zu zeigen, daß jeder weitere Widerſtand ausgeſchloſſen ſei.

Das Geſchütz, das dieſe Wunder vollbracht hat, iſt ein 42 cm-Mörſer; über das Geſchoß iſt noch nichts Näheres bekannt, jedenfalls iſt es eine Briſanzgranate.

18. Auguſt.

Auch der Kommandant von Lüttich, der 64jährige General Leman iſt gefangen genommen worden. Von den ſtürmenden deutſchen Truppen wurde er halberſtickt unter den Trümmern eines zuſammengeſchoſſenen Forts aufgefunden und in Sicherheit gebracht. Die deutſchen Offiziere nahmen ſich ſeiner in kameradſchaftlichſter Weiſe an und labten ihn mit den ihnen zur Hand befindlichen Erfriſchungen. Dann wurde der Gefangene dem General v. Emmich vorgeführt, dem er ſeinen Degen überreichte. In Anerkennung deſſen, daß General Leman die ihm übertragenen Pflichten als Kommandant der Feſtung Lüttich trotz der Erkenntnis, daß er ſich auf verlorenem Poſten befände, bis zuletzt erfüllt hat, beließ General v. Emmich ihm jedoch den Degen, eine deutſche Ritterlichkeit, die der Gefangene nicht erwartet hatte und die ihn darum tief erſchütterte. Nachdem ſich der Kommandant von den ſeeliſchen Erſchütterungen und phyſiſchen Strapazen der letzten Tage unter ärztlichem Beiſtande einigermaßen erholt hatte, fand ſeine Verſchickung in die deutſche Gefangenſchaft ſtatt; er wurde nach Magdeburg gebracht.

19. Auguſt.

Der Kaiſer hat dem Generalmajor und Brigadekommandeur Ludendorff für ſein tapferes Verhalten bei der Erſtürmung der Feſtung Lüttich den Orden Pour le mérite verliehen.

Generalmajor Ludendorff, geboren 1865, gehört der Armee ſeit 32 Jahren an und hat einen großen Teil ſeiner Karriere im Generalſtab abſolviert. Auf taktiſchem Gebiete hat er ſich mehrfach ſchriftſtelleriſch betätigt.

Militäriſches zur Einnahme von Lüttich

Nach den vorliegenden Berichten ſcheint es ſich um zwei Angriffe gehandelt zu haben. Der erſte Vorſtoß wurde gegen das Fort Barchon angeſetzt, und zwar drangen am 4. Auguſt um halb 12 Uhr vormittags deutſche Truppen unter dem Feuer ihrer Artillerie kühn gegen das Fort Barchon an. Inzwiſchen dehnte der deutſche Führer ſeine Angriffsfront auf den ganzen Nordoſtſektor aus, ſo daß gleichzeitig die Forts Barchon, Chaudfontain und Embourg angegriffen wurden. Die Angriffsfront wurde dann im Laufe des Abends auf ſämtliche Forts auf dem rechten Maasufer ausgedehnt. Gleichzeitig ſtießen Kolonnen in die Stadt Lüttich vor, die keine Umwallung beſitzt, und zwangen die dort ſtehenden belgiſchen Truppen zum Rückzug auf das linke Maasufer. Als erſte drang Reiterei in die Stadt ein, die zuerſt in dem allgemeinen Durcheinander für engliſche gehalten wurde, und die tatſächlich bis an das Haus des Kommandanten gelangte. Hier wurde ſie jedoch erkannt und beſchoſſen, ſo daß es General Leman gelang, zu entkommen. Inzwiſchen ſcheint zuerſt das Fort Embourg nachgegeben zu haben, und nachdem ſo eine Lücke gebrochen war, wurde Fort für Fort einzeln genommen, indem man die ſchweren Batterien des Feldheeres gegen die einzelnen Forts konzentrierte und dieſe dann zuſammenſchoß. Am dritten Tage war der geſamte Fortgürtel in den Händen der deutſchen Truppen. (Frankf. Zeitg.)

In Lüttich während der Belagerung

Erzählungen von Augenzeugen

Ein Bewohner von Lüttich berichtet: „Dienstag früh [4. Auguſt] hörten wir den erſten Kanonendonner. Es waren Schüſſe des Feindes, denn die Zitadelle rührte ſich nicht. Das Schießen dauerte an bis Mittwoch früh. Das waren bedrückte Stunden für die Stadt, obwohl die Schüſſe der deutſchen Kanoniere ausſchließlich auf die Feſtungswerke gerichtet waren und nicht auf die Stadt. Mittwoch früh ſchien der deutſche Befehlshaber, offenbar durch das Schweigen der Zitadelle verführt, der Meinung zu ſein, jetzt dürfe er den Sturm wagen. Eine deutſche Patrouille gelangte bis zur Schleuſe am Muſeum und ſchoß den Einnehmer, der an ſeinem Pult arbeitete, durch das Fenſter nieder. [Die Patrouille, die den Kommandanten gefangen nehmen wollte.] Durch dieſen Schuß aufgeſchreckt, kam eine Abteilung der Beſatzung herbei und ſchoß die ſechs Mann ſtarke Patrouille nieder. Nun entſtand ein allgemeines Gewehrfeuer zwiſchen Verteidigern und Angreifern; die reitende Artillerie rückte aus. Nach einiger Zeit kam die Beſatzung triumphierend zurück; die Deutſchen waren zurückgetrieben; die Artillerie hatte indes viele Verwundete mitgebracht. Von neuem eröffnete die deutſche Artillerie das Feuer auf die Forts, ohne daß dieſe antworteten. In der Nacht zum Donnerstag begannen die ſchweren Feſtungsgeſchütze der Zitadelle ihr donnerndes Gebrüll. Ein ohrenbetäubendes Artilleriefeuer entwickelte ſich, das bis vormittags 11 Uhr anhielt."

„Bis zum 6. Auguſt vormittags," erzählt ein anderer, „beſchoſſen die Deutſchen Lüttich. Sie wollten damit offenbar der Aufforderung zur Uebergabe Nachdruck geben, die der General v. Emmich der Stadt Lüttich vorzulegen gedachte. In der Tat kam um 2 Uhr nachmittags ein Parlamentär in einem Auto in Geſellſchaft eines belgiſchen Offiziers. Ein Reiter mit der weißen Flagge ritt neben dem Auto. Das rollte in den Binnenhof des Stadthauſes. Dort fand die erſte Unterhandlung ſtatt. Acht Minuten ſpäter fuhr das Auto nach dem Gebäude der Provinzregierung, und dort fanden ſich auch der Lütticher Bürgermeiſter Kleyer und der General Leman ein. Die Unterhandlungen zogen ſich langſam und mit Mühe hin. Der deutſche Parlamentär ſagte, anſehnliche Streitkräfte ſtänden vor der Feſtung, und es geſchehe aus einem Gefühl der Humanität heraus, daß man zum letzten Male um die Uebergabe der Stadt und der Forts erſuche. General Leman antwortete, er habe beſtimmte Befehle und dieſe würde er als Soldat ausführen. Er könne und dürfe die Feſtung nicht übergeben und werde bis zum letzten Mann fechten. Was nun die eigentliche Stadt Lüttich betreffe... „O," antwortete der Parlamentär, „alles oder nichts. Wir wollen ſowohl die Stadt wie auch die Forts. Das iſt für uns eine Sache von zwingender Notwendigkeit." Im Namen der Bevölkerung Lüttichs drang dann der Bürgermeiſter Kleyer beſchwörend auf den Unterhändler ein. Doch vergebens. Der Unterhändler zog ſich zurück mit der Bemerkung, daß vor 6 Uhr die Antwort einlaufen müſſe; wenn bis dahin die Antwort nicht da ſei, werde die tatſächliche Beſchießung der Stadt beginnen. Dieſe Nachricht verbreitete ſich blitzſchnell durch die ganze Stadt und rief unter der Bevölkerung eine unbeſchreibliche Panik hervor. Zahlreiche Familien meinten, die Stadt würde mit Feuer und Schwert vernichtet werden, und ſo warfen ſie das Nötigſte in die Koffer und ſtürmten nach dem Bahnhof Guillemins, um hier einen Zug nach Brüſſel zu erreichen. Um 5½ Uhr war Lüttich eine verlaſſene Stadt, keine Seele zu erblicken; alle Häuſer waren geſchloſſen und verrammelt, und um 6 Uhr krochen alle in ihre Keller. Eine Stunde verlief, alles blieb ſtill. Endlich um 7 Uhr abends fiel der erſte Schuß."

„Donnerstag abend," fährt der erſte Bericht fort, „während die Garniſon noch verſchiedene deutſche Soldaten und Offiziere kriegsgefangen einbrachte, nahmen die Belagerer das Feuer wieder auf und begannen nun Bomben in die Stadt zu werfen

[Zeppelin!]. Verſchiedene Häuſer wurden durch die Beſchießung zerſtört und ſtürzten teilweiſe ein. 13 Häuſer ſtanden in Brand. In einem Hauſe wurden eine Frau und acht Kinder durch eine Bombe getötet. Eine wahnſinnige Panik bemächtigte ſich der Bevölkerung. Es wurde geſchrien, gejammert, gebetet und geflucht. Die Menſchen krochen in Ställe und Keller, überall hin, wo ſie einige Deckung zu finden meinten. Bis 3½ Uhr früh dauerte das hölliſche Nachtſchauſpiel. In dieſem Augenblick wurde die Zitadelle ſelbſt in Brand geſchoſſen, und jeder begriff, daß nun kein Halt mehr war. Die Garniſon zog ab. Sie nahm die Richtung nach Seraing. Bis 6½ Uhr feuerten die Deutſchen weiter, dann ſchwieg die Artillerie, und große Maſſen Infanterie und Kavallerie zogen in die Stadt hinein."

Ein holländiſcher Journaliſt, der die Belagerung miterlebt hat, ſchildert den Eindruck, den die eingerückten deutſchen Truppen auf ihn machten. „Als ich auf den Theaterplatz komme, finde ich dort deutſche Grenadiere, ſauber in Kakhiuniformen, auch die Helme mit einem Ueberzug in gleicher Farbe, ſie ſtehen in Reih und Glied mit Gewehr bei Fuß und löſen einander in der Bewachung der Straßen ab. Den ganzen Weg, den Maasquai entlang, wo die Brücken, auch zwei der innerſten, jämmerlich verwüſtet ſind, und auf dem Wege nach den Hügeln, wo die Zitadelle liegt, ſtehen die deutſchen Soldaten, hinter und vor ihnen das Publikum, neugierig, aber totenſtill. Kein Wort, kein Gemurmel, nichts wird vernommen. Sie ſchauen nur nach den gefürchteten Deutſchen, die jetzt ſo ruhig daſtehen oder höchſtens die Menſchen mit einem „Circulez Messieurs!" nötigen. Es fiel mir auf, wie viele Deutſche offenbar Franzöſiſch verſtehen und ſprechen.

Man dürfte beinahe ſagen, die Einnahme von Lüttich iſt durch Ueberraſchung erfolgt. Niemand weiß es recht, einige ſagen, daß die Forts von Fléron und Evegnée nicht mehr zu halten waren, andere, es ſei alles nach einer Beſprechung des Generals Leman und des Bürgermeiſters Kleyer mit Parlamentären der Deutſchen geſchehen. Sicher iſt, daß um 8 Uhr die Zitadelle noch belgiſch war."

Wie die Berichte erkennen laſſen, haben ſich die deutſchen Soldaten in Lüttich alsbald häuslich eingerichtet. Die Aufregung der Einwohner begann ſich zu legen, als ſie die tadelloſe Disziplin unſerer Truppen gewahrten. „Ueberall deutſche Truppen. Wir gehen, ohne behindert zu werden und ohne eine Bemerkung zu hören, durch mindeſtens zwei Regimenter hindurch. Die Lütticher erzählen, daß die Eroberer ſich korrekt betragen. Die Soldaten bezahlen alles bar, was ſie in den wenigen offenen Läden kaufen. Sie bezahlen ſogar 1 M., wenn 1 Fr. gefordert wird. Wir gehen weiter. An den Mauern und Hauswänden allerlei Bekanntmachungen: die eine regelt die Preiſe der Lebensmittel; eine andere befiehlt der Bürgerwehr, in Uniform in dem und dem Bureau zu erſcheinen und dort die Waffen abzuliefern; eine dritte fordert alle Bürger zur Waffenabgabe auf und bedroht die, in deren Beſitz man Waffen findet, mit dem Tode durch Erſchießen; eine vierte droht damit, die deutſche Artillerie auf der Zitadelle werde die Stadt unter Feuer nehmen, wenn ſich die Fälle, wo Bürger auf Soldaten geſchoſſen haben, wiederholen ſollten. Endlich ſind wir im Herzen der Stadt, auf dem St. Lamberts-Platz. Hier wird gerade für die Truppen gekocht und die Suppe verteilt. Die Deutſchen wohnen in den öffentlichen Gebäuden, in der Univerſität und den Schulen, nicht aber in Privathäuſern. Auf dem Platz vor dem Palaſt des Fürſtbiſchofs werfen deutſche Soldaten den dort umherſchwärmenden Tauben Brot zu wie auf dem Markusplatz in Venedig." Eine ſpätere Notiz in einer holländiſchen Zeitung ſagt: „In dem von Deutſchen ganz beſetzten Lüttich geht Leben und Treiben wieder den gewohnten Gang. Vier große Fabriken ſind in vollem Betrieb. Die Verheerungen ſind weit weniger bedeutend, als gemeldet worden iſt.... Die Bürgerwache verſieht im Einverſtändnis mit der deutſchen Militärbehörde den Polizeidienſt. In den Kaffeehäuſern wird Muſik gemacht."

Die Frage der belgiſchen Neutralität

5. Auguſt.

Beim Einmarſch in Belgien hat der Oberbefehlshaber der deutſchen Truppen folgende Bekanntmachung an die Bevölkerung erlaſſen: „Zu meinem größten Bedauern haben ſich die deutſchen Truppen genötigt geſehen, die belgiſche Grenze zu überſchreiten. Sie handeln unter dem Zwang einer unabweisbaren Notwendigkeit, da die belgiſche Neutralität durch franzöſiſche Offiziere verletzt worden iſt, die verkleidet das belgiſche Gebiet in Automobilen betreten haben, um nach Deutſchland zu gelangen. Belgier, es iſt mein höchſter Wunſch, daß es noch möglich ſei, einen Kampf zwiſchen zwei Völkern zu vermeiden, die bis jetzt Freunde, früher ſogar Bundesgenoſſen, waren. Erinnert euch des glorreichen Tages von Belle Alliance, wo die deutſchen Waffen dazu beitrugen, die Unabhängigkeit und das Aufblühen eures Vaterlandes zu begründen. Aber wir müſſen jetzt freien Weg haben. Die Zerſtörung von Brücken, Tunnels, Eiſenbahnſchienen muß als eine feindliche Handlung angeſehen werden. Belgier, ihr habt zu wählen. Die deutſche Armee beabſichtigt nicht gegen euch zu kämpfen. Freier Weg gegen den Feind, der uns angreifen wollte! Das iſt alles, was wir verlangen. Ich gebe dem belgiſchen Volke die amtliche Bürgſchaft dafür, daß es nicht unter den Schrecken des Krieges zu leiden haben wird, daß wir in barem Geld die Lebensmittel bezahlen werden, die wir dem Lande entnehmen müſſen, daß unſere Soldaten ſich als beſte Freunde eines Volkes zeigen werden, für das wir die größte Hochachtung, die lebhafteſte Zuneigung empfinden. Es hängt von eurer Klugheit, von eurem wohlverſtandenen Patriotismus ab, eurem Lande die Schrecken des Krieges zu erſparen."

13. Auguſt.

Es iſt einwandfrei feſtgeſtellt, daß ſich an den Kämpfen bei Lüttich franzöſiſches Militär beteiligt hat, das vor Kriegsausbruch in Belgien eingerückt war.

Ein Reiſender, der in den kritiſchen Tagen von Frankreich her durch Belgien kam, erzählt: „Daß auch in Belgien mobiliſiert wurde, merkte man eigentlich erſt in der Nähe von Lüttich, denn die belgiſch-franzöſiſche Grenze war in „wohlwollender" Neutralität von belgiſchem Militär faſt gänzlich entblößt. Dieſe einſeitige „Neutralität" Belgiens ging ſo weit, daß franzöſiſche Militärflieger tief in belgiſchem Gebiet landeten, begeiſtert von der Menge empfangen und von dem belgiſchen Platzkommandanten in jeder Weiſe unterſtützt und beraten wurden, um den Flug nach Nordoſten fortſetzen zu können."

Hiſtoriſch intereſſant iſt, daß Belgiens Neutralität bisher ſtets nur von Frankreich bedroht worden iſt. Am 3. Auguſt 1870 ſchützte Belgien ſeine Südgrenze durch 50 000 Mann und entwaffnete die Flüchtlinge aus Sedan. Man erkannte zu Beginn des Krieges die Gefährdung durch Frankreich, und der Duc de Grammont hatte bezeichnenderweiſe geäußert: „On va bientôt mettre fin à cette ridicule chose qu'on nomme la Belgique." Und wie berechtigt die belgiſche Beſorgnis war, wurde noch deutlicher, als derſelbe Diplomat während der Friedensverhandlungen in Frankfurt England gegenüber erklärte, Napoleon würde bald nach Paris zurückkehren, „emportant dans sa poche l'autorisation d'occuper la Belgique en compensation de l'Alsace et de la Lorraine, perdues par sa faute." Die Beſorgnis vor Frankreich brachte die neuen Feſtungsbauten in Belgien zuſtande, die ſich nun gegen Deutſchland richten.

17. Auguſt.

Nach der Einnahme von Lüttich hat die deutſche Regierung durch Vermittlung einer neutralen Macht in Brüſſel folgendes mitteilen laſſen: „Die Feſtung Lüttich iſt nach tapferer Gegenwehr im Sturm genommen worden. Die deutſche Regierung bedauert aufs tiefſte, daß es infolge der Stellungnahme der belgiſchen Regierung gegen Deutſchland zu blutigen Zuſammenſtößen gekommen iſt. Deutſchland kommt nicht als Feind nach Belgien. Nur unter dem Zwang der Verhältniſſe hat es angeſichts der militäriſchen Maßnahmen Frankreichs den ſchweren Entſchluß faſſen müſſen, in Belgien

einzurücken und Lüttich als Stützpunkt für ſeine weiteren militäriſchen Operationen beſetzen müſſen. Nachdem die belgiſche Armee in heldenmütigem Widerſtand gegen die große Ueberlegenheit ihre Waffenehre aufs glänzendſte gewahrt hat, bittet die deutſche Regierung Seine Majeſtät den König und die belgiſche Regierung, Belgien die weiteren Schrecken des Krieges zu erſparen. Die deutſche Regierung iſt zu jedem Abkommen mit Belgien bereit, das ſich irgendwie mit der Rückſicht auf ihre Auseinanderſetzung mit Frankreich vereinigen läßt. Deutſchland verſichert nochmals feierlichſt, daß es nicht von der Abſicht geleitet geweſen iſt, ſich belgiſches Gebiet anzueignen, und daß ihm dieſe Abſicht durchaus fernliegt. Deutſchland iſt noch immer bereit, das belgiſche Königreich unverzüglich zu räumen, ſobald die Kriegslage es ihm geſtattet."

Die darauf eingegangene Antwort Belgiens lautet: „Die von der deutſchen Regierung unterbreiteten Vorſchläge wiederholen die in dem Ultimatum vom 2. Auguſt formulierte Forderung. Getreu ſeinen internationalen Verpflichtungen kann Belgien nur ſeine Antwort auf dieſes Ultimatum wiederholen, um ſo mehr, als ſeit dem 3. Auguſt ſeine Neutralität verletzt und ein ſchmerzvoller Krieg in ſein Gebiet getragen worden iſt und die Garantiemächte loyal und unverzüglich ſeinem Hilferuf entſprochen haben."

Der Kampf mit den Franctireuren

Die Berichte von den Gefechten um Lüttich laſſen erkennen, daß ſich die belgiſche Bevölkerung überall in hinterliſtiger Weiſe am Kampf beteiligt hat. Die Feldpoſtbriefe ſind voll von ſchrecklichen Einzelheiten über dieſe Kämpfe. Hier nur einige beſonders grelle Schlaglichter:

„Die belgiſche Zivilbevölkerung ſchießt aus jedem Haus, aus jedem dichten Buſch mit völlig blindem Haß auf alles, was deutſch iſt. Wir haben ſchon in den erſten Tagen eine Menge Verwundeter und Toter durch die Zivilbevölkerung gehabt. Daran beteiligen ſich Frauen ebenſo wie Männer. Einem Deutſchen wurde nachts im Bett die Kehle durchſchnitten; ein anderes Haus hatte die Rote Kreuz-Fahne aufgeſteckt, man legte fünf Mann hinein, am andern Morgen waren alle fünf erſtochen. In einem Dorfe vor Verviers fand man einen einzelnen Soldaten mit auf den Rücken gebundenen Händen und ausgeſtochenen Augen. Von der nach Lüttich abgegangenen Autokolonne hält ein Wagen in einem Dorfe, eine junge Frau tritt an den Chauffeur heran, hält ihm ganz plötzlich einen Revolver an den Kopf und ſchießt ihn über den Haufen. Natürlich iſt die ſofortige Erſchießung die Folge, aber weder dies noch die Brandlegung der Häuſer ſchreckt das Volk. In Gemmenich, eine Stunde zu Fuß von Aachen entfernt, hat am Mittwoch abend die Bevölkerung in großem Maßſtabe eine Automobil-Sanitätskolonne angehalten und aus allen Häuſern beſchoſſen; die Begleitmannſchaft (Huſaren) war zu ſchwach, konnte aber doch noch drei der Täter faſſen, füſilieren und das Haus, aus dem die meiſten Schüſſe fielen, einäſchern. Das rote Kreuz an Arm und Wagen ſchützt unſere Aerzte gar nicht. In mehreren Gefechten haben wir es erleben müſſen, das Verwundete, die aus der Feuerlinie getragen waren, und andere, die auf Wagen zum Reſervelazarett fuhren, einfach von der herbeigeeilten Bevölkerung der nächſten Dörfer abgeſchoſſen und abgeſchlachtet wurden."

„Die Schlacht um und in Lüttich war das Schrecklichſte, was ich je geſehen habe. Ein Huſar, der leicht verwundet war, wurde, während er ermüdet zurückblieb, von Dorfbewohnern gefangen genommen. Ihm wurde das Pferd getötet. Dann ſchnitten ihm die Grauſamen beide Ohren ab, ſtachen ihm die Augen aus und ließen ihn laufen. So wurde er von Kameraden, die auf Patrouille waren, gefunden. Daß ſich der Kameraden eine fürchterliche Wut bemächtigte, braucht wohl nicht erſt erwähnt zu werden. Um ſich zu rächen, ſteckten ſie das ganze Dorf in Brand und nahmen die männlichen Einwohner feſt und erſchoſſen oder erhängten ſie."

„Wir haben noch vorgeſtern etwa ſechs Franctireure erſchoſſen und drei gehängt, während von anderen Truppen geſtern alle Augenblicke ſolche hinterhaltige Meuchelmörder erſchoſſen werden mußten. Die Wohnungen wurden dann nach Lebensmitteln für die Truppen durchſucht, die Häuſer der gemeinen Mordbrenner in Brand geſetzt. Du kannſt dir die Bilder des Grauſens und Entſetzens auf unſerem Rückmarſch durch die verwüſteten, ſonſt herrlich blühenden Ortſchaften kaum vorſtellen. Hier und da am Wege erſchoſſene Bewohner, brennende Häuſer, rauchende Trümmerhaufen."

Die in den Lütticher Waffenfabriken beſchäftigten Frauen verteidigten die Häuſer, indem ſie auf die ſtürmenden Truppen kochendes Waſſer goſſen. Noch nach der Einnahme kam es in den Straßen von Lüttich zu Schießereien.

Wie aus den angeführten Briefſtellen hervorgeht, ſind die Deutſchen gegen die Franctireure überall mit rückſichtsloſer Strenge eingeſchritten und haben ſich nicht geſcheut, blutige Exempel zu ſtatuieren. Die Folge war, daß ſich auf der gegneriſchen Seite ein Ausſchuß von Rechtskundigen bildete, der die „deutſchen Greuel" unterſuchen will. In Deutſchland andererſeits hat Staatsſekretär Delbrück einen Aufruf erlaſſen, der die amtliche Feſtſtellung der belgiſchen Gewalttaten gegen wehrloſe deutſche Bürger ſeit den Schreckenstagen von Antwerpen bezweckt.

14. Auguſt.

Die deutſche Regierung hat der belgiſchen durch Vermittlung einer neutralen Macht folgendes mitgeteilt: „Die Königlich belgiſche Regierung hat Deutſchlands aufrichtig gemeinte Anerbietung, ihr die Schrecken des Krieges zu erſparen, zurückgewieſen. Sie hat dem deutſchen, durch die Maßnahmen der Gegner Deutſchlands gebotenen Einmarſch bewaffneten Widerſtand entgegengeſetzt. Sie hat den Krieg gewollt. Trotz der Note vom 8. Auguſt, in der die belgiſche Regierung mitteilt, daß ſie gemäß dem Kriegsgebrauch den Krieg nur mit uniformierten Mannſchaften führen werde, nahmen an den Kämpfen um Lüttich zahlreiche Leute unter dem Schutz bürgerlicher Kleidung teil. Sie haben nicht nur auf die deutſchen Truppen geſchoſſen, ſie haben auch in grauſamer Weiſe Verwundete erſchlagen und Aerzte, die ihren Beruf erfüllten, niedergeſchoſſen. Gleichzeitig hat in Antwerpen der Pöbel deutſches Eigentum barbariſch verwüſtet, Frauen und Kinder in beſtialiſcher Weiſe niedergemetzelt. Deutſchland fordert vor der ganzen geſitteten Welt Rechenſchaft für das Blut dieſer Unſchuldigen, für die jeder Ziviliſation hohnſprechende Art der Kriegführung Belgiens. Wenn der Krieg von nun an einen grauſamen Charakter annimmt, trägt Belgien die Schuld. Um die deutſchen Truppen vor der entfeſſelten Volksleidenſchaft zu ſchützen, wird nun ein jeder Nichtuniformierte, der nicht durch deutlich erkennbare Abzeichen als zur Teilnahme an den Kämpfen berechtigt bezeichnet iſt, als außerhalb des Völkerrechts ſtehend behandelt werden, wenn er ſich am Kampfe beteiligt, die deutſchen rückwärtigen Verbindungen ſtört, Telegraphendrähte durchſchneidet, Sprengungen vornimmt, kurz in irgend einer Weiſe unberechtigt an der Kriegshandlung teilnimmt. Er wird als Franctireur behandelt und ſtandrechtlich erſchoſſen werden."

Von den ruſſiſchen Kriegsſchauplätzen

Rußlands Heer und Befeſtigungen

Nach der „France militaire" beträgt die geheim gehaltene Friedensſtärke des ruſſiſchen Heeres 1 843 295 Köpfe, von denen 1 323 248 in Europa ſtehen. Die Heeresmaſſe gliedert ſich in 37 Armeekorps; davon ſtehen 27 einſchließlich des Gardekorps und des Grenadierkorps in Europa, drei im Kaukaſus, zwei in Turkeſtan und fünf in

Sibirien. Die Verteilung der einzelnen Armeekorps auf die europäiſchen Militärbezirke iſt folgende: vier Korps ſtehen in St. Petersburg, vier in Wilna, fünf in Warſchau, fünf in Kiew, zwei in Odeſſa, fünf in Moskau und zwei in Kaſan. Dieſe Armeekorps unterſtehen nicht unmittelbar dem Kriegsminiſterium, ſondern ſind in 12 Militärbezirke eingeteilt, deren jeder eine Anzahl von Gouvernements umfaßt. An ihrer Spitze ſtehen Oberkommandierende, in denen man zugleich die zukünftigen Armeeführer zu ſuchen hat. Die zuerſt mobil gemachten Militärbezirke Kiew, Odeſſa, Moskau und Kaſan ſind diejenigen, die am weiteſten von der deutſchen Grenze entfernt liegen. An Deutſchland grenzen an die Bezirke St. Petersburg, Wilna und Warſchau.

Das mobile Armeekorps beſteht aus zwei Infanteriediviſionen, jede zu zwei Brigaden, zu zwei Regimentern, zu vier Bataillonen, alſo mit zuſammen 32 Bataillonen und einem fahrenden Maſchinengewehrkommando von acht Gewehren; ferner aus zwei Kavallerieregimentern zu je drei Eskadrons und einer Artilleriebrigade von zwei Regimentern zu je ſechs Batterien mit je acht Geſchützen nebſt Munitionspark; dazu noch eine Feldhaubitzabteilung zu zwei 12 cm-Batterien mit Munitionspark. Die Gefechtsſtärke eines ruſſiſchen Armeekorps beträgt 30 000 Mann, die Verpflegungsſtärke 43 000 Mann. Eine beſondere Formation ſind die ſelbſtändigen Schützenbrigaden (vier Schützenregimenter zu je zwei Bataillonen mit einem fahrenden Maſchinengewehrkommando zu acht Gewehren, und einer Schützenartillerieabteilung zu drei Batterien), von denen elf in Europa ſtehen, und die entweder den Armeen oder den Kavalleriediviſionen zugeteilt werden. Ein mobiles Kavalleriekorps ſetzt ſich aus zwei bis drei bereits im Frieden völlig kriegsſtark organiſierten Kavallerie- oder Koſakendiviſionen zuſammen, von denen jede zwei Brigaden zu zwei Regimentern mit je vier Eskadrons oder Sotnien, ein reitendes Maſchinengewehrkommando zu acht Gewehren und eine reitende bezw. Koſaken-Artillerieabteilung zu zwei Batterien umfaßt.

Die im Frieden dem Zolldienſt dienende Grenzwache (31 Brigaden und zwei ſelbſtändige Abteilungen) unterſteht dem Finanzminiſter, zählt aber im Kriege als Grenzſchutz gleichfalls zur bewaffneten Macht. Sie iſt der ganzen Grenze entlang aufgeſtellt; jeder Brigade ſind Streifen von 80—100 km zugewieſen.

Die 38 Reſervedivi ſionen (32 in Europa und ſechs in Aſien) werden aus den acht Jahrgänge der mit dem achten Dienſtjahr beginnenden Reſerve zweiter Kategorie und den nicht eingereihten Mannſchaften der erſten Kategorie gebildet. Bei der Kavallerie bilden nur die Koſaken Reſerveformationen.

Außerdem werden für alle Waffengattungen Erſatztruppen aufgeſtellt und im Kriege aus Mannſchaften vom 19. Dienſtjahr an die „Reichswehr" organiſiert, die 20 Diviſionen erſten und zweiten Aufgebots mit je vier Infanterieregimentern (zu je vier Bataillonen), je einem Kavallerieregiment, zwei Batterien und einer Sapeurkompagnie umfaßt.

Die geſamte Kriegsſtärke des ruſſiſchen Feldheeres einſchließlich der Reſervetruppen wird auf 2 400 000 Mann geſchätzt.

Die ruſſiſchen Truppen tragen eine graugrüne Felduniform, im Sommer Leinwandkittel, und Feldmützen als Kopfbedeckung, dazu bei der Garde einen Torniſter aus ſchwarzem Segeltuch, ſonſt einen Tragſack, der über der rechten Schulter getragen wird. Die Infanterie iſt mit einem Repetiergewehr Syſtem Moſſin (Nagant) bewaffnet, Kaliber 7,62 mm mit Paketladung von fünf Patronen, Spitzgeſchoß und rauchſchwachem Pulver (Taſchenmunition 120 Patronen); die Viſiereinteilung geht bis 1920 m. Das dreikantige Bajonett iſt ſtets aufgepflanzt. Die Maſchinengewehre Syſtem Maxim entſprechen dem Infanteriegewehr, können bis 600 Schuß in der Minute abgeben, ruhen bei der Infanterie auf fahrbaren Lafetten mit abnehmbarem Schutzſchild und werden auf zweiräderigen Karren oder Tragtieren befördert.

Übersichtskarte der deutsch-russischen und österr.-russischen Grenzgebiete

OSTSEE
GOTLAND
OLAND
KALMAR
Oskarshamn
Monsteras
Borgholm
Roma
Klintehamn
Ostergarn
Ronehamn
Hamra
Ottenby
Mörbylanga
WINDAU
Angermünde
Gibken
Markgrafen
Ugalen
Backofenberg
Felixberg
Kandau
Goldingen
Seemuppen
Hasenpot
Lehnen
Prekuln
Papensee
Nimmersatt
Schwarzort
Libau
Schkudy
Mosheiki
Popeljany
Salanty
Telschi
Krottingen
Jakubow
Lukniki
Retowo
Prokuls
Kaltenjany
Kelmy
Pojurshe
Rossieny
Rasdekrug
Rossitten
Tauroggen
Schmallininken
Tilsit
Tawe
Gr. Kuhren
Labiau
Mehlauken
Lengwethen
Schakin
Kraupischken
Stallupönen
Eydtkuhnen
Wirballen
Kuprity
Wyschtynez
Gumbinnen
Insterburg
Wehlau
Pillau
Neuhafwasser
Königsberg
Kowno
Koslowa-Ruda
Bilderweitschen
Krone
Preny
Mariampol
Kalwarija
Meteie
Krasnopol
Marzinkanzy
Suwalki
Augustow
Lyck
Prostken
Grajewo
Goldap
Oletzko
Angerburg
Gumbinnen
Nordenburg
Darkehmen
Gerdauen
Mehlsack
Bartenstein
Preußisch Eylau
Braunsberg
Pr. Eylau
Zinten
Heiligenbeil
Fischhausen
Neukuhren
Pillau
Danzig
Neufahrwasser
Zoppot
Oliva
Putzig
Hela
Neustadt
Lauenburg
Stolp
Schlawe
Rummelsburg
Dirschau
Marienburg
Pr. Holland
Elbing
Pr. Stargard
Christburg
Rastenburg
Lötzen
Boyen
Sensburg
Johannisburg
Nikolaiken
Allenstein
Osterode
Hohenstein
Soldau
Neidenburg
Graudenz
Konitz
Marienwerder
Ratzebuhr
Tuchel
Vandsburg
Gollub
Kulm
Briesen
Strasburg
Bromberg
Nakel
Kolmar
Thorn
Wapno
Bartschin
Rogasen
Hohensalza
Rypin
Mlawa
Ostrolenka
Lomscha
Bielostok
Wolkowysk
Slonim
Nowy Dwor
Serpez
Zjechanow
Pasmysch
Masowezk
Narew
Ostrow
Mjedwjedtschi
Sluzk
Olusk
Staryja Dorogi
Strjeschin
Baranowitschi
Nieswish
Bobruisk
Rogatschew
Shitin
Korma
Nowogrudok
Wansowez
Sokolka
Grodno
Ostrino
Lida
Lepeda
Ilkelewitschi
Morino
Nalibok
Koidanow
Dukora
Minsk
Tschernowa
Jakschizy
Dolgoje
Stary Bychow
Sswislotsch
Mogilew
Schklow
Schepelewitschi
Schewernitschi
Krupki
Borissow
Radaschkowitschi
Smilowitschi
Olschany
Molodetschno
Wilejka
Smorgon
Oschmiany
Wilna
Krewo
Mjadsiol
Ponitza
Meischagola
Krewitsch
Wiesbi
Tolotschin
Orsha
Dubrowno
Lepel
Tschaschniki
Sjenno
Kobylnik
Dokschitzy
Swenzjany
Widsy
Glubokoje
Sabor je
Uzany
Onikschty
Wilkomir
Malaty
Ponewiesh
Schaulen
Kelmy
Wassilischki
Keidany
Tschekischki
Turoggen
Kuprischki
Komai
Howo Alexandrowsk
Dunaburg
Druja
Ikasn
Opsa
Germanowitschi
Disna
Polozk
Witebsk
Uschatschi
Uschpol
Uschwaty
Usmyn
Mewel
Sapronowo
Jasno
Juchowitschi
Zerkowno
Golowatschiza
Krasnyi
Oserisdrische
Sebes
Grebio
Pelisdrische
Rybinischki
Sloboda
Daode
Jakobstadt
Friedrichstadt
Bauske
Janischki
Linkowo
Ligum
Birshi
Subbat
Ponedeli
Shagory
Mosheiki
Tiskaty
Riesmiza
Lisuzn
Brigi
Rybinischki
Wellikije-Luki
Bystrzyca
Schelwja
Sebes
Grebio
Opotschka
Warklani
Plasmanka
Ludsen
Lubahn
Iwdini
Pondery
Jurjensburg
Serben
Kremon
Wenden
Wolmar
Ronneburg
Marienhausen
Sitz
Ostrow
Stechnowo
Kajetschaja
Rshezki
Scholm
Troizo-Chlawitza
Toroienez
Noworshewsk
Uljechino
Kudewer
Prysanche
Jeremino
Belandino
Sabotschinje
Schelwja
Ljuschino
Ljutschewizy
Bontschi
Usmyn
Uswaty
Soraschi
Toschen
Ljubowitschi
Ljubowitschi
Nikulino
Gorodok
Ulla
Worsnetsch
Germanowitschi
Disna
Polozk
Witebsk
Ikasn
Druja
Wyrowlja
Krasnyi
Juchowitschi
Zerkowno
Golowatschiza
Sebes
Grebio
Rybinischki
Sloboda
Daode
Pelisdrische
Jasno
Mewel
Sapronowo

Völkerkrieg

Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart

Das Putilow-Geschütz Modell 1900 und 1902 der fahrenden und reitenden Artillerie hat ein Kaliber von 76,2 mm Rohrrücklauf, Schutzschilde und Panoramafernrohr und eine größte Schußweite von 6400 m für Granaten von 5550 m für Geschosse mit Brennzünder. Die leichte Feldhaubitze hat ein Kaliber von 121,9 mm und eine größte Schußweite von 7650 m. Die schwere Artillerie des Feldheeres ist mit schweren Feldhaubitzen zu 150 mm Kaliber und mit der 42 Linienkanone Schneider zu 106,7 mm Kaliber ausgerüstet.

Die Kavallerie ist mit dem Dragonergewehr Modell 91 mit dem Kaliber des Infanteriegewehrs und 40 Patronen Taschenmunition, mit einem Säbel, an dessen Scheide ein Bajonett zum Aufpflanzen befestigt ist, und im ersten Gliede mit Stahlrohrlanzen bewaffnet.

In Europa einschließlich des Kaukasus sind 360 Flugzeuge mit 180 Fliegeroffizieren vorhanden; 100 Privatflieger sollen in Reserve zur Verfügung stehen. Die vorhandenen Flugkräfte sind in fünf Feld-Luftschiffer-Kompagnien, sechs Festungs-Luftschiffer-Kompagnien mit je einer Fliegerabteilung und sechs Flieger-Kompagnien eingeteilt.

Den Oberbefehl über alle Armeen eines Kriegsschauplatzes führt ein „Höchstkommandierender", z. Z. Großfürst Nicolai Nicolajewitsch. Jede einzelne Armee wird von einem Armee-Oberkommando geleitet.

Zum Ausbau der schon 1912 vorhandenen Festungen und zum Bau neuer Plätze sind 1913 150 Millionen Rubel ausgeworfen worden. Grodno, Nowogeorgiewsk und Brest-Litowsk an der deutschen Grenze sollten zu Festungen ersten Ranges ausgebaut und die älteren Außenwerke von Warschau beseitigt werden.

Der Mittelpunkt der Verteidigung des finnischen Meerbusens, die in ihrer Gesamtheit von Reval bis Porkkala Udde „Seebefestigung Kaiser Peter der Große" genannt wird, ist Kronstadt-Petersburg, der Hauptbau- und Reparaturhafen der Kriegsmarine. Die Befestigungen von Reval sollen auch die Inseln Dagö und Oesel umfassen, die Befestigungen von Helsingborg und Sweaborg erstrecken sich bis Porkkala. Libau ist der Kriegshafen des südwestlichen Flottenstützpunktes.

Deutsche Gefechte an der ostpreußischen Grenze

1. August.

In der Nacht vom 1. zum 2. August haben russische Patrouillen die Eisenbahnbrücke über die Warthe bei Eichenried (an der Strecke Jarotschin—Wreschen) angegriffen. Der Angriff wurde jedoch abgewiesen.

Eine am gleichen Tage von den Russen gegen den Bahnhof Miloslaw eingeleitete Unternehmung ist verhindert worden. Gleichzeitig hat eine stärkere russische Kolonne mit Geschützen die Grenze bei Schwiddern (südöstlich von Bialla) überschritten; zwei Schwadronen Kosaken reiten auf Johannisburg.

Hiernach hat Rußland deutsches Reichsgebiet angegriffen und den Krieg eröffnet.

2. August.

Russische Kavallerie greift Johannisburg an, das von einer Eskadron des Dragonerregiments 11 besetzt ist. In Eydtkuhnen sind russische Patrouillen eingeritten. Das Postamt Bilderweitschen ist zerstört. Der Feind überschritt die Grenze an vielen Stellen.

3. August.

Teile der Besatzung von Memel haben einen Vorstoß feindlicher Grenzwachen aus der Richtung von Krottingen zurückgeschlagen.

4. August.

Deutsche Kavallerie griff das von Russen besetzte Kibarty an, einen an der Bahn gelegenen russischen Grenzort östlich von Stallupönen. Die Besatzung von Kibarty ver-

ließ fluchtartig den Ort, der beſetzt wurde. Eine in der Nähe befindliche ruſſiſche Kavalleriediviſion ſah dem Kampf untätig zu. Der feindliche Grenzſchutz iſt hiermit durchbrochen, was für unſere Aufklärung von größter Wichtigkeit iſt. Das zurückgehende ruſſiſche Detachement wurde verfolgt.

Bei Lengwethen wurden acht Mann einer ruſſiſchen Ulanenpatrouille von unſerem Landſturm gefangen genommen. Man brachte ſie nach Königsberg.

5. Auguſt.

Das Grenzſchutzdetachement in Soldau hat eine ruſſiſche Kavalleriebrigade, die einen Durchbruch nach Oſtpreußen verſuchte, zurückgeworfen und vernichtet. Kurz nachdem bei Soldau befindliche Truppen heute morgen angetreten waren, um ſtarke ruſſiſche Kavallerie zurückzuwerfen, erfolgte der Angriff der ruſſiſchen Kavalleriebrigade. Unter dem Feuer der deutſchen Truppen brach der ruſſiſche Kavallerieangriff unter ſchwerſten Verluſten zuſammen.

Beim Zurückweichen auf ruſſiſches Gebiet erlitten die Ruſſen bei Neidenburg weitere Verluſte. Der Sieg hat deutſcherſeits nur wenige Tote gekoſtet.

Ein deutſcher Artillerieoffizier, der an dem Gefecht bei Soldau teilgenommen hat, berichtet: „Bei dem Gefecht von Soldau hat unſere Batterie die erſten Lorbeeren geerntet. Unſere Artillerie lag ganz im Sand vergraben und war kaum zu ſehen; wir ſchickten eine Kompagnie Radfahrer aus; als dieſe von der ruſſiſchen Kavallerie erblickt wurde, wollten die Koſaken ſie über den Haufen reiten. Wir ließen ſie auf 500 bis 600 Meter herankommen, dann gab es Feuer. Auf ruſſiſcher Seite blieben 800 Tote, 200 Verletzte und 120 Gefangene, wovon 20 Offiziere waren. Wir ſelbſt hatten nur zwei Leichtverletzte."

Ein anderer Teilnehmer des Gefechts erzählt, die Ruſſen ſeien infolge ihrer beiſpielloſen Unachtſamkeit und ohne jede Aufklärung oder Führung ſozuſagen direkt in die Mündungen unſerer gutgedeckten Maſchinengewehre hineingeritten.

„In wenigen Minuten waren die in dichten Reitermaſſen auftretenden Feinde zu regelloſen Haufen zuſammengeſchoſſen, und als wir ganz nahe herangingen, zeigte es ſich, daß von den vielen Hunderten kaum einer mehr am Leben war. Auch faſt alle Pferde waren bereits tot, ſo verheerend hatte unſer auf kaum dreihundert Meter abgegebenes Maſchinengewehrfeuer gewirkt. Wir waren aber erſtaunt, als ſich unter den zahlloſen toten Ruſſen, mit Ausnahme weniger junger Offiziere, kein einziger höherer Vorgeſetzter befand! Das Rätſel ſollte bald aufgeklärt werden. Eine von uns abgeſandte Patrouille fand ein paar Kilometer öſtlich die ganze Geſellſchaft von Vorgeſetzten beiſammen: die Rittmeiſter, die beiden Oberſten und den Brigadegeneral. Letztere mit ihren Adjutanten. Sie hatten es vorgezogen, das Gefecht aus ſicherer Entfernung zu beobachten und ihre Mannſchaften ſo gut wie führerlos gegen uns anrücken zu laſſen! Sie wurden natürlich gleich gefangen genommen."

6. Auguſt.

Nach den Erfolgen der Grenzgefechte der letzten Tage ſind alle nach dem Inneren Rußlands führenden Bahnlinien auf ruſſiſchem Gebiete beſetzt.

8. Auguſt.

Drei Kompagnien Landwehr in Schmalleningken, öſtlich von Tilſit, wurden von zwei ruſſiſchen Infanteriekompagnien und einer Maſchinengewehrkompagnie angegriffen. Die Landwehr zwang die Ruſſen zum Rückzug auf Jurborg.

9. Auguſt.

Die Grenzſchutzabteilung in Bialla hat den Angriff einer ruſſiſchen Kavalleriebrigade zurückgeworfen. Acht Geſchütze und mehrere Munitionswagen ſind in unſere Hände gefallen.

10. August.

Drei zum Grenzschutz bei Eydtkuhnen stehende Kompagnien, unterstützt durch herbeieilende Feldartillerie haben die über Romeiken auf Schleuben vorgehende dritte russische Kavalleriedivision über die Grenze zurückgeworfen.

15. August.

Die Deutschen haben eine Reihe kleinerer Gefechte siegreich bestanden. Zwei russische Kavalleriedivisionen, denen russische Infanterie folgte, gingen vor und steckten das dicht an der Grenze gelegene Städtchen Marggrabowa in Brand. Sie sind heute wieder über die Grenze zurückgegangen. Ein bei Mlawa stehendes russisches Kavalleriekorps ist vor einer deutschen Kolonne nach Süden ausgewichen.

16. August.

Die Russen feiern laut die Eroberung einer deutschen Fahne, die sie in einem Gefecht bei Marggrabowa erobert haben wollen. Es handelt sich um eine Fahne, die bei feierlichen Gelegenheiten auf dem Postgebäude aufgezogen wird.

17. August.

In Stallupönen hat ein Gefecht stattgefunden, worin Truppenteile des 1. Armeekorps mit unvergleichlicher Tapferkeit kämpften, so daß der Sieg erfochten wurde. Mehr als 3000 Gefangene und sechs Maschinengewehre fielen in unsere Hände. Viele weitere russische Maschinengewehre, die nicht mitgeführt werden konnten, wurden unbrauchbar gemacht.

18. August.

Mlawa ist von deutschen Truppen besetzt worden.

Russische Deserteure in Ostpreußen

Wie die ostpreußischen Blätter melden, ist die Menge der russischen Deserteure sehr groß. An der Grenze eines einzigen ostpreußischen Kreises sind 200 bis 300 Kosaken übergelaufen und haben sich festnehmen lassen. Sie befinden sich in deutschem Gewahrsam. Ebenso werden von den anderen ost- und westpreußischen Kreisgrenzen viele Hunderte von russischen Ueberläufern gemeldet. Ein deutscher Soldat schreibt: „Die russischen Soldaten laufen uns nahezu alle freiwillig zu „vor Hunger". Einem Erschossenen haben unsere Aerzte den Magen nachgesehen. Der arme Kerl hatte nur Roggen-, Weizen und Gerstenkörner im Magen. So ist es um die Ernährung der russischen Truppen bestellt." Ein anderer hat folgende Episode erlebt: „Eine russische Reiterabteilung sprengt heran gegen eine deutsche Truppe, die bereit ist, den Feind zu empfangen. Aber der russische Offizier, der die Kavallerie befehligt, reitet weit voraus und schreit aus großer Entfernung: „Nehmt mich und meine Leute gefangen! Wir wollen uns bloß satt essen!" Die Russen wurden gefangen, und der Offizier sprach weiter die bezeichnenden Worte: „Wir wissen überhaupt nicht, für was wir kämpfen. Wir verhungern alle, wir ständen am liebsten auf eurer Seite. So wie ich und meine Leute denken alle russischen Soldaten." Russische Konservenbüchsen, die von deutschen Truppen gefunden wurden, waren mit Sand gefüllt!

Die Kosaken in Ostpreußen

17. August.

Die Kosaken haben in den preußischen Grenzdörfern schrecklich gehaust. Es sind zahlreiche Fälle von Mord und Raub berichtet worden. Die deutsche Regierung hat daraufhin der russischen durch Vermittlung einer neutralen Macht folgendes zur Kenntnis gebracht: „Die Meldungen aus unseren östlichen Grenzgebieten berichten übereinstimmend, daß die russischen Truppen, wo sie preußisches Gebiet betreten haben, gegen Ortschaften und deren wehrlose Einwohner sengend und plündernd vorgegangen sind. Besonders schwere Ausschreitungen sind aus den Gegenden von

Schirwindt, Lyck und Soldau gemeldet worden. Deutſchland erhebt vor der Oeffentlichkeit Einſpruch gegen eine ſolche dem Völkerrecht zuwiderlaufende Art von Kriegsführung. Wenn durch ſie die Kampfesweiſe einen beſonders ſchroffen Charakter annehmen ſollte, ſo trifft Rußland dafür allein die Verantwortung."

Deutſche und öſterreichiſche Gefechte an der polniſchen Grenze

3. Auguſt.

Das erſte Bataillon des Infanterieregiments Nr. 155 mit Maſchinengewehrkompagnie und das Ulanenregiment Nr. 1 ſind morgens in Kaliſch eingerückt. Die deutſchen Grenzſchutztruppen bei Lublinitz haben vormittags nach kurzem Gefecht Czenſtochau genommen; auch Bendzin wurde von deutſchen Truppen beſetzt.

Die Beſetzung von Kaliſch ſchildert ein Augenzeuge: „Die Ruſſen hatten vor dem Verlaſſen der Stadt alle Gefängniſſe geöffnet, ſo daß aus Furcht vor Ausſchreitungen der Freigelaſſenen auch ein großer Teil der Bevölkerung mit den Beamten und Soldaten flüchtete. Die Zurückbleibenden baten flehentlich die deutſche Patrouille, die inzwiſchen die Grenze überſchritten hatte, die Beſetzung der Stadt zu beſchleunigen. Auf der Bahnlinie hatten die Ruſſen vor dem Abzug Sprengungen vorgenommen und den Bahnhof in Kaliſch in Brand geſteckt. Die Stadt ſelber war aber noch unverſehrt, als unſere Truppen einzogen; ſie fanden gewaltige Vorräte an Getreide und Mehl vor, die ſich infolge der unmittelbar vor der Einführung der ruſſiſchen Getreidezölle ſtark geſteigerten deutſchen Ausfuhr dort aufgeſtapelt hatten. Doch war das Arſenal gefährdet, das durch raſche Maßnahmen gerettet wurde. Nach der Beſetzung der Stadt, die in voller Ordnung geſchah, wurde die beſchädigte Bahnlinie wieder hergeſtellt und einige vollbeladene Güterzüge aus dem brennenden Bahnhof auf deutſches Gebiet herübergerettet. Indeſſen brannten in der Ferne längs der Bahnlinie alle Bahnhöfe, die von den fliehenden Ruſſen in Brand geſteckt worden waren."

Aehnlich vollzog ſich die Einnahme von Czenſtochau. „Der erſte Angriff," berichtet ein Augenzeuge, „erfolgte ſeitens der Koſaken; nachdem ſie auf preußiſch-ſchleſiſches Territorium eingedrungen und ſich reichlich mit Bier, Schnaps und Schokolade verſehen hatten, kehrten ſie nach Herby zurück, verfolgt von einem preußiſchen Ulanen- und Infanterie-Detachement. Die Flucht der Ruſſen geſchah ſo überſtürzt, daß ſie offenbar nicht mehr Zeit fanden, ſämtliche Brücken und Geleiſe zu zerſtören, denn es blieb die Eiſenbahnbrücke bei Czenſtochau trotz zweimaliger Verſuche unverſehrt. Es wurden zwar zwei Bomben gegen die Brücke geſchleudert, jedoch erfolglos. Als die deutſche Kavallerie Czenſtochau eingenommen hatte, atmete die Bevölkerung auf. Die Deutſchen wurden mit Zigaretten, Nahrungsmitteln und Erfriſchungen bewirtet; dann wurde ihnen die Fluchtlinie der Ruſſen beſchrieben, worauf ſofort die Verfolgung aufgenommen wurde."

5. Auguſt.

Deutſche Kavallerie hat geſtern Weljun beſetzt. Sie wurden von der Bevölkerung mit Jubel begrüßt.

7. Auguſt.

Auch in Czenſtochau haben die Ruſſen bei ihrem Abzug die Gefängnistore geöffnet und alles Geſindel losgelaſſen. Um ½10 Uhr nachts wurde plötzlich aus den Fenſtern auf ein Bataillon, das auf dem Platz vor dem alten Paulaner Kloſter biwackierte, geſchoſſen. Das Bataillon wurde ſofort alarmiert und nun ging es Schuß um Schuß gegen die meuchelmörderiſche Geſellſchaft, deren Schießen bald zum Schweigen gebracht wurde. Es wurden dann 600 Subjekte gefangen, und um ein Exempel zu ſtatuieren, wurden zwei ſofort angeſichts der übrigen Gefangenen an der

Kloſtermauer ſtandrechtlich erſchoſſen. Vom Höchſtkommandierenden wurden dem ſofort vorgeführten Stadtpräſidenten 20 000 Rubel in Gold Kontribution auferlegt. Dieſe ſind bereits bezahlt. Ferner wurde die ſofortige Ablieferung aller Waffen verfügt. Auch die polniſche Bürgerſchaft, empört über dieſe Art ruſſiſcher Kriegsführung hat mitgewirkt, Verdächtige zu internieren, Waffendepots ausfindig zu machen und durch Maueranſchläge vor der Wiederholung ſolch heimtückiſcher Angriffe abzuſchrecken.

8. Auguſt.

Die öſterreichiſche Kavallerie hat Olkuſch und Wolbrom beſetzt und Fühlung mit den in Ruſſiſch-Polen ſtehenden Grenzſchutzdetachements des 6. Armeekorps aufgenommen. Achthundert galiziſche Jungſchützen überfielen bei Nacht etwa tauſend meiſt ſchlafende Koſaken bei Mjechow. Der Kampf dauerte einige Stunden und endete mit dem vollſtändigen Rückzug der Koſaken, die etwa vierhundert Tote und Verwundete hatten. Die Oeſterreicher hatten hundertvierzig Verwundete und beſetzten Mjechow.

9. Auguſt.

Die öſterreichiſchen Jungſchützen, die Mjechow einnahmen, haben ihren Marſch nordwärts nach Kſiaznice fortgeſetzt, das nach kurzem Scharmützel beſetzt wurde. Die Ruſſen ließen Tote, Verwundete und bedeutende Proviantvorräte zurück. Es heißt, daß auch Pilica und Kielze von den Ruſſen geräumt worden ſind. Unter den polniſchen Jungſchützen herrſcht große Begeiſterung. Die bisher an der Weichſel ſtehenden öſterreichiſchen Grenztruppen überſchritten den Fluß und ſetzten ſich am jenſeitigen Ufer feſt.

Die Deutſchen arbeiten an der Wiederherſtellung der von den Ruſſen in Polen zerſtörten Eiſenbahnen. Auch die Brücken zwiſchen Schoppinitz und Sosnowice ſind in der Wiederherſtellung begriffen.

11. Auguſt.

Die Strecke Sosnowice-Czenſtochau iſt wiederhergeſtellt. Es wurden zahlreiches rollendes Material und große Kohlenvorräte erbeutet.

13. Auguſt.

Die öſterreichiſch-ungariſchen Truppen ſind in Ruſſiſch-Polen weiter vorgerückt. Ungefähr 700 ruſſiſche Deſerteure wurden nach Linz, Salzburg und Innsbruck eingebracht. Bezeichnend für den Geiſt der öſterreichiſchen Truppen iſt die Tatſache, daß ein in ruſſiſche Gefangenſchaft geratener Huſar am nächſten Tag auf einem Koſakenpferd zu ſeiner Abteilung zurückkehrte.

15. Auguſt.

Die polniſchen Jungſchützen marſchieren, nachdem ſie Verſtärkung von Krakau erhalten haben, weiter nach Norden und haben die Städte Jedrzejow und Kielze nach kurzem Kampf mit den Ruſſen eingenommen. Die Ruſſen zogen in wilder Flucht zurück und ließen auf dem Kampfplatz viele Gefangene und Verwundete zurück, ebenſo ein ganzes Magazin mit Lebensmitteln.

16. Auguſt.

Die ruſſiſchen Truppen werden von der öſterreichiſchen Grenze zurückgenommen. Die Dörfer waren beim Einzug der Oeſterreicher faſt menſchenleer, da die fliehenden Ruſſen die Bevölkerung vor Grauſamkeiten der öſterreichiſchen Soldaten gewarnt hatten. Als dieſe die zurückgebliebenen Greiſe und Väter gut behandelten, kehrten die Dorfbewohner langſam zurück und freundeten ſich mit ihnen an. Die Deſertionen der ruſſiſchen Grenzwachen und der Koſaken nehmen immer größere Dimenſionen an. Die Rekruten, die in Ruſſiſch-Polen requiriert wurden, flüchten meiſtens, noch ehe ſie Iwangorod erreichen. Auf der Flucht nehmen ſie auch die requirierten Pferde mit. In den in der Nähe der Feſtungen gelegenen Orten herrſcht große Panik, denn die Ruſſen plündern im eigenen Lande.

Oeſterreichiſche Gefechte an der mittel- und oſtgaliziſchen Grenze

7. Auguſt.

Die Grenze Mittelgaliziens war der Schauplatz zahlreicher kleinerer Kämpfe. Unmittelbar nach dem Bekanntwerden der Kriegserklärung verſuchten ruſſiſche Kavalleriepatrouillen und Abteilungen über die Grenze vorzubrechen, wurden jedoch zum Rückzug genötigt. Auch an der Grenze Oſtgaliziens kam es zu kleinen Kämpfen, insbeſondere bei Podwoloczyſka, wo ſich ein öſterreichiſcher Poſten gegen eine bedeutende Ueberlegenheit behauptete. Bei Nowoſielitza erſtürmten öſterreichiſche Truppen die Höhe von Mohile, wo ſich ein ruſſiſcher Kordonpoſten in gutverſchanzter Stellung befand. Trotzdem der Feind Verſtärkungen erhielt, behaupteten die öſterreichiſchen Truppen den eroberten Poſten gegen wiederholte ruſſiſche Angriffe.

8. Auguſt.

In Oſtgalizien beſetzten die Oeſterreicher die auf feindlichem Gebiet gelegenen Grenzorte Radziwilow (Grenzbahnhof gegenüber von Brody), Wolotſchisk (Grenzbahnhof im öſtlichen Galizien) und Nowoſielitza bei Czernowitz.

9. Auguſt.

An der ganzen Grenze Oſt- und Mittelgaliziens erneuerten die Ruſſen geſtern früh ihre Verſuche, in öſterreichiſches Gebiet einzufallen. Außer ihrer Kavallerie traten auch Infanterieabteilungen mit Geſchützen in Tätigkeit. Trotzdem vermochte der öſterreichiſche Grenzſchutz alle Angriffe abzuwehren. Die von den Oeſterreichern dabei erlittenen Verluſte ſind geringfügig. Ein beſonders heftiger Kampf entſpann ſich mit zwei Sotnien Koſaken. Der angegriffene Grenzpoſten hielt den Feind auf und nahm ihm neun Pferde ab, die von einigen im Reiten geübten Soldaten des Poſtens benutzt wurden, um eine Attacke zu reiten. Das veranlaßte die durch das Feuer ſchon arg mitgenommenen Koſaken zur eiligen Räumung des Gefechtsfelds, auf dem ſie 90 Tote und Verwundete zurückließen.

12. Auguſt.

Im Norden verſuchten ruſſiſche Kavalleriepatrouillen öſtlich der Weichſel gegen den San vorzudringen, wurden aber überall zurückgewieſen. Gegen Brody verſuchten die Ruſſen mit drei Schwadronen und Maſchinengewehren vorzugehen, wurden aber über die Grenze zurückgeworfen.

17. Auguſt.

An verſchiedenen Punkten der galiziſchen Nordoſtgrenze verſuchten gemiſchte ruſſiſche Abteilungen vorzudringen, jedoch ohne Erfolg. Ihre Tätigkeit beſchränkte ſich auf die Plünderung und das Anzünden wehrloſer Grenzdörfer.

20. Auguſt.

Die Ruſſen machten mehrere Verſuche, über die Grenze der Bukowina vorzudringen. Dieſe Verſuche wurden jedoch von den öſterreichiſchen Truppen energiſch zurückgewieſen. Beſonders zwiſchen Novoſieliz und Okna erlitten die Ruſſen ſchwere Verluſte. Die Oeſterreicher beſetzten das Gebiet zwiſchen Novoſielitza, Balanutovka und Rahavenzy und zerſtörten bei Okna die Telegraphenleitungen, ſowie das ruſſiſche Poſtgebäude. Die Ruſſen verſuchten an mehreren Punkten das Vordringen öſterreichiſcher Truppen zu verhindern, wurden jedoch ſtets mit großen Verluſten zurückgedrängt.

Anm.

Die meiſten Gefechte an der ruſſiſchen Grenze ſcheinen Zuſammenſtöße mit dem ruſſiſchen Grenzſchutz geweſen zu ſein. Entſcheidenden ſtrategiſchen Einfluß werden ſelbſt die bedeutenderen unter dieſen Gefechten nicht gewinnen.

Rußland während der Mobilmachung

Aus Petersburg

Aus dem Briefe eines Schweden

Daß die Ruſſen eine Invaſion in Petersburg erwarten, iſt ganz deutlich. Die Gelder der Reichsbank und alle Koſtbarkeiten aus der Eremitage ſind von Petersburg nach Moskau transportiert worden. Rings um die Stadt wird der Wald niedergehauen, und ſechs Meter tiefe Laufgräben werden hergeſtellt. Die Lage ſcheint ziemlich düſter für die Ruſſen, beſonders wenn man an die großen Streiks, die dem Krieg vorangingen, denkt. Man muß beinahe denken, daß die Ruſſen ihre gewöhnliche Taktik bei inneren Unruhen benutzen: den Krieg. Falls dieſer Krieg unglücklich enden ſollte, iſt es wohl ſicher, daß Revolution ausbricht, und ſich neue Verhältniſſe im ruſſiſchen Reiche geſtalten werden.

Die Art, wie das Volk durch Straßenumzüge in aufgeregte Stimmung verſetzt wird, kann ſich ein Ausländer, der nicht in Rußland war, überhaupt nicht vorſtellen, am wenigſten die kirchlichen Demonſtrationen. An der Spitze ſchreitet ein Metropolit mit wogendem Bart und langem Haar, in fußlangem, goldbeſetztem Mantel. Hinter ihm wird ein großes Heiligenbild nebſt einer Menge kirchlicher Standarten und Fahnen mit Inſchriften getragen. Alle Leute gehen barhaupt und ſingen, von einem Popen geleitet, ein eintöniges Lied. Er bekreuzt ſich beſtändig, Segenſprüche murmelnd. Man fühlt, welch unerhörte Macht die Kirche über das Volk hat und empfindet bei dieſen eigentümlichen Zeremonien Beklemmung.

Die weltlichen Demonſtrationen wirken durchaus arrangiert. Einige bezahlte Studenten*) tragen ruſſiſche, franzöſiſche, engliſche und ſerbiſche Flaggen. Ihnen folgt ein Haufen ſchmutziger Geſtalten, die auf ein gegebenes Zeichen „Hurra" rufen und „Nieder mit Oeſterreich und Deutſchland" ſchreien oder Hochrufe auf Serbien und die anderen Bundesgenoſſen ausbringen. Ich hörte mit eigenen Ohren wie einer „Nieder mit Serbien!" rief, aber als er auf den Fehler aufmerkſam gemacht wurde, ebenſo froh „Nieder mit Oeſterreich!" ſchrie.

Die Mobiliſierung geht ſehr langſam vor ſich; viele müſſen nachts von der Polizei geholt werden. Kleider und Ausrüſtung gibts nicht, im Anfang wenigſtens nicht. Die Wehrpflichtigen bekommen eine Kokarde an die Mütze und damit ſcheint die Sache erledigt zu ſein. Nirgends ſieht man Enthuſiasmus, bloß ſtoiſche Unterwürfigkeit. Mit dem Eſſen in den Quartieren iſt es ſehr ſchlecht beſtellt. Und Krankheiten fangen ſchon jetzt zu wüten an. Daß dieſe Leute ſiegen könnten, ſcheint faſt ausgeſchloſſen zu ſein. Sie werden bloß Kanonenfutter für die Deutſchen.

Von der ruſſiſchen Mobilmachung

Die Häufigkeit der Deſertionen und die große Zahl von Gefangenen in den Grenzgefechten erklärt ſich zum Teil aus der ſchlechten Verpflegung, zum Teil aus der bei den Deutſchruſſen, Polen und Ukrainern ſelbſtverſtändlichen nationalen Erbitterung gegen den Zarismus. Zu dieſen an ſich nicht unmoraliſchen Motiven tritt aber eine Korruption und Diſziplinloſigkeit, wie ſie ſchlimmer nicht gedacht werden kann. Einige bezeichnende Beiſpiele aus den Tagen der Mobilmachung mögen hier folgen:

13. Auguſt.

Nachrichten von der Grenze zufolge haben ruſſiſche Dragoner ihre Pferde für 25—30 Mark verkauft und ſind davongelaufen. Für Kenner der Verhältniſſe

*) Die deutſchfeindliche Zeitung „Nowoje Wremja" bezahlte anfangs 30, ſpäter 50 Kopeken für den Mann.

bedeutet das nichts Neues, da die Offiziere es im allgemeinen ebenſo machen. So hieß es kürzlich, daß bei drei Kavallerieregimentern einer ruſſiſchen Garniſon, die nicht zu weit von der oſtpreußiſchen Grenze lag, tatſächlich nur Pferde für ein Regiment vorhanden waren, die je nach Bedarf ausgewechſelt wurden.

14. Auguſt.

Wegen rieſiger Unterſchleife verübte ein Intendant der ruſſiſchen Feſtung Wiborg Selbſtmord. In den ſtaatlichen Magazin fehlten 700 000 kg Getreide.

18. Auguſt.

In einem ruſſiſchen Grenzdorf fanden die deutſchen Soldaten zwei Leutnants und einen Korporal gefeſſelt vor. Die Hände waren ihnen mit Riemen vom Pferdezeug auf den Rücken gebunden, und alle drei hatte man mit Stricken ſo feſt zuſammengeſchnürt, daß ſie ſich buchſtäblich nicht rühren konnten und ſtarke Einſchnitte am Körper aufwieſen. Die Offiziere waren von ihren eigenen Dragonern unſchädlich gemacht worden, weil ſie ihre Leute und deren Pferde hatten hungern laſſen und die zur Verpflegung angewieſenen Gelder nicht auszahlten, ſondern vertranken.

Die ruſſiſche Ernte

Die deutſchen Konſulate in Kiew und Libau haben noch kurz vor der Einſtellung ihrer Tätigkeit amtliche Berichte über den Saatenſtand in ihren Bezirken eingeſandt; danach hat Rußland ein ſchlimmes Teuerungsjahr zu erwarten. Ueber den Umfang der Mißernte berichtet die „St. Petersburger Zeitung" in einer ihrer letzten Nummern, die noch nach Deutſchland gelangten: „In den Gegenden, wo das Winterkorn bereits geſchnitten worden iſt, rechnet man mit mittleren Erträgen, doch kann vieles noch verdorben werden, das hängt ganz von der Geſtaltung des Herbſtes ab. Das Sommerkorn iſt aber ſchon zum größten Teil ſo ſchwer geſchädigt worden, daß von Erträgen gar keine Rede ſein kann. Der ganze Nordweſten, auch die hochkultivierten Oſtſeeprovinzen und das fruchtbare Wolgabaſſin, ſehen einer völligen Mißernte entgegen. Trotzdem wird ſich für das ganze Reich eine gewiſſe Buntheit ergeben, denn die Bodenverhältniſſe und die klimatiſchen Bedingungen ſchwanken nicht nur innerhalb eines Kreiſes und Gouvernements, ſondern ſogar innerhalb der Grenzen eines Dorfes und Gutes. Das Geſamtbild ergibt ſchon jetzt eine partielle Mißernte, deren Umfang freilich noch nicht bekannt iſt, der ſich aber von Tag zu Tag vergrößert und nun auch ſchon einen erheblichen Ausfall an Futtermitteln in ſich ſchließt. Der ruſſiſche Bauer und der Gutsbeſitzer gehen demnach ſchweren Zeiten entgegen: die Reihe von guten Ernten iſt jäh unterbrochen worden, und es wird wieder einmal bewieſen werden, auf wie ſchwachen Füßen Rußlands Drei-Milliardenbudget eigentlich ſteht. Die ſchlechte Ernte muß von verhängnisvollem Einfluß auf die geſamte Wirtſchaftsgebarung des Landes ſein." Man bedenke, daß dieſe Zeilen noch vor dem Ausbruch des Kriegs geſchrieben waren, und man wird begreifen, welche Perſpektiven ſich unter den jetzigen Umſtänden für die ruſſiſche Volkswirtſchaft eröffnen.

Der Zar

16. Auguſt.

Der Zar und die Zarin ſind mit dem Großfürſten-Thronfolger und den Töchtern nach Moskau abgereiſt. Das ruſſiſche Zeremoniell verlangt, daß der Zar zu Beginn eines Kriegs an den Nationalheiligtümern im Kreml und vor der liberiſchen Mutter Gottes Gebete verrichtet.

22. Auguſt.

Der Zar iſt mit ſeiner Familie nach Petersburg zurückgekehrt.

Die Gärung in den ruſſiſchen Provinzen

Finnland

13. Auguſt.

In Finnland herrſcht Mangel an Lebensmitteln. Für die ruſſiſchen Soldaten wird faſt gar nicht geſorgt. Durchreiſenden Deutſchen wurde aufs beſtimmteſte verſichert, ein finniſcher Lotſe habe einen großen ruſſiſchen Panzerkreuzer in den finniſchen Schären auf Grund geſetzt, um ihn gefechtsunklar zu machen.

14. Auguſt.

Die ruſſiſchen Truppen verlaſſen Finnland, um ſich im Innern des Reiches zu konzentrieren. Die Mobilmachung in Finnland gilt als geſcheitert, da ſich nur wenige Einberufene auf den Rekrutierungsbureaus in Helſingfors und Wiborg gemeldet haben. Eine Zwangseinziehung der Mannſchaften konnte in Finnland in Ermangelung einer ruſſiſchen Landpolizei nicht durchgeführt werden. Die in Helſingfors und Wiborg ſtationierten zwei finniſchen Diviſionen ſind am Montag nach ihren Feldquartieren ausgerückt, ohne vorher die Reſerviſtentruppen eingezogen zu haben. Die ruſſiſchen Grenzwachen bei Torneo und Pello an der finniſch-ſchwediſchen Grenze ſind ſeit dem 10. Auguſt verſchwunden. Die Grenzhäuſer und Magazine ſind verbrannt.

18. Auguſt.

Der Zar hat den Generalgouverneur von Finnland aufgefordert, den finniſchen Senat zum 30. Auguſt nach Helſingfors einzuberufen zur Entgegennahme eines kaiſerlichen Manifeſtes, betreffend die Wiedereinſetzung der autonomen finniſchen Behörden. Einen ähnlichen Trick hatte der Zar ſchon 1905 angewandt, als die Revolution vor der Tür ſtand, ohne jedoch ſein Wort zu halten.

19. Auguſt.

Rußland war im Begriff, ſeine Truppen aus Finnland zurückzuziehen; Tag und Nacht rollten Militärzüge von Wiborg nach St. Petersburg. Die Beſatzungen der einzelnen Feſtungen wurden ſtark verringert. An manchen Orten wurde die Bevölkerung entwaffnet. Aber plötzlich trat ein vollſtändiger Umſchwung ein. Die Truppenbewegung ging nunmehr in entgegengeſetzter Richtung vor ſich und die Beſatzungen wurden nicht nur in der früheren Stärke wieder hergeſtellt, ſondern bedeutend vermehrt. Wiborg erhielt ſtatt der bisherigen 35 000 Mann 85 000 Mann. Sofort wurde auch mit neuen Schanzarbeiten begonnen, der Hafeneingang wurde mit Minen verſperrt, ohne daß es fremden Schiffen erlaubt worden war, den Hafen zu verlaſſen.

Die Bewegung in Polen

28. Juli.

Die Kommiſſion der Förderierten Polniſchen Unabhängigkeitsparteien hat einen Aufruf erlaſſen, in dem die Polen zum Aufſtand gegen Rußland aufgefordert werden. Darin heißt es:

„Am jetzigen Kriege nehmen wir teil als tätige Kraft. Dieſes Moment wurde von uns ſeit einer Reihe von Jahren vorausgeſehen. Ungeachtet mächtiger Hinderniſſe, deren Quelle die Gedankenloſigkeit und Verdorbenheit unſerer einflußreichſten Geſellſchaftskreiſe war, haben wir unermüdlich der öffentlichen Meinung der Polen ihre Aufgaben und Pflichten klargelegt. Die jüngſten Ereigniſſe beſtätigen vollends unſere Vorausſichten. Heute darf es in Polen keine „Ruſſiſche Partei" mehr geben. Beim Ausbruch des Krieges müſſen ſich alle Polen gegen Rußland wenden, den ewigen und gefährlichſten Feind des polniſchen Volkes. Unſere Militärorganiſationen, dieſer Keim einer künftigen polniſchen Armee,

werden ihre Pflicht tun. Die Pflicht unſerer Geſellſchaft beſteht in einer kräftigen Zufuhr von Menſchen zu dieſer Organiſation und in Geldſammlungen für den polniſchen Militärſchatz. Bewußt ihrer Verantwortlichkeit vor dem Gericht der Geſchichte, wird unſere Organiſation ihre Vorbereitungsarbeiten zur Erlöſung der Heimat weiter führen bis zum Moment, in dem ſie eine Nationalregierung ins Leben rufen kann."

1. Auguſt.

In der Mobilmachungsordre des Zaren ſind die einzelnen Gouvernements und Bezirke angeführt, in denen die Mobiliſierung zu erfolgen hat. So unglaublich es auf den erſten Blick klingt: kein einziges Gouvernement Kongreß-polens iſt in dieſer Ordre angeführt. In einzelnen Bezirken wurden jedoch trotzdem die Pferderequirierungen und in den größeren Städten, wie Warſchau, Lublin uſw., auch die allgemeine Mobilmachung verkündet. Die polniſche Landbevölkerung wurde jedoch völlig übergangen.

3. Auguſt.

Vor dem Einzug der deutſchen Truppen in Czenſtochau kam es dort zu einem Aufruhr. Polniſche Reſerviſten meuterten, wobei ſich eine förmliche Schlacht mit regulären ruſſiſchen Truppen entſpann. Die Reſerviſten überfielen die Magazine. Auf beiden Seiten gab es große Verluſte.

7. Auguſt.

Der Generalgouverneur von Warſchau, Zylinskij, hat etwa 20 Bürger der Stadt Warſchau zu ſich berufen. In einer allgemeinen Anſprache übergab er Warſchau in ihre Hände und empfahl ihnen, die Ordnung in der Stadt aufrecht zu erhalten. Hierauf zogen ſich der Gouverneur und das Militär in das Innere des Landes zurück. Man nahm alles Geld und ſämtliche Akten mit und überließ Warſchau wehrlos ſeinem Schickſal. Der Reichsſchatz war ſchon vorher entfernt worden.

Dazu wird aus Warſchau geſchrieben: „Die Ruſſen ſind fort. Es klingt wie ein Traum. Noch vor einigen Tagen erhielt man, wenn jemand dies anzudeuten wagte, allgemein die Antwort: Wahnſinn! Phantaſie! und doch ſind die Ruſſen heute fort, einfach geflüchtet. Nach ungeheuren Mengen vergoſſenen Bluts, nach fünfzig Jahren ſchrecklichſter Grauſamkeiten. Noch in den letzten Tagen wurden Nacht für Nacht neun oder mehr Unglückliche gehängt und die Häftlinge in den Zellen gefoltert. Vor etlichen Wochen noch hatten wir eine förmliche Jagd auf die Schuljugend, die akademiſche Jugend, die Pfadfinder und die Schützen. Heute iſt dies alles vorbei. Es gibt keine Beamten mehr, welche die Aufgabe haben, Banditen zu organiſieren. Heute kann man ſich endlich auf die Straße hinauswagen. Jetzt können der einzelne und alle zuſammen die Larve abwerfen und ein jeder kann zeigen, wer und was er iſt."

In einem anderen polniſchen Brief heißt es: „Die Zurückziehung der ruſſiſchen Truppen aus Ruſſiſch-Polen war für einen Kenner der Verhältniſſe vorauszuſehen; denn die ruſſiſche Armee des Militärkreiſes Warſchau iſt zu ſchwach, um den Andrang deutſcher und öſterreichiſcher Truppen auszuhalten. Dieſe militäriſche Maßnahme Rußlands iſt aber auch durch die Haltung der Bevölkerung begründet. Hundert Jahre Gewaltherrſchaft haben bewirkt, daß Rußland auf ſeine Reſerviſten polniſcher Nationalität nicht rechnen kann und ihnen nicht trauen darf. Unter normalen Verhältniſſen hilft ſich Rußland damit, daß es die polniſchen Mannſchaften auf den Kaukaſus, nach Sibirien uſw. verſchickt. Rußland darf es überhaupt nicht wagen, in Polen Reſervetruppen und Landſturm zu mobiliſieren und zu bewaffnen, da dieſe Formationen ſich leicht gegen Rußland wenden könnten. Daher war auch vorgeſehen, in Ruſſiſch-Polen nur eine Reſerve-Infanteriediviſion aufzubringen; die übrigen Reſerviſten ſollten ins Innere Rußlands transportiert werden. Auch dieſe teilweiſe Mobiliſierung iſt mißt-

lungen. Im Kohlenrevier an der Grenze Galiziens und Schleſiens erhoben die Einberufenen bewaffneten Widerſtand; von 3800 Mann, die ſich z. B. in Czenſtochau geſtellt hatten, kehrten 3600 heim! Wäre die Geſinnung der Polen den Ruſſen gegenüber anders, ſo könnte Rußland eine bedeutende Armee in Ruſſiſch-Polen rekrutieren, mindeſtens 500 000 Mann, und brauchte ſich aus Polen nicht zurückzuziehen. So aber bleiben die polniſchen Militärpflichtigen daheim und werden maſſenweiſe den aus Oeſterreichiſch-Polen einrückenden Freiſcharen zuſtrömen."

9. Auguſt.

Der öſterreichiſche Oberbefehlshaber hat beim Einmarſch ſeiner Truppen in Ruſſiſch-Polen folgenden Aufruf verbreiten laſſen: „An das polniſche Volk! Durch den Willen Gottes, der die Schickſale der Völker lenkt, und durch die Macht unſerer oberſten Kriegsherren überſchreiten die verbündeten öſterreichiſch-ungariſchen und deutſchen Armeen die Grenze. Hiermit bringen wir auch den Polen Befreiung vom moskowitiſchen Joche. Begrüßt unſere Fahnen mit Vertrauen; ſie bringen euch Gerechtigkeit! Sie ſind euch und euren Stammesbrüdern nicht fremd. Millionen des polniſchen Volkes ſind ſeit nahezu anderthalb Jahrhunderten im Verbande der Donaumonarchie ſowie des deutſchen Reiches zu hervorragender kultureller Entwicklung gelangt, und ſchon ſeit den Zeiten des Königs Sobieski, der einſt den bedrohten Staaten der Habsburger tatkräftige Hilfe brachte, ſind die ruhmreichen Traditionen Polens auf das innigſte mit ſeinen weſtlichen Nachbarſtaaten verknüpft. Wir kennen daher und verſtehen die Ritterlichkeit und hohe Begabung des polniſchen Volkes. Die Schranken zu ſprengen, die euren Verkehr mit den Errungenſchaften der weſtlichen Kultur behindern und euch alle Schätze geiſtigen und wirtſchaftlichen Aufſchwungs vorenthalten, iſt die Aufgabe, die uns aus dieſem Feldzuge erwächſt. Polen! Vertraut euch freudig und rückhaltlos unſerem Schutze an! Unterſtützt uns in unſeren Beſtrebungen aus voller Seele! Jedermann vertraue auf die Gerechtigkeit und Milde unſeres erhabenen Kriegsherrn und erfülle die Pflichten ſeines Berufes, die Pflichten zur Erhaltung ſeiner Heimſtätte, die Pflichten, die der Wille Gottes des Allmächtigen durch die gegenwärtige Wendung euch vorgezeichnet hat. Das Oberkommando der k. k. öſterreichiſch-ungariſchen Armeen."

14. Auguſt.

Die ruſſiſche Regierung macht große Anſtrengungen, die polniſche Bevölkerung für ihre Sache zu gewinnen. In einem Aufruf, der in Ruſſiſch-Polen verbreitet wurde, und der vom Zaren, von ſämtlichen Großfürſten und von der Regierung unterzeichnet iſt, wird den Polen verſprochen, daß ſie, wenn ſie eine loyale Haltung gegenüber Rußland einnehmen, nach dem Kriege eine Autonomie nach der Muſter der Verfaſſung von 1815 erhalten. Eine Proklamation gleichen Inhalts hat der Oberbefehlshaber der ruſſiſchen Armee, Großfürſt Nikolajewitſch, an die Polen erlaſſen. „Unter dem Zepter des Zaren," heißt es hier, „wird Polen neugeboren werden, frei in ſeiner Religion und Sprache. Die ruſſiſche Selbſtregierung erwartet von euch nur gleiche Achtung für die Rechte der andern Stämme, mit denen die Geſchichte euch verbunden hat. Von den Ufern des Stillen Ozeans bis zur Nordſee ſind die ruſſiſchen Heere im Anmarſch. Die Morgenröte eines neuen Lebens beginnt für euch, und in dieſer glorreichen Morgenröte erblickt man das Zeichen des Kreuzes, Sinnbild der Leiden und der Auferſtehung der Völker!"

Ein weiterer Aufruf des Zaren richtet ſich an die polniſchen Juden. Er erinnert „ſeine lieben Jüdchen" an die vielen Wohltaten, die ſie in ganz Rußland und beſonders auch vom Hauſe Romanow genoſſen haben und fordert ſie auf, ſich freiwillig zum Militärdienſt zu ſtellen, da die Intereſſen der Juden mit denen des ruſſiſchen Reiches eng verbunden ſeien.

15. Auguſt.

In Krakau wurde ein Aufruf der jüdiſchen Bevölkerung angeſchlagen, in dem erklärt wird, die jüdiſche Bevölkerung Krakaus und ganz Galiziens fühle ſich ohne jede Einſchränkung mit den Beſtrebungen der polniſchen Nation ſolidariſch. Der Aufruf war von den angeſehenſten jüdiſchen Bürgern Krakaus unterzeichnet.

17. Auguſt.

In Warſchau iſt die „polniſche Nationalregierung" wiedereingeſetzt worden. Damit tritt zum dritten Male ſeit Polens Teilung (1795) als die höchſte Offenbarung des polniſchen Volkswillens die ſogenannte „polniſche Nationalregierung" (Polski Rzond Narodowy) zuſammen. Im Jahre 1831 organiſierte ſie den „Januaraufſtand", nachdem ſie das ruſſiſche Kaiſerhaus für abgeſetzt erklärt hatte. 1863, als die mit beſtialiſcher Strenge durchgeführte „Rekrutierung", die Polen von den nationaldenkenden Elementen ſäubern ſollte, aber alle Herzen für die Revolution gewann, befehligte die „Nationalregierung" die ganze Bewegung.

Die Ukraine

3. Auguſt.

Eine ganze Schwadron ukrainiſcher Koſaken iſt in voller Ausrüſtung mit ihren Pferden in Czernowitz angekommen und hat ſich gefangen gegeben.

9. Auguſt.

Auch für die Kleinruſſen oder Ukrainer (die Bewohner der Landſchaft an beiden Ufern des mittleren Dnjepr), die nicht minder als die Finnen, Polen und Juden Väterchens Knute zu fühlen bekommen haben, ſoll jetzt die Stunde der Befreiung ſchlagen. Einſtweilen haben die öſterreichiſchen Ukrainer die Organiſation des ukrainiſchen Volks, zunächſt in Oeſterreich ſelbſt, in die Hand genommen. Der „ukrainiſche Hauptrat" in Lemberg hat eine öffentliche Anſprache folgenden Inhalts erlaſſen: „Ein Sieg Rußlands würde das ukrainiſche Volk der öſterreichiſch-ungariſchen Monarchie unter das ſelbe Joch bringen, unter dem die 20 Millionen Ukrainer des Zarenreichs leben. Deshalb fordert der gegenwärtige Augenblick das ukrainiſche Volk auf, einmütig gegen das Zarenreich einzutreten. Der Sieg Oeſterreich-Ungarns wird unſer Sieg ſein. Alle Kraft muß aufgeboten werden, damit der hiſtoriſche Feind der Ukrainer gedemütigt werde."

Revolution im Kaukaſus

11. Auguſt.

Die Ruſſen räumen ſeit einigen Tagen eilig die Nachbargebiete der ruſſiſch-türkiſchen Grenze, wobei ſie die Lebensmitteldepots verbrennen. Eine Diviſion Kavallerie zog ſich nach Kars zurück. Die Bevölkerung flüchtet nach der Türkei, ebenſo viele ruſſiſche Deſerteure. In Baku ſind Unruhen ausgebrochen.

19. Auguſt.

Der Aufſtand im Kaukaſus gewinnt an Ausdehnung. Die Aufſtändiſchen ſprengten eine Brücke über den Araxesfluß an der einzigen Eiſenbahnlinie, die Rußland mit Perſien verbindet. Die ruſſiſchen Truppen fliehen mit Sack und Pack an die türkiſche Grenze und auch auf türkiſches Gebiet.

21. Auguſt.

Der Aufſtand im Kaukaſus gegen Rußland hat ſich zu einer vollen Revolution entwickelt. Seit Tagen finden blutige Kämpfe zwiſchen den Aufſtändiſchen und den treu gebliebenen ruſſiſchen Truppen ſtatt. Der Verlauf der Ereigniſſe im Kaukaſus und an der Grenze wird in türkiſchen Regierungskreiſen mit zunehmender Unruhe verfolgt. Abordnungen der kaukaſiſchen Grenzorte erſcheinen bei den türkiſchen Truppenkommandanten und bitten um den Einmarſch der türkiſchen Armee.

Von den deutsch-französischen Kriegsschauplätzen

Das französische Heer

Die Friedensstärke des französischen Heeres beträgt 762 000 Mann ohne die Truppen in den Kolonien; es gliedert sich im Frieden in 21 Armeekorps und zehn Kavalleriedivisionen. Die Infanterie zählt rund 418 000, die Kavallerie 68 000, die Artillerie 103 000, die Genie- und Verkehrstruppen 29 000 Mann; 64 000 Mann, die sogenannten Hilfsdienste, sind ohne Waffen.

Im Kriege wird die Feldarmee, einschließlich des in Frankreich stehenden Kolonialkorps, aus den Reserveformationen, aber ohne die Ersatzformationen und ohne die Territorialarmee, auf rund 1100 Bataillone, 590 Eskadrons, 820 Batterien, zusammen 1 200 000 Mann Infanterie, 50 000 Reiter und 3300 Geschütze veranschlagt; sie besteht aus zehn Kavalleriedivisionen, 20 Armeekorps mit zusammen 43 Infanteriedivisionen, einem Kolonialarmeekorps zu drei Divisionen, 20 Reservekavalleriebrigaden und 20 Reservedivisionen von zwei oder drei Brigaden mit zusammen sechs Regimentern.

Diese Vermehrung der Friedensstärke der französischen Armee wird durch die Reservetruppen ermöglicht. Bei der Infanterie gibt es ebensoviele Reserve-Regimenter wie aktive Regimenter, nämlich 173; aus ihnen wird bei jedem Armeekorps eine Korps-Reservebrigade zu zwei Regimentern und eine Reserve-Infanteriedivision, vermutlich zur Aufstellung von Reservekorps, gebildet. Außerdem werden noch acht Reserve-Kolonialregimenter in Frankreich selbst, sowie vier Reserve-Zuavenregimenter und 31 Reserve-Jägerbataillone aufgestellt.

Die Kavallerie stellt für jedes Regiment vier Reserve-Eskadrons auf; die Artillerie vermehrt ihre Geschütze auf 144 für jedes Korps und bildet für jede Reservedivision wahrscheinlich noch neun weitere Batterien. Auch die Fußartillerie soll für jedes der zwölf Regimenter eine Reserveabteilung aufstellen.

Außer diesen Reservetruppen sind noch die sogenannten Territorialtruppen vorhanden, die aus den Mannschaften vom 15. Dienstjahre ab gebildet werden, also ungefähr unseren Landwehrtruppen entsprechen. An Territorial-Infanterie werden 145 Regimenter aufgestellt zu je drei Bataillonen, sieben Jäger- und 14 Zuavenbataillone, an Territorial-Kavallerie 17 Eskadrons Dragoner, 19 Eskadrons leichter Kavallerie und drei Eskadrons afrikanischer Jäger, an Artillerie 57 Feldartillerie-, zwei Gebirgsartillerie- und elf Fußartillerie-Abteilungen, ferner 21 Geniebataillone und 20 Train-Eskadrons. Die Reserve der Territorialarmee bilden die sieben ältesten Jahrgänge.

Die Truppen in Nordafrika, die gleichfalls zur Verwendung in Europa bestimmt sind, setzen sich aus rund 50 000 Weißen, 40 000 Arabern und 12 000 Senegalnegern zusammen. Im ganzen rechnet man in Frankreich auf 4½ bis 4¾ Millionen ausgebildeter Leute.

Die Waffe der Infanterie ist das Lebelgewehr Modell 1893 mit 8 mm Kaliber. Es hat ein Röhrenmagazin unter dem Lauf für acht Patronen. Das Visier reicht bis 2400 m, die größte Schußweite soll 3400 m betragen. An Patronen hat jeder Mann 88 bei sich, 103 werden für jeden auf dem Kompagniepatronenwagen, 110 in den Munitionskolonnen mitgeführt. Die Infanterie ist ferner mit einem Seitengewehr zum Aufpflanzen ausgerüstet.

Das Maschinengewehr System Hotchkiß oder Puteaux kann bis zu 600 Schuß in der Minute abfeuern und soll bis zu 6000 Schuß hintereinander abgeben können; es liegt auf einer Dreifußlafette und wird mittels einer Protze oder auf Tragtieren, vielleicht auch schon auf Zweirädern fortgeschafft. Jedes Maschinengewehr führt 16 000 Patronen mit sich.

Die Kavallerie iſt mit Degen und Karabiner 8 mm mit Ladeſtreifen zu drei Patronen bewaffnet und trägt, mit Ausnahme der Küraſſiere, auch Lanzen aus Bambus oder Stahlrohr.

Die fahrenden Batterien der Artillerie führen ein 75-mm-Schnellfeuergeſchütz mit Rohrrücklauf und Schutzſchilden, die reitenden Batterien ein etwas leichteres Geſchütz. Die zwölf Munitionswagen jeder Batterie enthalten für jedes Geſchütz 168 Schrapnells, die Staffel je 60 Schrapnells und 84 Granaten, der Munitionspark noch je 267 weitere Schuß. Die Gebirgsbatterien haben ein 65-mm-Geſchütz ohne Schutzſchilde. Die ſchwere Artillerie des Feldheeres beſteht aus Batterien zu je vier ſchweren 155-mm-Feldhaubitzen mit Rohrrücklauf und Schutzſchilden. Außerdem ſollen auch 105-mm-Schneider-Creuſot-Kanonen eingeführt ſein.

Der Feldanzug der Infanterie beſteht immer noch aus roten Hoſen und der blaugrauen Mantelkapotte mit Klappkragen. Das rote Käppi erhält im Felde einen blaugrauen Ueberzug. Die kurze Tuchjacke (veste), die bisher als Quartierjacke diente, wird durch einen blaugrauen Feldrock (vareuse) mit ſteifem Kragen erſetzt.

Die Kavallerie trägt Tſchako, Stahlhelm oder Kaskette und die ſogenannte tunique zum Teil von dunkelblauem, zum Teil von hellblauem Tuch.

Die Luftſchiffs- und Fliegertruppen ſind aufs ſorgfältigſte ausgebildet und ausgerüſtet. Die erſte Fliegerabteilung ſteht in Lyon mit Detachements bis Dijon und Toul, die zweite in Reims mit Detachements in Verdun, im Lager von Châlons, le Crotoy, Maubeuge und in der Nähe von Paris. Die Luftſchiffer-Abteilung iſt in Verſailles ſtationiert; eine und eine halbe Kompagnie befindet ſich im Lager von Châlons. Detachements ſtehen in Belfort, Epinal, Toul, Verdun und Maubeuge.

Die Armeekorps und Kavalleriedivisionen werden zu Armeen, mehrere Armeen unter Umſtänden zu einer Armeegruppe vereinigt, die ein Oberbefehlshaber, „commandant en chef“, befehligt; doch ſtehen dem in Paris zurückbleibenden Kriegsminiſter zuſammen mit dem Chef des Generalſtabs der Territorialarmee über ſämtliche Truppen Befehlsbefugniſſe zu.

Im gegenwärtigen Krieg iſt General Joffre der „commandant en chef“ oder „Generaliſſimus“. Er iſt 1852 geboren. Im deutſch-franzöſiſchen Krieg 1870/71 kommandierte er während der Belagerung von Paris als Leutnant eine Batterie. Später führte er die Kolonne, die Timbuktu beſetzte, nachdem die Streitmacht des Oberſt Pannier von den Tuaregs vernichtet worden war. Er war dann drei Jahre Kommandant in der Hauptſtadt von Madagaskar und baute die Organiſation der franzöſiſchen Herrſchaft auf dieſer Inſel aus. Auch in Indo-China focht er mit Auszeichnung. Zu ſeinen Lieblingsbeſchäftigungen gehört die Mathematik, ein Gebiet, auf dem er Hervorragendes geleiſtet hat.

Die franzöſiſchen Grenzbefeſtigungen

Als die Franzoſen nach dem Feldzug von 1870 ihre Armee und die Landesverteidigung neu ausbauten, ſchufen ſie an der deutſchen Grenze eine Reihe von zuſammenhängenden Befeſtigungen, durch die ſie ſich gegen eine erneute deutſche Offenſive ſchützen wollten. Dieſe beſtehen aus einzelnen großen, mit einem mehrfachen Gürtel von Forts umgebenen Waffenplätzen, die wiederum durch eine zuſammenhängende Kette einzelner Sperrforts miteinander verbunden ſind, und alle wichtigen Wege und Defileen ſperren, und die außerdem ſo nahe beieinander liegen, daß ſie ſich gegenſeitig unterſtützen konnten. Als man die Armee wieder als vollkommen kriegsfertig betrachten konnte, waren die Anſichten verſchieden, ob man dieſe Menge von Befeſtigungen beibehalten ſollte oder nicht. Auch die maßgebenden Stellen im Kriegsminiſterium und Generalſtab wechſelten in ihren Anſchauungen, und ſo kam es, daß die Feſtungen zeitweiſe ſtark vernachläſſigt wurden, während wiederum zu anderen Zeiten große Geldmittel auf ihren Ausbau verwendet worden ſind.

An der deutsch-französischen Grenze befinden sich folgende Befestigungen: Im Süden liegt zunächst die große Lagerfestung Belfort an der großen Völkerpforte, der Trouée de Belfort, die sich zwischen dem Nordhang des Jura und dem Südabfall der Vogesen hinzieht und in der auf deutschem Boden Mülhausen liegt. Belfort ist der widerstandsfähigste und modernste Waffenplatz Frankreichs von großer natürlicher Stärke mit einem doppelten Fortsgürtel und einer Zitadelle. Der Zwischenraum im Süden von Belfort bis zum Jura wird durch das Fort Montbard bei Montbéliard sowie durch die Sperrbefestigung auf dem Lombard gesperrt. Nach Norden zieht sich die Sperrfortlinie der oberen Mosel bis nach Epinal hin. Sie besteht aus den Forts Giromagny, Ballon Servance, Château Lambert, Rupt, Remiremont und Arches. Sie halten die Tal- und Wegmündungen der Vogesen unter Feuer und liegen auf dem linken Moselufer. Epinal ist eine große Festung mit einem Umfang von 50 km. Dann folgt nach Norden eine 70 km breite offene Lücke, die bis Toul reicht. Vor Toul liegt die befestigte Stellung von Nancy, die durch einzelne Batterien und Erdwerke für eine längere hartnäckige Verteidigung vorbereitet ist. Im Süden stellt das Fort Pont St. Vincent die Verbindung mit Toul her, im Norden sperrt das Fort Frouard die Bahn nach Metz. Dicht an die Grenze vorgeschoben ist das Fort Manonvillers zum Schutze der Bahn Saarburg—Lunéville—Nancy.

Toul, der Knotenpunkt dreier strategischer Bahnen, besitzt einen doppelten Fortsgürtel von 63 km Gürtellänge. Von hier bis nach Verdun zieht sich die Sperrfortslinie der mittleren Maas (110 km Länge), die auf der Côte de la Meuse liegen. Sie besteht aus sieben Forts, die die Stromübergänge beherrschen. Es sind dies: Jouy-sous-les Côtes, Gironville, Lionville, Camp des Romains, Paroches, Troyon und Génicourt. Verdun ist wieder ein großer moderner Waffenplatz. Es besitzt 17 große Forts, 21 selbständige Werke und etwa 50 Batterieſtellungen, wird durch das Gelände sehr begünstigt und ist in den letzten Jahren durch Aufwendung großer Mittel verstärkt und modernisiert worden.

Nördlich von Verdun ist das Gelände im allgemeinen unbefestigt. Es finden sich nur einzelne Sperrbefestigungen, die an wichtige Punkte der Grenze vorgeschoben sind, die aber kein zusammenhängendes System bilden. Es sind dies: die kleinen Festungen Longwy und Montmédy, die das Tal des Chiers sperren, ferner die kleine Festung Mézières mit dem dicht dabei gelegenen Fort les Ayvelles und das weiter an die belgische Grenze vorgeschobene Fort Charlemont. Letztere sperren das Maastal. Im Oisetal liegt das Fort Hirson. Nach einer kleinen unbefestigten Lücke kommt die Befestigungsgruppe der Nordgrenze, die im Süden mit Maubeuge beginnt und sich bis Lille erstreckt.

Hinter dieser vorderen Linie haben die Franzosen noch eine zweite Linie geschaffen. Dies ist im Süden das Festungsdreieck Besançon—Dijon—Langres, das hinter der Strecke Belfort—Epinal liegt, ferner die Festungsgruppe Reims—Laon—La Fère, die die Lücke Verdun—Maubeuge sperrt. Und in dritter Linie, gewissermaßen als letzter Stützpunkt, befindet sich das große verschanzte Lager von Paris, das aus drei nach Norden, Osten und Südwesten vorgeschobenen Lagern besteht.

Kriegseröffnung durch Frankreich

2. August.

In der Nacht vom 1. zum 2. August wurde ein feindliches Luftschiff in der Fahrt von Kerprich nach Andernach beobachtet. Bei Wesel wurde ein französisches Flugzeug heruntergeschossen. Wie der Regierungspräsident von Düsseldorf meldet, versuchten am 2. August vormittags 80 französische Offiziere in preußischer Uniform bei Walbeck, westlich von Geldern, in zwölf Kraftwagen die preußische Grenze

zu überſchreiten. Der Verſuch mißlang. Zur ſelben Zeit warfen nach einer militäriſchen Meldung franzöſiſche Flieger in der Umgebung von Nürnberg Bomben ab.

Ergänzende Meldung der Eiſenbahndirektion Nürnberg: Auf den Strecken Ansbach—Nürnberg und Nürnberg—Kiſſingen haben Flieger Bomben auf die Bahnſtrecke geworfen. Schaden wurde nicht angerichtet.

Da eine Kriegserklärung zwiſchen Frankreich und Deutſchland noch nicht erfolgt war, liegt ein Bruch des Völkerrechts vor.

3. Auguſt.

Während noch kein deutſcher Soldat ſich auf franzöſiſchem Boden befindet, haben nach amtlichen Meldungen die Franzoſen vor der Kriegserklärung kompagnieweiſe die deutſche Grenze überſchritten und die deutſchen Ortſchaften Gottesthal, Metzeral und Markirch und den Schluchtpaß beſetzt. Ferner iſt ein Neutralitätsbruch dadurch begangen worden, daß franzöſiſche Flieger in großer Zahl über Belgien und Holland nach Deutſchland geflogen ſind.

Nachträglich erfährt man, daß die Franzoſen auch den über 1000 m hohen Dononberg bei Schirmeck ſofort nach Bekanntgabe der Mobilmachung beſetzt haben.

Dokumente zur Frage der Kriegseröffnung

20. Auguſt.

Die deutſche Regierung hat die Telegramme veröffentlicht, die in den Tagen der Kriſe zwiſchen Berlin und London gewechſelt worden ſind. Aus ihnen geht hervor, daß Deutſchland bereit war, Frankreich zu ſchonen, wenn England ſich für deſſen Neutralität verbürgte, und daß unſere Operationen gegen Frankreich durch den Meinungsaustauſch darüber um zwei Tage verzögert wurden. Auf dieſe Verhandlungen beziehen ſich folgende Telegramme*):

Telegramm des kaiſerlichen Botſchafters in London an den Reichskanzler vom 1. Auguſt: „Soeben hat mich Sir Edward Grey ans Telephon gerufen und mich gefragt, ob ich glaubte, erklären zu können, daß wir für den Fall, daß Frankreich neutral bleibe, in einem deutſch-ruſſiſchen Krieg die Franzoſen nicht angriffen. Ich erklärte, ich glaubte die Verantwortung hierfür übernehmen zu können.“ Lichnowsky.

Telegramm des Kaiſers an den König von England vom 1. Auguſt: „Ich habe ſoeben die Mitteilung Deiner Regierung erhalten, durch die ſie die franzöſiſche Neutralität unter der Garantie Großbritanniens anbietet. Dieſem Anerbieten war die Frage angeſchloſſen, ob unter dieſen Umſtänden dann Deutſchland darauf verzichten würde, Frankreich anzugreifen. Aus techniſchen Gründen muß meine ſchon heute nachmittag nach zwei Fronten, nach Oſten und Weſten, angeordnete Mobilmachung vorbereitungsgemäß vor ſich gehen. Gegenbefehl kann nicht mehr gegeben werden, weil Dein Telegramm leider zu ſpät kam. Aber wenn mir Frankreich ſeine Neutralität anbietet, die durch die engliſche Armee und Flotte garantiert werden muß, werde ich natürlich von einem Angriff auf

*) Die übrigen Telegramme beſtätigen nur die Darſtellung des deutſchen Weißbuchs (S. 31 ff.): Prinz Heinrich von Preußen erſucht (in Abweſenheit des Kaiſers) den König von England, ſeinen ganzen Einfluß in Petersburg und Paris aufzubieten, um die militäriſchen Vorbereitungen Rußlands und Frankreichs zum Stillſtand zu bringen; König Georg ſagt zu, fordert aber, daß Deutſchland in Wien im Sinn des Greyſchen Vermittlungsvorſchlags interveniere. Auch aus dieſem Telegrammwechſel geht klar hervor, daß die ruſſiſche Mobilmachung es war, die den Friedensbeſtrebungen der Monarchen ein jähes Ende bereitete. Ferner iſt intereſſant, daß König Georg ſein am 30. Juli gegebenes Verſprechen erſt zwei Tage ſpäter, am 1. Auguſt, erfüllt hat (vgl. ſein Telegramm an den Zaren S. 28). Am 30. Juli hätte ſeine Vermittlung vielleicht noch Erfolg gehabt; am 1. Auguſt war es natürlich zu ſpät.

Übersichtskarte des südwestlichen Kriegsschauplatzes

Völkerkrieg

10 5 0 10 20 30 40 50 60 70 80 90 Kilometer

Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart

Frankreich absehen und meine Truppen anderweitig verwenden. Ich hoffe, Frankreich wird nicht nervös werden. Die Truppen an meiner Grenze werden gerade telegraphisch und telephonisch abgehalten, die französische Grenze zu überschreiten." Wilhelm.

Telegramm des Reichskanzlers an den Kaiserlichen Botschafter in London vom 1. August: „Deutschland ist bereit, auf den englischen Vorschlag einzugehen, falls sich England mit seiner Streitmacht für die unbedingte Neutralität Frankreichs in dem deutsch-russischen Konflikt verbürgt. Die deutsche Mobilmachung ist heute auf Grund der russischen Herausforderung erfolgt, bevor der englische Vorschlag hier eintraf. Infolgedessen ist auch unser Aufmarsch an der französischen Grenze nicht mehr zu ändern. Wir verbürgen uns dafür, daß die französische Grenze bis Montag den 3. August abends 7 Uhr durch unsere Truppen nicht überschritten wird, falls bis dahin die Zusage Englands erfolgt ist."
Bethmann Hollweg.

Telegramm des Königs von England an den Kaiser vom 1. August: „In Beantwortung Deines Telegramms, das soeben eingegangen ist, glaube ich, daß ein Mißverständnis bezüglich einer Anregung vorliegen muß, die in einer freundschaftlichen Unterhaltung zwischen dem Fürsten Lichnowsky und Sir Edward Grey erfolgt ist, als sie erörterten, wie ein wirklicher Kampf zwischen der deutschen und französischen Armee vermieden werden könne, solange noch die Möglichkeit besteht, daß ein Einverständnis zwischen Oesterreich und Rußland erzielt wird. Sir Edward Grey wird den Fürsten Lichnowsky morgen früh sehen, um festzustellen, ob ein Mißverständnis auf einer Seite vorliegt." Georg.

Telegramm des Kaiserlichen Botschafters in London an den Reichskanzler vom 2. August: „Die Anregungen Sir Edward Greys, die auf dem Wunsch beruhten, die Möglichkeit dauernder Neutralität Englands zu schaffen, sind ohne vorherige Verständigung mit Frankreich und ohne Kenntnis der Mobilmachung erfolgt und inzwischen als völlig aussichtslos aufgegeben." Lichnowsky.

Der französische Vorstoß auf Mülhausen

Amtliche Meldungen

7. August.

Die deutschen Grenzschutztruppen im Oberelsaß sind von feindlichen Kräften, die aus der Richtung Belfort vorgingen, angegriffen worden. Das Vordringen der französischen Truppen ist zum Stehen gekommen. Bei Altkirch gingen sie wieder in der Richtung auf Belfort zurück.

Der von Belfort ins Oberelsaß nach Mülhausen vorgedrungene Feind, anscheinend das VII. französische Armeekorps und eine Infanteriedivision der Besatzung von Belfort, sind von unseren Truppen aus einer verstärkten Stellung westlich von Mülhausen in südlicher Richtung zurückgeworfen worden. Die Verluste unserer Truppen sind nicht erheblich, die der Franzosen groß.

12. August.

Das Gefecht bei Mülhausen war ein Gelegenheitsgefecht. Anderthalb feindliche Armeekorps waren ins Oberelsaß eingedrungen, während unsere dort befindlichen Truppen noch in der Versammlung begriffen waren. Sie griffen trotzdem den Feind ohne Zaudern an und warfen ihn auf Belfort zurück. Danach folgten sie ihrer Aufmarschbestimmung. Die deutschen Truppen haben zehn französische Offiziere und 513 Mann gefangen genommen, außerdem wurden vier Geschütze, zehn Fahrzeuge und eine große Anzahl Gewehre erbeutet.

Der Kaiſer ſandte auf die Kunde vom Sieg bei Mülhauſen an den Befehlshaber Generaloberſt von Heeringen folgendes Telegramm: „Dankbar unſerem Gott, der mit uns war, danke ich Ihnen und den tapfern Truppen für den erſten Sieg. Sagen Sie allen Truppen meinen kaiſerlichen Dank, den ihr oberſter Kriegsherr ihnen im Namen des Vaterlandes ausſpricht." Wilhelm R.

12. Auguſt.

Amtliche Verkündigung des franzöſiſchen Kriegsminiſteriums: Die von der elſäſſiſch-lothringiſchen Grenze gemeldeten Gefechte waren bisher nur Zuſammenſtöße der Vorpoſten. Die im Kampf bei Mülhauſen beteiligten franzöſiſchen Effektivtruppen erreichten nicht die Zahl 20 000.

Die Ereigniſſe beſchränken ſich auf folgende Tatſachen: Eine Infanteriebrigade drang gegen Mülhauſen vor, um das in dieſer Stadt funktionierende Informationszentrum zu zerſtören. Auf dieſe Truppe wurde vom zweiten badiſchen Armeekorps und einer Diviſion des XV. Armeekorps ein Gegenangriff unternommen. Sie zog ſich nicht unter dem Druck des Feindes zurück, ſondern auf Befehl des Armeekorpskommandanten, der ſeine Miſſion als beendet anſah. Alle deutſchen Streitkräfte haben die Truppen verfolgt und ſtießen gegen unſere Hauptverteidigungslinie vor, ohne ſie durchbrechen zu können. Die beiden Gegner verblieben an dieſem Ort.

Die Franzoſen im Oberelſaß und die Schlacht bei Mülhauſen

Nach authentiſchen Briefen und Berichten

Es wird nicht leicht einen Franzoſen geben, der ſich den Anfang eines Krieges mit Deutſchland ohne einen Vorſtoß von Belfort aus vorzuſtellen vermöchte. Alle Siegeshoffnung Frankreichs knüpft ſich an die berühmte burgundiſche Pforte, die Trouée de Belfort, jene breite von Oſten nach Weſten ſich hinziehende Einſenkung zwiſchen dem Nordabhang des Jura und dem ziemlich ſteilen Südabhang der Vogeſen, auf deren Talſohle ſich die Verbindungswege zwiſchen dem Elſaß und der Franche-Comté hindurchzwängen, die Eiſenbahn und die Kunſtſtraße nach Altmünſterol-Belfort und der Rhein-Rhônekanal, den Napoleon I. erbaut hat. Da wo die Senke das Gebirge nach Oſten verläßt, ſetzt ziemlich unvermittelt die elſäſſiſche Tiefebene ein, in der ſich nirgends eine Poſition von Bedeutung bietet. Dem Weſtrand iſt Belfort vorgelagert.

Gleich in den erſten Tagen des Kriegs rückten franzöſiſche Streitkräfte in das Loch von Belfort ein. Von deutſchen Truppen ſtanden hier außer dem Grenzſchutz nur unbedeutende Teile. Das Gros lagerte nördlich und weſtlich von Mülhauſen und im Badiſchen am Rhein nahe der Schweiz.

Am 7. Auguſt kam es nach einigen kleineren Gefechten zum erſten größeren Treffen; es endete mit dem Rückzug der Franzoſen, obwohl die deutſchen Kräfte weniger zählten als die franzöſiſchen. Trotz dieſes Erfolges zogen die Deutſchen den Grenzſchutz und die großen Truppenteile von den Vogeſen bis nach St. Ludwig gegen die Rheinlinie zurück; nur kleinere und größere Patrouillen blieben ſtehen. Mit dem ganzen VII. Armeekorps, verſtärkt durch eine Kavalleriediviſion und acht Belforter Reſerveregimenter rückten nun die Franzoſen in den Sundgau ein, ohne auf eigentlichen Widerſtand zu ſtoßen. Sie gingen über Altkirch-Zillisheim-Brunnſtatt, mit einem Seitendetachement gegen Bartenheim-Sierenz, auf Mülhauſen vor. Gleichzeitig zogen franzöſiſche Abteilungen von Maasmünſter-Thann gegen Sennheim.

Die deutſchen Grenzſchutztruppen hatten die Weiſung, vor überlegenem Gegner auszuweichen; ſie zogen ſich Schritt für Schritt auf die Hauptſtellung zurück. Natürlich machte die franzöſiſche Preſſe einen glänzenden Siegeszug ihrer Armee daraus. Ein Beiſpiel für viele: „Eine franzöſiſche Brigade erſchien vor Altkirch, das mit ſehr ſtarken

Feldbefestigungen versehen (ein offenes Städtchen!) und von einer deutschen Brigade verteidigt war (!). Die Franzosen gaben ein Beispiel dafür, wie ein glänzender, ungestümer Sturm ausgeführt wird. Ein Regiment machte einen besonders großartigen Angriff und nahm die deutschen Befestigungen. Die deutschen Truppen flohen sogar aus den in zweiter Linie befindlichen Werken. Auf der Verfolgung erlitten sie schwere Verluste und konnten sich nur im Schutze der Nacht retten. Altkirch bereitete den Franzosen einen begeisterten Empfang. Ehrenpforten wurden errichtet, die Grenzpfähle ausgerissen. Am frühen Morgen des nächsten Tages wurde die Verfolgung wieder aufgenommen; die Deutschen fluteten in vollständiger Deroute zurück."

Übersichtskarte von Mülhausen und dem Sundgau.

Als die Franzosen in den Sundgau einrückten, ließen sie ihre Flieger aufsteigen, die Pakete von in Belfort gedruckten Aufrufen herabwarfen, mit folgendem Wortlaut: „Aufruf des französischen Generalissimus an die Elsässer. Kinder des Landes! Nach 44 Jahren schmerzlichen Wartens betreten französische Soldaten wiederum den Boden eures edlen Landes. Sie sind die ersten Arbeiter des großen Werkes der Revanche. Es erfüllt sie mit Rührung und Stolz. Um die Tat zu vollbringen, geben sie ihr Leben dahin. Die französische Nation steht einmütig hinter ihnen; aus den Falten ihrer Fahnen leuchten die zauberhaften Worte „Recht und Freiheit" hervor. Es lebe das Elsaß! Es lebe Frankreich! Der französische Generalissimus Joffre. Geworfen durch die französischen Eskadrillen vor Mülhausen."

Wie die Franzosen in den elsässischen Dörfern und Städtchen aufgetreten sind, schildert anschaulich ein Brief aus Sennheim: „Es war am 8. August nachmittags. Die Sonne brannte heiß auf das Sennheimer Pflaster, als ein berittener Jäger durch das Städtchen galoppierte. ‚Die Franzosen kommen,' rief er von weitem; dann raste er weiter durch das Colmarer Tor, um die Meldung ins deutsche Hauptquartier zu tragen. Eilends versammelten sich nun die Stadtväter vor dem Gemeindehaus, um die

ungewohnten Gäſte zu empfangen. Beſorgnis auf allen Geſichtern. Wie werden ſie in unſerem Städtchen hauſen? Es ſollen ja ganz wilde Turkos und Spahis dabei ſein! Da plötzlich hörte man von weitem die munteren Klänge der Sambre-et-Meuſe, und ſchon flutete es rot und blau: vorne dran der Kolonel, dann die Muſik, durch das Thanner Tor, mit jenem eigenartig raſchen Schritt, der die franzöſiſche Marſchkolonne ſo außerordentlich beweglich erſcheinen läßt. Vor dem Gemeindehaus machte das Ganze halt. Nach einem kurzen „Messieurs, nous voilà!“ bat der Kolonel um ein Notquartier für 5000 Mann. Verpflegung hätten ſie ſelbſt. Die Bürger ſollten nur ihren Geſchäften nachgehen. „Comme toujours!“ Und es war wirklich nicht viel anders. Nichts von Krieg. Manöverſtimmung mit etwas ungewohnten Farben. Der dumpfe Druck, der auf den friedlichen Sennheimern laſtete, war gelöſt. Turkos waren keine dabei. Die ganzen wilden Spahisregimenter wurden von einem einzigen Belforter Spahiſoldaten dargeſtellt, den der Krieg während ſeines Urlaubes in Belfort überraſcht und den man in die Reihen des erſten beſten ausrückenden Regimentes geſteckt hatte.

Im übrigen benahmen ſich die Soldaten recht geſittet. Jedes Stückchen Brot wurde bar bezahlt. Manch roter Louisdor blieb in Sennheim. Man behandelte die Eindringlinge gleichfalls höflich, ſtellte aber im Stillen Vergleiche an mit unſeren Soldaten, die für die kleinen Piou-Piou in ihren Zielſcheibenuniformen nicht ſehr günſtig ausfielen.

Selbſt gegen die altdeutſchen Beamten benahm ſich der Franzoſe korrekt. Zwar ſprengten ſie unnötigerweiſe die ſchönen Briefkäſten auf, ſchnitten einige Telephondrähte durch, aber auch dies unterließen ſie auf gütliches Zureden und auf den Hinweis, daß ſie die Drähte ſchließlich ja doch ſelbſt wieder zuſammenflicken müßten. In Thann, das bereits am Tage vorher beſetzt worden war, hatten die Franzoſen bereits Briefmarken ausgegeben. Dort war ein Präfekt von Kolmar in Aktion getreten und hatte einen Unterpräfekten ernannt. In Sennheim ſollten dieſe Veränderungen erſt am folgenden Tage von ſtatten gehen.

Abends dasſelbe bunte Bild in den Wirtſchaften. Die guten Piou-Pious trieben ſtark Politik. Sie kämpften ja für eine gute Sache, in ihrem Journal ſtand es mit Rieſenlettern. Hinter ihnen kämen viele Armeekorps, der Feind erwarte ſie erſt in Kolmar. Wahrſcheinlich ſtand letzteres auch im Journal.“

Nicht überall lief der Einzug der Franzoſen ſo glimpflich ab. Zum Glück hatten die deutſchen Behörden ihre Beamten bis auf einige wenige zurückgezogen. Dieſe fielen zum Teil gemeinen Denunziationen ihrer eigenen Landsleute zum Opfer. Der Poſtmeiſter in Thann wurde ſofort nach dem Einrücken der Franzoſen als Spion verhaftet und erſchoſſen, ebenſo der Altkircher Bürgermeiſter. Worin die Spionage beſtanden haben ſoll, iſt nicht bekannt.

Am 8. Auguſt nachmittags marſchierten die franzöſiſchen Truppen in Mülhauſen ein. „Um die Mittagsſtunde,“ ſchreibt ein Bürger von Mülhauſen, „durchzog die erſte franzöſiſche Dragonerpatrouille, beſtehend aus fünf Mann und einem Unteroffizier des 18. Regiments, die Hauptverkehrsader der Stadt. Eine Viertelſtunde ſpäter folgte ihren Spuren eine deutſche Infanterieabteilung von 30 Mann unter dem Befehl eines Leutnants. Letzterer mit gezogenem Degen und ſchußbereiter Piſtole, erſtere mit gefälltem Bajonett. Indeſſen erfolgte kein Zuſammenſtoß mit den feindlichen Soldaten, die ſich außer Sehweite befanden.

Als es 6 Uhr ſchlug, zog das VII. franzöſiſche Armeekorps, durch Artillerie aus Belfort und Beſançon verſtärkt, mit klingendem Spiele in Mülhauſen ein. Im einzelnen handelte es ſich um die Linienregimenter 42, 135 und 23, die 11. Jäger zu Pferd, das 4. und 35. Artillerieregiment, das 18. Dragoner- und 5. Pionierregiment. Bis nachts 11 Uhr ſetzte ſich der Einzug unter ſpontanen Beifallskundgebungen der beſſeren

Bürgerschaft fort, die begeistert immer wieder in ein „Vive l'armée" ausklangen. Die eingefallenen Truppen vermieden es ängstlich, von den verlassenen Kasernen Besitz zu nehmen; sie bezogen vielmehr in den großen Fabrikniederlassungen der Stadt Quartier. Natürlich bemühte sich dabei die Zivilbevölkerung in übereifriger Weise, die ungebetenen Gäste zu bewirten und mit ihnen schön zu tun. Im großen und ganzen verlief aber sonst diese ereignisvolle Nacht in Ruhe und Ordnung. Mit Tagesanbruch rückte der größere Teil dieser Truppen nach der Rheinebene ab, während General Joffre um 11 Uhr im Rathaus die Proklamation der endgültig erfolgten Besitznahme Mülhausens durch Frankreich verlas, die übrigens auch gleichzeitig öffentlich angeschlagen wurde. Die französische Artillerie hatte auf dem hügelartig die Stadt überragenden Rebberg Aufstellung genommen."

Ueber das Verhalten gewisser einheimischer Kreise sind empörende Einzelheiten bekannt geworden. Schon in den Dörfern vor Mülhausen waren den Franzosen Blumen gestreut worden; sie hatten sie in ihre Gewehrläufe gesteckt. In Mülhausen wurden sie von manchen Seiten mit einem „Vive la France!" empfangen. „Damen" verteilten Sträußchen, Zigarren, Zigaretten und kleine Geschenke an die einrückenden Franzosen; die Straßen waren erfüllt mit Blumen- und Zigarettenduft. Es muß jedoch betont werden, daß sich doch auch viele Bürger ruhig und zurückhaltend benommen haben.

Ein Einwohner von Mülhausen berichtet folgendes amüsante Gespräch mit französischen Husaren: „Où allez-vous messieurs?" „A Berlin," lautete die prompte Antwort. „Mais vous avez du courage." „Nous y sommes, nous y resterons. Vive la France, vive l'Alsace! C'est votre empereur, monsieur Guillaume, qui fera ses malles." Es waren frische Burschen, steckten aber in miserablen Uniformen und hatten zerlumptes Sattelzeug, teilweise ersetzt durch Stricke.

Es war offenbar die Absicht der deutschen Heeresleitung, den Feind unter die Kanonen der Festung Istein zu locken. Da er schon bei Mülhausen Halt machte, mußte er vertrieben werden. Natürlich hatten die Franzosen, die bereits 1870 in Spatenarbeit etwas leisteten, ihre Stellung Mülhausen-Sennheim durch Erdwälle verstärkt. Aber eine Armee, die, wie die deutsche, moderne Festungen stürmender Hand nimmt, läßt sich durch derartige Hindernisse kaum aufhalten.

Noch am Nachmittag des 9. August gingen die Deutschen energisch zur Offensive über. Zuerst nahm die Artillerie das Wort, gegen Abend griff auch die Feste Istein in den Kampf ein. Von Nordnordwest und West wurden die deutschen Truppen eingesetzt. Ueber Napoleonsinsel, Rixheim und Habsheim begann der Angriff. Ein Elsässer, der einige Tage nach der Schlacht die Gegend zu Rad durchfuhr, behauptet, das eigentliche Schlachtfeld beginne bei Habsheim. „Von dort dehnt sich die Walstatt durch den Hardtwald bis fast nach Banzenheim über Napoleonsinsel, Sausheim, Kingersheim und Reichsweiler aus. Die Deutschen hatten die Franzosen fast ganz umzingelt; Mülhausen war ungefähr der Mittelpunkt. In Habsheim hatte sich französische Infanterie hinter einem lebendigen Hag in einem Privatgarten verschanzt. Der Nahkampf muß hier schrecklich gewesen sein, denn es lagen französische Tornister, zerfetzte französische Uniformen usw. umher. In Napoleonsinsel ist der Bahnhof vollständig zerstört. Einige Häuser sind durch Kanonen zusammengeschossen; man sieht zerschossene Eisenbahnwagen, die von den Franzosen als Barrikaden benützt wurden. Die Ortschaften Illzach und Kingersheim litten weniger. Beide wechselten zweimal den Besitzer: Am Morgen waren die Franzosen da, am Abend die Deutschen."

Die Napoleonsinsel mit ihren Papierfabriken war von französischer Infanterie und Maschinengewehren besetzt und mußte erstürmt werden. Erbittert wogte der Kampf ferner um den Besitz des Dorfes Rixheim. Er dauerte hier von 11 Uhr nachts

bis 5 Uhr früh und endigte mit dem Rückzug der Franzoſen gegen Altkirch. Hier und um Mülhauſen hatten die Deutſchen auch ihre größten Verluſte, die Reihen der Maſſengräber, die heute kleine Wälle bilden, erzählen davon.

Mit unhaltbarem Mut griffen die deutſchen Truppen an, die Offiziere hatten nirgends anzufeuern, ſie mußten nur zurückhalten, und das gelang nicht immer. Die feldgraue Uniform leiſtete den Deutſchen hervorragende Dienſte; ſie verbarg ihre Träger noch in einem Augenblick, wo deren Feuer ſchon eine verheerende Wirkung ausübte.

Südſüdöſtlich von Mülhauſen liegt deſſen Bahnhof, dahinter der ſogenannte Rebberg, mit den Villen und Gärten der wohlhabenderen Bevölkerung. Hier ſtand ein großer Teil der franzöſiſchen Artillerie; überhaupt hatten die Franzoſen durchwegs die beſſeren Stellungen, da ſüdweſtlich der Stadt das Gelände hügelig iſt, während die Deutſchen die tiefer gelegene Ebene einnahmen. Die Batterien auf dem Rebberg wurden ſchließlich mit dem Bajonett genommen. Ein Bewohner des Rebbergs ſchildert dieſe Kämpfe ſehr lebendig: „Am Sonntagnachmittag (9. Auguſt) zwiſchen 4 und 5 Uhr," ſchreibt er, „ſahen wir Truppen von den Vogeſen herbeiziehen, und ſchon erdröhnten die erſten Kanonenſchüſſe im Norden Mülhauſens beim Vorort Pfaſtadt. Das war deutſche Artillerie. Wir ſahen, wie die erſten Schrapnells in die Stadt einſchlugen, wir ſahen die franzöſiſche Artillerie feuern, die leuchtenden Kugeln flogen, pfiffen und platzten. Und auf einmal kam uns die Erkenntnis, es geht auch um uns hier oben auf dem Rebberg. Wir flohen in den Keller, hatten gerade noch Zeit, den Kinderwagen, Soxhlet, Zwieback und ein paar Stühle runter zu ſchaffen. Da kam's Schlag auf Schlag, immer ſtärker pfiffen die Bomben, immer ſicherer platzten ſie in unſerer Nähe. Und dann kam ein Moment, deſſen Schrecknis nicht zu ſagen iſt. Unſer Haus war getroffen und wir ſaßen da im ſchwarzen Pulverdampf und wußten nicht, brennt es, oder ſtürzt alles zuſammen. Und noch eine halbe Minute, und es ſchlug wieder ein, und zum dritten Mal. Wir alle rangen die Hände in ſchweigendem Entſetzen und warteten auf das nächſte Schrapnell, das uns zerreißen mußte. Unſer kleiner Klaus war ganz ſtill, nur ſeine Augen ſahen groß und ſtarr und er verſuchte zu ſagen: „Gelt, es war ſchon ein bißchen weiter weg". Und es platzten noch viele Schüſſe über uns. Wir dachten, wir müßten erſticken, bis wir endlich die Kellertür aufmachen konnten. Als die Detonation nicht mehr ſo ganz über uns war, hörten wir auf einmal unſeren Gärtner und ſeine Frau rufen: „Kommen Sie rauf, Ihr Haus fällt ein!" Und ohne uns umzuſehen, ſind wir in wilder Flucht durch all den Granatenregen zu Nachbarsleuten in den Keller gerannt. Später, als die Schüſſe nicht mehr Schlag auf Schlag kamen, bin ich noch einmal hinüber, um Klaus' Matratze und Decken zu holen. Jetzt ſah ich die Zerſtörung. Im Nachbarhaus iſt der halbe erſte Stock zertrümmert, ein großes Loch, auch durchs Dach, zwei Zimmer und die Speichertreppe total zerſtört. Bei uns keine Fenſterſcheibe mehr ganz, die Zimmer voll Glasſplitter und ſogar im Keller, wo wir ſaßen, Schrapnellſtücke. Unſer Haus hat viele Schüſſe, die nicht ganz durchgingen. Und es kam die Nacht; ringsum entbrannte der fürchterliche Nahkampf. Wir ſaßen im Keller, zwölf Menſchen in einem kleinen Mittelraum, der uns am ſicherſten ſchien. Es war eine furchtbare Schlacht und ſie wollte nicht enden. Da, gegen Mitternacht, hörten wir auf einmal die franzöſiſche Artillerie auf der Landſtraße in wilder Flucht abziehen. Anderthalb Stunden hörten wir ſie raſen. Es war uns wie eine Engelsbotſchaft, aber wir durften noch nicht aufatmen. Immer noch kamen Schrapnells von Pfaſtadt und auf der anderen Seite grollte ſchrecklich der Iſteiner Klotz. Und vor und neben uns der Nahkampf, Gewehrfeuer, das Praſſeln und Knattern der Maſchinengewehre, und auf einmal deutſche Kommandos, Signale: „Kartoffelſupp, Kartoffelſupp" zum Angriff mit dem Bajonett. Und die Kugeln flogen ums Haus und aus der Stadt raſte der Straßenkampf herauf, bis es dann gegen 4 Uhr ſtill wurde."

Die Nacht war rings vom Feuerschein der brennenden Dörfer erhellt. Es war ein erschütterndes Bild, so recht geeignet, die Schrecken des Krieges vor Augen zu führen. Im Vordergrund die bekannten, liebreizenden Vogesendörfchen in hellen Flammen, überstrahlt von dem Flammenmeer, das über Mülhausen lohte. Darüber ein klarer Sternenhimmel und der Mond, der sich bemühte, die Schrecken des Krieges zu mildern.

Als in der Frühe des 10. August der Tag eben graute, wurde durch einen Erkundigungsflug festgestellt, daß die Franzosen in unregelmäßiger Flucht, in viele kleinere Trupps aufgelöst, hastig die Straßen Mülhausens durcheilten. Die Deutschen rückten nach und nun entspann sich ein mörderischer Straßenkampf. Ein Teilnehmer schreibt: „In den Straßen Mülhausens wurde um den Besitz der Stadt mit Erbitterung gekämpft. Der Mut und die Tapferkeit der deutschen Truppen haben den Sieg über die Franzosen davongetragen. Um jeden Fußbreit Straßenboden wurde so heftig gekämpft, daß rings Verwundete und Tote die Straßen bedeckten. Die Situation im Kampf war für das deutsche Militär um so schwieriger, als in den Häusern versteckte französische Soldaten in den Kampf mit eingriffen und aus ihren Deckungen heraus auf deutsche Soldaten schossen. Daß mit diesen Leuten kurzer Prozeß gemacht wurde, ist selbstverständlich."

Die Behauptung aber, es hätten sich auch französisch gesinnte Bürger am Kampfe gegen das deutsche Militär beteiligt, kann auf Grund der einläßlichen Untersuchungen nicht aufrechterhalten werden.

Die Deutschen fuhren mit der elektrischen Bahn durch die Stadt und schossen aus den Wagenfenstern heraus, bis kein Feind mehr zu erblicken war. Wieder griff die Feste Istein in den Kampf ein und beschoß die zurückweichenden Franzosen; manche Truppenteile lösten sich unter diesem Feuer auf. So war noch am Vormittag die Schlacht entschieden und der Sieg gesichert.

Aus den amtlichen Berichten geht hervor, daß der geworfene Feind nach Süden zurückging, statt direkt auf Belfort. Man hat ihm offenbar eine andere Rückzugsstraße nicht gestattet. Diese Annahme wird durch verschiedene Feldpostbriefe bestätigt. „Der Gedanke unserer Oberleitung," heißt es in einem, „war, den Franzosen den Rückweg nach Belfort abzuschneiden, um sie dann von Norden und Osten her zu erdrücken oder über die Schweizer Grenze abzutreiben. Diese Absicht ist nun leider nicht mehr erfüllt worden, trotz aller Eilmärsche. Die Franzosen gingen aber direkt fluchtartig zurück, wie aus den Beschreibungen der Einwohner und den vielen weggeworfenen Ausrüstungsstücken, Tornistern und Gewehren, hervorgeht. Wir haben hier allein heute morgen eine ganze Wagenladung Gewehre und Lanzen zurückgeschickt. Oberelsaß ist jetzt wenigstens wieder vom Feinde gesäubert, was auch schon ein ganz schöner Erfolg ist. In Mülhausen selbst, das in verschiedenen Straßen von unserm Granat- und Schrapnellfeuer stark gelitten hat, sowie in den umliegenden Ortschaften werden immer noch versteckte französische Truppen und sogar Maschinengewehre in den Häusern vorgefunden. Damit wird jetzt kurzer Prozeß gemacht, indem die betreffenden Häuser einfach entweder angesteckt oder in Grund und Boden geschossen werden. Gestern abend wurde im Hotel National von Zivilisten von der Straße her auf Offiziere ein plötzliches lebhaftes Pistolenfeuer eröffnet. Einige der Rädelsführer konnten gefaßt werden und sollen heute gleich zum Abschrecken der Bevölkerung auf offenem Marktplatz gehängt werden, nachdem noch in derselben Nacht ein Kriegsgericht über diese Schurken zusammengetreten war. Auch die Papierfabrik nordöstlich Mülhausens, der Schauplatz der ersten heftigen Kämpfe, ist zerstört worden, nachdem man aus ihr nächtlicherweile auf die dort lagernde Schwadron einen unerwarteten Feuerüberfall von Zivilisten inszeniert hatte, durch den die Schwadron mehrere Mann verloren hat."

Natürlich iſt ſelbſt dieſen authentiſchen Berichten gegenüber einige Vorſicht geboten. Wie leicht ein unwahres Gerücht gutgläubig übernommen werden kann, liegt auf der Hand. Von einer öffentlichen Hinrichtung von Landesbewohnern hat man wenigſtens ſonſt nie etwas gehört; auch kann von einer vollſtändigen Zerſtörung der Papierfabrik wohl nicht die Rede ſein, da ſie bald ihren Betrieb wieder aufgenommen hat. (Vgl. auch S. 126.)

Vier der erbeuteten franzöſiſchen Geſchütze wurden am 13. Auguſt vor dem Kaiſerpalaſt in Straßburg aufgeſtellt. Ueber die Feier ſchreibt ein Straßburger: „Ein Infanterieregiment kam zurück aus dem Oberelſaß, wo es an der großen Schlacht nicht mehr hatte teilnehmen können, und brachte die erſten Siegestrophäen mit, die von unſeren ſiegreichen Truppen dort erbeutet worden ſind: vier franzöſiſche Feldgeſchütze. Mancher merkte nicht gleich, daß es ſich um Beuteſtücke von den Feinden handelt, bis ein Wiſſender ihn auf den Vermerk auf der Vorderſeite der Schilde aufmerkſam macht: Erobert J.-R. 126, 2. Bat. Von Hochrufen begleitet gings über den Broglie- zum Kaiſerplatz, wohin vom Gouvernement aus alsbald der Gouverneur und andere höhere Offiziere folgten. Die Siegestrophäen wurden vor dem Kaiſerpalaſt mit der Mündung nach der Univerſität zu aufgeſtellt, und nun wurde der Zweck des Aufzugs klar. Der Gouverneur Generalleutnant von Eberhardt berichtete in markigen Worten von den tapferen Württembergern, die dieſe Trophäen erbeutet hätten und die er den anderen Truppen als Vorbild hinſtellen könne; in der Nähe von Sennheim ſeien ſie vom 2. Bataillon des 126. Infanterieregiments erobert worden. Aus kräftigen Männerkehlen erſcholl am Schluß der Anſprache des Gouverneurs ein dreifaches Hurra und neugierig drängte ſich die Menge an die vier Feldkanonen, ſorgſam jede Schramme prüfend."

Gefechte in Lothringen

Amtliche Meldungen

6. Auguſt.

Das franzöſiſche Städtchen Briey (nordweſtlich von Metz) iſt von deutſchen Truppen beſetzt worden.

11. Auguſt.

Eine vorgeſchobene gemiſchte Brigade des franzöſiſchen XV. Armeekorps wurde von unſeren Sicherungstruppen bei Lagarde in Lothringen angegriffen. Der Gegner wurde unter ſtarken Verluſten in den Wald von Parroy nordöſtlich von Lunéville zurückgeworfen und ließ in unſeren Händen eine Fahne, zwei Batterien und vier Maſchinengewehre. Ein franzöſiſcher General iſt gefallen. Die deutſchen Truppen machten über 1000 unverwundete Gefangene, das iſt 1/6 der beiden franzöſiſchen Regimenter, die im Gefecht ſtanden.

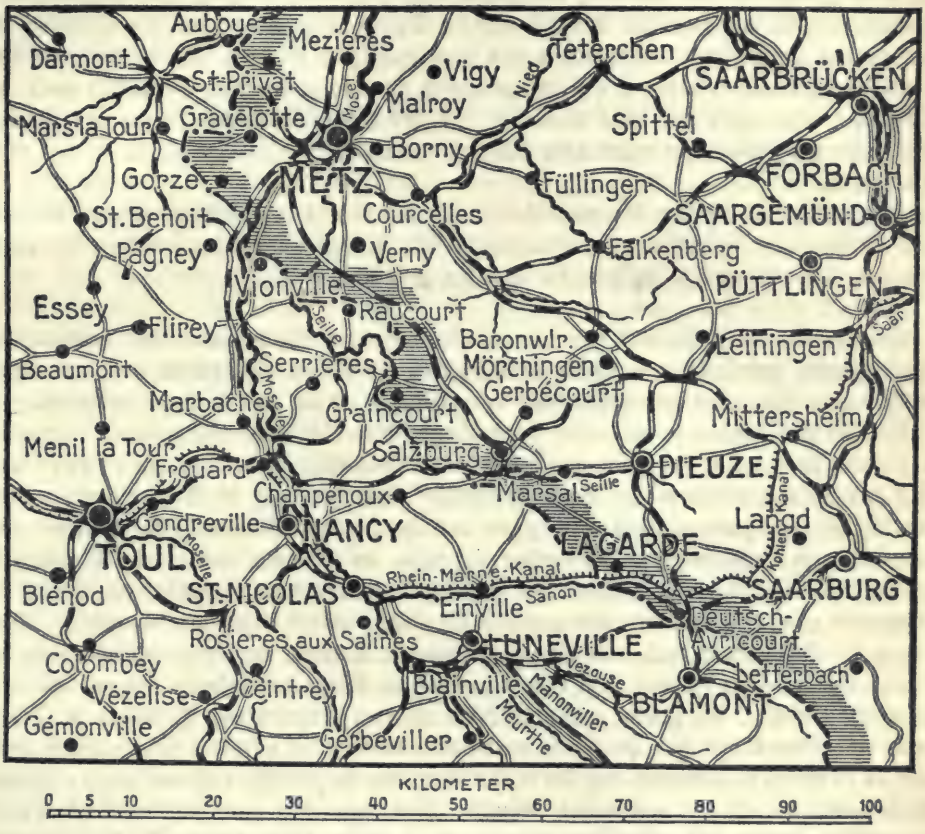
* * *

Bei Lagarde tobte der Kampf um den Ort ſelbſt am heftigſten. Jedes Haus bildete eine Feſtung für ſich. Auf dem Kirchturm war eine Maſchinengewehrabteilung aufgeſtellt, die gut verdeckt war. Das deutſche Artilleriefeuer zerſtörte faſt das ganze Dorf. Ein Flankenangriff, wobei die Kavallerie erfolgreich eingriff, brachte die Entſcheidung.

Die Briefe der Kämpfer entwerfen ſchreckliche Bilder von der Heftigkeit des Gefechts. „Junge, das war ein Tanz auf luſtiger Au," ſchreibt einer von ihnen. „Brav haben wir uns geſchlagen, unſer General immer an der Spitze und wir nach. Kugeln und Kartätſchen ſauſten über uns hinweg, manch einen riſſen ſie herunter, aber „Vorwärts, vorwärts" war die Parole. Wir drängten mit voller Kraft vor. Jede Kugel von uns war wohl ein Treffer; waren doch die rotblauen Farben herrliche Schießziele. Heftig wogte der Kampf. Entſchloſſen und mit Schneid gingen unſere Feldgrauen vor. Immer weiter drängten wir vor, ſchon ſtoßen wir auf franzöſiſche verwundete und tote Soldaten, das erhöhte unſeren Mut. Zu ſchnell war für uns der Kampf zu Ende. Der linke franzöſiſche Flügel wich, und damit war es geſchehen, nun konnten ſich die Franzoſen

nicht mehr halten und flohen. Du hättest mal sehen sollen, wie die roten Hosen in wüstester Flucht davonjagten. Da war es noch einmal unsere Kavallerie, die die Treibpeitsche in die Hand nahm und das Treiben gut besorgte. Das war unser erster Sieg; schön war er, doch viel Opfer hat er gefordert."

In Scharen kamen die Franzosen und ergaben sich. Ein Offizier erzählt: „Wir mußten sehr vorsichtig sein, denn die Kerle schossen noch, wenn sie verwundet am Boden lagen, aus dem Hinterhalt. Ein Infanterist reichte mir seine Feldflasche; im selben Moment, als ich zugreifen will, fährt ihm eine Kugel durch die Finger! Wir ließen



Übersichtskarte von Lagarde und Umgebung.

nun die Gefangenen alles von sich werfen, bis auf ihre roten Hosen und das Hemd und hatten so schließlich bei unserer Kompagnie 150 Stück beisammen. Alle kamen sie mit aufgehobenen Händen auf uns zu. Schließlich dauerten mich auch die armen Kerle, die zum Teil schwer verwundet um uns herumlagen. Es waren Kerlchen von 16, 17 Jahren dabei! Ich gab ihnen noch, was ich an Verbandspäckchen und Schokolade bei mir hatte und ließ Wasser für sie holen. So viele Küsse auf Stiefel und Hände habe ich in meinem Leben noch nicht bekommen. „Nous ne voulons pas la guerre!" haben sie die ganze Zeit geschrieen und: „Vive l'Allemagne!" Als rückwärts eine unserer Bataillonsfahnen sichtbar wurde, riefen sie alle durcheinander: „Oh! le drapeau allemand! Vive l'Allemagne! Vive le drapeau allemand!" 60 Schritt neben uns sind die Reste der Franzosen über die Schleusenbrücke des Rhein-Marnekanals zurückgegangen. Wir schossen in den Haufen hinein. Es war furchtbar!"

Weitere Kämpfe im Elſaß

Amtliche Meldungen.

14. Auguſt.

Eine kleine Feſtungsabteilung aus Straßburg hat eine Schlappe erlitten. Zwei Feſtungsbataillone mit Geſchützen und Maſchinengewehren aus Feſtungsbeſtänden waren im Vogeſenpaß von Schirmeck vorgegangen. Sie wurden durch feindliches Artilleriefeuer vom Donon her überfallen. In der engen Paßſtraße ſind die Geſchütze und Maſchinengewehre zerſchoſſen und unbrauchbar gemacht liegen geblieben. Jedenfalls ſind ſie vom Feind erbeutet worden, der ſpäter auf Schirmeck vorging, ein unbedeutendes Kriegsereignis, das keinerlei Einfluß auf die Operationen hat, aber den Truppen ein warnendes Beiſpiel vor Tollkühnheit und Unvorſichtigkeit ſein ſoll. Die wiedergeſammelten Feſtungstruppen haben den Feſtungsbereich unverfolgt erreicht. Sie hatten zwar ihre Geſchütze, aber nicht den Mut verloren. Ob bei dieſem Vorgang Verrat der Landesbewohner mitgeſpielt hat, wird noch feſtgeſtellt werden.

19. Auguſt.

Bayeriſche und badiſche Truppen ſchlugen die bis Weiler, 15 Kilometer nordweſtlich von Schlettſtadt, vorgedrungene franzöſiſche 55. Infanteriebrigade, brachten ihr große Verluſte bei und warfen ſie über die Vogeſen zurück.

* * *

Der Erfolg bei Schirmeck gab den Franzoſen einen Stützpunkt. Sie nahmen den Vogeſenſattel und ſuchten, nachdem ihr Vorgehen im Süden aufgehalten war, von Nordweſten über Schirmeck auf Schlettſtadt vorzudringen. Auch das iſt ihnen mißglückt.

Wie bei Mülhauſen, ſo haben die Franzoſen auch in Schirmeck und anderen Orten, die auf ihrem Weg lagen, Beamte, altdeutſche wie elſäſſiſche, gefeſſelt fortgeführt. Ein aus Rothau entkommener Beamter erzählt: „Am Sonntag, 16. Auguſt, erſchien nach der Kirche eine größere Zahl Franzoſen und brachte den Poſtverwalter zwiſchen Bajonetten zum Poſtamt; den Aſſiſtenten ließ man im Bahnhof bewachen. Nachmittags wurde alles im Bahnhof zerſtört, die Gefangenen nach dem benachbarten Vorort La Claquette gebracht. Mehrere Kompagnien Chaſſeurs waren inzwiſchen eingerückt. Man führte die Gefangenen nach dem Bürgermeiſteramt Rothau, wo ſchon im Schulſaale der Bürgermeiſter, zwei Förſter, drei Lehrer und einige Bürger eingeſperrt waren, alles einheimiſche Elſäſſer. Es ſcheint unter Mithilfe anderer eingeſeſſener Perſonen in Frankreich eine Liſte derjenigen Perſonen vorbereitet worden zu ſein, die feſtzunehmen ſeien und es iſt höchſt bezeichnend, daß ſich dieſes Vorgehen in gehäſſiger Form gegen elſäſſiſche Bewohner und faſt nur gegen dieſe wandte. Man war eben auch hier wohl ſchmerzlich enttäuſcht geweſen, daß, abgeſehen von einigen wenigen Ausnahmen, alle Freudebekundungen über das Wiederſehen ausblieben. Während der folgenden Nacht hörten die im Schulſaal befindlichen Gefangenen, denen weder Eſſen noch Schlaflager bereitet wurde, fortwährend franzöſiſche Truppen aller Waffengattungen zu Tal vorbeiziehen, ſchätzungsweiſe ein ganzes Armeekorps. Am Montag, 17. Auguſt, früh erſchien der Gerichtshof: ein Kommandant mit einem anderen Offizier und Gendarmen. Der Kommandant gab ſich als Elſäſſer zu erkennen und nahm als ſolcher die gefangenen Elſäſſer am ſchärfſten vor, denen auf Grund genaueſter Kenntnis ihr bisheriges politiſches Verhalten vorgeworfen wurde. Dem Bürgermeiſter, der früher franzöſiſcher Fremdenlegionär, dann deutſcher Soldat war, wurde das beſonders betont und ihm Erſchießung bei erſter Gelegenheit angedroht. Den Förſtern ſagte man, daß ſie als Gefangene behandelt würden, weil die franzöſiſchen Förſter als Soldaten gelten. Am Tage wurden die beiden Lehrer entlaſſen, die man zu Schreiberdienſten brauchte, ebenſo die beiden Poliziſten, die für die Unterkunftsbeſchaffung verwendet wurden, und ein Buchhalter. Die übrigen blieben

weiter den ganzen Tag ohne Essen und bei geschlossenen Fenstern im Schulsaal; erst am Abend ließ man sie auf wenige Minuten aus dem Raum. Am anderen Morgen wurden der Bürgermeister, zwei Förster, der Postverwalter und noch ein Einwohner von Rothau gefesselt weggeführt; man ist seither ohne Nachricht von ihnen. Die übrigen Gefangenen verließen später den Schulsaal und konnten sich nach Hause begeben."

Eine zusammenfassende Meldung vom 29. August sagt: „Nach den bisherigen Ermittlungen sind über hundert beamtete Personen von den Franzosen aus dem Elsaß nach Frankreich weggeschafft worden. Unter ihnen befindet sich auch der Bürgermeister Coßmann von Mülhausen. Auch die Familien der in den Vogesenwäldern wohnenden Förster sind nach Frankreich gebracht worden. Ueber das Schicksal aller dieser Personen herrscht völlige Ungewißheit."

Episoden aus den Kämpfen in Elsaß-Lothringen

Ein junger Kavallerieleutnant hatte den Auftrag erhalten, die feindlichen Kräfte festzustellen. Mit seiner Patrouille, bestehend aus acht Mann, rückte er beim Morgengrauen über die deutsche Grenze nach Frankreich ein. Fünf Kilometer von der Grenze traf der Leutnant auf eine starke französische Offizierspatrouille und beschloß, sie mit der Lanze anzugreifen. Mit lautem Hurra attackierte die kleine Schar den Feind, warf ihn zurück, verwundete mehrere und nahm den Führer, einen Oberleutnant, und einen Mann gefangen. Auf deutscher Seite gab es keine Verluste. Im Triumph brachte ein Unteroffizier den französischen Offizier nach Saarburg, wo die Bevölkerung in begeisterte Hochrufe ausbrach. Der Leutnant ritt mit den übrigen sechs Ulanen weiter und geriet in das Feuer einer abgesessenen feindlichen Eskadron, wobei ihm und seinen sechs Leuten die Pferde unter dem Leib weggeschossen wurden. Der Leutnant ließ das Feuer zwar erwidern, konnte aber gegen die Uebermacht nichts ausrichten und befahl seinen Leuten, sich in den nächsten Wald zurückzuziehen, indem er selbst ihren Rückzug mit dem Karabiner deckte. Die Ulanen aber antworteten: „Wir verlassen unseren Leutnant nicht, sondern wollen mit ihm sterben." Erst auf wiederholten Befehl zogen sie sich zurück und gelangten zu Fuß wieder auf deutschen Boden und zur Eskadron. Ebenso kam der junge Leutnant nach großen Anstrengungen zu Fuß auf deutschen Boden und konnte noch rechtzeitig seiner Truppe den anrückenden Feind melden.

* * *

Ein Bayer erzählt: „Endlich passierten wir die feindliche Grenze, und zwar mit brausenden Hurrarufen, was nicht gerade kriegsmäßig, aber sehr stimmungsvoll war. Lustig war die 7. Kompagnie: die hat die meisten „Viecher". Die haben das erste französische Dorf bis zum Aufbruch mit bayerischen Fahnen beflaggt. Woher die waren? Sehr einfach. Wir haben das Rot von der Trikolore abgeschnitten. Im nächsten Dorf wurden wir beschossen. Das konnten wir uns nicht gefallen lassen, und als immer wieder auf uns geschossen wurde, steckten wir die Häuser in Brand, darunter das Café, eine Bäckerei und zwei Krämerläden. Die Brauerei schonten wir und ließen uns von den Arbeitern französisches Bier bringen. Es hat uns nicht schlecht geschmeckt.

* * *

Die Bayern gehen vor wie die Berserker. Mit Schießen halten sie sich nicht lange auf; leider hat z. B. das glänzende bayerische Infanterie-Leibregiment dadurch große Verluste gehabt. Bezeichnend für die Unternehmungslust der Bayern ist folgende Geschichte. Zwei Kompagnien hatten sich weit ins Feindesland gewagt; sie wurden schon als vermißt bezeichnet und allgemein bedauert. Da sieht der vorderste Posten eine Kolonne sich nähern, singend, mit Geflügel auf den Tornistern oder am Futterbeutel. Es war eine der beiden Kompagnien, die, wie der Hauptmann lachend erzählte, sich mal einige Tage in

Frankreich „verluſtiert" hatte. Die andere Kompagnie kam erſt den nächſten Tag abends zurück, ohne Verluſte, mit Vorräten verſehen, in Jubelſtimmung.

* * *

Auf dem Schlachtfeld liegen zwei feindliche Verwundete nebeneinander. Bei Morgengrauen fordert der Franzoſe den Deutſchen auf, die Waffen zu ſtrecken. Er tut es nicht. Darauf ſticht ihn der Franzoſe mit dem Seitengewehr. Der Deutſche warnt ihn und bittet ihn, doch jetzt als Verwundeter Frieden zu geben. Der Franzoſe ſticht aber bald wieder. Da erſchlägt ihn der Deutſche, wie er ſelbſt ſagt, blutenden Herzens mit dem Gewehrkolben. Er ſelbſt iſt in der Bruſt verwundet.

Franzöſiſche Kampfesweiſe

Ueber die heimtückiſche Kampfesweiſe der Franzoſen liegen zahlreiche übereinſtimmende Schilderungen vor. Ein Rittmeiſter erzählt: „Die Franzoſen halten ihre Kavallerie ſorgſam hinter der Infanterie, wie ſie auch in den erſten Tagen keinen Offenſivgeiſt zeigten. Selbſt wo die deutſchen Grenzſchutztruppen, die ſchon ziemlich weit eingedrungen waren, aus ſtrategiſchen Rückſichten zurückgingen, drängten ſie nicht nach. Unſere Patrouillen ſtießen immer nur auf Infanterieposten, die die Reiter bis auf 100 m heranließen, ehe ſie ſchoſſen. Häufig ſuchten die franzöſiſchen Poſten durch Verkleidung zu täuſchen, wie z. B. durch Aufſetzen eines Frauenhutes; hinter einer Kirchhofsmauer gedeckt ſtand ſo ein maskierter Poſten und ſchoß eine Patrouille an, die von dem Frauenzimmer nichts befürchtete. Manche der franzöſiſchen Infanteriſten haben einen Zivilanzug im Torniſter, den ſie in der Gefahr anziehen, nachdem ſie ihre Montur im Wald oder im Dorf abgelegt haben. Dann laufen ſie mit den Händen in den Hoſentaſchen herum, bis die deutſchen Truppen vorbei ſind. Ein Befehl des Oberkommandierenden Joffre ordnete dies Benehmen an."

Der franzöſiſche Soldat iſt offenbar noch derſelbe wie im 70er Krieg: tapfer, wenn der Erfolg da iſt; rückſichtslos, verſchlagen und grauſam jedoch nach einer Niederlage und ohne Ausdauer. „Es zeigt ſich", heißt es in dem Brief eines Reſerveoffiziers, „daß der Franzoſe mit Vorliebe die Ortſchaften zum heimtückiſchen Ueberfall wählt. Ich entdeckte, daß die ſeitlich und teilweiſe rückwärts von uns maſſenhaft liegenden, anſcheinend gefallenen und verwundeten Franzoſen ſich regten, und von ihnen haben zweifelsohne viele auf uns geſchoſſen, ohne daß wir es in der Hitze des Gefechtes merkten. Ich ließ ihnen die Waffen abnehmen und einige, die faſt nicht verwundet waren, ſondern ſich nur ſo ſtellten, abführen. Der franzöſiſche Infanteriſt iſt ein feiger, heimtückiſcher Menſch, der keinen Angriff wagt und wenn ihm Deutſche entgegengeſtellt werden, die Waffe wegwirft, und die Hände in die Höhe hebt. Vorgeſtern erſchoſſen die Franzoſen zwei Schweſtern. Auch auf unſere Aerzte wurde geſchoſſen. Unſere Kolonnen ließen die Franzoſen aber ruhig marſchieren. Als die Artillerie vorbei war, ſchoſſen ſie mit Maſchinengewehren aus den Häuſern." Ein Verwundeter erzählt: „Wiſſen Sie, das ſind Schlauberger, die Franzoſen. Immer in die Weinberge hinein, in Deckung, daß nichts zu ſehen iſt. Iſt man vorbei, dann ſchießen die Kerle erſt. Kommt man zurück, ſind ſie ſchon wieder unſichtbar in einer anderen Deckung. Das hat viele von den Unſeren gekoſtet."

Abſcheuliche Einzelheiten werden berichtet. Während eines Gefechts in der Nähe von Mülhauſen z. B. bat ein am Boden liegender verwundeter franzöſiſcher Soldat einen deutſchen Offizier um einen Schluck Waſſer. Der großmütige deutſche Offizier reicht dem Feind ſeine eigene Waſſerflaſche und geht dann weiter. Der Franzoſe aber riß ſeine Flinte an ſich und ſchoß den deutſchen Offizier auf kurze Entfernung von hinten meuchlings tot. Ein ihm nachfolgender Feldwebel war Augenzeuge dieſes Schurkenſtreichs und hieb dem Scheuſal den Kopf ab.

Die Grundsätze der französischen Heerführung

Zusammengestellt von Generalmajor z. D. v. Sprößer

Aus der neuesten französischen Vorschrift für die Führung der großen Einheiten, „Conduite des grandes unités", dürften folgende Proben interessieren, die teilweise wie unfreiwillige Selbstverhöhnung wirken:

„In den Kriegen der Neuzeit drängen die Zahl der in Bewegung gesetzten Massen, die Schwierigkeit des Nachschubs, die Unterbindung des sozialen und wirtschaftlichen Lebens dazu, so schnell wie möglich eine Entscheidung herbeizuführen, um den Kampf rasch zu beendigen."

„Die gründlich ausgenutzte (exploitée à fond) Entscheidungsschlacht ist das einzige Mittel, um den Willen des Gegners durch die Vernichtung seiner Armeen zu brechen. Sie bildet den Hauptakt des Krieges. Die Eroberung eines Landstrichs, die Einnahme von Festungen kann keinen endgültigen Erfolg geben."

„Die strategischen Kombinationen haben daher vor allem den Zweck, den Feind zur Annahme der Schlacht zu zwingen. Sodann sollen sie ihn unter Bedingungen zum Kampf veranlassen, die nicht nur den taktischen Sieg (im Gefecht, in der Schlacht), sondern auch eine an Erfolgen reiche Ausnutzung des Sieges vorbereiten und erleichtern."

„Um zu siegen, müssen die Dispositionen des Feindes für den Kampf gewaltsam über den Haufen geworfen werden. Das verlangt bis zum äußersten geführte Angriffe (attaques poussées jusqu'au bout), ohne Hintergedanken, und kann nur durch blutige Opfer erreicht werden. Jede andere Auffassung ist zurückzuweisen als der eigensten Natur des Krieges entgegengesetzt."

„Nur die Offensive führt zu positiven Ergebnissen."

„Indem man die Initiative in den Operationen ergreift, schafft man die Ereignisse, statt sich ihnen zu fügen. Ein energischer Oberbefehlshaber, der Vertrauen zu sich selbst, zu seinen Unterführern und zu seinen Truppen hat, wird seinem Gegner nie die Vorhand im Handeln lassen unter dem Vorwand, genauere Nachrichten abwarten zu wollen. Er wird den Operationen, vom Beginn des Feldzugs an, ein solches Gepräge des Ungestüms und der Hartnäckigkeit aufdrücken, daß der Feind, moralisch erschüttert und in seiner Tätigkeit gelähmt, sich vielleicht auf die Defensive beschränkt sehen wird."

„Gegenüber einem Feinde, der selbst die Initiative in den Operationen ergriffen hat, wird es durch energische und ungestüme Gegenoffensive möglich sein, dem Ringen eine günstige Wendung zu geben."

„Unter allen Umständen haben die ersten Kämpfe eine große Bedeutung durch den gewichtigen Einfluß, den sie auf die ferneren Ereignisse ausüben."

„Die Schlachten sind hauptsächlich moralische Kämpfe. Die Niederlage ist unvermeidlich, sobald die Hoffnung auf den Sieg aufhört. Der Erfolg wird also nicht mit dem sein, der am wenigsten Verluste erlitten hat, sondern mit dem, dessen Wille der stärkste und dessen moralischer Halt am tiefsten gegründet ist (le plus fortement trempé)."

„Nach dem Sieg muß eine rücksichtslose (sans trêve ni merci) Verfolgung, die alle Kraft bis zur äußersten Grenze ausnutzt, die vollständige Vernichtung der materiellen und moralischen Kräfte des Feindes sicherstellen."

„Man muß es um jeden Preis dem Feinde unmöglich machen, sich soweit zu sammeln, daß er sich von neuem zum Kampf stellen kann. Indem der siegreiche Führer und seine Truppen unerbittlich und in kühnem Vorschreiten die Verfolgung fortsetzen, werden sie so entscheidende Erfolge haben, daß eine einzige große Schlacht vielleicht genügt, um über das Schicksal des Krieges zu entscheiden."

Rambouillet, den 28. Oktober 1913. R. Poincaré.

Die Haltung der Elſäſſer und der Kampf mit den Franctireuren

Aus den Berichten über die Kämpfe um Mülhauſen geht hervor, daß gewiſſe Elemente der Bevölkerung den Franzoſen Bewegungen deutſcher Truppen verraten, ſich am Straßenkampf beteiligt und noch nach der Schlacht franzöſiſche Soldaten bei ſich beherbergt haben. Sie ſind natürlich ihrem Schickſal nicht entgangen; eine Bekanntmachung des kommandierenden Generals hatte verfügt: „Wenn ſich Einwohner einer Gemeinde am Kampf gegen unſere Truppen beteiligen, ſo werden nicht nur ſie, ſondern auch der Bürgermeiſter der betreffenden Gemeinde erſchoſſen, die Ortſchaft demoliert. Unſere Truppen haben Befehl erhalten, jeden Hausbeſitzer, der Angehörigen der franzöſiſchen Wehrmacht in Uniform oder Zivilkleidung bei ſich Aufenthalt gewährt oder von der Anweſenheit franzöſiſcher Soldaten in ſeinem Haus Kenntnis erhält, ohne dies den Behörden oder unſeren Truppen bei deren Herannahen anzuzeigen, ſofort zu erſchießen. Wer eine Telegraphen- oder Telephonleitung zerſtört, wird verhaftet und mit der härteſten Strafe belegt. Jeder Bürger hat alle in ſeinem Beſitz befindlichen Waffen, auch Jagdgewehre und Munition auf dem Bürgermeiſteramt abzuliefern. Ich mache die Herren Bürgermeiſter für die ſtrengſte Durchführung dieſer Maßregel perſönlich verantwortlich. Das Betreten der Schlachtfelder iſt auf das ſtrengſte unterſagt und nur den von den Bürgermeiſtern hierzu ausdrücklich ermächtigten Perſonen erlaubt. Das Berauben der Leichen wird mit ſofortigem Erſchießen geahndet. Ich bedaure auf das tiefſte, daß verabſcheuungswürdige Verbrechen einzelner Schandbuben zu dieſer Bekanntmachung zwingen und ſo den guten Namen der Elſäſſer ſchänden."

Mit allem Nachdruck muß betont werden, daß in vielen Fällen nicht Elſäſſer, ſondern Marodeure, die das franzöſiſche Heer begleiteten, oder franzöſiſche Soldaten in Zivilkleidern die Schuldigen waren. Dieſe begehrten zum Teil unter Drohungen Einlaß in die Häuſer und forderten die Herausgabe von Kleidungsſtücken, ſoweit ſie nicht ſelbſt im Torniſter welche bei ſich trugen.

Die Gerechtigkeit verlangt, auch die Verteidigung der Landesbewohner anzuhören. Ein Elſäſſer ſchreibt: „Noch tagelang nach der Schlacht bei Mülhauſen wurden über 300 Franzoſen in Weinbergen und Gärten verſteckt vorgefunden, und mancher Schuß aus dem Hinterhalt wird auf das Konto dieſer Maulwurfshelden zu ſchreiben ſein. Hinter Gräben und Hecken fand man abgelegte franzöſiſche Uniformen, ohne Waffen, und ein Hauptmann, der eine Anzahl der maſſenhaft herumliegenden franzöſiſchen Torniſter nach der Schlacht öffnen ließ, fand unter 30 Torniſtern zehn, die Zivilkleider enthielten. Beides beweiſt, daß ſich Franzoſen umgekleidet hatten und unter dem Schutz der bürgerlichen Kleidung nicht ſcheuten, wieder in den Kampf einzugreifen. Auch dieſe werden dann leicht für Landeseinwohner gehalten. Die Heimtücke geht aber noch weiter: Von glaubwürdiger Seite erfahre ich, daß während eines Sturmes ein deutſcher Offizier zweimal von hinten angeſchoſſen wurde, und zwar, wie er ſich noch überzeugen konnte, durch einen Mann in unſerer feldgrauen Uniform. Als es ſpäter an die Feſtſtellung des Tatbeſtandes gehen ſollte, war der Kerl natürlich verſchwunden, und Einwohner wollen einen Franzoſen geſehen haben, der in einem Verſtecke ſeine Uniform mit derjenigen eines gefallenen deutſchen Soldaten gewechſelt hat. Selbſtverſtändlich, und damit bin ich mit allen meinen Landsleuten einig, muß jeder Ueberfall ſofort und ſtrengſtens geahndet werden, wenn ſich der Täter zweifellos feſtſtellen läßt. Auf der anderen Seite muß man aber auch die hier geſchilderten Zuſammenhänge mit in Betracht ziehen und Repreſſalien gegen ganze Ortſchaften auf bloßen Verdacht hin vermeiden.

Ich kenne meine Landsleute. Wenn ſie ſich einmal für eine Sache entſchieden haben, ſo halten ſie auch treu dazu, und für wen ſie ſich in dieſem Kampfe ohne Wanken ent-

schieden haben, dürfte wohl die hohe Zahl von 150 000 Kriegsfreiwilligen zeigen, die sich allein in den Reichslanden stellten, im Vergleich zu der kleinen Einwohnerzahl und der Gesamtsumme der Kriegsfreiwilligen in ganz Deutschland eine ungeheure Zahl."

Dieser Tatsache ließe sich noch hinzufügen, daß der französische Lockruf nach Stellung von Elsässern bei französischen Regimentern völlig verhallt ist und daß der einst aus Anlaß der Zabernaffäre so heftig befehdete General v. Deimling gegenwärtig der populärste Mann im Elsaß ist.

Auch in den französischen Grenzorten ist fast überall auf die deutschen Truppen geschossen worden. Es ist darnach klar, daß unsere Gegner den Volkskrieg längst organisiert haben müssen. So treten denn in diesem Krieg die Auswüchse zügelloser Volksleidenschaft gleich von Anfang an hervor; 1870/71 wurde der Guerillakrieg erst nach Sedan eingeleitet und war als letztes Mittel der Verzweiflung immerhin begreiflich, wenn auch nicht entschuldbar. Nur schweren Herzens wird unsere Heeresleitung sich zu den bekannten Maßnahmen entschlossen haben. Sie sind zwar für den Augenblick das einzige wirksame Mittel, sachen aber die Leidenschaft eines heißblütigen Volks zum äußersten an und wirken auf das eigene Heer leicht verrohend.

14. August.

Die deutsche Regierung hat der französischen durch Vermittlung einer neutralen Macht folgendes mitgeteilt: „Die Meldungen der deutschen Truppen lassen erkennen, daß dem Völkerrecht zuwider in Frankreich der Volkskrieg organisiert wird. In zahlreichen Fällen haben Landeseinwohner unter dem Schutz der bürgerlichen Kleidung heimtückisch auf deutsche Soldaten geschossen. Deutschland erhebt Einspruch gegen eine derartige Kriegführung, die dem Völkerrecht widerspricht. Die deutschen Truppen haben Anweisung erhalten, jede feindselige Haltung der Landeseinwohner mit den schärfsten Maßregeln zu unterdrücken. Jeder Nichtsoldat, der Waffen führt, jeder, der die deutschen rückwärtigen Verbindungen stört, Telegraphendrähte durchschneidet, Sprengungen vornimmt, kurz in irgend einer Weise unberechtigt an der Kriegshandlung teilnimmt, wird sofort standrechtlich erschossen werden! Wenn die Kriegführung dadurch einen besonders schroffen Charakter annimmt, so trifft Deutschland dafür nicht die Verantwortung; Frankreich allein ist verantwortlich für die Ströme von Blut, die sie kosten wird."

Eindrücke aus dem Guerillakrieg im Wasgenwald

von Friedrich Freksa

Unsere Leute, alte Landwehrleute, haben seit drei Tagen einen schweren Vogesenpaß gestürmt. Draußen lachte das Land, aber alle die Schönheiten des Elsaß sind in diesen Tagen nichts weiter als gutes oder schlechtes Gelände.

Der Abend kommt, und eine Gruppe von Offizieren betrachtet die Resultate von drei Kampftagen. Der Divisionsarzt spricht seine Bewunderung für die Leistungsfähigkeit der durchweg älteren Jahrgänge aus. Obwohl sie untrainiert in den Krieg gingen, stellt er fest, geben sie Maximalleistungen her.

Ein Generalstabsoffizier hört mit leuchtenden Augen zu und bemerkt beistimmend: „Ja, sie sind sehr brav, sehr fleißig!"

* * *

Aus einem Orte wird von zurückgebliebenen Franzosen, die von eingeschüchterten Einwohnern versteckt worden sind, geschossen. Wir fahren gerade in den Ort ein, als die Schießerei im Gange ist, und erleben dies Gefühl des Verratenseins, das eine Truppe überfällt, wenn hinter jedem verschlossenen Fensterladen ein Feind vermutet wird. „Fenster auf! Läden auf!" ertönt es und wo die Einwohner nicht Folge leisten, prasseln die Schüsse hinein. Eine Detonation — ein Pionier hat eine Handgranate in ein

Zimmer geworfen. — Auf den Dächern praſſelt es wie Hagelſchauer von einſchlagenden Kugeln. Alles macht kehrt, um ſich zu ſammeln und unter Deckung vorzugehen.

Ein Hauptmann vom Generalſtabe, den wir fahren, holt aus dem nächſten Orte Landwehrleute herbei, um das Strafgericht zu vollziehen. Die Landwehrleute freuen ſich, ſie ſind in dem Orte ſehr übervorteilt worden. Aber wie ſie einziehen, ſind ſie wie die Lämmer. Sie ſind alle Bauern aus dem bayeriſchen Oberland, die zwar gern raufen, aber im Grunde zu gutmütig ſind, um Henker zu ſein. Erſt auf Befehl greifen ſie zu und tun mißmutig und zurückhaltend ihre Pflicht: zu exekutieren.

* * *

Ein Verräter wurde hingerichtet, ein Franzöſling, jedenfalls ein Mitglied eines der Turnvereine, die ſich mit blau-weiß-roten Farben ſchmücken, arme junge Kerle, die in ihrer Verblendung Helden ſein wollen.

Eine deutſche Kolonne zog einen Waldpaß hinauf und fragte den jungen Menſchen, ob er Franzoſen geſehen habe. Er antwortete „Nein“. Fünfzig Schritt danach fielen die Schüſſe von den Bäumen herab. Ein verwundeter Unteroffizier nahm den jungen Verräter feſt. Er wurde franzöſiſch gefragt:

„Wußten Sie, daß dort im Walde Franzoſen waren?“

„Ja,“ antwortete er mit feſter Stimme.

„Alſo wollten Sie, daß die deutſchen Soldaten den Feinden in die Gewehre liefen, alſo wollten Sie ſie morden?“

Keine Antwort.

Er ging mit feſten Schritten zu dem Telegraphenpfahl, der zwiſchen grünen Weinreben ſtand, und empfing die Salve mit einem ſtolzen Zug um den Mund, den leichter ſchwärzlicher Flaum bedeckte. Ein Irregeleiteter! Schade um ſoviel unnötig verſchwendeten Mut.

* * *

Es iſt Nacht. Ein Dorf vor uns brennt. Im Straßengraben liegen die Tapferen, die ſeit achtzehn Stunden kämpfen. Sie hungern, da die Bagage wegen der Straßenunſicherheit und der Maſſe der Kolonnen nicht herankommen konnte. Es läuft viel Kleinvieh herum, keiner kümmert ſich darum, ſelbſt als die Leute auf den Braten aufmerkſam gemacht werden, den ſie ſo leicht haben können. Erſt als ein Leutnant kommandiert: „Metzger vor!“ wird von der Gelegenheit Gebrauch gemacht. So tief ſitzt den Männern das Gefühl für Eigentum in den Knochen, daß ſie ſchweigend nach der Schlacht hungern und ſich an nichts vergreifen, es ſei denn, ein Befehl gibt die Erlaubnis zu ſolchem Tun.

* * *

Ein beſonderes Merkmal des Offizierkorps iſt die Alkoholenthaltſamkeit. Ein Viertel Wein zu Mittag gilt faſt ſchon als Trunkſucht. Und auch die Mannſchaften haben ſich im Zaum; ich habe noch keinen einzigen geſehen, der zuviel gehabt hätte.

Dagegen wird von den Franzoſen aus einem der kurz beſetzt gehaltenen Orte berichtet, daß ſie den ganzen Tag in den Wirtſchaften lagen, daß ſie ſich Kolonnen von Frauenzimmern mitgebracht hatten.

Ueberhaupt, ſie ſuchen ſich den Krieg angenehm zu geſtalten, die Herren Franzoſen. In den Schützengräben hat man Polſterſtühle gefunden, zum Drauſſetzen. Mit Lebensmitteln ſind ſie gut verſehen, aber mit Schuhen und der Kleidung hapert's.

Zuerſt hatten ſie Angſt vor der Gefangennahme. Ein junger Huſar weinte wie ein Kind. Es war ihm geſagt worden, zuerſt würden ihm die Augen ausgeſtochen. Aber unſere Leute beruhigten ihn bald und tröſteten ihn, er würde gut zu eſſen haben. Da war er bald ganz wohlgemut.

Frankreich während der Mobilmachung

Paris im Kriegszustand

Nach authentischen Berichten der ausländischen Presse

Ein Italiener, der noch mehrere Tage nach der Kriegserklärung in der französischen Hauptstadt weilte, schreibt über die dortige Stimmung: „Paris hat das Aussehen einer aufstrebenden, aber komischen Provinzstadt angenommen. Sehr viele Geschäfte sind geschlossen und tragen die Aufschrift: „Inhaber und Gehilfen abgereist zum Krieg" oder: „Geschlossen wegen des Verbots des Verkaufs von Likören". Viele Geschäfte tragen die Spuren von Gewalttätigkeiten, wie zerbrochene Fensterscheiben und zertrümmerte und zerbeulte Rolläden. Es sind meistens Läden und Firmen mit einem deutschen oder einem ähnlichen Namen. Diejenigen, die den Mut hatten, wieder zu öffnen, tragen in großen Buchstaben die Aufschrift: „Französische Firma mit französischem Personal". Und sie beweisen es gleich, indem sie ihre Geburtsscheine, Militärpapiere, Schulzeugnisse usw. ausstellen. Durch die falschen Siegesmeldungen scheint sich das Pariser Volk vom ersten Schrecken erholt und bald wiedergefunden zu haben. Ich finde auf den Boulevards eine fröhliche und erregte Menge, die mit lauter Stimme die letzten Nachrichten liest und erörtert, die am Nachmittag von den Zeitungen verbreitet worden sind. Die Kriegserklärung Englands an Deutschland und die Niederlage, die die Belgier den Preußen zugefügt haben sollen, sind zwei Ereignisse, die die Pariser ihre ergebene Ruhe, die sie sich auferlegt hatten, verlieren lassen. Es ist nicht mehr die pflichtmäßige Begeisterung, um den abgehenden Truppen Mut einzuflößen, es ist die Ueberzeugung der Siegesgewißheit, die sich im Geiste aller schon breitmacht, und alle, die sich jetzt frei fühlen von dem drückenden Alp der schrecklichen Erinnerungen an 1870, haben sich auf die Straßen begeben und wogen auf den Boulevards auf und ab und veranstalten begeisterte Kundgebungen. Am begeistertsten und erregtesten zeigen sich die Frauen. Viele haben große dreifarbige Schärpen umgehängt, die sie über Schulter und Brust wie Beamte tragen. Man hört häufig den Ruf: Nach Berlin! Nach Berlin!"

Der Deutschenhaß, der auch in Friedenszeiten nur stillschwieg, wo der Franzose vom Deutschen profitieren konnte, wurde durch die Presse zum Fanatismus gesteigert. Clemenceau schreibt in der Zeitung „L'homme libre": „Ich höre, daß ein gefangener französischer Offizier in Lörrach recht schmeichelhafte Aussagen über Deutschland macht. Möchte doch das deutsche Volk allen diesen französischen Phrasen keinen Glauben schenken. Das sind listige Lügen, mit denen sich die Franzosen einschmeicheln wollen. Alle Franzosen, die ich kenne, hassen die Deutschen."

Nach dem Tumult der Mobilmachungstage ist es aber in Paris immer stiller geworden. Alles spezifisch Pariserische verschwand. Die großen Boulevards unterscheiden sich von den anderen Straßen jetzt nur noch durch ihre größere Breite. Autobus, Tram und Droschke verkehren nur noch in ganz geringer Zahl, sogar die Untergrundbahn hat ihren Betrieb stark eingeschränkt. Die großen Geschäfte an der Avenue de l'Opéra und der Rue de la Paix sind geschlossen. Das fröhliche Paris ist begraben. Die Theater spielen nicht mehr, selbst die Comédie Française nicht, die einzige Bühne, die 1870 ihre Pforten offen hielt. Die Umwandlung, die mit Paris vor sich gegangen ist, wird in einem Brief, den die „Neue Zürcher Zeitung" veröffentlicht, sehr anschaulich geschildert. „Ganz Paris," heißt es hier, „war in den Seebädern, als der Krieg ausbrach, an den es als eine „mauvaise blague" bis zuletzt nicht hatte glauben wollen; die Zurückgekehrten desertierten aus der Hauptstadt mit dem ersten besten Zuge, von derselben Panik befallen wie die Tausende von Fremden. So kommt es, daß Millionenwerte der Obhut eines

Concierge oder einer Concierge-Frau anvertraut ſind. Und niemand iſt mehr da, der für Luſtbarkeiten Geld und Zeit übrig hätte. Die vornehmen Luxusautos, die das Bois von früh bis ſpät belebten, ſind ſämtlich von der Armeeverwaltung requiriert, die Rennpferde, auf die man Tauſende gewann und verſpielte, tragen ihre Herren in die Schlacht, die Koryphäen der Sportwelt: der Boxer Carpentier, der Flieger Pégoud, der Wettfahrer Boillot haben ſich von ihren Freunden in der Uniform des piou-piou verabſchiedet. Kein Theater, keine Muſic-Hall ſpielt mehr, der letzte Zettel der „Comédie Française" mit einer Heldentragödie von Corneille iſt bereits ſeit 14 Tagen von den Erlaſſen des Militärgouverneurs überklebt. Dichter und Schauſpieler ſind dem Rufe des Vaterlandes gefolgt, der Komiker Dranem, der in Dutzenden von Soldatenliedern den franzöſiſchen Infanteriſten unſterblich gemacht hat, verſieht in einer entfernten Vorſtadtgemeinde als braver Landwehrmann den Etappendienſt. Und die elegante Pariſerin, um die ſich das äſthetiſche und geiſtige Leben des modernen Frankreich zu drehen pflegte, hat ſich als dienendes Glied dem großen Ganzen eingeordnet; ſie trägt mit Grazie das ſchlichte Gewand der Damen vom Roten Kreuz...

Paris iſt nicht mehr die Stadt der Feſte und der Dekadenz. Montmartre iſt zu einer bloßen Erinnerung verblaßt, die nächtlichen Souperlokale an der Place Pigalle und Blanche haben ſich mit Bretterverſchlägen verbarrikadiert. Das „Moulin Rouge" dreht ſeine Flügel zugunſten verwundeter Krieger und kein ausgelaſſenes Lachen geſchminkter Kurtiſanen ſtört mehr den Stundenſchlag von Sacré-Coeur. Bei „Maxime" feiern franzöſiſche und engliſche Offiziere bei einem flüchtigen Whisky Verbrüderung, die glattraſierten Mixers der mondänen Bars tragen ſchon die Mütze der Reſerviſten auf dem Ohr und träumen von anderem Knallen als demjenigen der Champagnerpfropfen.

Champs-Elyſées und Bois de Boulogne atmen beinahe die Ruhe der Gärten von Verſailles; wenn der Aſphalt vom Pferdegetrampel widerhallt, ſo iſt es der Hufſchlag abziehender Küraſſiere oder der Garde Républicaine, die eine Runde macht. Einen ungewohnten Akzent ins Straßenbild tragen auch die von der Küſte nach der Hauptſtadt berufenen überzähligen Matroſen, die über Leben und Eigentum der Pariſer zu wachen beſtimmt ſind. Mit ihren wettergebräunten Bretonengeſichtern und dem waſſerblauen Matroſenkragen im Nacken tragen ſie gleichſam etwas Seeluft in das von der Auguſtſonne durchglühte Häuſermeer der Millionenſtadt."

Eine Unterbrechung dieſes „Stillebens" brachte nur der Beſuch des engliſchen Generals French, des Oberbefehlshabers des britiſchen Hilfskorps, der am 15. Auguſt in Paris eintraf, wo er mit begeiſtertem Jubel empfangen wurde.

Aber auch die noch immer ſiegesgewiſſe Stimmung der Pariſer verſchwand allmählich. Das Lügengewebe ihrer Preſſe wurde immer mehr von der grauſamen Macht der Tatſachen zerriſſen. Ein italieniſcher Journaliſt ſchreibt: „Jeder hält jetzt mit ſeiner Anſicht ſoviel wie möglich zurück. Ein Blatt kopiert das andere und aus keinem kann man ſich ein klares Bild von der Situation machen. Eine traurige Stimmung herrſcht vor, eine Atmoſphäre des Mißtrauens. Erſt um 5 Uhr abends, wenn die großen Abendblätter erſcheinen, beginnen die Boulevards ſich wieder zu beleben. Alles wartet auf den „Temps", dem man das größte Vertrauen entgegenbringt. Die Zeitungen haben ihren Umfang beträchtlich reduziert; viele erſcheinen nur zweiſeitig. Es fehlt an Papier und an Setzern. Die Regierung hat übrigens von den Zeitungen verlangt, daß ſie nur amtlich genehmigte Notizen publizieren. Der Kriegsminiſter läßt den Journaliſten drei- bis fünfmal täglich die Neuigkeiten mitteilen. Dieſe Nachrichten bilden die einzige Quelle der Preſſe.... Wie traurig iſt der Abend jetzt in Paris, wie ſchwarz ſieht der Aſphalt der Straßen aus! Um Mitternacht ſchläft alles. Nur die Scheinwerfer laſſen ihr Licht ſpielen, um zu ſehen, ob nicht irgend ein Zeppelin über der Stadt ſchwebt."

Zu der Furcht vor den deutschen Luftschiffen kommt die Besorgnis vor Unruhen in der Hauptstadt selbst. Schon in den Tagen vom 6. bis 8. August kam es zu schweren Ausschreitungen in den Arbeitervierteln, wo der Pöbel die Lebensmittelläden plünderte. Seither stehen vor jedem derartigen Geschäft mehrere Posten. Die Polizei hat Hunderte von Verhaftungen vorgenommen, um Paris rechtzeitig von allen verdächtigen Elementen zu säubern. Die paniers de salade (Gefängniswagen) fahren den ganzen Tag.

Die Sorgen der Pariser sind sicher nicht unbegründet. Die Lebensmittelpreise steigen beängstigend. Ein in Paris lebender Schweizer berichtet: „Das Elend war schon in den ersten Tagen groß. Frauen, deren Männer eingerückt waren, liefen auf den Straßen umher und machten den Dirnen Konkurrenz, indem sie sich für 50 Centimes oder einen Franken anboten und dabei zugleich ihr Elend klagten. Trotzdem viele tausend Frauen und Kinder eingerückter Wehrmänner völlig mittellos dastanden, war bis zum 12. August noch kein Hilfskomitee gebildet. Die armen Leute standen hungernd vor den Bürgermeisterämtern und Polizeikommissariaten und baten um Essen. Wer nachwies, daß er Kranke, Kinder oder Greise zu Hause habe, bekam Gutscheine für Milch, sonst nichts. Es geschah dies offenbar nicht aus Hartherzigkeit, sondern aus Mangel an Lebensmitteln, der so lange wie möglich verheimlicht wurde."

Der Gedanke an die darbenden Frauen und Kinder lastete auch schwer auf der Stimmung der ausziehenden Krieger. In einem Soldatenbrief, den der „Matin" veröffentlicht, heißt es: „Den Soldaten wird Zuversicht für die Zukunft eingeflößt, aber es gibt zwei Umstände, die uns mißfallen. Als unser Bataillon auf Eilmärschen und unter Strapazen durch die Ortschaften kam, zeigten die Leute immer ernste Gesichter, traurige Blicke, finstere Stirnen und bedeckten die Augen mit den Taschentüchern. „Es geht doch kein Leichenzug vorbei", sagten die Soldaten. Sie hätten mit Stolz und Freude in den Krieg ziehen können und mit einem Lächeln selbst im Tode. Aber dieses Lächeln wollen wir auch bei anderen sehen. Wer weint, soll im Zimmer bleiben. Die Truppen brauchen eine freudige, zuversichtliche Begrüßung beim Durchzug. Sodann bedrückt die Soldaten der Anblick all der schmächtigen und blassen Kinder, die wie hungrige Hunde nach den Resten der Mahlzeiten greifen. Bei den Quartieren fallen die Reihen unglücklicher Frauen auf, die die Ueberreste der Suppen und die von der Brotration weggeworfenen Reste zusammensuchen, in einer Weise, die das Herz zerreißt. Gibt es denn keine öffentliche Armenunterstützung mehr in Frankreich, keine Liebesgaben, kein Geld? Wir marschieren frohgemut, verlangen aber, daß es nicht mehr vor uns Frauen gebe, die weinen, und hinter uns Kinder, die hungern."

Für den zunehmenden Pessimismus ist bezeichnend, daß in diesen Tagen vielfach auf eine vor Jahresfrist erschienene Broschüre des Sozialisten Sembat hingewiesen wurde, in der sich folgende Sätze finden: „Dem Frankreich, das nicht fähig ist, sich lange genug und wirksam auf den Krieg vorzubereiten, wird Rußland eines Tages das Bajonett in die unwilligen Hände zwingen. Aus Furcht, den sehr beträchtlichen Teil seines Nationalvermögens, das in Rußland investiert ist, zu verlieren, aus Furcht auch, in jedem Fall von Deutschland als Geisel behandelt zu werden, und um nicht wie ein dumpfer Sklave zu sterben, wird die unvorbereitete Republik an diesem Tage kämpfen müssen. Darum muß Frankreich entweder einen König und Exerziermeister an seine Spitze stellen und sich unter dessen Befehl auf die Vorbereitung zum Waffengang konzentrieren oder es bleibt republikanisch, und dann muß es mit Deutschland Frieden schließen. Das Elsaß ist heute deutsch, was auch nationalistische Schreier über die Hoffnungen und Wünsche der Elsässer fabeln mögen; die Republik, die das Selbstbestimmungsrecht der Elsässer anerkennt, brauchte sich nur laut und deutlich mit dieser für alle Franzosen vielleicht

betrübenden Tatſache abzufinden, um das Haupthindernis ſeiner Annäherung an Deutſchland aus dem Wege zu ſchaffen. Es iſt höchſte Zeit, die Kataſtrophe kann jeden Augenblick eintreten." Die Kataſtrophe iſt eingetreten; man hat auf Sembat ſo wenig gehört, wie auf Jaurès, den einzigen, der in ernſter Schickſalsſtunde für die franzöſiſche Republik ein neuer Gambetta hätte werden können.

Aus Monte Carlo

Brief eines Beamten des Fürſten von Monaco

Unſre Ruh iſt hin, unſer Herz iſt ſchwer. Wir finden ſie nimmermehr, ſeitdem uns die Paris-Lyon-Mittelmeerbahn einige Tauſende von Angſt blödſinnig gewordene Franzoſen aus der ſogenannten guten Geſellſchaft, die alles, nur keinen Patriotismus kennt, in unſere hochſommerliche Abgeſchiedenheit hineinplatzen ließ. Schon am Sonntag, den 9. Auguſt, wurde es mit einem Schlage furchtbar voll in Monaco. Da die erſten Hotels geſchloſſen haben, wurden die Gaſthöfe und „Garnis" zweiten, dritten und vierten Ranges im Sturm genommen. Perſonen und Perſönchen, die ſonſt kein Bett unter 20 Frs. die Nacht beſteigen würden, genierten ſich durchaus nicht, monatelang nicht gelüftet geweſene Kurierzimmerchen und die Dachkammern des unterſten Hotelperſonals mit ihrer Gegenwart zu beehren. Am Montag ſchien „Tout Paris" bei uns verſammelt zu ſein. Die Geſchichte wurde von Stunde zu Stunde unheimlicher. Wenn die Menſchen wenigſtens ihre Aufgeregtheit zu Hauſe gelaſſen hätten! Die Leute haben nämlich Paris Hals über Kopf in einem Zuſtand der Hyperexaltiertheit, die kein Plus mehr verträgt, unter Zurücklaſſung von teueren Angehörigen im Angeſicht der aufflammenden Straßenmaſſakres zwiſchen Militär und kriegsfeindlichen Bürgern und in der Vorahnung von noch weit grauſigeren Ereigniſſen vielfach mittellos verlaſſen in der Hoffnung, das neutrale Monaco ſichere ein ultimum refugium in den Wirren des Krieges und der Revolution. Irgend ein Unvorſichtiger muß in Paris die Parole ausgegeben haben: Auf nach Monte! Dieſe Parole iſt leider von zu vielen befolgt worden. Unſer Monte verträgt nur lebensfrohe Geiſter, die Geld in den Beutel getan haben, aber keine kopf- und vermögenslos gewordene Angehörigen der oberen Zehntauſend, die über dem Vis à vis de rien ihre Würde vergeſſen und in ſchauerliche Klagen, Verwünſchungen und Tobſucht verfallen. Die Pariſer des Unheilſommers 1914 haben unſer ſchönes Spielhöllen-Paradies in ein Tal der Tränen verwandelt, aus dem wir alle flüchten möchten, wenn wir nur Mittel und Wege wüßten. Aber da hapert's. Die Eiſenbahn geht jetzt nur noch bis Nizza und immer nur für die Soldaten. Wie es die Pariſer Flüchtlinge fertiggekriegt haben, ſich allen Verboten zum Trotz mit der Eiſenbahn bis zum Mittelmeer durchzuſchlagen, das wiſſen die Götter und die reſpektiven Beamten, die beſonders dann ein fühlend Herz haben, wenn ihnen metallene Kompenſationen winken. Manche Madames und Mademoiſelles hüllten ſich in Paris in das Krankenſchweſtergewand, das die Möglichkeit des Mitkommens garantierte. Und alles, was Auto hat, fühlte ſich auf einmal zu Monte Carlo ſelbſt in dieſer toten Saiſon hingezogen, die uns ſonſt nur den „Ausſchuß" beſchert.

Dieſe unſeligen Autos tragen letzten Endes die Schuld, wenn die Neutralität und Unabhängigkeit von Monaco in den Kriegswirren „flöten" geht. Ich weiß nicht, ob es wahr iſt, daß die franzöſiſche Regierung für die Zeit der Mobiliſierung ſämtliche Privatautos als Staatseigentum erklärt und die Zahlung erſt nach den Siegen verſprochen hat. Die Autobeſitzer hatten entweder zu den Verſprechungen der Regierung oder zu den Siegen der Franzoſen zu wenig Vertrauen. Kurz, ſie begaben ſich mit ihren Autos zum Schutze vor einer Requirierung oder Konfiskation auf die beſchleunigte Flucht. Die Regierung aber ließ ſich dies Mißtrauensvotum nicht gefallen und ordnete von Polizei-

wegen die Beschlagnahme „im Betretungsfalle" an. Viele der Flüchtlinge ereilte das Schicksal unterwegs. Viele aber wurden erst auf dem neutralen Boden von Monaco „betreten". Da nutzte alles Protestieren und Intervenieren nichts. Die Franzosen pfiffen auf die Neutralität des Fürstentums, drangen von dem angrenzenden Beausoleil in unsere durch die Tradition geheiligten Staatsrechte ein und konfiszierten alle Autos, die nur irgendwo in einer versteckten Garage innerhalb der monegassischen Quadratmeile zu finden waren. Auch unserem Fürsten Albert nahmen sie — Not kennt eben kein Gebot — die Staats- und Privatautos bis auf einen „ausgeleierten" Kasten weg, mit dem er sich, da der Draht zwischen Monte und Paris seit Montag nicht mehr funktioniert, aufgemacht hat, um dem Präsidenten Poincaré die Leviten zu lesen. Wie weit er — unser Fürst Albert — mit seinem Kasten kommen wird, ist heute, zwei Tage nach seiner Abfahrt, noch unbekannt. Dunkle Gerüchte wollen wissen, daß ihm französische Gendarmen in ihrer Sequestrierwut auch dieses letzte Möbel abgenommen hätten. Es wäre daher gar nicht ausgeschlossen, daß der Spielhöllenfürst verlassen, verlassen wie der Stein auf der Straßen, irgendwo in einem gottsjämmerlichen Nest, in dem Hasen und Füchse sich gute Nacht sagen, über das Ende aller Dinge nachzusinnen Zeit hätte.

Unterdessen aber ist zu Haus in seinem Reich der Leibhaftige eingekehrt. Es hatten einige Pariser ihre Autos verspielt, andere die ihrigen in aller Hast verkauft, um auf alle Fälle zu Geld und damit zu Brot und Quartier zu kommen. Aber auch die verspielten und verkauften Autos fielen den unerbittlichen Sequestratoren in die Hände, und darüber kam es zu einer männermordenden Schlacht zwischen den Franzosen und der Leibgarde des Fürsten. Die Führung der letzteren hatte in Abwesenheit des Vaters der Erbprinz Louis übernommen. Da er vorsichtshalber aus größerer Distanz kommandierte und im übrigen kurzsichtig ist, so konnte es nicht ausbleiben, daß gestern die Franzosen einen ersten Sieg feiern durften. Es ist zwar nur ein Sieg über die Monegassen. Aber besser dieser als gar keiner!

Jetzt tun die Franzosen, als ob ganz Monaco samt der Spielhölle schon zu Frankreich geschlagen wäre. Angesichts der eingetretenen Anarchie hat der Kasinowirt Herr Blanc, der bekanntlich einen Bonaparte als Schwiegersohn besitzt und vom Fürsten Generalprokura für die Regierungsgewalten hat, die Spielsäle geschlossen. Die Szenen, die sich vom Sonntag bis zum Dienstag in ihnen abgespielt haben, werden allen Teilnehmern unvergeßlich bleiben. Man hatte sich wegen der Gewinne und Verluste gerauft, blutig geschlagen. Die Fensterscheiben, die Spiegel zertrümmert, Tische und Stühle demoliert. Kurz, man hatte wie wilde Vandalen gehaust. Die Opfer der Pariser Wirren hatten nämlich geglaubt, Frau Fortuna noch einmal die Hand bieten zu sollen. Der Andrang an den wenigen Tischen war ungeheuerlich. Es fehlte, da man auf die Massenvisite nicht gefaßt war, an Croupiers. Und die wenigen, die da waren, mußten im Schweiße ihres Angesichts — buchstäblich genommen — arbeiten, nicht zwei Stunden, wie das sonst üblich, sondern zehn bis zwölf Stunden. Es läßt sich begreifen, daß die unglücklichen Opfer eines solchen nervenmordenden Dienstes am andern Tage zusammenbrachen oder, nicht mehr Herr ihrer Sinne, falsche Gewinn- und Verlustberechnungen ausführten. Diese gaben dann den Anlaß zu den besagten Ausschreitungen und zur Schließung des weltbekannten Lokals. Heute kamen Franzosen und verlangten die — Kasse. Neuer Kampf, Fußtritte, Faustkämpfe. Den Franzosen gelang die Gewaltanleihe. Sie haben heute auch den neutralen Hafen von Monaco mit Kriegsschiffen besetzt, die allerdings vor einer Stunde wieder abdampften. Eine italienische Jacht soll mich und diesen Brief sowie einige Freunde mit hinüber ins relativ sichere Italien nehmen. Der Bahnverkehr zwischen Italien und Frankreich ist seit zehn Tagen aufgehoben. Wer wird unser schönes Monte Carlo erben? Einige sagen: Italien, andere sagen: Deutschland! Alle glauben, die letzte Stunde für den Tempel Fortunas habe bereits geschlagen.

Briefe aus der Schweiz

Eindrücke eines Schweizers von der deutſchen Mobilmachung

Ich ſtand am 1. Auguſt zu Füßen des deutſchen Kaiſers, als er vom Balkon des Berliner Schloſſes zu hunderttauſend Deutſchen ſprach; ſprach wie ein Soldat und wie ein Herrſcher, dem eine Größe ſicher nicht fehlt: der unerſchütterliche Glaube an ſeine Berufung. Ich hörte die harten, klaren Worte über den weiten Platz ſchallen, ſtand mitten drin, als hunderttauſend Arme in raſendem Schwung ſich zum Himmel ſtreckten, als die grauen Mauern des Schloſſes von „Der Wacht am Rhein" und donnernden Hochrufen widerhallten. Ich ließ mich von der Menge treiben, die ſich über die Hohenzollernbrücke zum Palais des Kronprinzen wälzte, ohne Gedräng, ohne Unordnung und Schimpfwort durch Autos und Wagen, welche quer die Linden ſperrten, ſich durchwindend. Ich ſah, wie aus der Begeiſterung der ſchnodderigen Berliner eine Ekſtaſe ward. Nicht einen Arm reckten ſie dem Kronprinzen, ſeiner lieblichen Frau und dem Kleinen entgegen, den des Vaters Arme über die Brüſtung hob, beide Arme flogen bebend in die Luft! Dann ging ich weg, ergriffen und ſtill wie einer, der neutral ſein muß.

Ich fuhr den folgenden Tag durch das ganze große Land. Ordnung und Ruhe. Allein im Coupé mit einem, manchmal zwei Offizieren. Ernſte, oft bittere Geſichter. Abſchiede voll Tragik. Nur eine Frau, eine alte, vom Leben zermürbte Dame, ſah ich weinen, als ſie von ihrem Enkel, einem Kadetten der „Selecta", Abſchied nahm. Stets die gleiche Stimmung. Vertrauen auf das eigene Können, Haß gegen Rußland und Bedauern für Frankreich. Kein böſes Wort fiel gegen das feindliche Volk.

In Preußen waren kaum Spuren der Mobiliſation zu ſehen. Nur der Landſturm, der die Strecke bewacht, zeugte vom Kriegszuſtand. Preußens Bahnhöfe ſind rieſenhaft: ſie ſind die Herzkammern des Krieges. Auf hundert Geleiſen, die das Auge nicht entdeckte, ſtanden die endloſen Züge bereit, die meiſt in der Nacht die Truppen aufnahmen und an die Grenzen führten.

In Bamberg auf bayeriſchem Boden ſchaute ich die erſten Soldaten in Reih und Glied. Maſchinengewehre und Feldhaubitzen zum Einladen bereit. Graue Felduniformen, gelbes Lederzeug, mattgrüne Geſchütze, ſo friſch, als ob Krupp ſie geſtern abgeliefert hätte, alles funkelnagelneu. Ein Bild nicht nur militäriſch wundervoll, auch maleriſch ſo reizend, daß man mit Schauern an das Kommende dachte.

Ein gütiges Geſchick brachte mir von Rorſchach bis Zürich ein letztes Erlebnis. Als Reiſegenoſſin eine ſchöne franzöſiſche Ariſtokratin, mit entzückenden Kindern, und einen alten Franzoſen mit dem Bändchen im Knopfloch. Auch dieſe unwirſch, doch ohne Haß. Der Gegenſatz war von unendlichem Reiz und ich verſtand, was heute die beſten Deutſchen empfinden: den Schmerz, gegen ein Volk kämpfen zu müſſen, deſſen Kultur man liebt.

Wir alle wiſſen, wo die Entſcheidung fällt. Dort, wo die beiden großen Nationen ſich gegenüberſtehen. Alles andere iſt Nebenſache. (N. Zürcher Ztg.)

Während der Kämpfe im Sundgau

Brief aus Baſel vom 10. Auguſt

Schon ſeit einigen Tagen brummen dann und wann die Geſchütze der Feſte Iſtein und wir Baſeler haben uns bereits daran gewöhnt, daß das Donnern uns jede Nacht das Schlaflied ſingt. Dieſe Feſte, die während ihrer Erbauungszeit einigen Streit und Proteſte allzu ſchweizeriſcher Schweizer hervorrief, bringt nun für Baſel eine große Beruhigung. Am beſten zeigt das folgende Umdichtung der „Wacht am Rhein" im

Volksmund unserer Stadt und Umgebung. Am Sonntag nachmittag, der ziemlich ruhig verlief, zog ein Trupp junger Burschen an meinem Landhause vorbei und sang:

Lieb Schweizerland, magst ruhig sein;
Fest steht die deutsche Wacht am Rhein
Und die schweizerische, wie sie soll,
Sie gerben den Franzosen die Hosen voll.

Am gestrigen Sonntag, nachts um elf Uhr, begann von der Feste Istein ein regelrechter Geschützkampf, der etwa zwei Stunden dauerte und damit endete, daß die Franzosen sich zurückziehen mußten. Die Nacht verlief ziemlich stille; nur gegen zwei Uhr begann kurzes, aber heftiges Infanteriefeuer von der schweizerischen Grenze her. Am Morgen verbreitete sich die Kunde, daß eine schweizerische Dragonerpatrouille von zehn Mann von den Franzosen beschossen worden sei, weil sie einige Meter über die Grenze gekommen war.*) Zugleich wurde eine von Deutschen verfolgte starke französische Patrouille, die sich in voller Flucht befand, von unseren Grenzposten abgefangen.

Heute morgen um fünf Uhr begann der Geschützkampf wieder, der abermals mit dem Schweigen der französischen Artillerie endete. Nichtsdestoweniger konnten wir Baseler heute, zum allgemeinen Gelächter, in Pariser Berichten lesen, daß die Franzosen das Elsaß bis zum Rhein erobert haben, wozu der französische Präsident seinen Generalissimus beglückwünschte. Die „Agence Havas" verbreitet diese Nachricht, die wie alle Nachrichten dieser Agentur Lügen sind. Was doch die Franzosen nicht alles schon gewonnen und gesiegt haben in ihren Zeitungen! Die ganze deutsche Armee haben sie umgebracht und „déroute" ist das einzige Wort für das Verhalten des deutschen Heeres. Wenn man so etwas liest, kann man nur den Kopf schütteln, denn wir hier wissen besser als „Havas", wie die Sachen stehen. Eines ist gewiß: Hier unten kommen die Franzosen nicht über den Rhein! Aber für uns in Basel ist dieses immer neue vergebliche Anrennen der Franzosen von größter Bedeutung, denn früher oder später werden sie das Nutzlose ihres Treibens doch einsehen müssen und dann versuchen sie wohl bei uns durchzudringen. Unser „General" sieht dies voraus, was kommen muß, entweder: der Durchbruch oder das Abgedrücktwerden großer französischer Heeresteile, über unsere linksrheinische Grenze; darum sind alle Vorsichtsmaßregeln getroffen. Große Truppenmassen, nächst der Grenze allein drei Divisionen (das sind nach deutscher Bezeichnung drei Armeekorps), liegen allein mit außerordentlich starker Artillerie um Basel, linkes Rheinufer herum. Und weitere Divisionen liegen am richtigen Orte weiter bereit. Dazu ist die Westgrenze äußerst stark besetzt. Lieb Vaterland, oder Schweizerland, magst ruhig sein! Seit gestern um Mitternacht marschieren hier endlose Heeresteile, Schweizer, vorbei. Die Geschütze fahren regimenterweise auf. Es ist ein stolzes und erfreuliches Bild von Macht, wenn man bedenkt, daß wir nur ein kleines Land sind und eine halbe Million Soldaten ins Feld stellen, dabei unerwartet viele „Ueberzählige" haben, so daß unsere junge Mannschaft, Kerntruppen, 300 000 Mann erreicht.

Während ich dies schreibe, donnern die Geschütze und die Schnellfeuer-Kanonen stampfen und pochen zornig, unaufhörlich. Was bringen die nächsten Tage? Wie lange geht es noch, bis die Entscheidung fällt?

Nach dem Sieg bei Mülhausen

Brief aus Basel vom 12. August

Mit großer Beruhigung, ich finde, dies ist das rechte Wort, sind hier, in Bern und in Zürich die deutschen Siege bei Mülhausen und Lagarde aufgenommen worden. Jetzt

*) Ob die Patrouille, wie behauptet wird, von den Franzosen niedergeschossen worden ist, läßt sich nicht einwandfrei feststellen.

ſind auch die Aengſtlichen ſicher, daß wir keine Ruſſenknute bekommen und ein freies Land bleiben, ſo lange Deutſchland Deutſchland iſt. Wie eine Erlöſung über viele Deutſchſchweizer kamen die Siege; es ſchien ein ſchwerer Druck von den meiſten genommen zu ſein. Deshalb jubelten mehr die jungen Leute, die den ſchweren Ernſt nicht recht ermeſſen können. Aeltere und verſtändigere ſah ich vor den Zeitungen die erſten Siegestelegramme mit glänzenden Augen leſen, und mancher ſeufzte erleichtert auf. Als dann die erſten Extrablätter kamen, konnte ich mancherorts Gruppen auf den Straßen beobachten; einer las den andern, die alles vergaßen und nur hörten, mit vor Erregung leiſer und manchmal bebender Stimme die Berichte vor. Es iſt nicht zu ſchildern, wie ernſt hier dieſe Siege aufgenommen wurden. Jeder fühlte mehr oder weniger klar: Hier iſt ein großes weltgeſchichtliches Kämpfen um Leben und Kultur ſiegreich eröffnet worden; nichts wird den Sieg mehr in Frage ſtellen. (Frankf. Zeitg.)

Die Stimmung in der deutſchen Schweiz

Von einem deutſchen Reiſenden

Der „Dütſche Kaiſer" iſt gegenwärtig eine Hauptperſon in der Schweiz. Mit einem Stolz, der faſt die republikaniſche Grenze überſchreitet, erinnert man ſich ſeines Manöverbeſuchs und ſeiner anerkennenden Aeußerungen über das ſchweizeriſche Heer. „Die Neutralität der Schweiz, durch ihr tüchtiges Heer gewährleiſtet, erſpart uns zwei Armeekorps", ſoll der Kaiſer damals geſagt haben. Das hat dem Schweizer ſehr wohl getan. Aufs neue aber hat der Kaiſer die Schweizerherzen gewonnen, weil zu Beginn der Mobilmachung, als die Sorge um die Brotverſorgung die Eidgenoſſen beängſtigte, die deutſche Regierung der Schweiz eine ſtattliche Reihe Eiſenbahnwagen mit Getreide überlaſſen hat, eine Maßregel, die in der Schweiz unmittelbar auf den Befehl des Kaiſers zurückgeführt wird. Darum iſt die Deutſchfreundlichkeit der Schweiz und namentlich der deutſchredenden Bevölkerung über allen Zweifel erhaben.

Am Anfang des Krieges mag die Furcht vor einem Einmarſch der Franzoſen dieſe Geſinnung vielleicht da und dort etwas verdeckt haben; man war damals keineswegs ſicher, ob die Neutralität der Schweiz von den Franzoſen gewahrt werde, und man traute ihnen einen Vorſtoß durch den Jura zu. Daher wurden dort ſtarke ſchweizeriſche Kräfte zuſammengezogen. Und es war ein Gebot der Vorſicht, deutſche Neigungen für ſich zu behalten. Tatſächlich mögen dieſe Neigungen bei manchen erſt im Lauf der deutſchen Siege überhaupt aufgetaucht ſein, aber im allgemeinen iſt, wie uns von genauen Kennern der Verhältniſſe verſichert wird, die Auffaſſung völlig unrichtig, als ſei anfänglich in der Schweiz eine einflußreiche, franzoſenfreundliche Stimmung verbreitet geweſen, die dann allmählich umgeſchlagen ſei.

Auch die Haltung der Preſſe, ſo wurde uns geſagt, berechtige nicht zu einer derartigen Auffaſſung. Die Preſſe habe nur ihre aus der ſtrengen Neutralität der Schweiz erwachſende Pflicht erfüllt, wenn ſie, was ihr bei uns in Deutſchland manchen Tadel zuzog, die franzöſiſchen und die deutſchen Meldungen ohne Kommentar nebeneinanderſtellte. Was man jetzt über die franzöſiſchen Meldungen denkt, das zeigt ein Prozeß in St. Gallen in köſtlicher Beleuchtung. Hier hat ein biederer Bürgersmann wegen des Ausdrucks „Havas-Schnauze" Strafantrag wegen Beleidigung geſtellt, weil damit der Vorwurf „gewiſſenloſer Lüge" erhoben ſei. Als gar auf dem Züricher Bahnhof zwei leibhaftige gefangene Franzoſen eintrafen, ging durch die ganze Stadt eine freudige Erregung; ſelbſt die Droſchkenkutſcher machten ihre Fahrgäſte auf dieſe Siegestrophäe in Zürich aufmerkſam. (Stuttg. N. Tagbl.)

Deutſchland und England

Von Graf A. v. Monts

Bekanntlich überwieſen die in München lebenden Engländer dem deutſchen Roten Kreuz einen namhaften Betrag. Sie bezeichnen dieſe Spende als Proteſt gegen die ſchmachvolle Politik ihrer Regierung. Wie die Münchener und die ihre Kirche zum Lazarett einrichtende Hamburger engliſche Kolonie denkt zweifelsohne ein großer Teil des britiſchen Volkes. Ja, ohne uns einer Uebertreibung ſchuldig zu machen, können wir mit Sicherheit annehmen, daß etwa 90 Prozent aller Engländer im Grunde ihres Herzens den Krieg verwünſchen. Selbſt die kühlſten Rechner dieſes Kaufmannsvolkes müſſen ſich ſagen, daß im Verhältnis zum Einſatz der Gewinn bei dem von ihnen gewagten eiſernen Würfelſpiel nur ein geringer ſein kann. Der Einſatz iſt die engliſche Flotte, der Machtfaktor, auf dem allein das ungeheure Weltreich ruht. Selbſt nur teilweiſe Niederlagen oder große Schiffsverluſte würden das britiſche Preſtige in unheilbarer Weiſe ſchädigen und die verhängnisvollſten Wirkungen im fernen Oſten erzeugen. Als Gewinn locken unſere Kolonien, die Vernichtung unſeres Handels. Ob ſich ſo ohne weiteres an unſere Stelle England ſetzen kann, wie in Londoner Blättern vorgerechnet wird, iſt dabei noch höchſt zweifelhaft. Es fehlt England an Menſchen und an Mitteln. Eine weitere Spannung der ſchon jetzt mit Hochdruck arbeitenden engliſchen Induſtrie wird ſo ſchnell nicht durchführbar ſein. Viel eher iſt anzunehmen, daß Amerikaner und Japaner in die kommerzielle Lücke rücken werden; ganz abgeſehen davon, daß mit der Vernichtung des deutſchen auch der engliſch-deutſche Handel vernichtet wird. Und mit keinem anderen Lande der Welt hat England ſo enge Handelsbeziehungen als mit uns, bis zu einem jährlichen Warenaustauſch im Werte von vier Milliarden Mark.

Wie, wird man bei dieſer für Parlament und Volk klaren Sachlage fragen, wie war es möglich, daß ſozuſagen im Handumdrehen die beiden größten Kulturvölker der Erde ſich im Kriegszuſtande befanden? Die Geſchichte lehrt, daß die meiſten Kriege von einer ehrgeizigen Clique angeſtiftet werden, wenn es an der nötigen Gegenwirkung fehlt. Dieſe letztere ſcheint leider in England gefehlt zu haben, reſpektive ohnmächtig geweſen zu ſein. Es war ferner die Aktion der Kriegsfreunde eine von längſter Hand vorbereitete. Die perſönliche Rachſucht Eduards VII. leiſtete dem Treiben in machtvoller Weiſe Vorſchub. Zwiſchen dem radikalen Kabinett von London und den Pariſer Radikalen ſpannen ſich ſeit langem Fäden. Wie dort war auch in England die Preſſe, namentlich die von Lord Northcliff kontrollierte Provinzpreſſe durchweg germanophob. Am ſchlimmſten aber war, daß der ganze auswärtige Dienſt des Reichs von einer Zentrale geleitet wurde, die ihre einzige Aufgabe darin ſah, der deutſchen Politik Steine in den Weg zu werfen, auch wenn ſich dies nur unter den größten Konzeſſionen an Englands Todfeind Rußland möglich erwies. An der Spitze dieſer Diplomatenclique ſtand Grey, die konzentrierte Säure der radikalen engliſchen Verbohrtheit. Dieſer Mann hat nur einmal im Leben ſein Vaterland verlaſſen, um in Paris als Begleiter ſeines Königs mit Schmeicheleien überſchüttet zu werden. Er beherrſcht nur ſeine Mutterſprache. Sein politiſches Ideal verkörpert ſich in dem von Oeſterreich ſchnöde mißhandelten tapferen Serbenvolk. Ohne jede Vorbereitung trat der bisher lediglich mit den inneren Angelegenheiten ſich beſchäftigende Parlamentarier an die Spitze eines Räderwerkes, das nur der einigermaßen überſehen kann, der mit feinem Takt und genauer Kenntnis fremder Staaten und ihrer leitenden Perſönlichkeiten eine tüchtige hiſtoriſche Bildung verbindet. Noch verhängnisvoller wie Greys erwies ſich die Berufung Churchills in das Kabinett. Als er an die Spitze der engliſchen Marineverwaltung trat, betrachtete er dieſen

wichtigen Poſten wohl von vornherein nur als Sprungbrett zur leitenden Stelle. Andererſeits mußte er ſich ſagen, daß er bei ſeiner notoriſchen Unzuverläſſigkeit im gewöhnlichen Lauf der Dinge nie dies höchſte Ziel ſeines ſchrankenloſen Ehrgeizes erreichen könne. So wurde er in aller Stille das Haupt der Kriegspartei, wenn er auch gelegentlich ſeine auf den Umſturz aller Verhältniſſe ſich richtenden Beſtrebungen unter Abrüſtungsvorſchlägen und dergleichen geſchickt zu verbergen verſtand. Den heimlichen Kriegsabmachungen mit Frankreich folgte im Sommer das Flottenabkommen mit Rußland, wenn auch Grey mit eiſerner Stirn im Parlament alles rundweg ableugnete. Wie es im entſcheidenden Augenblick dem kriegeriſchen Flügel des Kabinetts gelang, die friedlichen, durch Irland ſchon längſt zermürbten Kollegen zu überſtimmen und wie das Taſchenſpielerkunſtſtück der belgiſchen Neutralität dem Parlament als das rote Tuch hingehalten wurde, das mußte die Welt ſchaudernd erleben.

Europas Gegenwart und Zukunft ſchien bisher auf zwei feſten Säulen zu ruhen, auf Deutſchland und England. Es lag in der Natur der Dinge, daß das gewaltige Emporkommen des vom ſelbſtbewußten Briten bisher teils verachteten, teils bemitleideten kontinentalen Vetters bei jenem Neid und Mißgunſt erregte. Wenn wir gerecht ſein wollen, müſſen wir ferner einräumen, daß ſeit einer längeren Reihe von Jahren eine unklare deutſche Politik dies Verhältnis noch verſchärfte. Bei uns glaubte man anfangs dauernd zwiſchen London und Petersburg lavieren zu können, man erkannte, daß das alte Bismarckſche Kontinentalrezept nicht mehr anwendbar, daß unſere maritime und kommerzielle Ausdehnung eine Anlehnung an das ſeegewaltige England erheiſchte, daß unſere Flottenrüſtungen, über ein gewiſſes Maß hinausgehend, ſelbſt dem friedlichſten Engländer bedenklich erſcheinen mußten. Alles wurde durch viele redneriſche und Preßentgleiſungen noch recht ins Licht geſetzt, ſo daß ſich die germaniſche Invaſion dem in kontinentalen Dingen höchſt kurzſichtigen Durchſchnittsengländer zum Dogma geſtaltete. Außerdem verſuchten wir in London ebenſowenig wie in Paris eine energiſche Gegenwirkung und glaubten trotz allem die ſich immer klarer entwickelnde ruſſiſche Todfeindſchaft durch die alten, kleinen, dynaſtiſchen Hausmittelchen und beſtändige Konzeſſionen beſchwören zu können.

Das überaus traurige Ergebnis liegt nun vor unſeren Augen, wir ſind Feinde geworden. Auch England, das ſich hinter ſeinen hölzernen, jetzt eiſernen Mauern von jeher ſo ſicher wähnte, wird erfahren, was Deutſchland für ein Gegner ſein kann. Es iſt nur zu wünſchen, daß dieſe Gegnerſchaft ſich beiderſeits in ritterlichen Formen bewege. Dem „großen deutſchen Volk" wenigſtens, dem Bulwer ſeinen ſchönſten Roman als „dem Volke der Dichter und Denker" widmete, wird trotz allem ihm vom offiziellen England jetzt angetanen Herzeleid unvergeßlich bleiben, wie nahe ihm der engliſche Vetter kulturell ſteht. Hoffen wir, daß auch alle billig denkenden Engländer gleiche Gefühle beſeelen; denn bei längerer Dauer der Feindſchaft der beiden führenden Völker iſt das Schickſal Europas beſiegelt.

England während der Mobilmachung

Die Kriegsunluſt in England

Schon in den Tagen vor der Kriegserklärung bezeugten zahlloſe **Flugblätter**, die in den Straßen Londons verteilt wurden, daß weite Kreiſe des engliſchen Volkes einen Krieg gegen Deutſchland nicht nur nicht billigten, ſondern geradezu verabſcheuten. „Engländer," heißt es in einem derartigen Aufruf, „tut Eure Pflicht und haltet Euer Land fern von einem ſchmählichen und unſinnigen Krieg. Eine kleine, aber mächtige Clique will Euch in dieſen Krieg treiben. Ihr müßt dieſe Verſchwörung vernichten,

oder es wird zu spät sein. Fragt Euch selbst: warum sollen wir in den Krieg ziehen? Die Kriegspartei sagt: „Wir müssen das Gleichgewicht der Kräfte aufrecht erhalten, denn wenn Deutschland Holland oder Belgien annektiert, wird es so mächtig sein, daß es auch uns bedroht." Aber die Kriegspartei sagt Euch nicht die Wahrheit. Es ist vielmehr Tatsache, daß, wenn wir an der Seite Frankreichs und Rußlands kämpfen, das Gleichgewicht der Mächte gestört werden würde wie nie zuvor. Wir würden Rußland zu der gewaltigsten militärischen Macht auf dem Kontinent machen, und Ihr wißt, was für eine Macht Rußland ist. Es ist Eure Pflicht, das Land vor dem Verderben zu retten. Handelt, bevor es zu spät ist." Der Aufruf ist im Namen der Neutrality League erlassen und von einer Reihe bekannter Engländer und Engländerinnen unterzeichnet.

Ein anderes Flugblatt ist betitelt: „Warum sollen wir für Rußland kämpfen?" „Wenn England in den Krieg zieht, werden wir Rußland helfen, den europäischen Kontinent zu beherrschen. Rußland ist das Land, zu dessen Bekämpfung wir im Krimkrieg 50 Millionen Pfund hingegeben haben. Rußland ist das Land, das unser indisches Reich bedroht. Rußland ist das Land, das erst in der letzten Woche friedliche Bürger in den Straßen seiner Städte hat niederschießen lassen. Rußland ist das Land, das der Feind aller fortschrittlichen Ideen ist und der Feind der englischen Wünsche nach Ehrlichkeit und Gerechtigkeit. Was ist die größere Gefahr für England: 65 Millionen Deutsche, von unserem Blut und mit denselben Empfindungen wie wir, die sich in Handel, in Industrie und in friedlichen Unternehmungen betätigen, oder 170 Millionen Russen, Sklaven einer verderbten Autokratie, die nur zum Gebrauch ihrer Macht verwendbar sind? Ein Krieg für Rußland ist ein Krieg gegen die Zivilisation."

Man sieht: das Wort „Rußland" ist es, das beschwörend immer wiederkehrt. Der bekannte Schriftsteller Arthur Holitscher, der Anfang August in London weilte, schreibt: „Frankreichs, Belgiens, Italiens Fahne, Hollands Fahne, die Fahne der Schweiz und die Fahne Portugals wehten an allen Ecken und Enden. Eine Fahne allein fehlte. Zu Ehren des englischen Volkes und zum Schimpf der Machthaber Englands schreibe ich es hier nieder: ich habe in dieser ersten Augustwoche in London nicht eine russische Fahne wehen gesehen, habe nicht einen einzigen Engländer gesprochen, der nicht die Augen niedergeschlagen hätte, verstummt wäre, sobald ich den Namen Rußlands aussprach."

Von Rußland hat auch Grey in jener denkwürdigen Unterhaussitzung vom 3. August nicht gesprochen. Ramsay Macdonald hat in seiner nachträglich bekannt gewordenen Antwortrede sofort darauf hingewiesen. Er sagte: „Grey hat davon gesprochen, was „Englands Ehre" erfordere. Es gibt wohl keinen Krieg, auch nicht den verbrecherischsten, für den sich nicht Staatsmänner auf die Ehre der Nation berufen hätten. So war es mit dem Krimkrieg, so mit dem Burenkrieg, und so ist es jetzt. Was hat es für einen Sinn, zu sagen, wir müßten Belgien helfen, wenn wir in Wahrheit uns in einen Krieg einlassen, der Europas Karte ändern muß? Grey hat nicht ein Wort von Rußland gesprochen; aber man möchte auch darüber gern etwas hören. Wir möchten eine Vorstellung davon haben, was geschehen wird, wenn die Macht in Europa an Rußland übergeht. Unsere Freundschaft mit Frankreich, auch so wie Grey sie schildert, kann keins der Länder berechtigen, sich um des andern willen in einen Krieg einzulassen. Der Gedanke, daß Frankreich in Gefahr käme, aus Europa vertilgt zu werden, daß es nicht mehr seine Rolle in der Zivilisation spielen könnte, ist eine absolute Absurdität; Grey hat ja auch gesagt, daß Frankreich imstande wäre, sich selbst zu verteidigen. Aber der Gedanke selbst ist eine Ungereimtheit und kann keineswegs ein Eingreifen in den Krieg von unserer Seite rechtfertigen. Ich weiß, daß wir die Majorität des Hauses gegen uns haben; aber so war es auch beim Burenkriege, und darauf folgte der große Umschlag von 1906. Wir bereiten uns nun darauf vor, dasselbe durchzumachen wie damals. Was auch geschehen

mag und welchen Angriffen wir auch ausgeſetzt ſein mögen, wir werden doch immer wieder ſagen, daß England hätte neutral bleiben müſſen, weil wir aus innerſtem Herzen überzeugt ſind, daß dies das richtige geweſen wäre und das einzige, was mit der Ehre der Nation und den Traditionen der jetzigen Regierungspartei übereingeſtimmt hätte."

Noch rückſichtsloſer als Macdonald hat der bisherige Handelsminiſter Burns, der am 6. Auguſt zuſammen mit Lord Morley, dem Präſidenten des geheimen Rats, von ſeinem Poſten zurücktrat, die Abenteuerpolitik der engliſchen Regierung gebrandmarkt. Er hielt in öffentlicher Verſammlung folgende Rede:

„Meinen Wählern und meinen politiſchen Freunden will ich Rechenſchaft geben über meine Stellung zur Politik Sir Edward Greys und ſeiner auswärtigen Politik, die in der Aufgabe der Neutralität zuungunſten Deutſchlands ihren Ausdruck gefunden hat. Ich ſah mich gezwungen, aus einem Kabinett auszutreten, das ſich meiner Anſicht nach, weit entfernt, der Kultur zu dienen, in ein Abenteuer begibt, das zur Stärkung unſerer natürlichen Feinde und zur Zerklüftung unſerer innern wirtſchaftlichen und politiſchen Verhältniſſe führen kann und führen muß. Unſere natürlichſte Aufgabe wäre die Durchführung einer ſtrikten Neutralität geweſen — nicht um unſerer Volksverwandtſchaft mit Deutſchland willen, nicht wegen der freundſchaftlichen Beziehungen, die wir uns bemühen, mit dem fleißigen deutſchen Volk zu pflegen und zu kräftigen — nein, um unſerer ſelbſt willen, die wir mit allen unſern Nerven, mit allen unſern Lebensintereſſen an einem friedlichen Europa hängen, und nicht zuletzt darum, weil nur die Neutralität imſtande geweſen wäre, unſer Land wirtſchaftlich zu heben und es in die Lage zu verſetzen, aus den Wirrniſſen Vorteile zu ziehen.

Ich will für meine Behauptungen den Beweis führen. Englands Größe offenbart ſich im Frieden, Englands Schwäche zeigt ſich im Kriege. Wir werden niemals in der Lage ſein, ohne fremde Hilfe irgendwelchen Einfluß in der europäiſchen und außereuropäiſchen Politik durchzuſetzen — wir ſind es auch früher nie geweſen. Wir vernichteten Napoleons Flotte bei Trafalgar, wenige Tage darauf ſchlug Napoleon ſeinen herrlichſten Sieg bei Auſterlitz und warf ganz Europa auf die Knie. Was bedeutete die Niederlage Napoleons zur See gegen ſeine beiſpielloſen Erfolge auf dem Lande! Wir verſetzten ihm einen winzigen Nadelſtich, er ſchlug, trotz unſeres Sieges, ganz Europa nieder. Er vergalt unſere Feindſchaft mit der Verfügung der Kontinentalſperre, die Englands Handel damals in die tiefſten Abgründe ſtürzte. Von den Folgen der Kontinentalſperre konnte ſich England Jahrzehnte lang nicht erholen, und der Niederbruch des engliſchen Handels ermöglichte den Franzoſen in den erſten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts ihren ungeheueren Aufſchwung. Die Augen der Welt wurden von London auf Paris gelenkt.

Im Kriege 1814/15 beſchränkte ſich die engliſche Tätigkeit zur Bekämpfung ſeines damaligen Erbfeindes Frankreich auf die Entſendung eines Expeditionskorps, und dieſe Truppen wären ohne die preußiſche Hilfe bei Waterloo dem Verderben geweiht geweſen.

Wir ſind kein Kriegsvolk, wir haben in der Welt höhere Aufgaben, in unſern Händen liegt die Geſittung Europas. Wir ſind dazu berufen geweſen, dem Fortſchritt die Wege zu weiſen, und wenn wir uns jetzt in einen Kriegshandel eingemiſcht haben, ſo bedeutet das die Verkennung unſerer natürlichſten Aufgabe. Nie iſt eine Macht ſtark geweſen, die nicht imſtande war, aus eigenen Kräften eine kriegeriſche Aufgabe zu löſen. Im Jahre 1870/71 blieben wir neutral, und welche ungeheueren Vorteile hatten wir von der Neutralität! Wir erhielten uns den Handel mit Deutſchland und mit Frankreich. Beide Staaten waren während der Kriegszeit gut zahlende Abnehmer. Die franzöſiſche Entwicklung der Induſtrie und des Handels hatte ihren Höhepunkt zur Zeit der Pariſer Weltausſtellung im Jahre 1867 erreicht. Damals drohte ein Konkurrenzkampf zwiſchen Frankreich und England auf Leben und Tod. Das bewieſen auch die engliſchen Aus-

ſtellungen in demſelben Jahre, die nicht entfernt ſo gewaltig waren, wie die damaligen franzöſiſchen Ausſtellungen — ja, der Markt der Welt ſchien damals Paris zu werden. Das änderte ſich mit 70/71. Frankreichs Kräfte wurden während des Krieges gebunden und lagen mehrere Jahre darnieder, und in dieſer Zeit konnte England ſeinen Konkurrenten ſo weit überflügeln, daß es auf viele Jahre hinaus die franzöſiſche Konkurrenz überhaupt nicht mehr zu fürchten brauchte. Ebenſo war es mit Deutſchland — nicht nur, daß die deutſche Entwicklung während des Krieges ſtillag und ſo an einen Konkurrenzkampf mit England nicht denken konnte, Deutſchland war jahrelang auf engliſche Erzeugniſſe angewieſen, die es früher zum großen Teil aus Frankreich bezog. Wir hätten uns alſo im Falle der Neutralität beide Staaten als Abnehmer unſerer Erzeugniſſe erhalten. Der Krieg mit Kontinentalſtaaten iſt für England ein ganz unmögliches Ding. Die engliſche Induſtrie — ſei es Textil- oder Maſchineninduſtrie — iſt auf den Kontinental-Export angewieſen, kann ohne ihn überhaupt nicht exiſtieren, da England ſelbſt nicht ein Viertel von den induſtriellen Erzeugniſſen abnehmen kann, die es produziert.

England hat ſeine Karte auf den franzöſiſch-ruſſiſchen Sieg geſetzt — wie aber, wenn Englands Truppen mit den Franzoſen gemeinſam geſchlagen werden? — wenn die Kunde von Englands Niederlage und Schwäche hinausdringt in die Kolonien, die faſt nichts mehr gemeinſam haben mit dem Mutterlande? die vielleicht nur auf irgendeine Gelegenheit warten, um vom Mutterlande abzufallen? — wie, wenn Frankreich nicht ſiegt? Ungeheuere Werte gehen dann verloren, und der Verluſt an Einfluß auf die kontinentale Politik iſt nie wieder — auch in Jahrhunderten nicht wieder einzuholen, denn dann würde Deutſchlands Einfluß in Verbindung mit dem ſeines öſterreichiſchen Bundesgenoſſen ſo ungeheuer wachſen, daß es ſich mit keiner Macht der Erde auf irgendwelche Vorhaltungen über den Bau ſeiner Flotte einlaſſen würde. Deutſchlands Induſtrie iſt ſtark und wird ſich auch durch einen verlorenen Krieg nicht ſchwächen laſſen. Ein ſo kräftiges, ſeines Wertes vollbewußtes Volk wie das deutſche iſt nicht in die Feſſeln zu legen, die man ihm ſchmieden will. Mit beiſpielloſem Opfermut — und wenn der ärmſte Tagelöhner ſeinen letzten Pfennig aus der Taſche hervorſuchen müßte — wird man, wenn wir Deutſchlands Flotte zerſtören, eine Flotte doppelt und dreifach ſo groß wieder errichten, ſo wie im Jahre 1808 Freiherr vom Stein das Volksheer zur Bezwingung ſeines Unterdrückers Napoleon aus dem Boden ſtampfte. Wie man ſich damals den letzten Biſſen vom Munde abdarbte fürs Vaterland, für die große Idee der Befreiung, ſo wird dieſes Volk, durch eine Niederlage zur äußerſten Kraftanſpannung aufgerüttelt, nicht eher ruhen und nicht eher raſten, als bis es in einem Vernichtungskampf gegen England ſiegen wird. Wo die nationale Einheit ſo gewaltig und ſo unzerbrechlich daſteht, da bietet die Vollendung auch der wagemutigſten Ideen keine Schwierigkeiten. Man wird ſich bis aufs letzte zum Kampf gegen England einſetzen.

Was erreichen wir aber durch eine deutſche Niederlage! Im gleichen Augenblick wird die ruſſiſche Macht größer, und Frankreich — nachdem ſeinem Racheempfinden gegen Deutſchland Genüge geſchehen — wird in England den Mohren ſehen, der ſeine Schuldigkeit getan hat und nun gehen kann. Die Freundſchaft mit Frankreich iſt zu flüchtig, um in die Tiefe zu dringen. Frankreich hat ſich nur mit uns verbunden, um Deutſchland zu vernichten. Es wird ſich keinen Augenblick ſcheuen, mit uns einen harten, wirtſchaftlichen Kampf aufzunehmen, wenn es unſere Freundſchaft nicht mehr braucht; vielleicht ſehen wir uns in einigen Jahren gezwungen, gegen Frankreich aus denſelben Gründen vorzugehen, wie jetzt gegen Deutſchland — aus brutalem Konkurrenzkampf.

Vergeſſen wir auch folgendes nicht: Kaiſer Wilhelm verkündete bei ſeinem Einzug in Tanger, er käme als Freund der Mohammedaner — 250 Millionen Mohammedaner in allen Gebieten des Islams haben an dieſe Freundſchaft geglaubt. Dieſer Glaube wurde

beeinträchtigt durch den Krieg Italiens gegen die Türkei, den der Kaiſer im Intereſſe ſeines italieniſchen Bundesgenoſſen nicht hinderte. Die jetzige Kriegslage drängt die Türken an die Seite Deutſchlands. Wenn wir im Orient einigen Einfluß beſeſſen haben, ſo iſt dieſer jetzt vernichtet, und das beeinflußt auch unſere Herrſchaft über viele, viele Millionen Mohammedaner, die ſich alle wie ein vernichtender Orkan erheben werden, wenn der Sultan die Kalifen-Flagge entfaltet und alle Moslems zum heiligen Krieg ruft, denn Konſtantinopel iſt ein Heiligtum der Mohammedaner — hier thront der Nachfolger Mohammeds. 250 Millionen Mohammedaner zittern für deutſche Siege und werden ihre Ketten wie Kinderſpielzeug abſchütteln, wenn Deutſchland ſiegt. In engliſchen Beſitzungen wohnen über 100 Millionen Mohammedaner. Die Fahne Mohammeds wird vorangetragen werden, wenn die Flammen des Aufruhrs in Indien hochſchlagen. Man wird den heiligen Teppich aus der Kaaba holen, und ihn vorantragen, wenn ein zweiter Mahdi erſteht und über die Leichen der in Karthum ſtehenden engliſchen Truppen die Idee der Erweckung des Volkes Mohammeds nach Aegypten trägt.

England ſpielt um ſeine Exiſtenz, und dieſes Spiel ruhig anzuſehen, ohne auf die möglichen Folgen hinzuweiſen, hieße zum Verräter an der engliſchen Nation werden."

* * *

Mit flammenden Proteſten wandten ſich die in Deutſchland lebenden Engländer gegen ihre Regierung. Nur ein Beiſpiel: Lewis Hamilton, Dozent am Orientaliſchen Seminar der Berliner Univerſität bekennt: „Jeder Brite, der Deutſchland kennt, ſeine Friedensliebe und ſeinen Wunſch nach Gerechtigkeit, iſt empört über Englands Abenteuerpolitik. Wäre es den Herren Politikern in Großbritannien vergönnt wie uns, jahrelang hier im Lande zu leben, im Frieden Deutſchland ſchätzen und lieben zu lernen, wäre es ihnen vergönnt, zu ſehen, wie Jungens von 15 und 16 Jahren ſtundenlang mit ſchwerem Gewehr unter den Brücken ſtehen, um auch ihr Teil zum Schutze des Landes beizutragen, wie weißhaarige Männer ſich in Uniform werfen, um ihr Land bis aufs Letzte zu verteidigen, dann würden ſie wiſſen, daß hier die Stimme der berechtigten Empörung gegen einen ſchamloſen Ueberfall ſpricht. Daß Germanen — denn das ſind wir Engländer — mit Franzoſen, Slawen und Mongolen gegen ihre Blutsverwandten kämpfen, das hätte kein Brite, welcher hier in Frieden und Ruhe gelebt hat, ſich träumen laſſen. Ich kann nur die Worte eines bekannten Engländers hier in Berlin wiederholen, der mir ſagte: „Das iſt nicht mehr das England, das wir in unſerer Jugend kannten!" Hoffentlich wird man bald in England die Wahrheit kennen lernen, wie Deutſchland ſeine „Feinde" behandelt. Ich ſchreibe „Feinde" in Anführungsſtrichen, denn kein anſäſſiger Brite in Deutſchland iſt ein Feind Deutſchlands, ſondern ein dankbarer Mitbürger."

* * *

Das ſchlechte Gewiſſen und die Scham, die man in weiten engliſchen Kreiſen Deutſchlang gegenüber empfindet, äußern ſich zunächſt in einer beſonders rückſichtsvollen und liebenswürdigen Behandlung unſerer zurückgebliebenen Landsleute. Selbſt das offiziöſe Organ, die „Weſtminſter Gazette" ſchrieb unmittelbar nach der Kriegserklärung: „Wir ſind den Deutſchen, die unter uns leben, und die durch die Ereigniſſe der nächſten Tage vielleicht in eine peinliche Lage geraten, ſchuldig, ihnen höflich und artig entgegenzukommen. Bisher haben zwiſchen ihnen und uns die beſten nachbarlichen Beziehungen beſtanden, und viele von ihnen haben mit Ausdauer daran gearbeitet, die Beziehungen auch zwiſchen den beiderſeitigen Regierungen immer beſſer und herzlicher zu geſtalten. Man darf ſie nicht ſchelten, wenn dieſe Bemühungen jetzt fehlſchlagen, im Gegenteil, wir haben die Pflicht, unſer Beſtes zu tun, um ihre Lage hier ſo wenig peinlich als möglich zu geſtalten."

Englands militärische Vorbereitungen

6. August.

An der Spitze der nach Frankreich und Belgien abgehenden Expeditionsarmee wird der zum Generalinspektor ernannte Feldmarschall Sir John French stehen. Als sein Generalstabschef wird Generalmajor Sir Archibald Murray fungieren, die Kavalleriedivision wird von Generalmajor Allenby befehligt werden, der seit vier Jahren für die Ausbildung dieser Truppen verantwortlich ist. Jedes Korps der Expeditionsarmee besteht aus zwei Divisionen.

John French entstammt einer Soldatenfamilie, diente zuerst wie sein Vater in der Marine und ging später zur Kavallerie über. Er stand im VIII., dann im XIX. Husarenregiment, dessen Oberst er im Verlauf der Sudanexpedition wurde. Seit 1897 bekleidet er den Rang eines Brigadegenerals; seine Rolle im südafrikanischen Krieg, wo er die Natal-Kavalleriedivision kommandierte und dem General White zu Hilfe eilte, ist historisch geworden; unter Lord Roberts leitete er die Operationen zur Einnahme von Bloemfontain und Pretoria. Die Engländer stellen French, was strategisches Können und Autorität bei den Truppen anbetrifft, über Lord Kitchener.

7. August.

Im Unterhause erbat Premierminister Asquith im Namen des Kriegsministers Kitchener unter dem Beifall des Hauses die Vollmacht, die Armee um eine halbe Million Mann zu vermehren.

Es ist nicht ersichtlich, ob die sogenannte „Expeditionsarmee" verstärkt werden soll oder die zum Schutz des Landes bestimmten Truppen. Zu einer Expedition auf dem Kontinent sollen nach englischen Quellen 160 000 Mann und 52 000 Pferde nebst 492 Geschützen und 180 Maschinengewehren verfügbar sein. Wollte man diese Armee verstärken, so könnte es durch das Material der „Territorialarmee" geschehen, deren Gefechtswert sehr gering ist, oder durch Teile der „Spezialreserve". Diese Besatzungs- und Ersatztruppen, rund 130 000 Mann, sollten bisher nur die Aufstellung der Territorialarmee decken.

8. August.

Admiral Sir John Jellicoe ist zum Oberstkommandierenden der englischen Flotte ernannt worden, Amiral Madden zum Chef des Marinekriegsstabes.

Admiral Jellicoe ist 1859 in Dover geboren und gehört der englischen Flotte seit seinem dreizehnten Lebensjahre an. Er nahm im Jahre 1882 am Kriege in Aegypten und um die Jahrhundertwende an der Expedition in China teil. Nach Hause zurückgekehrt, wurde er Adjutant des Königs Eduard und bekleidete nacheinander die Posten des Direktors der Marineartillerie und des Kommandierenden der Atlantischen Flotte. Er wurde dann dritter Seelord und war in der letzten Zeit zweiter Seelord der Admiralität. Während der Chinaexpedition, wo er bei Peitsang schwer verwundet wurde, war er unter anderem Adjutant des Admirals Seymour auf dem bekannten Marsche nach Peking, bei dem der Befehl „Germans to the front" erging. Aus jener Zeit besitzt Jellicoe den Roten Adlerorden zweiter Klasse mit Schwertern.

Admiral Madden befehligt seit 1911 die erste Division der Heimatflotte.

9. August.

Die in England im Bau befindlichen, der Türkei gehörenden Großlinienschiffe „Sultan Osman" und „Redschadieh", sowie zwei für Chile im Bau begriffene, von der Türkei angekaufte Zerstörer von 1850 Tonnen sind in die englische Flotte eingereiht worden. Die neuen Namen der Linienschiffe sind „Acincourt" und „Erin".

12. August.

Das englische Kriegsministerium kündigt an, die Mobilisation sei beendet. Viele Territorials nehmen freiwillig an der Expedition nach dem Kontinent teil.

13. August.

In London hat sich eine Fremdenlegion gebildet, die neben dem englischen Heere kämpfen soll.

14. August.

König Georg hat an die englischen Truppen vor ihrer Ueberfahrt nach Frankreich folgendes Manifest gerichtet:

„Ihr verlaßt jetzt das Vaterland, um für die Sicherheit und die Ehre meines Reiches zu kämpfen. Belgien, das wir zu verteidigen uns verpflichtet haben, ist überfallen worden, und Frankreich ist einem Einfall desselben mächtigen Feindes ausgesetzt. Ich setze in euch, meine Soldaten, unbegrenztes Vertrauen. Die Pflicht ist euer Losungswort, und ich weiß, daß ihr eure Pflicht in würdiger Weise erfüllen werdet. Ich werde jede eurer Bewegungen mit der größten Teilnahme verfolgen und mit größter Befriedigung die Fortschritte beobachten, die ihr jeden Tag macht. Niemals werdet ihr meinen Gedanken fern sein. Ich bitte Gott, euch zu segnen und zu beschützen und euch als Sieger heimzuführen."

Der englische Kriegsminister, Lord Kitchener, hat an die ausziehenden Truppen eine Kundgebung verteilen lassen, in der er folgende väterliche Ermahnungen an sie richtet:

„Seid sowohl in Frankreich wie in Belgien stets höflich, aufmerksam und liebenswürdig. Zerstört niemals Privateigentum. Seht die Plünderung als etwas Unwürdiges an. Ihr könnt sicher sein, daß ihr mit Vertrauen empfangen werdet. Zeigt euch dessen würdig. Ihr werdet euere Aufgabe nur erfüllen können, wenn ihr gesund seid. Hütet euch vor Ausschweifungen. Ihr könnt bei eueren neuen Unternehmungen in Versuchungen geführt werden, und zwar sowohl durch geistige Getränke als durch Frauen. Ihr sollt diesen Versuchungen vollkommen widerstehen können. Und obschon ihr die Frauen mit vollkommener Höflichkeit zu behandeln habt, sollt ihr doch jeden intimen Verkehr vermeiden."

15. August.

Das englische Expeditionskorps, 160 000 Mann Infanterie und 5000 Mann Kavallerie, ist in Boulogne, Dünkirchen und Ostende gelandet. Die englischen Zeitungen schreiben, es seien die ausgesuchtesten Truppen, die England besitze; alle weniger erfahrenen Soldaten seien durch erprobte Leute ersetzt worden.

Ueber die Landung der Engländer bringt die ausländische Presse interessante Berichte von Augenzeugen. Seit Tagen wurden sie in Boulogne erwartet; man hatte gewaltige Standlager für die Truppen errichtet, für die Offiziere Häuser amtlich belegt usw. Inzwischen landete die Hauptmacht der britischen Truppen heimlich in Dünkirchen und in Ostende. Als die Transportschiffe auch in Boulogne gesichtet wurden, eilte alles an den Staden. „Sobald die Engländer die Stege herunterkamen," erzählte ein englischer Korrespondent, „schüttelten sie den Franzosen die Hände und versicherten, sie seien stolz, ihnen helfen zu können. Die Franzosen bewunderten die stattlichen Gestalten ihrer britischen Freunde und untersuchten genau ihre Uniform und Ausstattung, denen sie alles Lob zu Teil werden ließen. Der Feldmarschall Sir John French kam auf dem Hinterdeck des kleinen, schwarzen, kriegerischen „Sentinel", umgeben von seinem Stab. Die Menge stürzte zum Staden und empfing ihn mit Hochrufen. Daru, der Gouverneur von Boulogne, mit weißem Haar und Schnurrbart, eine Verkörperung amtlicher Höflichkeit und militärischer Straffheit, ging dem Feldmarschall auf dem Schiffssteg entgegen; die Hand an der Kopfbedeckung, begrüßten sich die beiden Generäle."

Ein italienischer Kriegskorrespondent schildert das Leben und Treiben der englischen Truppen in Boulogne. Er rühmt ihre Ausrüstung und Verpflegung. „Vor dem Ausmarsch," schreibt er, „nehmen die Engländer ihr Frühstück mit Biskuits und Marmelade. Französische Soldaten, die an den Eisenbahnwagen Wache stehen, nähern sich voll Verwunderung über dieses Essen. Die Engländer lachen und ziehen aus ihren Säcken eine Sorte von Blechbüchsen nach der andern hervor. Da vielleicht das eine oder andere Regiment einige Tage warten muß, bevor es an seinen Bestimmungsort weitergeschickt

Phot. E. Bieber, Berlin

Alfred P. Frdr. v. Tirpitz
Großadmiral, Staatsminister und Staatssekretär des Reichs-Marine-Amts

Phot. Renard, Kiel

Deutsche Hochsee-Torpedoboote

wird, haben die Engländer auf den Hügeln um Boulogne ein prunkvolles Zeltlager aufgeschlagen. Es ist so vollkommen ausgestattet, daß nicht einmal ein Platz zum Fußballspiel fehlt."

19. August.

Die englische Regierung hat auch ein für die norwegische Regierung erbautes Kriegsschiff mit Beschlag belegt.

20. August.

Der Plan, eine englische Ersatzarmee von 500 000 Mann zusammenzubringen, stößt auf Schwierigkeiten. Nur wenige Arbeiter haben sich anwerben lassen. Trotzdem versichert die Kriegsleitung, sie werde in einigen Wochen 100 000 Mann gesammelt haben.

Aus den englischen Kolonien

19. August.

Das britische Militärkommando in Aegypten hat seine Wachsamkeit von Port Said bis nach Port Sudan den Suez-Kanal hinunter und an mehreren Punkten der Rote-Meer-Küste verstärkt und läßt in fieberhafter Eile durch Hunderte von Eingeborenen Verteidigungswerke errichten.

Etwa 3000 Soldaten des englischen Okkupationskorps schicken sich an, Aegypten zu verlassen und sich nach England einzuschiffen. An ihre Stelle kommen nach den einen Berichten 20 000, nach anderen 40 000 indische Soldaten; ein kleiner Teil davon ist bereits eingetroffen und in das Städtchen Heliopolis bei Kairo gelegt worden; der größere Teil befindet sich noch unterwegs oder vor der Ausschiffung in Suez. Proviant- und Munitionsniederlagen wurden an geeigneten Stellen errichtet; weiteres Material wird von Malta oder England erwartet. Mehrere englische Schiffe sind vor allem mit der Kaperung deutscher und österreichischer Handelsschiffe beauftragt und kreuzen beständig um die ägyptischen Küsten.

Die Stimmung in Aegypten schildert der Kapitän eines in Alexandria eingelaufenen deutschen Dampfers in folgendem Brief: „Wir erhielten von der englischen Behörde die Aufforderung, bis zum 14. August den Hafen Alexandria zu verlassen, der wir jedoch nicht Folge leisteten, weil die Engländer kein Recht haben, den Aufenthalt im Hafen zu verbieten. Das Land ist hier jetzt außerordentlich unruhig und man erwartet jeden Tag, daß ein Aufstand gegen die Engländer ausbricht. Wir hören sehr wenig vom Krieg, da alle Depeschen von den Engländern unterdrückt werden. Die Araber hier sind alle Feuer und Flamme für Deutschland. Reiche Araber haben sich in Scharen beim deutschen Konsul gemeldet, er möge sie doch nach Deutschland schicken, sie wollten alles selbst bezahlen; nur den einen Wunsch hätten sie: bald in den Reihen der Deutschen zu kämpfen!"

Alle Anzeichen sprechen dafür, daß England nicht nur eine Erhebung der Aegypter, sondern auch einen Angriff der Türkei von Syrien her befürchtet.

22. August.

Türkische Meldung: In Ostindien herrscht unter den Mohammedanern eine tiefgehende Gärung gegen England, die an einzelnen Orten zu offenen, nur mühsam unterdrückten Ausbrüchen geführt hat. Türkische Sendboten bereisen das Land und finden überall in der Bevölkerung begeisterte Aufnahme. Die Regierung ist nicht imstande, die von London geforderte Entsendung von britischen Truppen aus Ostindien nach Aegypten durchzuführen, da alle Streitkräfte im Lande dringend benötigt werden.

Die Stimmung der in Deutschland lebenden Inder kommt in einer öffentlichen Erklärung zum Ausdruck, die mit folgenden Worten schließt: „Indien hat für Deutschland die wärmsten Gefühle und sieht in ihm den endgültigen Befreier von englischer Sklaverei. Durch die echt englischen Lügen, die wir schon seit 150 Jahren kennen, bekommt Indien

keine richtigen Nachrichten; ſo iſt es jetzt und ſo war es 1870. Wäre es anders, könnte Indien ſeine Sympathien auch durch die Tat ausdrücken! Die Inder in Deutſchland." **Ende Auguſt.**

Auf den von Johannesburg ausgehenden Vorſchlag, aus der ſüdafrikaniſchen Union 30 000 Mann für eine etwaige Verteidigung Aegyptens zur Verfügung zu ſtellen, antwortet die „Volksſtem" in Pretoria, die Militärmacht der Union diene ausſchließlich der Verteidigung Südafrikas gegen innere und äußere Feinde. In der imperialiſtiſchen Strategie Englands ſpiele das ſüdafrikaniſche Heer nur eine örtliche Rolle. Wenn die Ausſendung der ſüdafrikaniſchen Kriegsmacht über See verlangt werde, ſo ſei dies nur eine Aeußerung der Angſt. Die Regierung dürfe das Heer nur zur Verteidigung der Union gebrauchen.

Die Wehrpflichtbeſtrebungen in England

Die anfangs ziemlich kläglichen Ergebniſſe der Kitchenerſchen Werbung um Kriegsfreiwillige haben vielerorts zu der Vermutung geführt, jetzt würden die Häupter der Kriegspartei, Roberts, Kitchener und French, ihre Landsleute doch noch zur allgemeinen Wehrpflicht bekehren. Man hat ſogar behauptet, die Beſtrebungen dieſer Partei, die Dienſtpflicht in England populär zu machen, hätten weſentlich dazu beigetragen, die leitenden Staatsmänner an den Gedanken zu gewöhnen, ihr Vaterland durch die Praxis eines großen Krieges von der Notwendigkeit eines Volksheers zu überzeugen, ohne das England ſeine dominierende Weltmachtſtellung nicht werde behaupten können.

Die Argumente, mit denen die Partei um Lord Roberts aufwartet, ſind allerdings nicht von der Hand zu weiſen. Alle Lockungen des Werbeſyſtems, die zum Teil geradezu eine Verweichlichung der Truppen und eine Lockerung der Diſziplin bedeuteten, wie z. B. die Einſchränkung der Manöver und die Beſeitigung des Wachtpoſtendienſts, konnten nicht verhindern, daß in den letzten Jahren die Reſultate der Werbebureaux zurückgingen und die Zahl der Deſerteure ſtetig zunahm. Auch die ſtrengeren Anforderungen in ſittlicher Hinſicht, die man aus „Selbſterhaltungstrieb" an die Rekruten ſtellte, und die Beſchränkung der Penſionen, die ſich der Krämergeiſt der engliſchen Heeresverwaltung eine Zeitlang nicht verſagen konnte, haben die Heeresziffer reduziert. Darüber ſchreibt Lord Roberts in einem Aufſatz „Englands ſchwindende Armee": „Man iſt ſich einig, daß man junge Leute nicht zwingen kann, jahrelang im Ausland zu dienen, in Garniſonen, die oft nicht nur ein unerquicklicher Aufenthalt, ſondern auch der Geſundheit von Europäern unzuträglich ſind. Wenn wir alſo unſere jungen Leute nicht zwingen können, eine Pflicht zu erfüllen, die unerläßlich iſt, um unſer Reich zu erhalten, ſo wird jeder einſehen, daß der Dienſt in der regulären Armee zu einem Beruf gemacht werden muß, der junge Leute auch materiell anzieht. Dies haben wir nicht getan, die Folge iſt, daß ſeit einigen Jahren die Zahl der ſich als Rekruten meldenden Leute ſtetig abgenommen hat. Während man erſt die Leute aus dem Dienſt vertrieb aus Angſt, den Penſionsfonds zu ſehr zu belaſten, ſchüttet man jetzt wieder Geld mit vollen Händen aus, um ſie zu veranlaſſen, im Dienſt zu bleiben."

Bis jetzt ſind die Erfolge der militäriſchen Propaganda in England recht beſcheiden geweſen, da der Widerwille gegen den Militarismus dem echten Briten zu tief eingewurzelt iſt; ſeiner Meinung nach verträgt es ſich ſchlecht mit der Ehre und Freiheit eines vornehmen Engländers, Soldat zu ſein. Baden-Powell, ein engliſcher General, der ſich im Burenkrieg ausgezeichnet hat, gründete zwar eine militäriſche Jugendorganiſation, die „boy scouts"; das ſind Vereinigungen junger Leute zu Felddienſtübungen, ähnlich unſerem Jungdeutſchlandbund. Aber ohne eine tiefgreifende kulturelle Rückbildung und ein teilweiſes Aufgeben der in Jahrhunderten erworbenen Freiheiten iſt

das Ziel nicht erreichbar. Und gesetzt den Fall, es gelänge den Engländern, Deutschlands Handel durch Unterbindung der Verkehrsmöglichkeiten so stark zu schädigen, daß er sich längere Zeit nicht wieder erholen könnte, so würde für den Durchschnittsengländer mit dem Wachsen der Verdienstmöglichkeiten im kaufmännischen Leben die Lust zum Militärdienst wohl kaum an Boden gewinnen. Man sieht also, die Wünsche der englischen Kriegshetzer werden auch dann wenig Aussicht auf Verwirklichung haben, wenn der Völkerkrieg jenen habgierigen und eifersüchtigen Bestrebungen zum Siege verhelfen sollte, die sicherlich für Englands fortgesetzte deutschfeindliche Bestrebungen und seine schließliche Beteiligung am Angriff gegen Deutschland ausschlaggebend waren.

Das englische Heer

Das englische Heer setzt sich aus der angeworbenen Feldarmee (expeditionary force) und der sich durch freiwillige Meldungen ergänzenden Territorialarmee zusammen, die bei einem Kriege auf dem Kontinent größtenteils zur Verteidigung des Landes zurückbleibt.

Das gesamte Feldheer zählt ungefähr 5600 Offiziere, 160 600 Mann, 69 500 Pferde, 456 Geschütze, 172 Maschinengewehre sowie 88 000 Fuhrwerke und gliedert sich in sechs Infanteriedivisionen, eine Kavalleriedivision, zwei berittene Brigaden und „Armeetruppen".

Eine Infanteriedivision umfaßt drei Infanteriebrigaden zu je vier Bataillonen mit je zwei Maschinengewehren, neun fahrende Batterien zu je sechs Geschützen, eine schwere fahrende Batterie (60-Pfünder), eine Feldhaubitzenabteilung zu drei Batterien, zwei Eskadrons Divisionskavallerie, eine Signalkompagnie, zwei Pionierkompagnien, Munitionskolonnen und Train. Die Kavalleriedivision besteht aus vier Kavalleriebrigaden zu je drei Regimentern zu je drei Eskadrons mit je zwei Maschinengewehren, vier reitenden Batterien zu je sechs Geschützen, einer Munitionskolonne und vier Pioniertrupps. Zu der berittenen Brigade schließlich gehören ein Kavallerieregiment mit zwei Maschinengewehren, zwei Bataillone berittener Infanterie, eine reitende Batterie, eine Signaltruppe und Train. Die „Armeetruppen" setzen sich voraussichtlich aus zwei Brigaden zu zwei Bataillonen berittener Infanterie, einem Kavallerieregiment zu zwei Eskadrons einem Infanteriebataillon, zwei schweren Batterien, aus Belagerungsformationen, Brückentrains, Eisenbahntruppen und Trainkolonnen zusammen.

Die vier Luftschiffe der Armee sind mit dem Bedienungspersonal der Marine einverleibt worden. Das Fliegerkorps ist in fünf Geschwader eingeteilt, es umfaßt 78 Flugzeuge und 682 Mannschaften, wovon 68 geprüfte Fliegeroffiziere sind.

Die Besatzungs- und Ersatztruppen sowie die Territorialarmee sollen 127 000 Mann stark sein.

Die Times (vom 20. August 1914) gibt die englische Heeresstärke allerdings bedeutend höher an, und zwar mit 300 000 Mann stehendes Heer, 300 000 Territorials, 70 000 Mann Spezialreserve, 200 000 Mann Nationalreserve und annähernd 100 000 Mann Rekruten; dabei wird von den irischen Freiwilligen abgesehen. „Auch nach Abzug der in Frankreich stehenden Kräfte haben wir genug Mannschaften, um allen Deutschen, die sich herüberwagen sollten, den Garaus zu machen."

Die Felduniform des englischen Heeres ist khakifarbig. Die Infanterie ist mit dem Lee-Enfield-Gewehr mit 7,7 mm Kaliber bewaffnet mit 10 Patronen im Mittelschaft und rauchschwachem Pulver, die Kavallerie mit Säbel und Karabiner, einige Regimenter auch mit Lanzen. Die Maschinengewehre System Maxim und Colt haben das Kaliber des Infanteriegewehres. Das Kaliber der Geschütze der fahrenden Artillerie ist 8,38 cm, das der leichten Feldhaubitze 11,75 cm. Das Geschütz der reitenden Artillerie hat 7,62 cm Kaliber.

Der engliſche Krämerkrieg

Von Dr. Walther Lohmeyer.

Wir wiſſen, wofür England in Wirklichkeit kämpft: trotz aller moraliſchen Entrüſtung über die deutſche Neutralitätsverletzung und aller von Humanität triefenden Reden ſeiner Staatsmänner iſt der wahre Grund für Englands Eingreifen das brennende Verlangen, Deutſchland, den aufſtrebenden Geſchäftskonkurrenten auf dem Weltmarkt, wirtſchaftlich zu vernichten. Wenn es dafür überhaupt noch eines Beweiſes bedurfte, ſo hat ihn die engliſche Kriegführung der erſten Wochen geliefert. Die britiſche Flotte hat uns wenig getan; ſie hat ſich im weſentlichen auf das Kapern von Handelsſchiffen beſchränkt, mit deren nationaler Herkunft ſie es jedoch nicht allzu peinlich nahm. Auch ſonſt betreibt England den Krieg als Geſchäft, indem es durch die abgefeimteſten Maßnahmen verſucht, deutſche Staatsbürger wirtſchaftlich zu ſchädigen.

Der engliſche Handelsminiſter hat in einem Rundſchreiben die Geſchäftswelt aufgefordert, die „jetzige Konjunktur" nur ja recht auszunützen. Der Völkerkrieg — eine Konjunktur! Unverhüllter konnte ſich der engliſche Krämergeiſt nicht offenbaren.

Vor allem ſoll Deutſchland von den Auslandsmärkten verdrängt werden. Im britiſchen Handelsminiſterium iſt eine beſondere Abteilung eingerichtet worden, die in den engliſche Kolonien und in den neutralen Staaten Muſter von deutſchen Waren ſammeln ſoll, damit ſie von der engliſchen Induſtrie nach Kräften imitiert werden können. Um dieſem Beſtreben die Krone aufzuſetzen, hat die engliſche Regierung die Aufhebung der deutſchen Patente in die Wege geleitet. Eine ſehr zweiſchneidige Maßregel. Die engliſchen Lizenznehmer deutſcher Patente werden wenig davon erbaut ſein; ſelbſt ſoweit ſie das Recht nicht durch einmalige Vorausbezahlung erworben haben, würden ſie wohl lieber ihre Abgabe weiterbezahlen als die unbeſchränkte Konkurrenz ihrer Landsleute auf den Hals bekommen. Auch den engliſchen Eigentümern deutſcher Patente wird nicht wohl dabei ſein, weil ſie ſich auf eine deutſche Gegenmaßregel gefaßt machen müſſen. Aber die engliſche Regierung glaubt, uns werde dies Vorgehen empfindlicher treffen, als es ſie treffen könnte, mit anderen Worten: ſie erkennt ſelbſt die Ueberlegenheit der deutſchen Produktion und des deutſchen Erfindergeiſtes an.

Gleichzeitig hat die engliſche Regierung ein Verbot für alle engliſchen Firmen erlaſſen, Geſchäfte mit deutſchen Firmen und ſolchen ausländiſchen Firmen abzuſchließen, an denen Deutſche beteiligt ſind, wäre es auch nur durch einen einzigen Teilhaber. Dazu bemerkt die „Frankfurter Zeitung" treffend: „Der Sinn dieſes Verfahrens iſt klar: der deutſche Welthandel, vor allem der deutſche Ueberſeehandel, ſoll vernichtet werden. England kalkuliert, daß es Deutſchland während des Krieges vom Seehandel ausſchließen könne, daß ſich alſo — die Konjunktur iſt günſtig, ſagt der Handelsminiſter! — ein noch erheblich größerer Teil des europäiſchen Handels nach Ueberſee wie nach europäiſchen Ländern der Vermittlung Englands bedienen würde. Von dieſem ganzen Handel ſollen Deutſche ausgeſchloſſen ſein, alſo alle diejenigen Lieferanten, Importeure und Exporteure, die ſich draußen in der Welt, in den Vereinigten Staaten, in Südamerika, in Aſien und ſonſtwo eine Stellung errungen haben. Und ausgeſchloſſen, das iſt der neue Trick, ſollen auch alle diejenigen Ausländer ſein, die ſich mit Deutſchen aſſoziiert haben: ſie ſollen jetzt durch geſetzlichen Boykott dafür beſtraft werden, daß ſie nicht lieber engliſche Partner nahmen. Die Frage iſt nur, ob ſie ſich das gefallen laſſen werden! Erſtens wird es ja ſchon ein ziemliches Kunſtſtück ſein, den Plan zu kontrollieren und durchzuführen. Denn wenn England konſequent ſein will, dann wird es ſeinen Angehörigen auch jedes Geſchäft mit ſolchen Aktiengeſellſchaften verbieten müſſen, von denen einzelne Aktien in deutſchen Händen ſind — und wir vermuten, daß die eng-

liſche Geſchäftswelt dann nicht einmal mehr mit der Bank von England Geſchäfte machen dürfte, was freilich bei dem jetzigen Zuſtande dieſes engliſchen Zentralnoteninſtituts auch nicht allzuviel beſagen würde. Zweitens aber und vor allem: dieſes engliſche Verfahren iſt eine ſo unzweideutige und ſchroffe Verletzung der Rechte ausländiſcher Staatsbürger, daß dieſe ſicherlich zu Gegenmaßregeln greifen werden. Wird eine Firma, die einen deutſchen und einen amerikaniſchen Teilnehmer hat, durch England boykottiert, dann wird nach einleuchtender Rechnung nicht nur der deutſche, ſondern auch der amerikaniſche Teilhaber geſchädigt, und darüber würde ſich dann wohl zunächſt die amerikaniſche Regierung noch mit der engliſchen zu unterhalten haben."

Ueberhaupt iſt es England ein Dorn im Auge, daß es ſich mit den Vereinigten Staaten in die „Beute", d. h. in den deutſchen Außenhandel, ſoweit er brach liegt*), teilen muß. England will durch ſeine Teilnahme am Krieg auch dem amerikaniſchen Handel, der mit einer Geſamtziffer von 17 Milliarden nach Englands 28 und Deutſchlands 21 Milliarden an dritter Stelle ſteht, einen Schlag verſetzen. Der k. Legationsrat Dr. Alfred Zimmermann ſchreibt in der „Woche": „Neben England ſind Frankreich, Holland und Belgien die beſten Abnehmer und Lieferanten der Vereinigten Staaten. Welche Wirkung unter ſolchen Umſtänden der jetzige Krieg auf Handel und Wandel der Vereinigten Staaten ausüben muß, ergibt ſich von ſelbſt, und das um ſo mehr, wenn England ſein Ziel erreicht, die große Schiffahrt Deutſchlands und Frankreichs mit den Vereinigten Staaten ſo gut wie mit anderen überſeeiſchen Ländern zu vernichten." Ein engliſches Monopol der Schiffahrt in den amerikaniſchen Häfen ſei auch politiſch für Amerika bedenklich. Der Wettbewerb werde ausgeſchaltet und Englands Einfluß in der Welt, wie ſchon jetzt durch das Abſchneiden der Kabelverbindungen, ins Maßloſe geſteigert. Gelinge es England, durch dieſen Krieg ſeinen gefährlichſten europäiſchen Konkurrenten mattzuſetzen, dann habe es den Rücken frei, um ſeine volle Macht gegen Amerika zu wenden. Der Artikel warnt Amerika davor, die britiſchen Abſichten zu verkennnen.

Die Kleinlichkeit des engliſchen Krämerkriegs geht aber noch weiter; der einzelne Deutſche ſoll geſchädigt werden, wo es nur geht. Die „Frankfurter Zeitung" macht darauf in einem Leitartikel „Englands Geſchäftskrieg" beſonders aufmerkſam: „England begnügt ſich nicht damit, den engliſchen Schuldner von Zahlungen an einen deutſchen Gläubiger zu befreien (und zwar auch dann, wenn dieſer Gläubiger in England ſelbſt wohnt), ſondern das engliſche Geſetz benützt die ſchöne Gelegenheit, wieder einmal moraliſch zu werden: dem Feind darf in keiner Weiſe Vorſchub geleiſtet werden, alſo auch nicht durch Zahlung berechtigter Forderungen, folglich — unterſagt England jede direkte oder indirekte Leiſtung an einen Deutſchen, ja es bedroht ſie mit Strafe! Wir ſehen jetzt, daß auch dies eine Methode iſt, wie man Krieg führen kann. Und es wird uns nichts anderes übrig bleiben, als daraus zu lernen. Wir haben bereits in den Geſetzen vom 4. Auguſt eine halbe Abwehr dagegen, ein Gegenmoratorium geſchaffen: Perſonen, die im Auslande ihren Wohnſitz haben, können während der Kriegsdauer auch bei uns vermögensrechtliche Anſprüche gerichtlich nicht geltend machen. Aber auf Perſonen, die ihren Wohnſitz in Deutſchland haben, iſt dieſes Gegenmoratorium bei uns noch nicht ausgedehnt worden: der Engländer, der in Deutſchland wohnt, kann gegen einen deutſchen Staatsangehörigen nach wie vor Forderungen gerichtlich beitreiben. Der Reichskanzler iſt allerdings ermächtigt, aus Gründen der Vergeltung dieſe Vorſchriften abzuändern und ohne Rückſicht auf den Wohnſitz des ausländiſchen Gläubigers die zeitige Unklagbarkeit der Forderung anzuordnen. Hiervon iſt bisher aber nicht Gebrauch gemacht worden. Darnach können Deutſche von ihren engliſchen Gläubigern kein Geld erhalten, während ſie umgekehrt ihren in Deutſchland anſäſſigen engliſchen Gläubigern Zahlung leiſten müſſen."

*) Für einen Teil unſeres Außenhandels ſind bereits Transportwege über neutrale Länder gefunden.

Die Kabelzenſur wird nicht von unbeteiligten Militärs, ſondern von Geſchäftsleuten beſorgt, die das Zenſurhandwerk nach ruſſiſcher Art ausüben. Telegramme, auch aus neutralen Ländern, nach den Vereinigten Staaten werden unterdrückt, ſobald darin deutſche Namen vorkommen und namentlich, wenn aus dem Inhalt hervorgeht, daß der Zweck des Telegramms Zahlungsleiſtungen an deutſche Firmen oder Perſonen iſt. Auch die Briefzenſur nach und von Holland wird immer ſchärfer ausgeübt, und zwar abgeſehen von dem Aufſpüren militäriſcher Dinge vor allem mit dem Zweck, Geldſendungen an deutſche Firmen zu vereiteln.

Ohne Zweifel wird ſich England mit verſchiedenen ſeiner Maßnahmen ins eigene Fleiſch ſchneiden. Vor allem aber hätte es daran denken ſollen, daß bei einem Krieg mit Deutſchland nicht nur der ganze deutſch-engliſche Handel (vgl. die Tabelle S. 68) lahmgelegt wird, ſondern daß auch die Einfuhr aus den nordiſchen Staaten und Holland teils durch Minen- und Kapergefahr bedeutend geſchmälert wird, teils dadurch, daß dieſe Staaten viel leichter und gefahrloſer nach Deutſchland liefern können. Das wird ſich beſonders bei Dänemark fühlbar machen. Seit dem 14. Auguſt iſt die däniſche Schiffahrt und Ausfuhr nach England wegen Minengefahr in der Nordſee ſtark eingeſchränkt. Dänemark führte im letzten Jahr für 157 Millionen Mark Fleiſch nach England aus, dagegen nur für 31 Millionen nach Deutſchland, an Butter, Milch und Käſe für 190 Millionen nach England und für 33 Millionen nach Deutſchland. Dieſe Zahlen werden jetzt eine nicht unbedeutende Aenderung zu unſeren Gunſten erfahren, da für dieſe Produkte bei uns während des Kriegs volle Zollfreiheit eingeführt iſt. Man hört zwar, England habe an die Nordſtaaten unter Boykottandrohung das Anſinnen gerichtet, die Ausfuhr nach Deutſchland einzuſtellen oder wenigſtens einzuſchränken, habe aber von ihnen, vor allem von Schweden, die gebührende Antwort erhalten. Die engliſche Zeitſchrift „Economiſt" hat feſtgeſtellt, daß der Handel Englands mit den Ländern der Nordſee und Oſtſee rund ein Viertel ſeines Geſamthandels ausmacht. England wird uns nicht aushungern können, da wir durch Italien und die Nordſtaaten Zufuhr erhalten. Es wird in dieſer Hinſicht mit ſich ſelbſt genug zu tun bekommen, wie die Steigerung der Lebensmittelpreiſe in London zeigt: Mitte Auguſt koſtete ein friſches Ei 25 Pfennig, der Zucker das Dreifache von früher und die Butter wurde knapp!

Dazu kommt die ſchwierige Finanzlage, deren Vorgeſchichte lange vor der eigentlichen europäiſchen Kriſe beginnt. Am 28. Juni, alſo reichlich vier Wochen vor Ausbruch des Krieges, ſchrieb ein in England lebender Deutſcher an einen deutſchen Geſchäftsfreund: „Das Land befindet ſich in einer koloſſalen Kriſis, eilt ſozial rapid dem Abgrund zu und ſucht durch glänzende äußere Verſchleierungsmanöver das auf dem Feſtland gegen uns Deutſche angerührte Unheil, das nur ein Blinder nicht raſch und raſcher heranrollen ſieht, nach alter Praxis von ſich abzuſchieben. Die Geſchäfte liegen gänzlich darnieder, kein Menſch legt neue Kapitalien an, und jeder behilft ſich mit den 1⅝ oder 2 Prozent, welche die Banken für übergebene bare Gelder bei dreimonatlicher Kündigung zahlen. Die vierprozentige kanadiſche Anleihe bleibt ungezeichnet. Mexiko koſtet täglich über 100 000 Pfund. Haiti gleitet gänzlich in die Hände der Yankees. In der City vergeht keine Woche ohne Pleite von alten Häuſern mit Millionen und aber Millionen von Verluſten. Faſt drei Millionen Menſchen hungern in England allein. Kurz, alles wartet auf den emſig geſchürten Konflikt auf dem Feſtland. Eine Farce comme il faut iſt der Flottenbeſuch in Kiel. Faſt eine blutige Farce. Denn man ſpielte mit der Möglichkeit, wenn nur die Ruſſen rechtzeitig losſchlügen, mit den drei übermächtigen Geſchwadern Kopenhagen, Kiel, Reval in der Oſtſee lahmzulegen."

Man erinnert ſich an die Bankferien und an den hohen Diskontſatz der Bank von England zu Beginn des Kriegs (vgl. S. 63—64). Der Finanzminiſter erklärte öffentlich

im Parlament, durch die Schließung der Banken sei der Zusammenbruch mehrerer großer Bankinstitute verhindert worden. Das erste Moratorium bezog sich bloß auf Wechsel: alle Wechsel, die bis zum 4. August fällig waren, sollten bei nochmaliger Akzeptierung bis Ende August gestundet werden. Ein zweites Moratorium bestimmte, daß alle Schulden über fünf Pfund, die bis zum 4. August nicht bezahlt seien, nicht vor Ende September bezahlt zu werden brauchten. Mieten und Steuern aber müssen entrichtet werden. Trotz des Eingreifens der Regierung und der Bank von England hat sich die Lage so zugespitzt, daß es selbst den angesehensten englischen Geschäftshäusern nur noch in Ausnahmefällen möglich ist, ihre Wechsel zu diskontieren. Trotz des verhältnismäßig niedrigen Diskontsatzes, den das englische Zentralnoteninstitut nach der ersten unerhörten Anspannung sich leisten zu können glaubte, ist also dem Kreditverkehr die Lebensader so gut wie unterbunden. Das läßt auf eine Verwahrlosung des Geldmarkts schließen, wie sie kaum je in einem Lande gesehen wurde. „Die Bank von England," schreibt der „Economist", „erklärt, sie könne ihre Wirksamkeit nur fortsetzen, falls der Staat Garantie gegen Verluste gebe. Die übrigen englischen Großbanken weigern die Diskontierung. Das Moratorium ist bis zum 4. Oktober verlängert worden. Deutschland dagegen hat kein Moratorium eingeführt; ganze Industriezweige im Lande arbeiten unter Hochdruck, der Erntestand Deutschlands ist glänzend, und die Reichsbank, die Darlehnskassen und die Kreditorganisation sind in voller Wirksamkeit."

Die drei deutschen Banken in England, die Deutsche Bank, die Dresdener Bank und die Diskontogesellschaft sind geschlossen. Da hierdurch viele englische Firmen geschädigt wurden, haben sie Erlaubnis erhalten, ihre laufenden Geschäfte unter Aufsicht einer von der Regierung ernannten Persönlichkeit zu erledigen. Neue Geschäfte dürfen sie nicht eingehen. Nach der „Times" wird die Abrechnung der deutschen und österreichischen Banken in der City große Ueberraschung hervorrufen, da sich ergibt, daß der Geldmarkt den Banken viel mehr schuldet als umgekehrt.

Man erzählt sich folgendes Gespräch zwischen einem Deutschen und einem Engländer beim Kriegsausbruch: „Wir werden kämpfen bis zum letzten Penny," sagte der Engländer. „Und wir bis zum letzten Blutstropfen," sagte der Deutsche. Was wohl länger ausreichen wird, das englische Geld oder das deutsche Blut?

Das Eingreifen Japans

Die in Deutschland wohnenden Japaner

3. August.

Japanische Studenten in Berlin durchzogen abends die Stadt und schwenkten kriegsbegeistert japanische Fahnen. Das Gerücht ging hinter ihnen her, Japan und China hätten an Rußland den Krieg erklärt.

15. August.

Die japanische Kolonien in Berlin und Hamburg erlassen in den Zeitungen folgenden Aufruf: „Eine schwere Zeit ist über das Deutsche Reich gekommen, innerhalb dessen sich allenthalben viele Japaner größter Gastfreundschaft erfreuen. Wir alle gedenken in diesem ernsten Moment unserer lieben tapferen Freunde und ihrer Angehörigen aufs lebhafteste. Leider erlaubt uns die augenblicklich wirtschaftlich ungünstige Lage unserer von der Heimat abgeschnittenen Kolonie nicht, uns in dem Maße hilfreich zu erweisen, wie es unser teilnehmendes Empfinden befriedigen würde. Möge dennoch jeder unserer in Deutschland weilenden Landsleute, soweit es seine Verhältnisse gestatten, hilfsbereit spenden dem Roten Kreuz (Zentralkomitee für das Deutsche Reich), in dessen edlem Wirken sich unsere Gesinnung kund tut."

Das japanische Ultimatum

17. August.

Die ausländische Presse kündigt ein Ultimatum Japans an Deutschland an, das die Ueberlassung des Pachtgebietes von Kiautschou fordere.

19. August.

Die englische und die japanische Regierung sind über die nötigen Maßregeln zum Schutze ihrer Interessen im fernen Osten sowie zur Integrität des chinesischen Reiches übereingekommen. Japans Tätigkeit soll sich nicht über das Chinesische Meer hinaus erstrecken, außer wenn der Schutz der japanischen Schiffahrt es erfordert, auch nicht auf die asiatischen Gewässer westlich des Chinesischen Meeres, und zu Lande auf kein anderes als auf das von Deutschland besetzte Gebiet in Ostasien.

19. August.

Seit der vergangenen Woche machte sich unter den japanischen Studenten in Berlin eine gewisse Unruhe bemerkbar. Seit vorgestern ist nun kein Japaner mehr da. Auch an der Technischen Hochschule hat sich schon seit einigen Tagen kein japanischer Student mehr sehen lassen. Sie haben alle ihre möblierten Zimmer verlassen, kurzer Hand ohne Kündigung. Den Wirtinnen gegenüber begründeten sie das mit einer „dringenden Reise", auf die sie ihr ganzes Gepäck mitnahmen. Vor der japanischen Botschaft fuhren viele Droschken vor und fuhren dann bald wieder mit gepackten Koffern fort. Das rege Leben fiel bereits dem Publikum auf und führte mehrmals zu kleinen Ansammlungen vor dem Botschafterpalais.

20. August.

Der japanische Geschäftsträger überreichte im Auswärtigen Amt folgende Note: „Die kaiserlich japanische Regierung erachtet es in der gegenwärtigen Zeit für äußerst wichtig und notwendig, Maßnahmen zu ergreifen, um alle Ursachen einer Störung des Friedens im fernen Osten zu beseitigen und das allgemeine Interesse zu wahren, das durch den Bündnisvertrag zwischen Japan und Großbritannien ins Auge gefaßt ist, um einen festen und dauernden Frieden in Ostasien zu sichern, dessen Herstellung das Ziel des besagten Abkommens bildet. Sie hält es deshalb aufrichtig für ihre Pflicht, der kaiserlich deutschen Regierung den Rat zu erteilen, die nachstehenden beiden Vorschläge auszuführen: 1. unverzüglich aus den japanischen und chinesischen Gewässern die deutschen Kriegsschiffe und bewaffneten Fahrzeuge jeder Art zurückzuziehen und diejenigen, die nicht zurückgezogen werden können, alsbald abzurüsten, 2. bis spätestens 15. September 1914 das gesamte Pachtgebiet von Kiautschou bedingungslos und ohne Entschädigung den kaiserlich japanischen Behörden zu dem Zweck zu überantworten, es eventuell an China zurückzugeben. Die kaiserlich japanische Regierung kündigt gleichzeitig an, daß sie sich, falls sie nicht bis 23. August 1914 mittags von der kaiserlich deutschen Regierung eine Antwort erhalten sollte, die die bedingungslose Annahme der vorstehenden, von der kaiserlich japanischen Regierung erteilten Ratschläge enthält, genötigt sehen wird, so vorzugehen, wie sie es nach Lage der Sache für notwendig befinden wird."

Der Gouverneur von Kiautschou sandte folgendes Telegramm nach Berlin: „In Bestätigung der Mitteilung vom japanischen Ultimatum stehe ich ein für Pflichterfüllung bis zum Aeußersten. Der Gouverneur."

Der Gouverneur von Kiautschou, v. Meyer-Waldeck, entstammt einer Heidelberger Professorenfamilie. Er wurde am 27. November 1864 als Sohn des Germanisten und Schriftstellers Professor von Waldeck in St. Petersburg geboren, wo er bis zum zehnten Lebensjahre blieb. Von 1875 bis 1883 besuchte er das Gymnasium in Heidelberg und anschließend daran 1883 und 1884 die Heidelberger Universität. Dann wandte er sich der Marinelaufbahn zu und wurde 1890 Leutnant zur See. Nach glänzender seemännischer Karriere wurde er 1908 Chef der Station des

Gouvernements Kiautschou, 1909 erhielt er den Titel eines Kapitäns zur See. Seit dem 19. August 1911 ist Meyer-Waldeck Gouverneur von Kiautschou.

22. August.

Der japanische Geschäftsträger besaß die Dreistigkeit, sich nach dem Schicksal einiger inzwischen festgenommener Japaner zu erkundigen. Er erhielt die Antwort, für ihre Behandlung würden die „Grundsätze europäischer Kultur" maßgebend sein. Sie werden in den deutschen Truppenlagerplätzen als Kriegsgefangene bis zum Ende des Krieges mit Japan interniert.

(Nachträglich sind noch an 600 Japaner an der holländischen Grenze abgefaßt worden, d. h. fast alle an norddeutschen Hochschulen immatrikulierten japanischen Studenten und die übrigen bei Kriegsausbruch in den norddeutschen Großstädten wohnenden Japaner. Als die deutschen Grenzbehörden zur Festnahme der Japaner schritten, waren diese völlig überrascht, da sie glaubten, mit ihren vorsorglich verbreiteten Angaben über das Reiseziel die deutschen Behörden irregeführt zu haben, und diese auf der Lauer an der schweizerischen Grenze vermuteten. Ein Teil der Japaner, die kurz vor dem Verschwinden aus ihren Quartieren noch größere Schulden bei ihren Lieferanten gemacht hatten, wurde wegen Verdachts des beabsichtigten Betrugs der Staatsanwaltschaft übergeben. Sämtliche im Besitz der Festgenommenen vorgefundenen Gelder wurden ausnahmslos beschlagnahmt, da die Japaner ohne Einhaltung einer Kündigungsfrist ihre Logisgeber verlassen haben und die vollen Mietbeträge nachzahlen müssen.)

23. August.

Dem japanischen Geschäftsträger ist folgende mündliche Erklärung abgegeben worden: „Auf die Forderung Japans hat die deutsche Regierung keinerlei Antwort zu geben. Sie sieht sich veranlaßt, ihren Botschafter von Tokio abzuberufen und dem japanischen Geschäftsträger in Berlin die Pässe zuzustellen."

Das Reichsschatzamt hat die Beschlagnahme der japanischen Staatsguthaben in Deutschland in die Wege geleitet.

24. August.

Der österreichisch-ungarische Botschafter in Berlin hat dem Auswärtigen Amt folgende Mitteilung gemacht: „Im allerhöchsten Auftrage ergeht an das Kommando S. M. Schiff „Kaiserin Elisabeth" in Tsingtau sowie an den k. k. österreichisch-ungarischen Botschafter in Tokio telegraphisch der Befehl, daß die „Kaiserin Elisabeth" in Tsingtau mitzukämpfen habe."

25. August.

Dem japanischen Botschafter am Wiener Hof wurden die Pässe zugestellt. Der österreichisch-ungarische Botschafter in Tokio wurde abberufen.

27. August.

China hat Japan vorgeschlagen, es wolle seine Rechte auf Kiautschou selbst wahren. Japan antwortete, daß es die Integrität Chinas unter allen Umständen wahren und sich nur auf den Schutz von Kiautschou beschränken wolle.

Japan erklärte den Vereinigten Staaten, die Interessen Amerikas und aller neutralen Staaten würden streng beobachtet bleiben. Die Union betrachtet diese Erklärung als hinlänglich, da hiernach die Rückgabe von Kiautschou an China als garantiert erscheine.

28. August.

Die japanische Botschaft in London verbreitet folgenden Aufruf des Mikado: „Wir erklären Deutschland den Krieg, befehlen unserem Heer und unserer Flotte, mit aller Kraft die Feindseligkeiten gegen dieses Reich aufzunehmen und weisen die zuständigen Behörden an, alle erdenkliche Mühe aufzuwenden in der Erfüllung ihrer Pflichten, um

den nationalen Zweck mit allen Mitteln des Völkerrechts zu erreichen. Seit dem Ausbruch des gegenwärtigen Krieges in Europa, deſſen unheilvolle Wirkungen wir mit großer Beſorgnis verfolgen, haben wir die Hoffnung bewahrt, den Frieden im fernen Oſten durch die Aufrechterhaltung einer ſtrikten Neutralität zu ſichern; aber das Vorgehen Deutſchlands hat ſchließlich England, unſeren Verbündeten, genötigt, die Feindſeligkeiten gegen dieſes Reich zu eröffnen. Deutſchland iſt in Kiautſchou mit militäriſchen Vorbereitungen beſchäftigt, während ſeine Kriegsſchiffe in den Gewäſſern Oſtaſiens kreuzen und ſo unſeren Handel mit unſerem Verbündeten bedrohen. Dadurch wird der Friede im fernen Oſten gefährdet und unſere Regierung und die engliſche Regierung ſind daher nach ausführlichem und freiem Meinungsaustauſch übereingekommen, die nötigen Maßnahmen zum Schutze der allgemeinen Intereſſen zu treffen, die in dem zwiſchen uns beſtehenden Vertrage vorgeſehen ſind. Da wir unſern Zweck mit friedlichen Mitteln zu erreichen wünſchten, haben wir unſererſeits der deutſchen Regierung einen aufrichtigen Rat erteilt; aber bis zum letzten Tage, der von unſerer Regierung für die Antwort feſtgeſetzt war, haben wir keine Antwort erhalten, die auf eine Annahme unſeres Rates hinwieſe. Mit tiefem Bedauern ſind wir daher, trotz unſerer glühenden Ergebenheit für die Sache des Friedens, genötigt, den Krieg zu erklären, im Anfang unſerer Regierung, während wir noch für unſere geliebte Mutter Trauer tragen. Es iſt daher unſer aufrichtigſter Wunſch, daß durch die Loyalität und Tapferkeit unſerer Untertanen der Friede bald wiederhergeſtellt und der Ruhm des Reiches vergrößert werde."

Geſchichtliches zur japaniſchen Einmiſchung

Das unverſchämte Ultimatum Japans kam für die meiſten Deutſchen wie ein Blitzſtrahl aus heiterem Himmel. Die ſpontanen Sympathiekundgebungen in Deutſchland lebender und ſtudierender Japaner hatten ſchon bei vielen gerade entgegengeſetzte Hoffnungen geweckt. Und doch hat dieſes Ereignis genau ſo ſeine *hiſtoriſche Wurzel* wie jeder andere weltgeſchichtliche Vorgang. Der „Schwäbiſche Merkur": ſchreibt: „Im Frieden von Schimonoſeki, der im Jahre 1895 den japaniſch-chineſiſchen Krieg beendigte, brachte Deutſchland zuſammen mit Rußland und Frankreich Japan um ſeine Hauptſiegesbeute, die Halbinſel Liaotung mit Port Arthur. Der ganze, von der engliſchen Preſſe, namentlich der „Japan Mail" fortgeſetzt geſchürte Haß der Japaner wegen dieſes erzwungenen Friedens entlud ſich gegen Deutſchland, mit dem Japan bis dahin aufs beſte geſtanden und in dem es ſeinen natürlichen Bundesgenoſſen gegen Rußland geſehen hatte. Die Haltung Rußlands erſchien den Japanern gegeben, und den Franzoſen verzieh man als den Verbündeten der Ruſſen. Kaum hatte ſich die Stimmung der Japaner gegen Deutſchland etwas beruhigt, ſo kam im Jahr 1898 die Beſitznahme Kiautſchous durch Deutſchland wegen der Ermordung deutſcher Miſſionare, der dann die Beſitznahme Wei-hai-weis durch die Engländer, Port Arthurs durch die Ruſſen und Kuangchoufus durch die Franzoſen folgte. Die hundertjährige Pachtung Kiautſchous empfanden die Japaner viel mehr als die nächſtbeteiligten Chineſen als einen gegen ihre ehrgeizigen Pläne gerichteten Schlag; vom erſten Augenblick an lauerten ſie auf eine Gelegenheit, Kiautſchou den Deutſchen abzunehmen. Aus dieſer Kenntnis der Verhältniſſe heraus waren gerade die patriotiſchſten Deutſchen in Oſtaſien über die Beſitzergreifung Kiautſchous nicht erfreut; ſie fürchteten, daß das viele in dieſe Kolonie geſteckte Geld für Japan ausgegeben ſei, das denn auch ſchon ſeit Jahren den Hauptnutzen vom deutſchen Platz und Hafen Kiautſchou hat.

Dann kam der ruſſiſch-japaniſche Krieg von 1904/05. Hier fand Japan wieder die deutſche Politik mit wohlwollender Neutralität auf Seiten Rußlands, wie dies der Kaiſer in ſeinem neulichen Schriftwechſel mit dem Zaren ſelbſt erwähnt hat. Für Japan

war dies um so befremdender, als es mittelbar auch die Geschäfte Deutschlands gegen dessen natürlichen Feind Rußland zu führen glaubte und einst bereit gewesen wäre, mit uns statt mit England ein Bündnis abzuschließen. Das sind die Gründe, aus denen Japan sich gegen Deutschland und nicht gegen Rußland erklärt hat. Sie entschuldigen in keiner Weise den jetzigen Streich, aber sie lassen ihn verstehen."

Kiautschou

Seit der Besitzergreifung durch Deutschland hat sich Kiautschou außerordentlich entwickelt. Das eigentliche Pachtgebiet bevölkern über 200 000 Einwohner, worunter 1700 Europäer und die einige tausend Mann zählende Besatzung. Man hat Kiautschou nach Möglichkeit mit Befestigungen versehen, die Haupttätigkeit aber auf die wirtschaftliche Hebung verwandt. Der Seehandel hob sich, der Eisenbahnbau stellte die Verbindung mit dem Hinterland und namentlich mit den Kohlenbergwerken her, und es gelang sogar den Chinesen den Vorteil der deutschen Ansiedlung für sie selbst klar zu machen, nicht zum wenigsten dadurch, daß Kiautschou während der chinesischen Unruhen für viele ein Zufluchtsort wurde. Auch eine deutsch-chinesische Hochschule, die 1909 eröffnet wurde, erfreute sich regen Zuspruchs seitens der Chinesen.

Die Stadt selbst ist meisterhaft angelegt. Große, breite, mit Bäumen umstandene Straßen sind gebaut worden. Im Geschäftsviertel errichtete man für die Firmen und Privatwohnungen große, mehrstöckige Bauten und öffentliche Gebäude, während man an der Augusta-Viktoria-Bucht freundliche Villen schuf. Wasserleitung, elektrische Lichtanlagen und ähnlicher Komfort zeichnen die Stadt vor ähnlichen Ortschaften aus.

Marokko

19. August.

Dem deutschen und dem österreichischen Geschäftsträger in Tanger wurden von der marokkanischen Regierung die Pässe zugestellt. Sie wurden überraschend und gewaltsam an Bord des französischen Kreuzers „Cassard" gebracht und nach Palermo befördert. Dieses offenbar auf französisches Geheiß erfolgte Vorgehen ist ein flagranter Völkerrechtsbruch, da Marokko sich nicht unter französischem Protektorat befindet, sondern auf Grund der Algecirasakte einem internationalen Regime untersteht.

Ein Deutscher, der Zeuge dieser Vergewaltigung war, schreibt: „Im Torbogen der kaiserlich deutschen Gesandtschaft lagern die Mochasnis, die Gesandtschaftssoldaten, wie immer. In den Bureaux arbeitet man, wie immer. Niemand ahnte, daß auf Seitenwegen, versteckt hinter der hohen Gartenmauer, die Taborsoldaten das ganze Gesandtschaftsgebäude umzingeln! Von rückwärts kommen sie, von beiden Seiten rücken sie vor. Schon ist das Tor versperrt, ehe nur irgend jemand auf der Straße versteht, was vor sich geht. Auf dem Sokko laufen die Araber zusammen, aus allen Gassen und Gäßchen strömen sie. In dichter Mauer stehen sie vor dem Tor der kaiserlich deutschen Gesandtschaft. Kein Ton ist zu hören. Die Soldaten sind jetzt in das Gesandtschaftsgebäude eingedrungen, die unbewaffneten Mochasnis gefangen. Der Sultansvertreter Sid-Mohammed-et-Tazi erscheint. Um ihn herum allerhand marokkanische Würdenträger im wallenden Festgewand, stolz, so plötzlich im Vordergrund der Ereignisse zu stehen. Doch weiß es selbst der einfachste Araber: nur ein Schatten der Franzosen ist der Sultan.

Tazi überreicht dem kaiserlichen Geschäftsträger die Pässe. Das Personal der Gesandtschaft hätte sofort die Stadt zu verlassen, sofort. Vor dem Tor steht ein Automobil, ein Kriegsschiff liegt bereit. Sie hätten einzusteigen — sofort! Was bedeutet das? Nicht die üblichen 24 Stunden Zeit zur freien Reisevorbereitung? Dieses Militäraufgebot, dieses gewaltsame Eindringen auf deutschen Grund und Boden! Und das hier

im internationalen Tanger! Waren nicht zu allen Zeiten die Geſandtſchaften unverletzlich? Einen derartigen Völkerrechtsbruch, eine ſolche Gewalttat hat die Geſchichte bisher nicht zu verzeichnen. Widerſtand böte nur die willkommene Gelegenheit, mit den unbequemen Deutſchen aufzuräumen. Der Garten wimmelt von Soldaten und franzöſiſchen Offizieren.

Sofort werden die Herren der Geſandtſchaft abgeführt. Dem Kanzleivorſteher verbietet man den einen Schritt ins Bureau, die Schränke abzuſchließen. Eine geſchickte Wendung; er eilt zurück, Soldaten hinter ihm her. Er ſchließt die Schränke und Bureaus ab. Doch die Papiere ſind nicht mehr beiſeite zu ſchaffen. Der Herr Sultansvertreter hat ſein marokkaniſches Ehrenwort gegeben, nichts zu berühren. Dem kaiſerlichen Geſchäftsträger läßt man eine halbe Stunde Zeit, ſeine ſämtlichen Sachen zu packen, natürlich unter militäriſcher Bewachung.

Das Automobil mit den Gefangenen fährt in ſauſendem Tempo hinunter nach dem Hafen. Der ganze Weg iſt militäriſch bewacht, die Landungsbrücke ebenfalls. Dort liegt ſchon die Barkaſſe des Kriegsſchiffes bereit, die umgehend die Gefangenen nach dem franzöſiſchen Kreuzer „Caſſard" transportiert.

Gefangene? O nein! Dieſe Deutſchen ſind „Ehrengäſte", „Paſſagiere", denen der „Caſſard" in liebenswürdiger Weiſe „zur Verfügung geſtellt" worden iſt, zu ihrer eigenen Sicherheit! Das ſind wörtliche Aeußerungen des franzöſiſchen Geſandten mir gegenüber, als ich am Abend desſelben Tages eine längere Unterredung mit ihm hatte, wenige Stunden vor meiner Einſchiffung auf den „Caſſard".

Der franzöſiſche Herr Geſandte lehnte im bequemen Lehnſtuhl, lächelte befriedigt. „Was wollen Sie mehr? Man ſtellt ein Kriegsſchiff zu ihrer Verfügung ... Paſſagiere ... Ehrengäſte ... eigene Sicherheit ..." Wieder und wieder ſagte er das.

An Bord des „Caſſard" traf man ſich mit den Oeſterreichern, denen es auch nicht beſſer ergangen war. Niemand hatte Gepäck, viele mußten ihren geſamten Hausſtand zurücklaſſen. Jetzt durften ſie unverſchloſſene Briefe an Land ſchicken, Gepäck durch die Diener beſorgen laſſen. Man verſteht, daß dabei alles drunter und drüber ging, niemand ſein Eigentum vollſtändig bekam. Natürlich war den „Ehrengäſten" jede andere Verbindung mit dem Land verboten. Beſuche zu empfangen, blieb dieſen „Paſſagieren" ſtrengſtens unterſagt. Die Braut eines Beamten ruderte an das Kriegsſchiff heran, um vom Boot aus ihrem Verlobten einige Abſchiedsworte zuzurufen. Selbſt das wurde verboten.

Allen anderen Deutſchen in Tanger riet der franzöſiſche Geſandte, ſich ſobald wie möglich auf neutralen Boden zu begeben. (Bisher galt Tanger für neutral!) Am Morgen des 20. Auguſt reiſten viele Deutſche nach Cadiz ab; die Lage in Tanger war doch etwas unangenehm geworden."

In dem einige Tage ſpäter ergangenen Aufruf des franzöſiſchen Präſidenten, der ſämtliche franzöſiſchen Kolonien in Kriegszuſtand mit Deutſchland und Oeſterreich erklärt, wird Marokko zum erſten Mal als franzöſiſche Kolonie bezeichnet.

Die erſten Kämpfe zur See

Die Flotten Englands, Frankreichs und Rußlands

Die engliſche Flotte umfaßt 59 Linienſchiffe, 43 Panzerkreuzer, 58 geſchützte Kreuzer, 256 Zerſtörer, 33 Torpedoboote, 77 Unterſeeboote, zahlreiche Spezialſchiffe und 46 Schnelldampfer mit mindeſtens 18 Knoten als Hilfskreuzer. Die beiden neueſten Linienſchiffe mit 28 960 Tonnen Waſſerverdrängung und 25 Knoten Geſchwindigkeit ſind mit je acht Geſchützen zu 38,1 cm, mit 16 Geſchützen von 15,2 cm, 12 Geſchützen von 7,6 cm, vier Geſchützen von 4,7 cm, mit fünf Maſchinengewehren und acht Unterwaſſer-Torpedo-

Lanzierrohren von 5,3 cm Kaliber ausgerüstet. Die neuesten Panzerkreuzer (Schlachtkreuzer) entsprechen an Größe den Linienschiffen, sind aber nur mit 34,3 cm Geschützen bewaffnet, wie die von 1909 bis 1912 erbauten Linienschiffe. Die noch älteren Linienschiffe, wie die seit 1905 gebauten Panzerkreuzer, führen Geschütze mit 30,5 cm Kaliber. Die Kaliberüberlegenheit der englischen Schiffsgeschütze wird durch geringere Leistungsfähigkeit und Lebensdauer der ungünstig konstruierten Rohre ausgeglichen.

Die Heimatflotte wird in drei Flotten eingeteilt. Die erste Flotte besteht aus vier Geschwadern zu 3×8 und 1×7 Linienschiffen, ebenso vielen Kreuzergeschwadern und ein oder zwei Geschwadern kleiner Kreuzer; sie ist voll bemannt und jederzeit verwendungsbereit (in full commission). Die zweite Flotte, die sich aus zwei Linienschiffsgeschwadern von mindestens je sechs Schiffen und zwei Kreuzergeschwadern zusammensetzt, ist mit der Hälfte oder drei Fünfteln der Besatzung bemannt (in active commission); die Ergänzungsmannschaft, die sich an Land in Schulen, Kursen usw. befindet, kann jedoch in wenigen Stunden mobil gemacht werden. Die dritte Flotte (in reserve commission), zwei Linienschiffs- und zwei Kreuzergeschwader, hat verringerte Besatzung, die durch Reservisten ergänzt werden muß.

Die alten Hauptkriegshäfen Plymouth und Portsmouth haben durch das Bündnis mit Frankreich an Bedeutung verloren; Dover kann höchstens 15 große Schiffe und 14 Torpedoboote aufnehmen. Und da auch Sheerneß-Chatham gefährdet liegt, wurde der Ausbau von Rosyth am Firth of Forth zum Kriegshafen erster Klasse in Angriff genommen, der aber erst so weit gediehen ist, daß der Hafen als Nothafen benutzt werden kann. Cromarty an der schottischen Küste ist als Stützpunkt für Zerstörer geplant, aber auch noch nicht völlig ausgebaut. Lamlash auf der Insel Arran an der schottischen Westküste ist Unterseebootsstation. Auch Immingham bei Grimsby am Humble kommt als Stützpunkt gegenüber Helgoland in Betracht.

Die vier Luftschiffe der Armee sind mit den Bedienungsmannschaften Anfang dieses Jahres der Marine einverleibt worden; sie erhielten zwei Doppelhallen am Medwayfluß in Kent erbaut.

Außerdem besitzt die Marine 62 Wasserflugzeuge und 41 gewöhnliche Flugzeuge mit 140 diplomierten Fliegeroffizieren. Flugstützpunkte, in denen je zwölf Flugzeuge stationiert sein sollen, sind in Isle of Grain (mit dem Hauptquartier der Marinefliegerabteilung und der Fliegerschule), Calshot (Southampton), Felixstowe, Yarmouth, Fort George (Inverneß) und Dundee eingerichtet. Schließlich sind der ganzen Küste entlang Luftfahrzeug-Abwehrgeschütze aufgestellt.

Das Geschwader des Mittelmeers besteht aus drei Schlachtkreuzern, vier älteren Panzerkreuzern, vier kleinen Kreuzern, 16 Zerstörern, sechs kleineren Torpedobooten und drei Unterseebooten und hat seinen Stützpunkt in Malta.

Das China-Geschwader ist nur schwach, der Hafen von Honkong aber befestigt.

Die französische Flotte besteht, wenn man von den veralteten Schiffen absieht, aus 21 Linienschiffen, 19 Panzerkreuzern, acht geschützten Kreuzern, 84 Torpedofahrzeugen über 200—900 Tonnen mit 45 cm Kaliber, 150 kleineren und 55 Unterseebooten sowie Spezialschiffen. 13 Schnelldampfer mit mindestens 18 Knoten stehen ferner zur Verfügung. Von den 21 Linienschiffen sind vier Großkampfschiffe mit 23 470 Tonnen Wasserverdrängung, 21,7 Knoten Geschwindigkeit, 12 Geschützen von 30,5 cm, 22 Geschützen von 13,8 cm, vier Geschützen von 4,7 cm und vier Unterwasser-Torpedo-Lanzierrohren; zwei dieser Schiffe sollen allerdings ihre Probefahrten noch nicht abgeschlossen haben.

An der Nordküste Frankreichs stehen nur zwei Kreuzerdivisionen zu drei Schiffen, drei Zerstörerflottillen zu sechs Booten, zwei Unterseebootsflottillen, die eine zu drei Zerstörern und elf Unterseebooten, die andere zu zwei Zerstörern und sieben Unterseebooten, dann

zwei Minenfahrzeuge und Reſerveſchiffe. Der Hauptteil der franzöſiſchen Flotte: zwei Linienſchiffgeſchwader zu acht und fünf Schiffen, ſowie eine Ergänzungsdiviſion zu fünf Schiffen, dann zwei Kreuzerdiviſionen zu je drei Schiffen und ſechs Zerſtörerflottillen zu je ſechs Booten, zwei Unterſeebootsflottillen zu je zwei Zerſtörern und ſieben oder neun Booten und ſchließlich zwei Minenfahrzeuge, iſt im Mittelländiſchen Meer ſtationiert. Dazu kommt noch eine Schulſchiffdiviſion von vier Schiffen und drei Reſerveſchiffen.

Der Hauptliege- und Reparaturhafen der Flotte iſt Toulon; Neubauten werden in Lorient und auch in Breſt ausgeführt, Zerſtörer und Unterſeeboote in Cherbourg und Rochefort gebaut und repariert.

Als Stützpunkt für das mit vermehrter Aufmerkſamkeit bedachte Marineflugweſen iſt Toulon eingerichtet worden; weitere Flugzeugſtützpunkte ſollen in Biſerta, Korſika, Cherbourg, Dünkirchen oder Calais geplant geweſen ſein.

Die Neuſchöpfung der im ruſſiſch-japaniſchen Kriege vernichteten ruſſiſchen Flotte iſt noch unvollendet; die baltiſche Flotte beſteht, abgeſehen von einem älteren Schiff, aus vier Linienſchiffen mit je 13 210—17 680 Tonnen Waſſerverdrängung mit je vier ſchweren Geſchützen von 30,5 cm, 12 oder 14 mittleren zu 15,2 oder 20,3 cm, ein bis drei leichten Geſchützen, Maſchinengewehren und Torpedorohren. Von vier im Bau befindlichen Großkampfſchiffen der Ganguklaſſe ſollte eines in dieſem Sommer fertiggeſtellt und der Baltiſchen Flotte einverleibt werden. Das Schiff ſoll bei 23 370 Tonnen Waſſerverdrängung 23 Knoten Geſchwindigkeit beſitzen und mit 12 Geſchützen zu 30,5 cm, 16 Geſchützen zu 12 cm, vier Ballonabwehrgeſchützen zu 6,3 cm, vier Geſchützen zu 4,7 cm, acht Maſchinengewehren und vier unter Waſſer liegenden Torpedolanzierrohren von 45 cm Kaliber armiert ſein. Ein Panzerkanonenboot, ſechs Panzerkreuzer (7890—12 390 Tonnen), vier geſchützte Kreuzer, 57 Torpedoboote über 200 Tonnen, 13 kleinere Boote und 12 Unterſeeboote, dann Spezialſchiffe und drei „Schnelldampfer" (19—19,5 Knoten) der „freiwilligen Flotte" ſtehen außerdem zur Verfügung.

Auf die Ausgeſtaltung des Marineflugweſens wurde in letzter Zeit beſondere Sorgfalt verwendet und nach Verſtärkung der Flugverſuchsſtation in Petersburg und der Errichtung des erſten Flugſtützpunktes in Libau der Marine ein neuartiges Großflugzeug, die „Ilja Muromez" einverleibt. Dieſes Flugſchiff, das 2457 kg wiegt und eine tragende Fläche von 182 m hat, wird von vier Motoren bewegt und kann Laſten bis zu 1277 kg befördern.

Die Schwarzemeerflotte umfaßt, abgeſehen von drei veralteten Schiffen, vier Linienſchiffe, zwei geſchützte Kreuzer, drei alte Kanonenboote, 26 größere und neun kleinere Torpedoboote und acht Unterſeeboote. Die ſibiriſche Flottille beſteht nur aus zwei geſchützten Kreuzern, einem alten Kanonenboot, zehn größeren Torpedobooten und acht Unterſeebooten.

In der Oſtſee

31. Juli.

Der Dampfer „Prinz Eitel Friedrich" der Neuen Dampferkompagnie in Stettin iſt in der Frühe auf der Reiſe von Petersburg nach Stettin von ruſſiſchen Kriegsſchiffen beſchlagnahmt worden. Dieſe Beſchlagnahme iſt ein grober Bruch des Völkerrechts, denn ſie erfolgte vor der Kriegserklärung, zu einer Zeit, als noch Verhandlungen zwiſchen dem deutſchen Kaiſer und dem Zaren im Gange waren.

1. Auguſt.

Die Ruſſen verſenkten am Eingang des finniſchen Hafens Hangö einen großen Dampfer und alle Hafenkrähne, ſprengten die Eiſenbahnwerkſtätten und die Hafenmole in die Luft, ſteckten dreißig Magazine in Brand, zerſtörten die Eiſenbahnlinien und ſperrten die Einfahrt nach Petersburg durch Minen. Die Einfahrt wird durch Torpedobootsflottillen bewacht. Der Schaden beträgt mehr als 20 Millionen Rubel.

Die kopflose Zerstörung von Hangö erfolgte auf die Nachricht, 40 000 Deutsche seien im Begriff zu landen. Der Kommandant hatte nur den Befehl, die Mole mit Minengängen zu versehen, um im Notfall rasch eine Sprengung bewerkstelligen zu können. Als jene falsche Nachricht kam, soll er gerade betrunken gewesen sein, was den sinnlosen Befehl einigermaßen erklären würde. Nachdem das Vernichtungswerk vollbracht war, kam er zur Besinnung und erhängte sich.

Die Zerstörung begann mit der Versenkung des 5600 Tonnen fassenden holländischen Frachtdampfers „Alcor". Wie überstürzt das Ganze vor sich ging, schildert ein Reisender, der sich an Bord des „Alcor" befand: „Ein junger Genieoffizier sprang an Bord und rief dem Kapitän befehlerisch zu, innerhalb einer halben Stunde müsse alles von Bord, persönliches Eigentum könne, soweit die Zeit es gestatte, mitgenommen werden. Obgleich der Kapitän auf das Energischste protestierte und auf die Neutralität seines Dampfers hinwies, gab der Offizier seinen Matrosen dennoch Befehl, sich nach dem hinteren Teil des Schiffes zu begeben. Sieben Matrosen schleppten sieben riesige Dynamitbomben auf den Schultern, während ein achter die Zündschnüre trug. Der Offizier erwiderte auf einen nochmaligen Protest schroff: „Tun Sie, was ich Ihnen sage. Rußland wird alles bezahlen." Die Besatzung des „Alcor" arbeitete mit der äußersten Anstrengung, um möglichst viel Privateigentum von Bord zu schaffen. Inzwischen war der Offizier mit den Bombenträgern in den Maschinenraum hinabgestiegen und jagte die Maschinisten unter Drohungen hinaus. Der Offizier war ganz außerordentlich aufgeregt, leichenblaß, klatschte in die Hände und rief: „Höchste Zeit, höchste Zeit!" Nachdem Mannschaften und Passagiere an Bord des Hafenbootes gebracht worden waren, verließ der Kapitän als letzter mit der holländischen Flagge sein Schiff, worauf der russische Offizier, der sich einer gewissen Ergriffenheit nicht erwehren konnte, die holländische Flagge leicht salutierte. Das Hafenboot fuhr möglichst weit vom „Alcor" weg, an dessen Bord als einziger der Offizier zurückblieb, um die Zündschnüre anzuzünden. Nach etwa einer Viertelstunde wurde er von einem kleinen Motorboot abgeholt, und zehn Minuten später erfolgte die erste Explosion im Kesselraum. Eine riesige Dampfwolke stieg empor, und das Schiff sank etwa zwei Meter. Dreiviertel Stunden später gab es zwei weitere Explosionen, worauf der „Alcor" sich seitwärts neigte und mit großer Schnelligkeit in den Fluten versank. Das war der Beginn der Zerstörung des Hangöer Hafens. Mannschaften und Passagiere des „Alcor" wurden schon nach der ersten Explosion der Polizei übergeben; sie wurden zuerst auf das Polizeibureau gebracht und sollten dann in ein Hotel geschafft werden. Bereits auf dem Wege zum Polizeibureau jedoch sahen die Passagiere, wie ein Riesenkran des Hafens durch Dynamit gesprengt wurde. Vom Hotel aus, das eine weite Aussicht bot, beobachteten die Herren, wie der ganze Hafen systematisch zerstört wurde."

2. August.

Funkentelegramm des kleinen Kreuzers „Augsburg" um 9 Uhr abends „Bombardiere den Kriegshafen Libau, bin im Gefecht mit feindlichem Kreuzer, habe Minen gelegt. Kriegshafen Libau brennt."

Bericht eines Augenzeugen: „Am Sonntag abend zwischen 8 und 9 Uhr erschien der deutsche Kreuzer „Augsburg" auf der Reede von Libau und begann sofort die Beschießung des eine Viertelstunde vor der Stadt liegenden, von dieser durch einen Wald getrennten Kriegshafens. Auf die Stadt selbst wurde nicht geschossen. Nachdem der Kreuzer die Kriegswerft, die Forts und Leuchttürme an den Hafeneinfahrten zusammengeschossen hatte, dampfte er wieder ab."

Nach ein paar Beobachtungskreuzfahrten kehrte die „Augsburg" wieder zur Flotte zurück. Hier erschien an Bord des Kreuzers Prinz Heinrich von Preußen und teilte der Mannschaft mit, daß den Kaiser der kecke Handstreich überaus gefreut habe.

2. August.

Ein Seitenstück zu der Zerstörung Hangös hat sich in Windau zugetragen, dem zweitgrößten russischen Hafen in Kurland. In der Nacht zum 2. August erschien vor Windau ein Fahrzeug, das sich später als der Dampfer „Amanda" mit Kohlen aus England herausstellte, das aber der Hafenkommandant in seiner Nervosität für ein deutsches Kriegsschiff hielt. Der Kommandant ließ nun unverzüglich in die Mündung zwischen dem äußeren und inneren Hafen zwei große Dampfer „General Kosserow" und „Triton" einfahren, um sie zu versenken. Da es zu lange gedauert hätte, die Schiffe mit Wasser vollzupumpen, erhielt „General Kosserow" Befehl, mit aller Kraft den „Triton" anzurennen, um ihn leck zu machen, was diesen auch zum Sinken brachte. Als man dann den „General Kosserow" versenken wollte, blieb er mit dem Achter an der Hafenrampe hängen, und dies alles geschah so überstürzt und planlos, daß ein großer Teil vom Achter abgerissen am Kai liegen blieb. Daß später „Amanda" einlief und sich als friedliches Handelsschiff entpuppte, verringerte die Panik gleichwohl nicht. Auch das englische Schiff wurde in die Hafeneinfahrt gebracht und zusammen mit einem weiteren Dampfer „Rußland" versenkt in solcher Hast, daß beide Fahrzeuge kenterten und kieloben auf dem Grunde lagen.

20. August.

Alle finnischen Lotsen sind durch russische Lotsen aus dem Schwarzen Meer ersetzt worden, weil die Russen den Finnen nicht mehr trauen. Diesem Umstand sind vielleicht einige der zahlreichen Unfälle russischer Kriegsschiffe zuzuschreiben, von denen die schwedischen Zeitungen berichten. Das Admiralsschiff „Rurik" soll auf den Klippen gescheitert sein. Zwei Torpedojäger seien zusammengestoßen und mit schweren Beschädigungen von einem Dampfer ins flache Wasser gezogen worden. Ein anderer Torpedojäger sei schon früher gestrandet, ein vierter auf eine russische Mine geraten und in die Luft gesprengt worden. Der Befehlshaber des Kriegshafens von Sweaborg habe Selbstmord begangen, vermutlich wegen dieser Unfälle.

In der Nordsee

2. August.

Die Bevölkerung von Helgoland hat ihre Insel verlassen. Die Dampfer „Rugia" und „Cobra" brachten die gesamte Einwohnerschaft aufs Festland, wo sie auf die Ortschaften der Niederelbe verteilt wurden. Altona erhielt 1000, Blankenese 300 Helgoländer zur friedlichen Einquartierung.

Wie es in Helgoland seit dem Abzug der Bewohner aussieht, schildert ein Augenzeuge: „Nicht nur die Badegäste, auch alle Bewohner der Insel, sowie sämtliche Angehörige der Besatzung haben die Insel verlassen müssen, damit nicht bei einer Beschießung Nichtkombattanten in Gefahr geraten. So sieht man in den öden Straßen zwischen den menschenleeren Häusern nur Verteidiger der Festung, Offiziere, Matrosen, Seesoldaten und Pioniere, die von früh bis spät tätig sind, um die Festung auf die höchste Stufe der Widerstandsfähigkeit zu bringen. Nur wenige Zivilpersonen sieht man, Techniker und Arbeiter, die bei den Armierungsarbeiten beschäftigt sind, sonst nur Uniformen. Zwei Krankenschwestern sind die einzigen weiblichen Wesen auf der Insel. In den verlassenen Gärten spielen einsame Hunde und Katzen, scharren die Hühner, hinter geschlossenen Fenstern singt der Kanarienvogel, aber kein Mensch tritt durch die Türen. Eine verwunschene Stadt. Haus und Hof, Hab und Gut haben die Bewohner zurücklassen müssen, nur wenig konnten sie bei der eiligen Abreise mitnehmen. Alles Zurückgelassene steht unter der Obhut der Kommandantur. Selbst das Füttern der Haustiere, die sonst dem Verhungern preisgegeben wären, hat sie übernommen."

Phot. Renard, Kiel

S. M. S. „Goeben“

S. M. S. „Stralsund“

Phot. Renard, Kiel

S. M. S. „Augsburg“

3. August.

Obgleich die Elbe offiziell gesperrt ist, ruht der Schiffahrtsverkehr zwischen Cuxhaven und Hamburg doch nicht ganz. Englische, dänische und norwegische Schiffe kehren unter Führung eines Kriegslotsen in ihre Heimat zurück. Ab und zu trifft noch ein deutscher Auslandsdampfer ein. Die gesamte Fischdampferflotte ist durch Torpeboote vom Kriegsausbruch benachrichtigt worden und hat Hamburg oder Altona erreicht.

5. August.

Drei deutsche Unterseeboote haben am Südausgang des Kopenhagener Sundes eine Vorpostenstellung eingenommen. Im Sund liegen Minen.

6. August.

Der von der kaiserlichen Marine übernommene Bäderdampfer „Königin Luise" ist beim Legen von Minen vor dem Kriegshafen an der Themsemündung von einer englischen Torpedobootsflotille unter Führung des kleinen Kreuzers „Amphion" angegriffen und zum Sinken gebracht worden. „Amphion" selbst ist später auf eine von der „Königin Luise" geworfene Mine gelaufen und gesunken. Von der englischen Besatzung sind dem Vernehmen nach 130 Mann ertrunken und 150 gerettet worden. Von den sechs Offizieren und 114 Mann der „Königin Luise" wurde ebenfalls ein Teil gerettet.

Die deutsche Meldung wird durch folgende amtliche Mitteilungen des britischen Marineministeriums bestätigt: „Die Kommandanten der Torpedoboot-Flotille melden, daß H. M. S. „Amphion" und die dritte Torpedojäger-Flotille am 5. August um Mitternacht den deutschen Minenleger „Königin Luise" zum Sinken gebracht haben." „Im Verlauf der Aktion an der Themsemündung geriet der Kreuzer „Amphion" auf eine Mine und wurde gesprengt. Das Vorderteil des Schiffes wurde durch die Explosion in Stücke gerissen und die ganze auf ihm befindliche Mannschaft getötet oder über Bord geschleudert. Alle nicht Getöteten sind von den Torpedojägern aufgenommen worden. Ein Zahlmeister und 130 Mann sind tot. Der Kapitän, 16 Offiziere und 135 Mann wurden gerettet. Zwanzig deutsche Gefangene, welche im Vorderteil eingeschlossen waren, sind mit untergegangen."

Aus den englischen Zeitungen erfährt man folgende Einzelheiten: Die „Königin Luise" war nach einer Jagd von 30 Meilen vom „Amphion" eingeholt worden. Der erste Schuß des „Amphion" zerschmetterte die Kommandobrücke der „Königin Luise" und tötete den Kapitän. Die Torpedojäger „Linnet", „Lark" und „Lance" schossen ebenfalls und machten einige Volltreffer. Der „Lance" schoß schließlich den tödlichen Schuß ab. Nach einem wütenden Bombardement hißte die „Königin Luise" die weiße Flagge. Es wurden Boote ausgesetzt, um die überlebende Mannschaft als Gefangene auf die englischen Schiffe zu schaffen. Ein Offizier weigerte sich, seinen Degen abzugeben und wurde von dem britischen Offizier, der die Uebergabe leitete, durch die Schulter geschossen. Die „Königin Luise" sank bald hierauf. Der „Amphion" kehrte mit den Verwundeten und Gefangenen nach Harwich zurück. Zwanzig Gefangene wurden an Bord behalten, damit sie zuerst umkämen, wenn das Schiff auf eine Mine geraten sollte. (Dieses Vorgehen ließe sich zu Lande dadurch nachahmen, daß wir englische Gefangene in die ersten Reihen stellten und durch sie gedeckt auf unsere Gegner schössen!)

„Am Donnerstag (6. August) früh," berichtet die „Daily Mail", „setzte der Kreuzer „Amphion" seine Beobachtungsfahrt fort. Er hatte das Unglück, das Kabel zu berühren, das zwei Minen verband, die zweifellos von dem deutschen Schiff gelegt worden waren. Augenblicklich wendeten die Minen sich auf das englische Schiff zu und explodierten. Das Vorderteil des „Amphion" wurde zerschmettert, wobei das Getöse gar nicht groß war. Die Zerstörer ließen ihre Boote herab und fischten die Ueberlebenden auf. Abgesehen von denjenigen, die durch die Explosion getötet wurden, sind so gut wie alle gerettet

worden. Der „Amphion" hielt sich noch ungefähr 20 Minuten über Wasser, nachdem er getroffen worden war. Dann sank er, mit dem Bug zuerst, elegant in die Tiefe. Die Ueberlebenden wurden nach Harwich gebracht."

„Die deutschen Gefangenen," berichtet die „Daily Mail" weiter, „insgesamt 30 Matrosen, sind prächtige, hochgewachsene Leute, einige mit Bart, einige glatt rasiert nach der Sitte der englischen Marine. Ihre Mützenbänder tragen keinen Schiffsnamen. Die Gefangenen schienen nicht sehr erregt zu sein; sobald sie im Zug saßen, der sie nach Horsham bringen sollte, begannen sie vergnügt Pfeifen und Zigaretten zu rauchen."

12. August.

Amtlich: Deutsche Unterseeboote sind im Lauf der letzten Tage an der Ostküste Englands und Schottlands entlang gefahren, bis zu den Shetland-Inseln. Die Ergebnisse dieser Fahrt können nicht veröffentlicht werden. Das Boot U. 15 ist nicht zurückgekehrt. Englischen Zeitungsmeldungen nach soll U. 15 im Kampf mit englischen Streitkräften vernichtet worden sein.

Eine schottische Zeitung berichtet: „Als am Sonntag, 9. August, ein englisches Geschwader auf dem ihm angewiesenen Gebiet der Nordsee kreuzte, entdeckte es eine sich nähernde Unterseebootflotille. Die Boote fuhren unter Wasser; auf der Oberfläche des Wassers waren nur die Periskope (Sehrohre) zu sehen. Als die Boote in genügende Nähe gekommen waren, feuerte der englische Kreuzer „Birmingham" einen Schuß ab, der das Periskop des nächsten Unterseeboots zertrümmerte. Während das so getroffene Boot untertauchte, entfernten sich die anderen Boote schleunigst. Der englische Kreuzer brauchte nicht lange zu warten, bis das untergetauchte Boot, das infolge der Zertrümmerung des Periskops seiner Augen beraubt war, wieder an die Oberfläche kam. In diesem Augenblick traf ein zweiter Schuß des Kreuzers das Boot am Kommandoturm; es sank so schnell, daß die Beobachter kaum Zeit hatten, die Nummer des Bootes festzustellen." Etwa zwanzig deutsche Seeleute haben dabei ihr Leben eingebüßt.

13. August.

Als der englische Marineminister Churchill am 7. August dem Unterhaus den Verlust des Kreuzers „Amphion" bekanntgab, tadelte er sehr heftig das wilde Ausstreuen von Kontaktminen in Meeresgewässern, in denen sich auch neutrale Handelsschiffe bewegen. Die Aufmerksamkeit aller Nationen der Welt müsse er auf eine solche Kriegführung lenken. Churchill fand mit seinen Ausführungen natürlich die Zustimmung des Unterhauses, denn seit dem Bekanntwerden der deutschen Minenlegung vor den englischen Küsten sind die Seeversicherungen ganz außerordentlich gestiegen. Am 12. August sandte Sir Edward Grey folgendes Telegramm an den britischen Gesandten im Haag zur öffentlichen Bekanntmachung: „Die Deutschen legen überall in der Nordsee Kontaktminen aus, ohne Rücksicht auf die dabei entstehende Gefahr für Handelsschiffe zu nehmen. Das Fahrwasser in der Nordsee muß deswegen als im höchsten Grade gefährlich für Handelsschiffe aller Nationen betrachtet werden. Auf Grund dieses von deutscher Seite angewandten Verfahrens muß die britische Admiralität zur Selbstverteidigung schreiten und gleiche Mittel anwenden, die die Gefahr für die Schiffahrt in der Nordsee absolut erhöhen müssen. Aber bevor die Admiralität zu diesen Mitteln greift, hat sie es für richtig angesehen, diese Warnung auszusenden, damit die Schiffe, die unter neutraler Flagge segeln und in der Nordsee sind, gewarnt werden und sich in Zukunft zurückhalten, um nicht in die Nähe dieser äußerst gefährlichen Stellen zu kommen."

Gegenüber allen diesen Behauptungen stellt die deutsche Regierung fest, daß in der Nordsee keine deutschen Kontaktminen gelegt sind, die den neutralen Handel gefährden, sondern einzig und allein unmittelbar an der englischen Küste. In einer amtlichen deutschen Erklärung heißt es: „Kein Hafen ist blockiert, und dem Schiffsverkehr neutraler

Staaten mit Deutschland steht nichts im Wege. Die englischerseits ausgestreuten Behauptungen, die Nordsee sei deutscherseits mit Minen verseucht, ist unrichtig. Neutrale Schiffe für die deutschen Nordseehäfen haben bei Tage einen Punkt 10 Seemeilen nordwestlich von Helgoland anzusteuern. Dort ist deutscherseits für Lotsen gesorgt, welche die Schiffe in den deutschen Hafen geleiten. Ostseehäfen haben neutrale Schiffe direkt anzusteuern. Vor jedem Hafen sind Lotsen."

16. August.

Der englische Torpedojäger „Bullfinch" stieß in der Nordsee infolge falschen Manöverierens mit dem holländischen Dampfer „Kinderdyk" zusammen. „Bullfinch" sank, ein Teil der Mannschaft ertrank.

20. August.

Die beiden kleinen Kreuzer „Straßburg" und „Stralsund" haben in den letzten Tagen einen Vorstoß nach der südlichen Nordseeküste Englands ausgeführt. Dabei sichtete die „Straßburg" unter der englischen Küste zwei feindliche Unterseeboote, von denen sie eines auf größere Entfernung mit wenigen Schüssen zum Sinken brachte. Die „Stralsund" kam in ein Feuergefecht mit mehreren Torpedobootzerstörern auf größere Entfernungen. Zwei dieser Zerstörer erlitten Beschädigungen. Bei dieser Gelegenheit konnte, ebenso wie bei der Erkundigungsfahrt eines Luftschiffes bis zum Skagerak, erneut festgestellt werden, daß die deutschen Küstengewässer frei vom Feinde sind und daß die neutrale Schiffahrt ungehindert passieren kann.

Ueber dieses Gefecht berichtet ein zur Besatzung der „Straßburg" gehöriger Seemann: „Am 18. August morgens hatte unser kleiner Kreuzer „Stralsund" das erste Seegefecht in der Nordsee. Wir fuhren nach dem Kanal bis vor die Themse. Um Mitternacht durchbrachen wir unbemerkt die Vorpostenlinien der englischen Flotte. Bei Tagesanbruch kehrten wir zurück, um so nebenbei die Vorpostenlinie aufzurollen. Um ½6 Uhr sichteten wir rechts und links von uns je sechs englische Zerstörer und einen kleinen englischen Kreuzer. Die Engländer waren sehr erstaunt darüber, daß wir von Westen kamen, und verlangten von uns ein Erkennungszeichen. Darauf hißten wir unsere Flagge und eröffneten das Feuer, das von den Engländern alsbald erwidert wurde. Der englische Kreuzer machte aber bald kehrt, riß aus, während die Zerstörer uns angriffen. Wir haben den Engländern aber gezeigt, daß wir schießen können. Drei der Zerstörer haben wir kampfunfähig gemacht. Von einem der Fahrzeuge wurde die Kommandobrücke glatt heruntergeschossen. Das Gefecht dauerte etwa anderthalb Stunden. Die englischen Zerstörer feuerten vier Torpedos auf uns ab, die aber alle vorbeigingen. Auch feindliche 8,8 Zentimetergeschosse schlugen mindestens 20 Meter von unserem Schiffe entfernt ins Wasser. Wir sind vollkommen unversehrt geblieben. Nachdem wir den Engländern, die über unsere Unerschrockenheit offenbar ganz erstaunt waren, ordentlich eins aufgebrannt hatten, fuhren wir weiter. Jetzt sind wir wieder an Ort und Stelle und haben heute morgen gekohlt, um bald wieder einen gleichen Husarenstreich ausführen zu können."

Die Tatsache, daß die deutschen Gewässer von der englischen Flotte nicht berührt worden sind, wird durch eine Mitteilung des Londoner Korrespondenten der „Tribuna" erklärt. Dieser behauptet, die britische Admiralität beabsichtige vorerst keineswegs, die gegnerische Flotte aufzusuchen und zur Schlacht zu zwingen. Vielmehr werde sie sich darauf beschränken, in der Nordsee vor allem die Seeherrschaft zu behaupten und zugleich die französischen Küsten gegen eine deutsche Landung zu sichern. Weiter werde sie darnach trachten, den feindlichen Seehandel zu vernichten und die feindlichen Küsten zu blockieren, um, bei längerer Dauer des Krieges, die Verproviantierung Deutschlands zu unterbinden. Dann würde die deutsche Flotte die Offensive ergreifen und unter ungünstigeren Bedingungen den Entscheidungskampf wagen müssen.

Die deutſchen Kreuzer „Göben" und „Breslau" im Mittelmeer

4. Auguſt.

Die im Mittelmeer befindlichen deutſchen Kreuzer „Göben" und „Breslau" ſind an der Küſte von Algier erſchienen und haben einzelne befeſtigte Plätze zerſtört, insbeſondere Einſchiffungsorte für franzöſiſche Truppentransporte. Das Feuer wurde erwidert.

6. Auguſt.

Seiner Majeſtät Panzerkreuzer „Göben" und der kleine Kreuzer „Breslau" ſind am 5. Auguſt nach ihrer Unternehmung an der algeriſchen Küſte in den neutralen italieniſchen Hafen Meſſina eingelaufen und haben dort aus deutſchen Dampfern ihre Kohlenvorräte ergänzt. Der Hafen wurde von engliſchen Streitkräften, die mit unſeren Schiffen Fühlung bekommen hatten, bewacht. Trotzdem gelang es ihnen am Abend des 6. Auguſt aus Meſſina auszubrechen und die hohe See zu gewinnen.

14. Auguſt.

Franzöſiſche Meldung: Die deutſchen Kreuzer „Göben" und „Breslau" liegen ſeit einigen Tagen in Nagara vor Anker. Sie ſind von den Türken mit Begeiſterung empfangen worden. Die türkiſchen Torpedoboote verlaſſen die Meerenge und teilen den Deutſchen das Ergebnis ihrer Aufklärung mit. Die Türken liefern den Deutſchen Kohle. Dieſe durchſuchen mit unerbittlicher Strenge die engliſchen, franzöſiſchen und griechiſchen Handelsſchiffe, die in die Dardanellen eingefahren ſind. Die Apparate für drahtloſe Telegraphie eines Paketbootes der „Meſſageries Maritimes" ſind durch die Deutſchen mit Gewalt weggenommen worden, die drohten, das Schiff im Falle von Widerſtand in den Grund zu bohren. Die Deutſchen ſind Herren der Dardanellen.

15. Auguſt.

„Göben" und „Breslau" haben die Dardanellen paſſiert und ſind in Konſtantinopel eingetroffen.

Die ottomaniſche Regierung teilt amtlich mit, daß ſie die beiden deutſchen Schiffe für 80 Millionen Mark gekauft habe. Die Nachricht hat in England großes Aufſehen erregt. Die Türkei hat jedoch erklären laſſen, ſie habe nicht im Sinn, am Krieg teilzunehmen, ſondern ſie habe nur die Gelegenheit ergriffen, zwei mächtige Seeeinheiten zu erwerben, um die durch die Wegnahme der beiden Kriegsſchiffe in England entſtandene Lücke zu füllen und das Gleichgewicht gegenüber Griechenland wieder herzuſtellen.

* * *

Ein Augenzeuge ſchreibt: „Am Nachmittag des 1. Auguſt lag unſere Mittelmeerdiviſion noch friedlich in Brindiſi. Klar zum Gefecht ſind die Schiffe allerdings längſt; in der Heimat iſt der Kriegszuſtand erklärt, und die erwartete Mobilmachung muß jedes Schiff im Ausland, das ja ſofort am Feind ſteht, bereit finden zum Handeln. Wenige Stunden ſpäter, die getreuen elektriſchen Funken haben die Erlöſung aus langer Spannung gebracht. Mit Dunkelwerden für den ſchärferen Beobachter ein wenig mehr Rauch aus den mächtigen Schloten, und als er vom Wind zur Seite geweht wird, iſt die Waſſerfläche leer, einen grauen Schatten glaubt man noch über das Waſſer davongleiten zu ſehen. Zum erſtenmal ran an den Feind!"

Ein Maat der „Göben" ſchildert die Beſchießung von Philippeville: „Wir fuhren auf 300 m an den Hafen heran. Bei der erſten Salve ſtürzte die 10 m hohe Mole ein, bei der zweiten explodierten zwei große Petroleummagazine, die übrigen Salven vernichteten mehrere Kräne, Eiſenbahnanlagen und einige Schiffe. Als wir weiterfuhren, ſtand alles in Flammen. Wir ſind von der Feſtung mit Haubitzen beſchoſſen worden, allerdings nur wenige Schüſſe, und die fielen auch noch 1200 m von uns entfernt ins

Wasser. Eine deutsche Artillerie hätte das nicht sein dürfen." „Auf der Rückfahrt," schreibt ein anderer Matrose des Panzerkreuzers, „verfolgten uns zwei große englische Linienschiffskreuzer. Aber die konnten ja nicht mit uns mit. Wir haben ihnen telegraphiert, ob wir sie in Schlepp nehmen sollen, sie kämen ja sonst nicht vorwärts."

Der Kreuzer „Breslau" beschoß zur selben Zeit ein paar Schiffe, die sich im Hafen von Bona befanden. Er bohrte sie in den Grund und entfernte sich, nachdem er noch mit einigen Schüssen das Kastell und ein paar Häuser zerstört hatte.

Ueber den Aufenthalt der Schiffe in Messina berichtet ein Augenzeuge: „Die „Göben" und die „Breslau" lagen im Hafen, die „Göben" ein Prachtschiff neuester Konstruktion. Die Neutralität Italiens sicherte völkerrechtlich nur einen vierundzwanzigstündigen Aufenthalt. In aller Ruhe nahmen sie Kohlen ein und rüsteten sich zur Abfahrt aus dem Hafen. Der Hafendamm war weithin schwarz von Menschen. Man wußte, daß die feindlichen Schiffe die deutschen Kreuzer erwarten würden. „Die deutsche Flagge sinkt mit dem Schiff, aber sie wird nicht heruntergeholt": der Kommandant ließ die Flagge oben am Mast festnageln. Die Nationalhymne tönte von den Schiffen herüber, ein dreifaches Hurra der Mannschaft und langsam fuhren die Schiffe zum Hafen hinaus dem Feinde entgegen. Die Bevölkerung war von diesem Heldenmut tief ergriffen."

Den am Ausgange des Hafens lauernden Feinden entkamen die beiden Kreuzer durch eine Kriegslist. Zur Verwunderung der Engländer kam die Musik immer näher, um sich dann plötzlich nach Westen hin zu entfernen. Das kam daher: Bald nachdem die ausfahrenden Schiffe mit sorgfältig abgeblendeten Lichtern den Hafen von Messina in nördlicher Richtung verlassen hatten, waren die Musikkorps in eine Barkasse gestiegen und hatten, andauernd „Die Wacht am Rhein" blasend, die Fahrt noch ein Stück nordwärts fortgesetzt. „Göben" und „Breslau" aber waren nach Süden gesteuert durch eine vielen noch unbekannte Rinne, die vom letzten großen Erdbeben stammt. Als die Engländer entdeckten, daß sie überlistet waren, befanden sich die beiden deutschen Kreuzer schon längst weit außerhalb des Schußbereichs der englischen Geschütze.

In der Adria

9. August.

Zwei österreichisch-ungarische Kreuzer erschienen vor Villa und teilten der funkentelegraphischen Station mit, daß sie nach 20 Minuten die Beschießung von Antivari eröffnen würden. Nach Ablauf der Frist begann das Bombardement, das auf die Gebäude einer Handelsgesellschaft und die funkentelegraphische Station gerichtet wurde.

10. August.

Nach einer amtlichen Meldung hat der k. k. Linienschiffskapitän Anton Casa als Kommandant der österreichisch-ungarischen Seestreitkräfte in den montenegrinischen Gewässern, vom 10. August um 12 Uhr mittags beginnend, die Blockade der Küste Montenegros durch die ihm unterstellten Streitkräfte erklärt.

16. August.

Das Adriatische Meer ist nun auch Kriegsschauplatz geworden. Eine französische Flotte, bestehend aus 16 Schlachtschiffen und mehreren großen Kreuzern hat den österreichisch-ungarischen kleinen Kreuzer „Zenta" abgedrängt und dann in den Grund gebohrt, ferner sein Begleitschiff, den Torpedobootzerstörer „Ulan" aus allen Kalibern beschossen, ohne ihn zu verletzen, so daß er seinen Bestimmungshafen erreichen konnte. Die „Zenta" hatte den Auftrag gehabt und ausgeführt, die Funkenspruchanlage von Antivari zu zerstören.

Nach einer späteren amtlichen Meldung aus Cetinje hat sich fast die Hälfte der Besatzung der „Zenta" auf montenegrinischen Boden gerettet, wo sie gefangen genommen wurde. Durch die französischen Schiffe wurde niemand von der Bemannung gerettet.

17. Auguſt.

Die öſterreichiſch-ungariſche Flotte bombardiert die montenegriniſchen Stellungen auf dem 759 m hohen Lovcen bei Cetinje.

25. Auguſt.

Die Engländer planen offenbar eine friedliche Beſetzung von Trieſt. Sie haben in Malta bereits einen Aufruf drucken laſſen, der nach den italieniſchen Zeitungen lautet: „Trieſtiner! England, durch Jahrhunderte hindurch der Freund und Bewunderer alles Italieniſchen, ſchickt durch Vermittlung ſeiner mächtigen und glorreichen Flotte eurer edlen und arbeitſamen Stadt ſeinen herzlichen Gruß. Euch ſoll auch der Krieg mit ſeinen Härten, dem Standrecht, erſpart bleiben. Dafür ſoll euch Ordnung und Wohlwollen gleichzeitig mit dem höchſten Reſpekt für die tauſendjährige Kultur eures Landes zuteil werden. Stellt die alten Verbindungen mit eurem Meer wieder her. Nehmt den alten Handel wieder auf, der euer Ruhm und euer Reichtum war, bis dann eine von euch ſelbſt, in Einſtimmung mit euren Zielen gewählte liberale Regierung dem patriotiſchen und ruhmreichen Trieſt auf ewig ſeine Freiheit wiederſchenkt. Der Admiralkommandant des Mittelmeergeſchwaders."

In den überſeeiſchen Gewäſſern

20. Auguſt.

Nach engliſchen Meldungen hat der deutſche Kreuzer „Dresden" in den erſten Tagen des Kriegs den engliſchen Dampfer „Mauretania" der Cunardlinie bis vor den Hafen von Halifax gejagt. Was die amerikaniſchen Blätter bisher über die Flottenaktionen in den amerikaniſchen Gewäſſern berichten, iſt mit wenig Ausnahmen unglaubwürdig. Es ſcheint ſich zu beſtätigen, daß bei San Franzisko ein Kampf zwiſchen einem deutſchen Kreuzer und einem engliſchen Kriegsſchiff ſtattgefunden hat, wobei dieſes vernichtet worden iſt. Jedenfalls ſind zahlreiche Wrackſtücke, die unzweifelhaft von einem engliſchen Kriegsſchiff herrühren und Spuren von Granatfeuer aufweiſen, treibend gefunden worden; es wird angenommen, daß ſie von einem der engliſchen Kanonenboote „Shearwater" oder „Algerine" herrühren.

29. Auguſt.

In Las Palmas iſt der deutſche Dampfer „Arucas" angekommen. Er befand ſich vor mehreren Tagen mit andern Dampfern in Rio del Oro, um den als Hilfskreuzer ausgerüſteten Schnelldampfer des Norddeutſchen Lloyd „Kaiſer Wilhelm den Großen" mit Kohlen zu verſehen, als der engliſche Kreuzer „High Flyer" ihn aufſpürte und beſchoß. Die „Arucas" konnte entfliehen.

„Kaiſer Wilhelm der Große" hatte am 15. Auguſt in der Nähe der kanariſchen Inſeln den großen engliſchen Paſſagierdampfer „Galician" beſchlagnahmt. Er wurde gezwungen, dem Hilfskreuzer an die afrikaniſche Küſte zu folgen, wo die Paſſagiere am andern Morgen ausgeſchifft werden ſollten, weil das beſchlagnahmte Schiff verſenkt werden ſollte. Im letzten Augenblick, als die Angſt und Verwirrung der Paſſagiere bereits auf das Höchſte geſtiegen war, erklärte der Führer des Hilfskreuzers, er wolle mit Rückſicht auf die zahlreichen Frauen und Kinder von der Verſenkung Abſtand nehmen und ſich darauf beſchränken, die Anlage für drahtloſe Telegraphie unbrauchbar zu machen und zwei an Bord befindliche engliſche Soldaten zu verhaften. Der Dampfer „Galician" wurde dann mit dem Signal „Glückliche Reiſe" entlaſſen und iſt wohlbehalten in Gravesend angekommen. „Kaiſer Wilhelm der Große" fuhr dann nach Rio del Oro um Kohlen zu faſſen und wurde dort auf neutralem Gebiet von dem engliſchen Kreuzer „High Flyer" angegriffen. Nachdem alle Munition verſchoſſen war, ſah ſich der Kommandant genötigt, das ſtolze Schiff nach Ausſchiffung der Mannſchaft in die Luft zu ſprengen. Die deutſchen Matroſen wurden von den Spaniern freundlichſt aufgenommen und nach Las Palmas verbracht.

Kämpfe in den afrikaniſchen Kolonien

Nordafrika

21. Auguſt.

Die franzöſiſche und engliſche Flotte hat in den letzten Tagen engliſche Truppen nach den franzöſiſchen Kolonien in Nordafrika befördert, da die dortigen franzöſiſchen Streitkräfte nach Europa gebracht worden ſind.

Togo

9. Auguſt.

In der Hauptſtadt von Togo, Lome, iſt eine ſtarke engliſche Truppenexpedition von der benachbarten engliſchen Kolonie Goldküſte erſchienen. In Abweſenheit der kleinen Polizeitruppe und ſämtlicher wehrfähiger Weißen, die ſich mit dem ſtellvertretenden Gouverneur zum Schutz wichtiger Stationen ins Hinterland begeben hatten, nahmen die Engländer von der Hauptſtadt Beſitz unter der feierlichen Zuſage, die Ordnung zu wahren und das Eigentum zu ſchützen.

16. Auguſt.

In Togo haben unbedeutende Patrouillengefechte mit eingedrungenen franzöſiſchen Truppenabteilungen ſtattgefunden, bei denen der Feind drei Tote, die deutſchen Abteilungen keine Verluſte zu verzeichnen hatten. Auch engliſche Truppen ſind in Togo vorgedrungen, ohne jedoch bis jetzt mit deutſchen Abteilungen in Berührung gekommen zu ſein.

25. Auguſt.

Telegramm des britiſchen Oberbefehlshabers in Togo an ſeine Regierung: „Die Einrichtung der Funkentelegraphie in Togo hatte der Feind vernichtet. Die Deutſchen ſandten heute nachmittag das Anerbieten, ſich zu ergeben, wenn ihnen alle Kriegsehren zugeſtanden und außerdem beſtimmte Bedingungen erfüllt würden. Die Antwort lautete, daß die Deutſchen nicht in der Lage ſeien, Bedingungen zu ſtellen, ſondern ſich bedingungslos ergeben müßten. Es wurde ihnen bedeutet, daß die Engländer ſtets das Privateigentum achteten, und daß dem Handel des Landes und den perſönlichen Intereſſen der Kaufleute ſo wenig Schaden wie möglich geſchehen würde. Die britiſchen Truppen ſind vorgerückt und haben den Amusfluß überſchritten und das Gebiet beſetzt."

* * *

Es war anzunehmen, daß die Engländer ſich, wenn irgend möglich, auf unſeren Kolonialbeſitz ſtürzen würden. Eine kriegeriſche Heldentat haben ſie in dieſem Falle nicht vollbracht, denn, wie wir hier hören, war die Hauptſtadt von Togo gänzlich unverteidigt. Es kommt noch hinzu, daß Lome hart an der britiſchen Grenze liegt.

Der Handel Togos, auf den die Engländer es abgeſehen haben, liegt faſt ganz in deutſchen Händen. Von 14 Handelsfirmen haben je fünf ihren Sitz in Bremen und Hamburg, zwei in Berlin, je eine in Köln und London. Dazu kommen noch 18 Firmen mit dem Sitz in Lome, von denen ſieben von Deutſchen, elf von Eingeborenen geleitet werden. Neben drei größeren europäiſchen Pflanzungsgeſellſchaften, die 1913 eine bebaute Fläche von 1187 Hektar hatten, waren noch elf kleine Pflanzungsbetriebe vorhanden. Am 1. Januar 1913 hatte das Schutzgebiet eine weiße Bevölkerung von 368 Europäern, darunter 320 Deutſche, und 66 Frauen. Die ſchwarze Bevölkerung wurde auf 1 832 000 geſchätzt. Im Schutzgebiet arbeiten drei evangeliſche und eine katholiſche Miſſion.

Südwest- und Südafrika

26. August.

Nach englischen Meldungen sollen die südwest-afrikanischen deutschen Schutztruppen die Offensive ergriffen haben und in die Kapkolonie eingedrungen sein.

Ostafrika

10. August.

Die Engländer haben unmittelbar nach Ausbruch des Krieges den Funkenturm von Dar-es-Salam zerstört.

13. August.

Auf dem Nyassasee hat der englische Regierungsdampfer Gwendolin den deutschen Regierungsdampfer v. Wißmann weggenommen, Maschinen und Geschütze zerstört, sowie den Kapitän, den Ingenieur und die übrige Besatzung gefangen genommen.

Das ist ein erneuter Beweis für das Verwerfliche und Kurzsichtige der englischen Kriegführung und Politik, die sich nicht scheut, selbst im Inneren Afrikas, wo es so wenige Weiße gibt, den Eingeborenen einen Kampf zwischen europäischen Nationen vor Augen zu führen, nur um billige Lorbeeren zu ernten. „Man muß die dortigen Verhältnisse kennen," schreibt ein Afrikaner, „und den kleinen baufälligen Kahn gesehen haben, um den tatsächlichen Vorteil, den die Engländer mit ihrer Kriegstat gewonnen haben, richtig zu beurteilen. Sie spielen durch diesen Unfug — anders kann man ein solches Vorgehen nicht bezeichnen — nur mit der für alle Europäer und nicht in letzter Linie für die Engländer bestehenden Gefahr, nämlich der Erhebung der Eingeborenen gegen die weiße Rasse."

22. August.

Nach einer englischen Meldung haben die deutsch-ostafrikanischen Schutztruppen die Offensive ergriffen und die britische Station Taweta, einen wichtigen Verkehrspunkt am Fuß des Kilimandscharo besetzt.

* * *

Die Engländer haben den Krieg auch nach Ostafrika hineingetragen; das widerspricht den internationalen Abmachungen, denen auch England beigetreten ist. Artikel 11 der Kongoakte setzt fest, daß die Kolonien, die in der Freihandelszone liegen, und deren Mutterland in einen Krieg verwickelt wird, durch Zusammenwirken der an der Kongoakte beteiligten Mächte neutralisiert und so betrachtet werden sollen, als ob sie einem nicht kriegführenden Staat angehörten. „Die kriegführenden Teile," so endet Artikel 11, „würden von dem Zeitpunkt an darauf Verzicht zu leisten haben, ihre Feindseligkeiten auf die also neutralisierten Gebiete zu erstrecken oder dieselben als Basis für kriegerische Operationen zu benutzen."

Artikel 11 geht von der richtigen Erwägung aus, daß die Uebertragung eines europäischen Kriegs auf die afrikanischen Kolonien einerseits für die Kriegführenden vollkommen zwecklos ist, anderseits den Eingeborenen gegenüber von verderblicher Wirkung sein muß. Im Vertrauen auf Artikel 11 und um auch den Schein einer Bedrohung der angrenzenden fremdherrlichen Gebiete zu vermeiden, hat Deutschland seine militärischen Machtmittel in Deutsch-Ostafrika stets nur so hoch bemessen, als zur Aufrechterhaltung seiner Autorität in den Schutzgebieten notwendig erschien. Dieses Vertrauen ist schmählich getäuscht worden, da England seine ungeheure Uebermacht in den britischen Protektoraten geltend macht und das in der Freihandelszone liegende Deutsch-Ostafrika mit Krieg überzieht.

Oesterreich-Ungarn während der Mobilmachung

Zusammenfassender Bericht

Die Mobilisierung der acht Armeekorps Graz, Prag, Leitmeritz, Bosnien, Herzegowina, Dalmatien, Temesvar, Pest, Agram war bereits am ersten Mobilmachungstag, am 28. Juli, beendet. Das Ministerialkomitee für wirtschaftliche Mobilisierungsvorkehrungen, in dem alle beteiligten Ministerien vertreten sind, ist in Dauer gesetzt worden. Es hat veranlaßt, daß in den von der Mobilisierung betroffenen Gebieten Komitees für wirtschaftliche Mobilisierungsvorkehrungen zusammentreten.

Erzherzog Friedrich, dem jüngst der militärische Wirkungskreis des ermordeten Thronfolgers Franz Ferdinand übertragen wurde, hat im Auftrag des Kaisers das Oberkommando über die österreichische Armee gegen Serbien übernommen. Der Protektor-Stellvertreter des Roten Kreuzes in der Monarchie, Erzherzog Franz Salvator, ist zum Generalinspektor der Freiwilligen Sanitätspflege ernannt worden.

Die Kriegsbegeisterung ist in Oesterreich fast ebenso groß, wie der Haß gegen Serbien und Rußland. Die ganze Mobilisierung vollzieht sich glatt und ruhig; jeder weiß, wohin er gehört. Das Publikum spricht die Mannschaften an, drückt ihnen die Hand und beschenkt sie mit Geld und Zigaretten. Ueberall herrscht das gleiche Bild: freudige Gesichter bei Offizieren und Soldaten, Begeisterung im Volk.

Die Kundgebungen in Wien überboten einander an Stärke und Begeisterung. Als der Kaiser und der Thronfolger am 30. Juli mittags von Ischl in Wien ankamen, um sich nach Schönbrunn zu begeben, gestaltete sich die Begrüßung durch die seit dem frühen Morgen ihres Kaisers harrende Wiener Bevölkerung, von der sich Hunderttausende an der Einfahrtsstraße eingefunden hatten, zu einer überwältigenden Kundgebung der Vaterlandsliebe und Verehrung für den greisen Monarchen.

Der Patriotismus der Ungarn hat seine Feuerprobe glänzend bestanden. Schon bei der Nachricht von der Kriegserklärung an Serbien kam es in Pest zu gewaltigen patriotischen Kundgebungen. Etwa 40 000 Personen durchzogen unter Vorantragung ungarischer und reichsdeutscher Fahnen bei den Klängen einer Militärkapelle die Straßen der Stadt. Es wurden verschiedene patriotische Ansprachen gehalten. Militärpersonen und Offiziere wurden unter Hochrufen auf das Heer auf die Schultern gehoben.

In Budapest hielten Kardinal Johann Csernoch und Präsident Baron Samuel Josika in der Sitzung des Magnatenhauses zur Entgegennahme des Vertagungsreskripts begeistert aufgenommene patriotische Reden, worauf die Sitzung unter stürmischen Rufen auf König, Vaterland und Armee geschlossen wurde. Die ungarische Regierung hat einen Aufruf erlassen, in dem es heißt: „Wir stehen an der Schwelle kriegerischer Verwicklungen, wir werden zeigen, daß sich jene täuschten, die aus Selbstüberhebung glaubten, uns ungestraft beleidigen zu können. Wir müssen beweisen, daß unsere Vaterlandsliebe und Tatkraft aus dieser Feuerprobe siegreich hervorgehen wird."

Die Kriegsbegeisterung in allen österreichischen Landen kommt am schönsten in der hohen Zahl der Kriegsfreiwilligen zum Ausdruck: bis Ende August hatten sich nicht weniger als 1 250 000 gemeldet.

Der amtliche Bericht über die österreichisch-ungarische Mobilmachung sagt: „Die Mobilmachung der österreichisch-ungarischen Armee verlief über alle Erwartungen glatt und ohne Schwierigkeiten; sie bewies, daß alle Zentralstellen im engsten Einvernehmen mit der Heeresverwaltung die eingehendsten Vorsorgen getroffen haben. Damit allein wäre der volle Erfolg der Mobilmachung aber keineswegs gesichert gewesen; es bedurfte hierzu auch noch der loyalen Mitwirkung der gesamten Bevölkerung. In

dieſer Hinſicht ſind gleichfalls wahrhaft glänzende Ergebniſſe zu verzeichnen. Alle parteipolitiſchen Gegenſätze waren auf einmal beſeitigt, der Ruf des Landesherrn einigte alle Nationalitäten des weiten Reiches mit einem Schlage zu dem gemeinſamen Ziele."

Augenblicksbilder von der öſterreichiſch-ungariſchen Mobilmachung

Die belgiſchen und franzöſiſchen Fremdenverfolgungen haben überall ein ſtarkes Gefühl der Vergeltungsluſt erzeugt. Trotzdem werden Ruſſen, Franzoſen und Engländer nicht im geringſten beläſtigt. Indeſſen macht ſich der Zorn über die Greuel, die gegen Deutſche, Oeſterreicher und Ungarn verübt wurden, wenigſtens in einem Boykott der Sprachen und Waren der Franzoſen und Engländer geltend. Franzöſiſcher Champagner iſt verpönt wie Gift; man will kein franzöſiſches oder engliſches Wort mehr hören oder ſehen.

In Budapeſt durchzogen Demonſtranten die Hauptſtraßen und zertrümmerten alle Firmentafeln, auf denen ein franzöſiſches oder engliſches Wort zu ſehen war. Salon de Coiffure — die Tafel lag in Splittern auf der Erde; English tailor — die Tafel wurde zertrümmert; Pharmacie française — ein Stein flog ins Fenſter und fegte klirrend die Aufſchrift weg. Nun beeilten ſich die Geſchäftsleute, ihre verfänglichen Titel zu ändern, wobei ſich allerlei Kurioſes zutrug. So änderte ein Geſchäftsmann auf der Andraſſyſtraße das English spoken in American spoken ab. Auch die Stadt tat das ihrige. Sie verlieh dem „Waitzer Boulevard" den Namen „Kaiſer-Wilhelm-Ring", taufte die „Serbengaſſe" in „Bulgarengaſſe" und die „Pariſergaſſe" in „Berlinergaſſe" um.

Die Monarchie hat ſogar in den Nationalitäten, deren angeblicher Haß gegen ihren Beſtand ihren Zerfall hätte fördern ſollen, gute Freunde gefunden. So iſt beiſpielsweiſe das rumäniſche Element abſolut reichstreu; aber auch die ſlawiſchen Nationalitäten marſchieren begeiſtert in den Krieg gegen Serbien und beſonders gegen Rußland. In der ſlowakiſchen Gegend von Hölak in Oberungarn meldete ſich ein ſlowakiſcher Burſche dreimal bei der Behörde mit der Bitte, ihn an die Front der gegen Rußland kämpfenden Truppen zu ſchicken. Er wurde immer als unbrauchbar abgelehnt; da riß ihm ſchließlich die Geduld, heimlich ſchmuggelte er ſich in einen Militärzug hinein und rollte dem ſehnſüchtig begehrten Kampfe entgegen.

Ganz raſch und unerwartet kam die Mobiliſierung im Tirol. Nach einem Brief, den die „Neue Zürcher Zeitung" Anfang Auguſt aus Tirol erhielt, hatten die Behörden noch 24 Stunden vorher die Bevölkerung durch Maueranſchläge beruhigt, in denen es hieß, noch werde fürs Tirol keine Mobiliſation angeordnet werden. Dann kam plötzlich der Gegenbefehl, der alle Militärpflichtigen vom 18. bis zum 42. Jahr ſofort unter die Waffen rief und in der gleichen Nacht wurden in den abgelegenen Höfen und Weilern die Einwohner durch den an ihre Türe klopfenden Gendarm aus dem Schlafe geſchreckt, um den Mobiliſationsbefehl zu vernehmen. „Es gibt nicht wenige Familien, in denen ſämtliche männliche Mitglieder und der Herr und der Knecht fort müſſen und die Frau mit einer Stube voller Kinder, dem Vieh im Stalle — die Pferde ſind größtenteils ſchon requiriert worden — und aller Feldarbeit allein zurücklaſſen. Auf den Bahnhöfen gibt es herzzerreißende Abſchiede. Die ledigen Burſchen, mit ihrem Nelken- und Rosmarinſtrauß auf dem grünen Hütl und im Knopfloch, ſind guter Dinge und voller Begeiſterung, ſelbſt wenn ein Dirndl mit tränenden Augen ihnen das Geleit gibt. Die verheirateten Männer ſchauen ſchon ernſter, ſo lange ſie noch die ſchluchzende Frau und die Kinder vor ſich haben; ſpäterhin wird die altbewährte tiroliſche Tapferkeit und Waffenfreudigkeit ſchon die Oberhand gewinnen. Die meiſten ſind als Kaiſerjäger eingereiht, viele werden nach Serbien dirigiert. In Mals folgte ich, zum Bahnhof hinuntergehend, einem Trüppchen junger Einberufener. Sie waren aus einem alten Hauſe mit Stützpfeilern, Portalſäulen und Wendeltreppe herausgekommen. Vielleicht

hatten sie dort Abschied genommen; als sie die Gasse hinuntergingen, sah ich ein junges Mädchen durch den Garten laufen, hinter ihr her flatterte einem großen weißen Vogel gleich die Flügelhaube einer Klosterfrau durch die Gebüsche. Dann neigten sich die Alte und die Junge über das Gartengeländer und sahen den die Hüte schwenkenden Burschen nach, bis sie an einer Wegbiegung verschwanden.

Dabei herrscht zauberisches Sommerwetter. Von südlich tiefblauer Färbung spann sich der Himmel über die dunkelbewaldeten Berge, die hellen Matten, die früchtebeladenen Obstbäume, die weißen Bauerngehöfte und braunen Stadel, an denen vorüberrauschende Bäche zu Tal fließen. In der Morgen- und Spätnachmittagsbeleuchtung, bevor der leise Sonnendunst sich über die Ferne legt, oder wenn er geschwunden ist, schauen der Ortler, die Kämme der Tschenglser Hochwand, die Schneeberge des Münstertals und des Unterengadins wie aus weißem Marmor gemeißelt in das grüne Tal und abends steht der wechselnde Mond in zauberischem Glanze über der Ortlergruppe. So war es in all diesen Tagen, gleichsam als ob das Tirol noch einmal all seine Reize vor seinen scheidenden Söhnen entfalten wollte. Wie mancher von ihnen wird als teure und anfeuernde, vielleicht auch als letzte Vision auf dem Schlachtfelde dies zauberische Heimatsbild vor seinem inneren Blicke erstehen sehen . . ."

Das neue Oesterreich

von Oswald v. Romstedt

Eine prachtvolle Stimmung herrscht in Oesterreich. Alle die kleinlichen Sorgen sind vergessen, aller politische Zank hat aufgehört. In das Hoch und Heil der Deutschen, in das Eljen der Madjaren klingt freundlich und freudig das Slawa der Tschechen. Von schwerer Krankheit ist Oesterreich genesen, in neuer Kraft dehnt und streckt sich dieses alte Reich. Wer diese glorreichen Tage der Auferstehung in Wien und in den Provinzen miterlebt hat, fühlt, daß sich eine neue, bessere Zeit vorbereitet. Der Wille, die herbe Entschlossenheit auszuhalten, bis das große Ziel erreicht ist, spricht aus jedem Worte und aus jeder Tat. Selbst die Zaghaftesten sind jetzt mutig geworden, seitdem sie sahen, daß Oesterreich sich wiedergefunden hat, seit sie Zeugen der Begeisterung aller Nationen und des Zusammenschlusses aller Parteien waren. Der moralische Sieg, den Oesterreich-Ungarn über seine Verkleinerer bereits errungen hat, muß die militärischen Operationen günstig beeinflussen.

Und wirklich: es klappte alles bis zur kleinsten Kleinigkeit. Die Mobilmachung hat sich mit einer Schnelligkeit und Exaktheit vollzogen, die gerade in diesem Lande der beständigen Völkerwanderungen überraschen mußte. Und als Schlag auf Schlag die Ereignisse sich überhasteten, als aus dem österreichisch-serbischen Kriege der Krieg des Zweibundes gegen alle seine Hasser und Neider wurde, als der partiellen Mobilisierung die allgemeine folgte, da steigerte sich mit der Größe der zu leistenden Aufgabe die Kraft und Entschlossenheit derjenigen, die an ihrer Lösung mitzuarbeiten berufen sind, der Soldaten, die den Feinden entgegenziehen, und der Männer und Frauen, die zu Hause bleiben müssen. Denn auch diese wissen, daß sie für Krieg und Sieg zu arbeiten haben. Nicht nur durch Werke charitativer Fürsorge und durch die Bereitstellung aller jener Kriegsleistungen, die mit den Fortschritten der Technik des Krieges an Bedeutung gewinnen, sondern auch durch eine den Zwecken des Krieges dienende und ihn erleichternde Regelung der nationalen Wirtschaft, die auf eine neue Grundlage gestellt werden muß.

Daß die militärischen Vorbereitungen in Oesterreich-Ungarn in bester Hand lagen, weiß man. Nun hat es sich aber zugleich gezeigt, daß auch die zivile Verwaltung auf der Höhe ihrer Aufgaben steht. Mit ungewöhnlicher Energie und Geschicklichkeit hat sie

eingegriffen, um die drohenden Stockungen des wirtſchaftlichen Lebens zu überwinden. Mitten in die Zeit der Ernte fiel die Mobilmachung. Es beſtand daher die Gefahr, daß die jetzt doppelt wichtigen Erntearbeiten nicht zu einem befriedigenden Abſchluß geführt werden könnten. Da hat ſich nun in Geſtalt des § 14 der Verfaſſung der alte Nothelfer Oeſterreichs zur rechten Zeit bewährt. Mit einer Kaiſerlichen Verordnung wurde eine Art von Arbeitspflicht für landwirtſchaftliche Arbeiten geſchaffen, Erntekommiſſionen wurden eingeſetzt, die dafür verantwortlich ſind, daß das alte Syſtem der gemeinſamen Fürſorge für Grund und Boden ſich erneuere. Zugleich wurde die Arbeitsvermittlung ausgebaut und eine enge Verbindung zwiſchen Induſtrie und Landwirtſchaft hergeſtellt. Dieſe Anordnungen haben ſich trefflich bewährt, weil ſich alle Beteiligten mit Begeiſterung in den Dienſt der Sache ſtellten und erkannten, daß die Hilfe, die der agrariſchen und induſtriellen Bevölkerung gebracht werden ſoll, Staatshilfe bedeutet.

Die Energie der von der ganzen Bevölkerung unterſtützten Regierung hat auch jene unlauteren Machenſchaften zum Stillſtand gebracht, die die Not des Staates zu einem Sonderprofit einzelner ausnutzen wollten. Nur in einzelnen Orten war die Regierung gezwungen, gegen die Lebensmittelwucherer mit der Feſtſetzung von Preistarifen vorzugehen. Auch in Wien hat die Androhung ſolcher Tarifffeſtſetzungen und die Verordnung, mit der die Regierung ermächtigt wurde, die beſtehenden Lebensmittelvorräte zu konſignieren, genügt, um die Preiſe in normaler Höhe zu halten. Und wieder haben Behörden und Publikum ſich mit großem Geſchick in die Hände gearbeitet und damit erzielt, daß die Störungen des wirtſchaftlichen Lebens, die ſich gerade am Beginn eines Krieges einzuſtellen pflegen, weniger empfindlich wurden.

In großen und in kleinen Dingen zeigt ſich das Erwachen des Staatsgefühls in Oeſterreich. Und es iſt, als hätte der Oeſterreicher jetzt erſt ſein Vaterland entdeckt. Nicht mehr ſchamhaft verbirgt ſich die Liebe zum Reich. In allen Gaſſen zeigt ſie ſich, in allen Gedanken und Handlungen. Und nur ein Wunſch erfüllt alle: dem Freunde und den Feinden zu zeigen, daß das neue Oeſterreich einig und darum mutig und ſtark iſt.

(Der Tag)

Mobilmachung in Serbien

28. Juli.

König Peter und Miniſterpräſident Paſitſch trafen am 27. Juli morgens in Belgrad ein. Gegen Mittag wurde durch die amtlichen Organe mit Trommelſchlag die Mobiliſierung bekannt gegeben. Alle Wehrfähigen vom 18. bis zum 60. Lebensjahr wurden einberufen; das bedeutet die allgemeine Mobiliſierung. Das Hauptquartier und der Sitz der Regierung befinden ſich in Niſch.

Das ſerbiſche Armeeoberkommando iſt bereits gebildet. Zum Oberbefehlshaber wurde der Kronprinz-Regent Alexander, zum militäriſchen Berater des Kronprinzen und Chef des Generalſtabs der Operationsarmee General Putnik ernannt.

In Belgrad ſind die Banken geſchloſſen. Alles Geld wurde in das Innere des Landes gebracht. Das Geſchäft ſtockt vollkommen. Die Stimmung der Serben iſt gedrückt, obwohl ſie haßerfüllte Lieder ſingend abzogen. Belgrad iſt faſt vollkommen verlaſſen. Gegen die Fremden ſind keinerlei Ausſchreitungen vorgekommen.

6. Auguſt.

Nach einer Meldung des Preſſebureaus des ſerbiſchen Miniſteriums des Aeußern eröffnete Kronprinz Alexander die Skupſchtina, die in Niſch zuſammentrat, durch eine Botſchaft, die beſagt, daß Serbien „zur Vermeidung des Kriegs alles getan habe“. Die Regierung ſei nicht verantwortlich. Der Zar habe in ſeiner edelherzigen Sorge für Serbiens Zukunft dieſem die beſondere Zuſicherung gegeben, daß er ſich mit dem Schickſal Serbiens ver-

knüpfen werde. Die gerechte Sache finde nicht geringere Sympathien in Frankreich und England. Das Attentat von Serajewo habe man benutzen wollen, um Serbien zu iſolieren, aber ohne Erfolg.

Das ſerbiſche Konſulat in Saloniki hat alle ſerbiſchen Untertanen in Mazedonien unter die Fahnen berufen. Doch ſoll dem Aufruf kein einziger griechiſcher oder bulgariſcher Mazedonier Folge geleiſtet haben.

11. Auguſt.

Die Skupſchtina hat ein zweimonatiges Moratorium angenommen und außerordentliche Kredite in Höhe von 30 Millionen Denar bewilligt.

12. Auguſt.

Bulgariſche Meldung: In zahlreichen Dörfern Mazedoniens mußten die ſerbiſchen Behörden auf die Aushebung verzichten, mit Rückſicht auf das geſchloſſene Auftreten bulgariſcher Waffenfähiger, die ſich weigerten, gegen Oeſterreich-Ungarn zu kämpfen. Auch die Mohammedaner haben vielfach den Waffendienſt verweigert.

24. Auguſt.

Aus Wien wird gemeldet: Gefangene ſerbiſche Soldaten erzählten, daß die Militärpflichtigen ganzer Dörfer durch Soldaten mit aufgepflanzten Bajonetten zur Mobilmachung getrieben werden mußten. „Wir wiſſen nicht," ſagten die Gefangenen, „warum wir in den Krieg ziehen müſſen. Man ſagt, nur die Offiziere wiſſen es. Wir hören immer nur, Ruſſen und Franzoſen werden uns zu Hilfe kommen, wir haben aber weder Ruſſen noch Franzoſen geſehen. Das ſerbiſche Heer hungert. Wer bei dem Angriff zurückbleibt, wird von den Offizieren niedergeſchoſſen."

Vom öſterreichiſch-ſerbiſchen Kriegsſchauplatz

Die ſerbiſche Armee

Das ſerbiſche Heer beſteht aus zehn Diviſionen, die nach den Provinzen ihrer Herkunft 1. Morawa, 2. Drina, 3. Donau, 4. Schuma, 5. Timok, 6. Bitolska, 7. Koſſowska, 8. Wardarska, 9. Bregalnitza, 10. Ibarska genannt werden.

Jede Diviſion beſteht aus vier Infanterieregimentern zu je drei Bataillonen zu je vier Kompagnien und je einem Maſchinengewehrzug. Dazu kommt zu jeder Diviſion ein Feldartillerieregiment zu neun Batterien, eine Train-Eskadron, eine Sanitätskompagnie, eine Bäckerei und eine Fleiſcherabteilung. Im Kriegsfalle wird jede Diviſion außerdem noch durch je ein Kavallerieregiment zu vier Schwadronen, ein Pionierbataillon zu zwei Telegraphenabteilungen, einen Diviſions-Brückentrain, ſechs Munitionskolonnen und eine Proviantkolonne verſtärkt. Die Gefechtsſtärke einer Diviſion wird 17 000 Mann Infanterie, 530 Reiter, 36 Geſchütze und 16 Maſchinengewehre betragen.

Dazu kommen weiter, eine Kavalleriediviſion mit 3200 Mann, 12 Geſchützen und 16 Maſchinengewehren, das Gebirgsartillerieregiment mit 36 Geſchützen, das Feſtungs-Artillerieregiment von zwei Bataillonen, ein pyrotechniſches Halbbataillon, eine Mineurkompagnie, zwei Eiſenbahnkompagnien und ein Brückentrain.

Dieſe Formationen werden durch das erſte Aufgebot gebildet; das zweite Aufgebot ſtellt weitere fünf Diviſionen aus je drei Infanterieregimentern zu je vier Bataillonen und einer Maſchinengewehrkompagnie, zwei Schwadronen Kavallerie, einem Artillerieregiment zu neun Batterien, einem Pionierbataillon und den betreffenden Sanitätsformationen, Munitions- und Proviantkolonnen. Jede dieſer Diviſionen wird auf 12 000 Mann Infanterie, 200 Reiter, 36 Geſchütze und 12 Maſchinengewehre veranſchlagt.

Die geſamte ſerbiſche Operationsarmee, die alle Wehrpflichtigen erſten Aufgebots vom 20. bis zum 31. Lebensjahre und alle zweiten Aufgebots bis zum 41. Lebensjahr um-

faßt, ist demnach etwa 290 000 Mann Infanterie und 9500 Reiter stark und mit 624 Geschützen sowie 236 Maschinengewehren ausgerüstet.

Das dritte Aufgebot, dem alle Wehrfähigen bis zum 50. Lebensjahr angehören, entspricht unserem Landsturm und dient zu Etappen- und Besatzungszwecken.

Die neue graugrüne Uniform des serbischen Heeres besteht in Mantel, Bluse und Hose halbbosnischen Schnittes; als Waffen dienen das 7 mm-Mauser-Repetiergewehr Modell 99, ein Mauserkarabiner gleichen Kalibers für die Reiterei, 7,5 cm-Schnellfeuerkanonen mit Rohrrücklauf und Schutzschilden, 7 cm-Gebirgsgeschützen Modell 07, sowie aus 12- und 15 cm-Schnellfeuerhaubitzen Schneider-Creusot.

Die ersten Gefechte und die Beschießung von Belgrad

28. Juli.

Amtliche Meldung aus Wien: Die im Raum bei Semendria versammelt gewesenen serbischen Truppenteile sind in südlicher Richtung im Moravatale vermutlich gegen Svilajnatz abmarschiert. Unmittelbar an der Donau stehen nur schwächere Kräfte, darunter der Landsturm. Bei Valjevo und Kzice werden dauernd Truppen zusammengezogen. An der Drina bei Lesnica und südlich bei Bajina Baschta stehen Freiwilligenabteilungen außer regulären Truppen. Die neu formierten Divisionen in Novibazar sind über Sjenica an den Lim vormarschiert. In der Gegend bei Prijepolje steht eine Brigade mit Gebirgsartillerie. Die Truppen, die in Neuserbien bei Istip nächst der bulgarischen Grenze gestanden haben, sind mit der Bahn nach Norden gebracht worden. Einige serbische Flußdampfer und requirierte Handelsschiffe, die in Eile als Minenleger eingerichtet worden sind, haben versucht, an einzelnen Punkten der Donau und der Save Flußminen zu legen. Diese Versuche sind bisher gescheitert. Serbische Militärflieger unternahmen Erkundungsflüge längs der Grenze. Die Kämpfe an der Drina, dem bosnisch-serbischen Grenzfluß, haben begonnen. Serbische Freiwillige haben an mehreren Stellen den Fluß besetzt. Oesterreichisch-ungarische Grenztruppen erwiderten das Feuer.

Die österreichisch-ungarischen Truppen haben die ungarisch-serbische Grenze bei Mitrowitz an der Save überschritten. Auf der Donau bei Kochewo wurden die serbischen Truppentransportdampfer „Narda" und „Zar Nikolaus" von Booten der österreichisch-ungarischen Donauflotte aufgebracht. Dabei wurden die ersten serbischen Gefangenen gemacht.

29. Juli.

Die Serben versuchten bald nach Mitternacht die Brücke zwischen Semlin und Belgrad zu sprengen. Oesterreichisch-ungarische Infanterie und Artillerie haben darauf im Verein mit den Donaumonitoren die serbischen Positionen jenseits der Brücke beschossen. Die Serben zogen sich nach kurzem Kampf zurück. Die österreichisch-ungarischen Verluste sind unbedeutend.

30. Juli.

Etwa um Mitternacht begann auf der Belgrader Seite nach längerer Ruhe wieder Maschinengewehrfeuer, worauf die österreichisch-ungarischen Monitoren die Stadt abermals beschossen. Gegen 1 Uhr nachts explodierte infolge dieses Bombardements in der Stadt ein Pulverturm. Beim Morgengrauen versuchten die Serben wiederum erfolglos die Brücke zu sprengen und die Brückenpfeiler, die sich gesenkt hatten, zum Einsturz zu bringen. Als vom serbischen Zollhaus aus geschossen wurde, richtete die österreichisch-ungarische Artillerie ihr Feuer auf dieses Gebäude, das kurz darauf im Schutt lag. Gleichzeitig entstanden in Belgrad an mehreren Stellen der Stadt Feuersbrünste.

Bei Progar an der Save scheiterte der Versuch einer irregulären Bande von 60 Mann, den Fluß zu überschreiten, an der Wachsamkeit der österreichisch-ungarischen Vorposten.

Der öſterreichiſch-ungariſchen Artillerie, die gegenüber Veiko Gradiſte aufgefahren war, gelang es, zwei in Ausrüſtung befindliche feindliche Dampfer unter Feuer zu nehmen und zu vernichten. Ein Zug Grenzjäger wies einen überlegenen ſerbiſchen Angriff bei Klotjevao zurück, ohne ſelbſt Verluſte zu erleiden.

31. Juli.

Die Sicherheitslinie der öſterreichiſch-ungariſchen Truppen an der Drina wurde unter kleineren Kämpfen bis an den Hauptarm der Drina vorgeſchoben. Serbiſche Banden verſuchten vergebens, Bjelina zu beunruhigen.

9. Auguſt.

Beim Bombardement von Belgrad wurde Prinz Georg von Serbien, Kommandeur des 18. ſerbiſchen Infanterieregiments, durch einen Granatſplitter leicht verwundet.

Ueberſichtskarte von Serbien und Montenegro

11. Auguſt.

Aus der Zwiſchenzeit werden nur unbedeutende Vorpoſtengefechte gemeldet.

15. Auguſt.

Amtliche ſerbiſche Meldung: Der ſerbiſche Geſandte in Paris überreichte dem franzöſiſchen Miniſter des Aeußern im Namen ſeiner Regierung eine Note, in der mitgeteilt wird daß die Beſchießung von Belgrad durch die öſterreichiſch-ungariſchen Truppen fortgeſetzt wird, obwohl ſie von Wien beſtritten werde, und daß dabei mehrere öffentliche Gebäude zerſtört worden ſeien. Sämtliche Gebäude der fremden Geſandtſchaften hätten gelitten. Ein große Anzahl von Perſonen ſeien getötet worden. Nach derſelben Note hat die öſterreichiſch-ungariſche Militärbehörde diejenige Serbiens nochmals wiſſen laſſen, daß ſie die Feindſeligkeiten und die Beſchießung der Hauptſtadt begonnen hätte. Sie hat die Uebergabe der Stadt nicht gefordert und der Räumung durch die Nichtkombattanten, Frauen und Kinder, nicht zugeſtimmt. Gegen alle dieſe Verletzungen des Rechtes,

die von den am ſerbiſchen Hofe beglaubigten Vertretern der fremden Mächte beſtätigt werden können, proteſtiert die königliche Regierung energiſch und bittet die Regierung der Republik, dieſem Proteſt Gehör zu ſchenken.

24. Auguſt.

Bulgariſche Meldung: Prinz Georg von Serbien hat das Kommando über die ſerbiſchen Truppen in Belgrad übernommen und läßt die beim Beginn des Krieges angefangenen Befeſtigungsarbeiten in der Stadt, namentlich auf der Landſeite, fortſetzen. Damit erledigen ſich die ſerbiſche Proteſtnote in Paris und die von ruſſiſcher Seite aufgeſtellte Behauptung von der angeblichen Ungeſchütztheit Belgrads, das heute als eine vollſtändig befeſtigte Stadt anzuſehen iſt und auch als ſolche behandelt werden kann.

Die Kämpfe um Belgrad

Nach Erzählungen von Augenzeugen

Die Beſchießung wurde angeordnet, weil am 28. Juli abends von Topſchider aus auf den Schleppdampfer Joſeph der Donaudampfſchiffahrtsgeſellſchaft geſchoſſen worden war. Unter der Feſtung Kalimegdan wurde der Dampfer dann von neuem beſchoſſen. Der Monitor Temes, der an der Zigeunerinſel ſtand, eilte ihm zur Hilfe. Er begann die Feſtung zu beſchießen; unmittelbar darauf traten auch die Monitore Szamos und Bodrog in Tätigkeit. Dies geſchah etwa um $11^1/_2$ Uhr nachts. Im Hotelgarten des Semliner Hotels ſpielte noch die Zigeunermuſik, die ſofort verſtummte, als der erſte Schuß gehört wurde. Alles eilte an das Donauufer oder zum Bahnhof, um die Beſchießung anzuſehen. Die Scheinwerfer der Monitore beleuchteten von Zeit zu Zeit die alten Feſtungswerke, ſo daß ſie in Tageshelle erkennbar waren. Von beiden Seiten wurde fortwährend geſchoſſen. In Semlin mußten alle Lichter ausgelöſcht werden, um keine Zielpunkte für die Belgrader Geſchoſſe zu bieten. Kurz nach 1 Uhr hörte man bei der Sawebrücke einen ſtarken Knall, der ſelbſt die Kanonenſchüſſe übertönte. Man ſah, wie ſich eine Feuerſäule in die Luft hob, dann hörte man eiſerne Balken klirren. „Die Serben haben die Brücke in die Luft geſprengt," hallt es durch die Stadt. Man ſieht, wie aus Semlin Truppen im Laufſchritt der Brücke zueilen. Kurz darauf beginnen die in den Verſchanzungen bei Semlin aufgeſtellten Kanonen das Feuer. Die Serben erwidern es von Topſchider aus, doch einige von öſterreichiſcher Seite abgegebene Schrapnellſchüſſe bringen die ſerbiſchen Kanonen zum Verſtummen. Das Gewehrgeknatter dauert jedoch auch von ſerbiſcher Seite fort. Ein Verſuch, die nicht völlig geglückte Sprengung der Eiſenbahnbrücke zu wiederholen, wird mit Maſchinengewehren zurückgewieſen. Auf öſterreichiſch-ungariſcher Seite gibt es nur zwei leichtere Verletzungen, die ſerbiſchen Verluſte ſind unbekannt. Allmählich graut der Morgen, aber ein ſo dichter Pulverdampf liegt auf der Gegend, daß man kaum die Umriſſe der Feſtung erkennen kann. Die Schüſſe dauern fort. Aus den Laudonſchanzen fliegt eine Kugel gegen Kalimegdan. Sie trifft den Pulverturm, ein mächtiger Knall und das Gebäude fällt in tauſend Trümmern auseinander. Kurz darauf wird das Eiſenbahnzollhaus auf der ſerbiſchen Seite, aus dem geſchoſſen wurde, mit einigen Schrapnellſchüſſen zerſtört. Um 9 Uhr vormittags verſtummt endlich das Feuer. Nur auf der Halbinſel Burma, die ſich als eine lange ſchmale Landzunge gegen Belgrad zieht, wird weiter geſchoſſen. Gegen Mittag miſchen ſich aber auch die Kanonen der Laudonſchanzen von neuem ein. Von Burma bringt man auch die erſten Opfer des Krieges herbei. Zwei Tote. Beide ſind Ungarn. Wo die Tragbahre vorbei kommt, nehmen die Leute die Hüte ab. Auf der Halbinſel beginnt die Munition auszugehen. Der Weg dahin iſt aber ſehr gefährlich. Am Ufer gibt es gar keine Deckung, und der Weg iſt weit. Ein Korporal namens Berecz erklärt

ſich bereit, die Munition in einem Boot hinüberzubefördern. Kaum iſt er im Boot, ſtellt es ſich heraus, daß er nicht rudern kann. Da ſpringt ein Eiſenbahnpraktikant zu ihm ins Boot und nimmt die Ruder in die Hand. Kaum ſind ſie 200 Schritt weit, ſo geraten ſie ins Feuer. Der Korporal wird verletzt und fällt ins Boot zurück. Der Eiſenbahnpraktikant ſpringt in die Donau, befeſtigt den Strick des Bootes an ſeinen Leib, zieht ſo den Kahn bis zur Halbinſel Burma, liefert die Munition ab und bringt in derſelben Weiſe den verwundeten Korporal zurück.

Am 29. Juli nachmittags 4 Uhr beginnt das Kanonenkonzert von neuem. Die Stadt Belgrad iſt in dichten Pulverdampf gehüllt. Außerdem brennt die Oelfabrik und verbreitet dichten ſchwarzen Rauch. Gegen 8 Uhr hört man hoch in den Lüften einen Motor knattern. Eine Flugmaſchine iſt aufgeflogen. Aus der Feſtung Kalimegdan wird mit Maſchinengewehren nach ihr geſchoſſen, ſie fliegt jedoch zu hoch, als daß die Schüſſe ſie treffen könnten. Etwa fünf Minuten bleibt der Flieger über Belgrad. Seine Scheinwerfer beleuchten erſt die Feſtung, dann Topſchider und endlich das Lager von Branyica. Dann kommt er zurück. Kurz nach Mitternacht verſuchten die Serben abermals, die Brücke zu zerſtören. Unter dem Lichte des Scheinwerfers eines Monitors, der beſtändig die Brücke bewacht, ſah man eine ſtarke Abteilung ſerbiſcher Infanterie vorrücken. Die Serben wurden durch die öſterreichiſche Artillerie mit Schrapnells und Maſchinengewehren beſchoſſen. Auf der ſerbiſchen Seite gab es viele Tote und Verwundete, und die Serben mußten zurück. Der Kanonendonner dauert bis 3 Uhr nachts und verſtummt dann endlich.

Am frühen Morgen des 30. Juli ſieht man den Schleppdampfer Alkotmány der Donau-Dampfſchiffahrtsgeſellſchaft gegen die Save fahren. Er hat es übernommen, mit einem an ſeinem Schnabel aufgeſpannten Netz die Flußminen aus dem Weg zu räumen, welche die Serben gelegt hatten. Als das Schiff unter der Feſtung anlangt, wird es mit Schüſſen empfangen. Die Serben benützen Maſchinengewehre und die Schiffsbrücke geht nach wenigen Augenblicken in Trümmer. Der Steuermann wird getötet, der Kapitän, der an ſeine Stelle ſpringt, iſt nach zwei Minuten auch tot; der Steuermann erhielt zwei Kugeln in den Leib, wendete aber das Schiff noch um und ſuchte das Semliner Ufer zu erreichen. Das Schiff iſt ganz durchlöchert, als es ankommt. Unmittelbar darauf beginnt der Kanonendonner von neuem und wird bis vormittags 10 Uhr ununterbrochen fortgeſetzt.

Der Einmarſch der Oeſterreicher in Serbien

Amtliche Meldungen

14. Auguſt.

Die öſterreichiſch-ungariſchen Truppen rückten an mehreren Punkten in Serbien ein und warfen die dortigen Streitkräfte des Feindes zurück. Alle bisher unternommenen Aktionen ſind erfolgreich geweſen. Das befeſtigte Schabatz iſt in öſterreichiſch-ungariſchem Beſitz; dadurch iſt der Weg ins Innere Serbiens offen.

16. Auguſt.

Die öſterreichiſch-ungariſchen Truppen haben am 14. Auguſt nach heftigen Kämpfen den Feind aus ſeiner, ſeit langer Zeit befeſtigten und ſtark beſetzten Stellung auf den öſtlichen Uferhöhen der Drina in der Nähe von Loznica und Ljesnica geworfen. Dort ſowohl wie bei Schabatz wurden am Nachmittag des 14. und in der Nacht des 15. Auguſt zahlreiche mit großer Tapferkeit ausgeführte Gegenangriffe der Serben abgewieſen. Am 15. ſetzten die öſterreichiſch-ungariſchen Truppen ihre Vorwärtsbewegung fort. Die Verluſte der Serben ſind ſchwer, auch die öſterreichiſch-ungariſchen Verluſte ſind nicht unbeträchtlich.

17. August.

Die Kämpfe an der Drina haben zu einem entscheidenden Siege der österreichisch-ungarischen Truppen über starke feindliche Kräfte geführt, die in der Richtung auf Valjewo zurückgeworfen wurden. Zahlreiche Gefangene sind gemacht und viel Kriegsmaterial ist erbeutet worden. Die Verfolgung des Feindes ist in vollem Gange. Unsere Truppen haben mit bewunderungswürdiger Tapferkeit gegen den in starken Stellungen befindlichen, an Stärke ebenbürtigen Feind gekämpft. Besondere Erwähnung verdient das Varasdiner Infanterieregiment 16, dessen Offiziere und Mannschaften unter den schwierigsten Verhältnissen mit der altbewährten zähen Tapferkeit der stets kaisertreuen Kroaten zum Siege stürmten.

Anm.

Mit der Besetzung von Ljesnica, Losnica und Schabatz sind die Oesterreicher im Besitz der Eisenbahn, die den nordwestlichen Zipfel Serbiens durchschneidet. Die Verbindung zwischen den von Norden (von Slavonien) und den von Westen (Bosnien) vordringenden österreichisch-ungarischen Truppen ist damit wesentlich erleichtert und ein geschlosseneres Vorgehen ermöglicht.

18. August.

Die österreichisch-ungarischen Truppen überschritten bei Progar, 23 Kilometer westlich von Semlin, die Save, drangen in serbisches Gebiet ein und besetzten die serbische Stadt Obrenowatz.

19. August.

In der Nacht wollte eine serbische Komitatschibande bei der Insel Ciganlija unterhalb Semlin bei dem Dorfe Bezanija auf das ungarische Ufer gelangen, wurde jedoch von den österreichisch-ungarischen Truppen zurückgeworfen und erlitt schwere Verluste.

22. August.

Oestlich von Vicegrad-Rude ist der noch vor Beginn der österreichisch-ungarischen Operationen über Uwatz und Wadiste in österreichisches Grenzgebiet eingedrungene Feind, etwa 30 serbische Bataillone, angegriffen und nach hartnäckigem Kampfe am 20. und 21. August aus seinen gut gewählten und hergerichteten Stellungen auf Uzitze über die Grenze zurückgeworfen worden. Es handelt sich dabei um die Schumadivision ersten Aufgebots, vier Regimenter Infanterie, ein Kavallerieregiment, sowie ein Artillerieregiment und je ein Regiment ersten, zweiten und dritten Aufgebots der Drinadivision.

Bei diesen Kämpfen, an denen auch die deutsche Abteilung aus Skutari freiwillig rühmlichen Anteil nahm, haben die österreichisch-ungarischen Truppen trotz des schwierigen Geländes und der zähen Verteidigung des überlegenen und in wohlangelegten Befestigungen befindlichen Gegners mit bewunderungswertem Mut gekämpft. Der aus Truppen aller Teile der Monarchie zusammengesetzte Armeekörper hat mit Schneid und Todesverachtung den an Zahl überlegenen, krieggewohnten und erbitterten Gegner von seinem großen Irrtum geheilt, daß die serbische Tapferkeit unbezwinglich sei.

Nach Erzählungen von Verwundeten wurden die Kämpfe bei Vicegrad mit großer Hartnäckigkeit und Erbitterung geführt. Die österreichischen Truppen brachten dem Feinde enorme Verluste bei, was auch daraus geschlossen werden kann, daß in einem Schützengraben allein 500 Tode gefunden wurden. Daß auch auf österreichisch-ungarischer Seite namhafte Verluste vorhanden sind, ist vor allem der Tollkühnheit und Todesverachtung zuzuschreiben, mit der sich die österreichisch-ungarischen Truppen auf den Feind warfen.

Wie die „Südslavische Korrespondenz" meldet, wurden die serbischen Abteilungen von russischen Offizieren kommandiert, die freiwillig in die serbische Armee eingetreten waren.

Dem Admiralstab der Marine in Berlin meldete Major Schneider, der Führer des deutschen Skutari-Detachements, telegraphisch aus Sarajewo: „Am 20. August Serben-

stellung Höhe 954 bei Vicegrad genommen. Seesoldaten in erster Linie. Drei tot, zwei Offiziere, 21 Mann verletzt. Verhalten der Mannschaft mustergültig."

Anm. Die Seesoldatenabteilung, 115 Mann unter Führung von Major Schneider, die Deutschland seinerzeit zur Unterstützung der internationalen Kontrollkommission nach Skutari (Albanien) entsandt hatte, war am 10. August von der Bevölkerung enthusiastisch begrüßt, in Sarajewo eingezogen. Nach den Kämpfen bei Vicegrad kehrte das Detachement, nachdem mehrere Unteroffiziere und Soldaten vom Armeeoberkommandanten v. Potiorek für ihr besonders tapferes und heldenmütiges Verhalten vor dem Feinde mit goldenen und silbernen Tapferkeitsmedaillen ausgezeichnet worden waren, über Wien und Berlin nach Kiel und Wilhelmshaven zurück. Auch in Wien wurden die deutschen Marinesoldaten aufs herzlichste empfangen.

22. August.

Die Vertagung der österreichisch-ungarischen Offensive in Serbien: Mit dem Eingreifen Rußlands in den Kampf zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien waren wir genötigt, unsere ganze Kraft für den Hauptkampf im Nordosten zusammenzufassen. Damit wurde der von der Oeffentlichkeit vielfach als Strafexpedition aufgefaßte Krieg gegen Serbien von selbst zu einer die Hauptentscheidung kaum berührenden Nebenaktion. Nichtsdestoweniger ließen die allgemeine Lage und die Nachrichten über den Gegner eine Offensivaktion als zweckmäßig erscheinen, die aber mit Rücksicht auf die vorstehend dargelegten Gesichtspunkte nur als kurzer Vorstoß auf feindliches Gebiet gedacht war, nach dessen Gelingen notwendigerweise wieder in die frühere zuwartende Haltung zurückzukehren war, um bei Gelegenheit abermals zum Schlage auszuholen. Dieser kurze Offensivstoß erfolgte denn auch in der Zeit zwischen dem 13. und 18. August durch einen Teil der im Süden verwendeten Kräfte mit hervorragender Tapferkeit und Bravour und führte dazu, daß er fast die ganze serbische Armee auf sich zog, deren mit großer numerischer Ueberlegenheit geführte Angriffe unter den schwersten Opfern an dem Heldenmut unserer Truppen scheiterten. Daß auch wir zum Teil bedeutende Verluste erlitten, ist bei dem an Zahl weit überlegenen und um seine Existenz kämpfenden Gegner nicht zu verwundern. Als dann unsere, auf dem serbischen Gebiete weit vorgedrungenen Truppen am 19. August abends nach erfüllter Aufgabe den Befehl erhielten, wieder in ihre ursprüngliche Stellung an der unteren Drina und an der Save zurückzugehen, ließen sie auf dem Kampfplatze den vollständig erschöpften Gegner zurück. Unsere Truppen halten heute die Höhen auf dem serbischen Boden und den Raum um Schabatz besetzt; im südlichen Serbien befinden sich die aus Bosnien dorthin vorgedrungenen österreichisch-ungarischen Truppen unter fortwährenden Kämpfen im Vorgehen in der Richtung auf Valjewo. Wir können mit voller Beruhigung den weiteren Ereignissen entgegensehen, deren Verlauf das Vertrauen rechtfertigen wird, dessen sich unsere, unter den schwierigsten Verhältnissen kämpfenden und mit einer dem Laien undenkbar erscheinenden Aufgabe betrauten braven Truppen in den Tagen vom 13. bis zum 19. August durchaus würdig zeigten.

Die Kämpfe um Schabatz

Nach dem Gefechtsbericht des Korpskommandanten G. d. K. v. Tersztyanszky

Am 11. August erhielt eine eigene Truppenabteilung den Auftrag, die Save zu übersetzen und jenseits des Stromes Schabatz zu nehmen. Der Wasserstand war ziemlich hoch, die Flußbreite sechshundert Meter, das Südufer vom Feind besetzt und scharf bewacht.

Im Morgengrauen des 12. August übersetzte unsere Infanterie mit Hilfe der Pioniere nördlich von Schabatz die Save in feindlichem Feuer, vertrieb den Gegner vom Ufer

und ſetzte ſich dort feſt. Noch am gleichen Tag eroberte man mit Unterſtützung unſerer Artillerie die Stadt, wiewohl die feindliche Armee und die Bürgerſchaft von Schabatz heftigen Widerſtand leiſteten.

Am 13. Auguſt richteten ſich unſere Truppen zur Verteidigung und Behauptung des gewonnenen Terrains ein.

Tags darauf hatte man den Angriff ſtark überlegener Gegner auszuhalten und ſchlug ihn ab. Man zog neue Kräfte über die Save heran, um das eigene, ermüdete kleine Häuflein zu verſtärken. Gleichzeitig ſchlug das Pionierbataillon eine Kriegsbrücke.

Die nun in Schabatz vereinte Macht ging am 16. Auguſt in ſüdlicher Richtung offenſiv vor und traf, nachdem ſie ſich einen Tag erfolgreich geſchlagen hatte, am 17. Auguſt auf eine Uebermacht, worauf unſere Brigaden langſam auf die vor Schabatz neuangelegte Befeſtigungslinie zurückgingen. Der Kommandant entſchloß ſich nun, auch den Reſt der ihm zur Verfügung ſtehenden Truppen heranzuholen und den Stoß nach Süden zu erneuern.

Am Morgen des 18. Auguſt drang er einige Kilometer vor und warf den an Zahl mindeſtens ebenbürtigen Feind aus allen Stellungen.

Die Kämpfe des 19. Auguſt brachten neue Erfolge. Die Serben wichen in Unordnung zurück, der Ausſage von Gefangenen zufolge wie die Türken bei Kumanowo. Unſere Truppen ſtanden an dieſem Abend in der Linie Varna-Vukoſic-Cerovac.

Schon hatte man am 20. Auguſt zu einem neuen Stoß angeſetzt, als jener uns ſchon bekannte Befehl des Armeeoberkommandos eintraf, demzufolge Serbien als Nebenkriegsſchauplatz zu behandeln und die Offenſive dort einzuſtellen ſei. Man mußte ſchweren Herzens alles bisher Erreichte im Stiche laſſen und mit dem Großteil der Mannſchaften auf das linke Saveufer zurückkehren.

Der Feind, durch die Schläge der letzten Tage zu Tode erſchöpft, wagte den Abmarſch nicht zu ſtören. Erſt als er von der vollzogenen Tatſache erfuhr, ſuchte er die kleine, in Schabatz zurückgelaſſene Beſatzung hinauszuwerfen. Sie wehrte ſich am 21. und 22. Auguſt Tag und Nacht heldenmütig gegen den vielfach ſtärkeren Angreifer, bis unſer Kommandant, des Zuſehens müde, in der Nacht auf den 23. die Save zum zweitenmal überſchritt und den die Stadt einſchließenden Gegner endgültig zerſprengte.

Nun war aber ſchon bekannt geworden, daß nach der geſamten Kriegslage die weitere Behauptung von Schabatz unnütz wäre. Am Abend erging der Befehl für den Uferwechſel, der noch in derſelben Nacht und am folgenden Morgen durchgeführt wurde.

Auch diesmal blieb der umſtändliche und langwierige Uebergang über den Fluß vom Feinde unbeläſtigt. Die Serben waren deprimiert; ſie hatten enorme Verluſte durch unſere Stürme erlitten — nach Ausſagen von Ueberläufern und Gefangenen ſechstauſend Mann. Die Spitäler ſind überfüllt von Verwundeten, die infolge des Mangels an Aerzten und Pflegern unverſorgt daliegen. Beſonders mangelt es an Sanitätsmaterial, das die Serben vor dem Kriege nicht hatten rechtzeitig einholen können.

Unſer Marſch vollzog ſich in voller Ruhe ſamt allen Geſchützen und Fuhrwerken. Erſt als der letzte Mann Schabatz verlaſſen hatte, wurde die Kriegsbrücke abgebrochen, ſo daß am Mittag des 24. Auguſt alle unſere Truppen kampfbereit am ſlawoniſchen Ufer verſammelt ſtanden. Sie hatten ſich in dieſen vieltägigen Operationen vorzüglich gehalten und, wo es das Stärkeverhältnis nur halbwegs zuließ, immer die Offenſive ergriffen. Die Kämpfe waren um ſo anſtrengender, als man es nicht nur mit einem energiſchen Gegner zu tun hatte, ſondern auch mit einer bis zu teufliſcher Bosheit fanatiſierten Bevölkerung, die da Bomben warf, Brunnen vergiftete und aus dem Hinterhalt ſelbſt auf Verwundete ſchoß. Man hat darum in Schabatz wiederholt ſcharfe Repreſſalien üben müſſen. (N. Fr. Preſſe)

Phot. J. Jahudka, Wien

Freiherr Conrad v. Hötzendorf
Chef des Generalstabs der österreichisch-ungarischen Armee

Phot. H. Schuhmann, Wien

18 cm Feldkanone der österreichisch-ungarischen Armee mit Bedienungsmannschaft

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Bosnische Soldaten der österreichisch-ungarischen Armee auf der Rast

Nach Erzählungen von Augenzeugen

Der erſte Sturm auf die ſerbiſchen Truppen wurde von ſechs Bataillonen Infanterie der öſterreichiſch-ungariſchen Armee ausgeführt. Die regulären ſerbiſchen Truppen fluteten ſtadteinwärts. Die Abwehr des Ueberganges über die Save war ausſchließlich den mit Handſchar und Handgranaten bewaffneten Komitatſchis überlaſſen, mit denen es wiederholt zum Nahkampf kam, wobei die öſterreichiſchen Soldaten zumeiſt an den Händen verwundet wurden.

Ein Teilnehmer erzählt: „Nachdem die Feldbefeſtigungen genommen waren, entſpann ſich in Schabatz ein verzweifelter Straßenkampf. Nach einſtündigem Kampfe wurde der Ort beſetzt, aber auch dann noch wurde aus Kellern und Böden und aus den Dachfenſtern der Kirche auf uns geſchoſſen. In einer nahegelegenen Sägemühle verſchanzten ſich etwa 60 Komitatſchis, die Handgranaten warfen. Am nächſten Tage erneuerten die Serben ihren Angriff, wurden aber unter großen Verluſten zurückgeworfen."

Der „Neuen Freien Preſſe" berichtete ein nach Budapeſt zurückgekehrter Soldat über die Kämpfe bei Schabatz: „Wir ſtanden ſchon zehn Tage hindurch am Ufer der Save bei Klenak. Hie und da fiel ein Gewehrſchuß ſeitens unſerer Vorpoſten. Die Serben hatten mit Schrapnells auf uns geſchoſſen, jedoch keinerlei Schaden angerichtet. Am 11. Auguſt nachts um 11 Uhr machten ſich unſere Pioniere an die Arbeit. Unter fortwährendem Feuer unſerer Artillerie ſetzten wir in zweihundert Booten über die Save. Ich ſtand einen Kilometer hinter Schabatz und wartete auf die Ueberfahrt. Ich ſah ſehr gut, wie unſere Geſchoſſe das Zollhaus in Brand ſteckten. Unter dem mörderiſchen Artilleriefeuer mußten die Serben Schabatz alsbald räumen. Als wir dann einzogen, war von der Bevölkerung niemand zu ſehen und wir hißten überall unſere Fahnen. Nach zweiſtündigem Kampf war Schabatz unſer. In der Stadt fanden wir Wein, Schokolade und ſonſtige Lebensmittel.

Am 14. Auguſt vormittags zogen wir unter den Klängen des Rakoczy-Marſches von Schabatz weiter und gelangten zehn Kilometer weit, als wir von einer ſerbiſchen Diviſion angegriffen wurden, wobei es nach kurzem Feuergefecht zum Bajonettkampf kam. Nach halbſtündigem Kampfe aber waren die Serben in die Flucht geſchlagen. Der Angriff iſt wohl auf Verrat zurückzuführen, denn wir hatten Schabatz ſofort nach der Einnahme auf drei Seiten mit einem Stacheldrahtzaun umgeben, und nur durch den offen gelaſſenen Teil konnten uns die Serben angreifen.

In dieſem Kampf hat auch die Zivilbevölkerung, Kinder, Greiſe und Frauen in unſerem Rücken eingegriffen. Ein ſiebzehnjähriger Burſche ſchoß auf unſere Vorpoſten. Ein ſiebzigjähriger Greis ſchien verdächtig, auf unſere Soldaten geſchoſſen zu haben. Er leugnete dies jedoch, und wir fanden auch kein Gewehr bei ihm. Er wurde in ein Haus eingeſperrt, dort fand er ein Gewehr, öffnete das Fenſter und ſchoß von dort auf die Soldaten. Er wurde ſofort hingerichtet. Ein ungariſcher Soldat wurde von einem Serben plötzlich überfallen, ſo daß dieſer ſein Gewehr nicht benützen konnte. Es entſtand ein Ringkampf zwiſchen den beiden, der Serbe kam zu Fall und der ungariſche Soldat durchbiß ihm die Kehle. Die Komitatſchis bilden die Vorpoſten der ſerbiſchen Truppen und arbeiten meiſt mit Bomben."

Serbiſche Greuel

25. Auguſt.

Die öſterreichiſch-ungariſche Regierung hat folgende amtliche Erklärung abgegeben:

„Die ſerbiſche Regierung hat gegenüber dem ſpaniſchen Geſandten in Bukareſt in einem von dem Miniſterpräſidenten und Miniſter des Aeußern, Paſitſch gezeichneten Telegramm behauptet, das öſterreichiſch-ungariſche Hauptquartier habe dem Kommandanten der in Serbien eingedrungenen Truppen Auftrag gegeben, die auf den Feldern

ſtehende Ernte zu vernichten, die Dörfer anzuzünden und die Einwohner zu töten oder gefangen zu nehmen. Ueberhaupt hätten die öſterreichiſchen Soldaten unerhörte Grauſamkeiten begangen und ſogar Kinder und alte Frauen nicht verſchont. Dadurch ſeien die ſerbiſchen Soldaten ſo aufgebracht, daß es ſchwer falle, ſie von Vergeltungsakten zurückzuhalten. Die ſerbiſche Regierung erſucht ſchließlich den ſpaniſchen Geſandten, der öſterreichiſch-ungariſchen Regierung dieſe Tatſache mitzuteilen und ſie wiſſen zu laſſen, daß Serbien genötigt ſein werde, zu Repreſſalien ſtärkerer Natur zu greifen, zu denen das internationale Recht ſie berechtige. Es iſt ganz klar, was mit dieſer bewußt lügenhaften Darſtellung von ſerbiſcher Seite bezweckt wird. Es ſoll einfach den Vorwürfen zuvorgekommen werden, die zu erheben das tatſächliche Verhalten der Serben in dieſem Krieg die öſterreichiſch-ungariſche Regierung ohnehin früher oder ſpäter gezwungen hätte. Schon die bisherigen Berichte von ſerbiſchen Kampfſchauplätzen haben verſchiedene Grauſamkeiten der ſerbiſchen Kriegsführung und ein völkerrechtswidriges Vorgehen der von den Behörden aufgehetzten Bevölkerung feſtgeſtellt. Das Armeeoberkommando hat Erhebungen in dieſer Hinſicht angeordnet, die bisher für den Raum um Schabatz abgeſchloſſen ſind und folgendes Ergebnis geliefert haben: Bei Serbiſch-Schabatz ſind wiederholt Leichen verſtümmelter Soldaten unſerer Armee gefunden worden, ſo ein Leutnant mit aufgeſchlitztem Bauch, ein Soldat mit ausgeſtochenen Augen, in deren Höhlen Uniformknöpfe eingepreßt waren, und ein Soldat, an einem Baume hängend, dem Kopf und Arme fehlten. Einwohner von Serbiſch-Schabatz und den umliegenden Ortſchaften haben auf unſere Truppen meiſt von hinten geſchoſſen, beſonders auf die Offiziere und auf kleinere Abteilungen. Selbſt als Schabatz ſchon 24 Stunden in unſerem Beſitz war, wurde noch auf vorübergehende Soldaten geſchoſſen. Die Schuldigen ſind ſtandrechtlich erſchoſſen worden. Aus einer Fabrik in Schabatz wurde wiederholt auf unſere Leute gefeuert, einmal ſogar von dem Fabrikſchlot aus in die Offiziersmenage auf die dort verſammelten Offiziere. Die Fabrik iſt von uns niedergebrannt worden. Bei Niſchar wurden Leute, die auf durchziehendes Militär geſchoſſen hatten, gefangen. Ein Leutnant, dem die Gefangenen vorgeführt wurden, verfügte aus Menſchlichkeit die Freilaſſung einer ſchwangeren Frau. Kaum freigelaſſen, zog das Weib einen Revolver und erſchoß den Leutnant von hinten. Während des Kampfes bei Tekeriſch wurde von ſerbiſchen Truppen die Parlamentärflagge gehißt. Der öſterreichiſch-ungariſche Kommandant befahl daraufhin die Einſtellung des Feuers und näherte ſich den Serben, die ſodann auf 300 Schritt Entfernung gegen die abgeſandten Leute ein mörderiſches Feuer eröffneten. Mit Vorliebe beſchießen die ſerbiſchen regulären Truppen unſere Verbandplätze und Verwundetenträger. Eine Patrouille, die einen verwundeten Oberſt transportierte, wurde aus nächſter Nähe niedergeſchoſſen. Selbſt ſerbiſche Kinder beteiligten ſich an dieſen Unmenſchlichkeiten."

Serbiens ſchwierige innere Verhältniſſe

10. Auguſt.

Bulgariſche Meldung: Während die öſterreichiſch-ungariſchen Truppen von der Donau, der Save und der Drina aus das Land umklammern, verſagt die Zufuhr aus den neuerworbenen Gebieten Serbiens infolge vielerlei Störungen. Vor allem iſt die wichtige Brücke von Gewgheli zerſtört worden, die die Verbindung mit Saloniki herſtellt, ſo daß der Nachſchub aus den griechiſchen Häfen aufgehalten iſt. Von Bulgarien erhält Serbien nichts, da Bulgarien ſelbſt Vorräte ſammelt. Infolgedeſſen beginnt ſich bei der ſerbiſchen Armee und Bevölkerung Verpflegungsmangel geltend zu machen. An der albaniſchen Grenze ſind ſtarke albaniſche Banden aufgetaucht.

13. August.

Bulgarische Meldung: Die serbischen Truppen haben Mazedonien bis auf kleine Besatzungen vollständig geräumt und alle Nahrungsmittel fortgeführt, sodaß Hungersnot droht.

Nach amtlichen Berichten aus Nisch steht fest, daß die falschen Siegesdepeschen, die vom serbischen Hauptquartier verbreitet werden, in der Bevölkerung keinen Glauben mehr finden, zumal die Folgen des Kriegs im Lande selbst mit erschreckender Deutlichkeit in die Erscheinung treten und die erhoffte Zufuhr über Griechenland ins Stocken geraten ist. Es fehlt an Milch, Salz, Konserven und Sanitätsmaterial. Die nach vielen Hunderten zählenden Verwundeten, die ins Innere des Landes gebracht wurden, finden weder Pflege noch Unterkunft. In Nisch treffen fortwährend Züge voll Verwundeter ein, die, weil es an Aerzten und Verbandzeug fehlt, bis zu acht Stunden unversorgt in den Wagen liegen bleiben. Es herrschen in sanitärer Hinsicht geradezu haarsträubende Zustände. Die Gefahr von Seuchen ist im Wachsen begriffen. Das massenhafte Zuströmen der Bevölkerung aus den Grenzgebieten trägt zur Verschlimmerung der Lage bei. Die Preise für Wohnung und Lebensmittel sind ins Ungeheuerliche gestiegen. Eine harte Enttäuschung für die Bevölkerung ist das Verhalten Rußlands, dessen versprochene Hilfe bis jetzt nur in der Entsendung einiger russischer Offiziere und einer Anzahl russischer Freiwilliger besteht.

18. August.

In Neuserbien soll ein Aufstand ausgebrochen sein. Die Eroberer von 1912 sind dort derartig aufgetreten, daß die Bewohner der annektierten Gebiete sofort beim Kriegsausbruch die Losreißung von dem neuen Staatsverbande ins Auge gefaßt und zu den Waffen gegriffen haben.

27. August.

Serbien hat mit wachsenden Schwierigkeiten im Innern zu kämpfen. Besonders herrscht steigender Mangel an Munition und Mundvorrat, sowie Mangel an Aerzten zur Pflege der zahlreichen Verwundeten, da das Ausland diesmal nicht helfen kann wie im Balkankrieg. Dazu kommen der Aufruhr in Neuserbien sowohl durch bulgarische wie albanische Banden, die neuerliche Unterbrechung der einzigen Zufuhrstraße von Saloniki, infolge der Sprengung der Eisenbahnbrücke bei Vogrüli durch bulgarische Banden, und das Ausbleiben der Hilfe Rußlands und Griechenlands, das sich streng an den Wortlaut des Schutzvertrags hält, nach dem ein Eingreifen Griechenlands nur für den Fall des Angriffs eines Balkanstaates vorgesehen ist.

Vom österreichisch-montenegrinischen Kriegsschauplatz

Montenegros Heer und Befestigungen

Montenegro besitzt seit 1910 ein Wehrgesetz, das auf dem Milizsystem aufgebaut ist. Alle montenegrinischen Staatsangehörigen werden zu periodischen Uebungen einberufen. Die Organe der Militärverwaltung befinden sich ständig im Dienste. Die Wehrpflicht dauert 45 Jahre, und zwar vom 18. bis zum 62. Lebensjahr.

Montenegro teilt seine Streitkräfte in elf Brigaden (vier Divisionen) ein, mit zusammen 56 Bataillonen, elf Gebirgs-, sechs Feld- und neun Haubitzbatterien und elf Maschinengewehrzügen. Der montenegrinische Waffenpark besteht zumeist aus Schenkungen. 30 000 Mann können mit den Dreiliniengewehren, die dem König Nikita vom Zaren geschenkt wurden, bewaffnet werden. Außerdem sind noch etwa 80 000 Gewehre verschiedener Art vorhanden, so daß alle waffenfähigen Bewohner des Landes, wenn nötig, mit Gewehren von Staats wegen versehen werden können. Auch die Geschütze der Armee sind zum

Teil Gaben auswärtiger Souveräne; im ganzen sollen 144 Geschütze und 44 Maschinengewehre vorhanden sein. Der König hat 1911 eine neue khakifarbige Bekleidung eingeführt (Bluse mit Achselklappen, Kappe, Hosen, Gamaschen und Schnürschuhe), die aber noch nicht für die ganze Armee reicht. Die Offiziere tragen die Säbel nach russischer Art am Schulterband. Im Ernstfall dürfte Montenegro über 35 000 Mann verfügen.

Die montenegrinischen Befestigungen sind meist aus der Türkenzeit stammende Kastelle. Weg- und Talsperren aus Bruchsteinen gebaut und nur gegen Gebirgsgeschütze widerstandsfähig. Die bedeutenderen werden als Depots benützt. Nozdre und Zlostup haben Belagsraum für je ein Bataillon, sind mehrstöckig erbaut und veraltet. Niksic ist ein Kastell und hat im Norden drei Kulen (Steinforts). Die Festung ist veraltet und wenig widerstandsfähig. Spuz, ein altes Fort, wird als Waffendepot benützt und ist von veralteten Defensionskasernen umgeben. Podgorica hat Erdwerke als Brückenkopfanlage, Sutorman ist Defensionskaserne, Kolasin eine veraltete Defensionskaserne, jetzt Depot.

Das montenegrinische Heer hat, wie Miles in der „Oesterreichischen Rundschau" schreibt, durch die Modernisierung seine Eigenart nicht eingebüßt. Dadurch, daß jeder Mann schon im Frieden Waffen und Munition bei sich hat, wird die Mobilisierung sehr erleichtert und ermöglicht, daß das Heer in einigen Tagen kampfbereit ist. Die Bewaffnung mit modernen Gewehren und Geschützen kommt dem Heere zugute. Für eine größere Offensive ist nicht vorgesorgt, für den Kampf in seiner Heimat aber ist der Montenegriner nicht zu unterschätzen.

Die ersten Kämpfe

Nach amtlichen Meldungen

8. August.

Die Montenegriner beschossen um 3 Uhr nachmittags den Abschnitt Teodo in Bocche di Cattaro. Sie stellten das Feuer, das von den Oesterreichern erwidert wurde, um 6 Uhr abends wieder ein. Das Feuer der Montenegriner war völlig wirkungslos. Die Oesterreicher hatten keine Verluste und ihre Stellungen wurden nicht beschädigt.

4000 Montenegriner unternahmen einen Angriff gegen die Grenzposten östlich der Festung Trebinje. Die Verluste der Oesterreicher betrugen 1 Offizier und 21 Mann, doch deckten 200 tote Montenegriner die Wahlstatt. Ferner sah man, daß zahlreiche Schwerverwundete zurückgeschleppt wurden.

9. August.

In der Frühe überfiel eine montenegrinische Kolonne den Posten God bei Autovac in der Herzegowina.

Um 8 Uhr erschienen zwei österreichisch-ungarische Kreuzer vor Villa und teilten der funkentelegraphischen Station mit, daß sie nach 20 Minuten die Beschießung von Antivari eröffnen würden. Nach Ablauf der Frist begann das Bombardement, das auf die Gebäude einer Handelsgesellschaft und die funkentelegraphische Station gerichtet wurde.

10. August.

Nach einer amtlichen Meldung hat der k. k. Linienschiffskapitän Anton Casa, als Kommandant der österreichisch-ungarischen Seestreitkräfte in den montenegrinischen Gewässern, vom 10. August um 12 Uhr mittags beginnend, die effektive Blockade der Küste Montenegros durch die ihm unterstellten Streitkräfte erklärt. Den in blockierten Gebieten anwesenden Schiffen und Fahrzeugen der befreundeten und der neutralen Mächte wurde eine vierundzwanzigstündige Frist zum Auslaufen gewährt.

14. August.

Beglaubigte Meldungen berichten, daß sich österreichisch-ungarische Truppen seit mehreren Tagen in hartnäckigem Kampfe um die wichtigen Höhen von Lisac an der Grenze von Mon-

tenegro, Dalmatien und der Herzegowina befinden. Die Montenegriner sollen zurückzuweichen beginnen.

17. August.

Die österreichisch-ungarischen Truppen besetzten nach zweitägigen Kämpfen die Umgebung des Berges Lisanitz, in der Gegend von Grahovo. Die Verluste der Montenegriner in den Kämpfen betragen bisher 45 Tote und Verwundete; sie wurden völlig auseinandergesprengt. Das XVI. österreichische Armeekorps greift die Westgrenze Montenegros auf der Linie Krinoce—Grahovo an.

Das XV. österreichische Armeekorps marschiert auf der Linie Tschainitsa—Gačko an der bosnischen Grenze.

Die österreichische Flotte bombardiert die montenegrinischen Stellungen auf dem Lovcen bei Cetinje (759 m ü. M.).

18. August.

Der Einmarsch in den Sandschak und die Eroberung von Plevlje (Tašlidža) erfolgte gleichfalls nach erbitterten Kämpfen mit den Montenegrinern, die eine schwere Niederlage erlitten. Von den Montenegrinern mußten viele standrechtlich behandelt werden, weil sie die Gefangenen grausam mißhandelt hatten. Die türkische Bevölkerung begrüßte die österreichischen Truppen aufs herzlichste.

19. August.

Am 12. August erhielten die österreichisch-ungarischen Truppen den Befehl, den von den Montenegrinern besetzten Gendarmerieposten God bei Autovac wieder zu nehmen. In Eilmärschen wurde bis zu einer Höhe von 2300 m vorgerückt. Der Bergrücken war von den Montenegrinern stark befestigt und dicht besetzt, die Montenegriner befanden sich in sehr guten Deckungen, hatten jedoch höchstens zwei oder drei Kanonen, mit denen sie offenbar nicht einmal umgehen konnten. Dagegen unterhielten sie lebhaftes Gewehrfeuer. Sie schossen nicht gut und planlos, dorthin wo sie die feindlichen Truppen, namentlich die Reserven, vermuteten. Wenig Schaden wurde bei den ganzen bis zum 18. August dauernden Kämpfen angerichtet. Der Verlust an Toten betrug einen Offizier und neun Mann, an Verwundeten 32 Mann. Die Ungunst der Stellung ersetzten die österreichisch-ungarischen Truppen durch vermehrten Eifer und bewundernswerte Selbstverleugnung. Die Gegend war völlig wasserleer, die Verpflegung äußerst schwierig. Trotz der dadurch bedingten Entbehrungen führten sie den Kampf ohne Murren und Zagen durch. Unter dem Feuer der Gegner stiegen sie hinab zum Flußufer und holten Wasser. Die österreichisch-ungarische Artillerie arbeitete gewaltig. Unter ihrem Feuer mußten die Gegner Stück für Stück ihre hochgelegenen Stellungen aufgeben; wo die Artillerie aussetzte, trat sofort das Maschinengewehr in Tätigkeit. Trotzdem war ein Sturm auf die Höhen unmöglich. Deshalb wurde ein Flankenangriff befohlen; vor diesem räumten die Gegner fluchtartig das Gelände, von den österreichisch-ungarischen Truppen heftig verfolgt. Die Oesterreicher marschierten bis 15 km in Feindesland hinein und wären unaufhaltsam vorgedrungen, wäre nicht der Befehl zum Zurückgehen gekommen. Es hielt schwer, den kampfbegeisterten Soldaten das klarzumachen. Erbeutet wurde sehr viel Munition serbischer, französischer und griechischer Herkunft. Von den Montenegrinern dürfte nur die kleinste Zahl aus Regulären bestanden haben. Die Schlacht wurde geleitet von russischen und serbischen Offizieren. Die mohammedanischen Einwohner sind begeistert für die Monarchie. Ihre Jungschützen kämpfen auf österreichisch-ungarischer Seite.

[**17. August.**

Nicht amtlich: Die Oesterreicher sollen die Blockade der montenegrinischen Küste aufgehoben haben, nach den einen Meldungen auf Vorstellungen Italiens, nach den andern infolge des Erscheinens einer englischen Flottendivision im Adriatischen Meer.]

Die Neutralen

Vorbemerkung

Es kann nicht die Aufgabe unſerer Chronik ſein, all die Nachrichten aus den neutralen Ländern, beſonders aus Italien, den Balkanſtaaten und der Türkei erſchöpfend aufzuzeichnen, in denen Anzeichen für die politiſchen Abſichten dieſer Staaten gewittert werden. Die Senſationspreſſe aller kriegführenden Parteien ſucht ſeit dem Kriegsausbruch hinter den nebenſächlichſten Vorgängen in dieſen Staaten Verdächtiges, ganz abgeſehen von den bewußten Lügenmeldungen der Havasagentur und ähnlicher Inſtitute. Wir beſchränken uns auf die Wiedergabe der beſtverbürgten Meldungen und Berichte.

Italien

6. Auguſt.

Der italieniſche Botſchafter in Wien, Graf Avarna, iſt in Rom eingetroffen. Er bringt angeblich ein eigenhändiges Schreiben des Kaiſers Franz Joſef an den König von Italien. Avarna wurde zunächſt vom Miniſter des Auswärtigen San Giuliano und vom Premierminiſter Salandra, ſpäter vom König empfangen.

Die Mailänder Sozialiſten wollten abends eine Verſammlung abhalten, um ein Freiwilligenkorps für Frankreich zu bilden. Die Behörde verbot jedoch wegen der Neutralität Italiens die Verſammlung und ſperrte das Lokal.

7. Auguſt.

Der italieniſche Miniſterpräſident Salandra richtete an die Präfekten der Provinzen ein Rundſchreiben, in dem er ſie auffordert, die Pflichten der Neutralität genau zu beachten und Anwerbungen und Kundgebungen für oder gegen die Kriegführenden zu verbieten, ſowie bei Uebertretungen ſtrenge Strafen zu verhängen. Unter den gegenwärtigen ernſten Umſtänden müſſe die Regierung allein die berechtigten Intereſſen des Landes wahren. Der Miniſterpräſident wendet ſich dann an die Vaterlandsliebe und Klugheit der Italiener und gibt der Hoffnung Ausdruck, daß es nicht notwendig ſein werde, mit Strafen einzuſchreiten.

12. Auguſt.

Der italieniſche Botſchafter in Berlin, Bollati, hat ſeiner Regierung den Wunſch ausgeſprochen, ſie mündlich über den Stand der Dinge in Deutſchland zu unterrichten. Der Botſchafter, der aus ſeinen deutſchen Sympathien niemals ein Hehl gemacht hat, iſt nach Rom abgereiſt.

14. Auguſt.

Die italieniſche Regierung hat in Paris dringende Vorſtellungen wegen der rigoroſen Ausweiſung aller Italiener aus Frankreich erhoben.

16. Auguſt.

Wie man jetzt erfährt, ſollte die ägyptiſche Kriegserklärung an Deutſchland vor allem Italiens Neutralität erzwingen, da dieſes ſonſt in Tripolis einen engliſchen Angriff von Aegypten her zu befürchten gehabt hätte. Auch an der tuneſiſch-tripolitaniſchen Grenze wurden die franzöſiſchen Wachtpoſten verſtärkt und Maſſen von Eingeborenentruppen zuſammengezogen, um im Fall eines italieniſchen Eingreifens ſofort in Tripolis einzufallen und auch die dortigen Araber wieder gegen Italien zu bewaffnen.

18. Auguſt.

Trotz der Neutralität Italiens wird England den Hafen von Brindiſi für ſeine indiſche Poſt nicht mehr benützen; der große Poſtverkehr geht von jetzt ab über Marſeille.

20. Auguſt.

Der italieniſche Dampfer „Ancona“ wurde in der Meerenge von Gibraltar von einem engliſchen Torpedoboot angehalten und gezwungen, mit ihm in den Hafen von

Gibraltar einzufahren. Hier wurden alle an Bord befindlichen Deutschen und Oesterreicher einem Verhör unterworfen; 25 von ihnen wurden als Kriegsgefangene zurückbehalten. Da es sich um einen neutralen Dampfer handelt, der von einem neutralen Hafen kam und für einen solchen bestimmt war, liegt ein grober Neutralitätsbruch vor.

24. August.

Ministerpräsident Salandra empfing eine Vertretung der sozialistischen Gruppe des Parlaments, die um eine Entscheidung der Regierung bezüglich der Zusammenberufung des Parlaments ersuchte. Salandra antwortete, nach Ansicht der Regierung sei bisher keine Tatsache eingetreten, die diese Einberufung notwendig mache. Die Regierung sei fest entschlossen, die Politik der Neutralität weiter zu verfolgen, die aus Gründen angenommen worden sei, die aller Welt bekannt seien. Die Vertreter der Gruppe bestanden auf ihrem Ersuchen, indem sie hervorhoben, sie wollten gegenüber der öffentlichen Meinung aufklärend wirken und das Verhalten der Regierung sicherer machen gegen Strömungen, die eventuell versuchen könnten, sie zu einer Aenderung ihrer Politik zu veranlassen. Die Vertreter spielten dabei auf die Möglichkeit einer Mobilisierung an. Salandra antwortete, nichts berechtige zu einer solchen Annahme; er erklärte alle Gerüchte von einer Mobilisierung für unbegründet.

Die italienische Regierung hat die Botschafter in London und Paris angewiesen, den italienischen Staatsangehörigen, die dem in Paris und in London durch die drei Enkel Garibaldis gebildeten Freikorps beigetreten sind, mitzuteilen, daß sie durch den Beitritt zu diesem Korps aller Staatsbürgerrechte in Italien verlustig gehen.

25. August.

Der italienische Botschafter in Berlin, Herr Bollati, hat die Rückreise angetreten. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß seine Berichterstattung die maßgebenden Persönlichkeiten in Rom über die bisherigen Vorgänge auf dem Kriegsschauplatz aufgeklärt und die falschen Vorstellungen zerstreut haben wird, die in Italien durch die Lügenmeldungen der englischen und französischen Zeitungen erzeugt worden sind. Die Nachrichten, die aus Italien kommen, und die veränderte Sprache italienischer Blätter beweisen, daß man dort über die Ueberlegenheit des deutschen Heeres nicht mehr im Unklaren ist.

Niederlande und Nordstaaten

20. August.

Die holländische Regierung hat fünf Millionen Gulden für die Kosten der Mobilisierung der Seemiliz gefordert.

24. August.

Der dänische Minister des Innern hat in allen Amtskreisen ein Schreiben verbreiten lassen, in dem er anordnet, daß alle in Dänemark geborenen Frauen und Familienmitglieder einberufener Ausländer unterstützt werden müssen, wie die Familien von dänischen Wehrmännern, auch wenn die Betreffenden durch die Ehe die dänische Staatsangehörigkeit verloren haben. Da hierfür hauptsächlich Deutsche in Frage kommen, wird dieser Schritt des Ministers in Deutschland freudig begrüßt.

Sven Hedin begann am 24. August seine auf 115 schwedische Städte berechnete Vortragsreise, um für den Anschluß Schwedens und der beiden anderen skandinavischen Reiche an den Dreibund zu werben. Die schwedische Regierung hat kein Verbot der Vorträge Sven Hedins erlassen.

Die Balkanstaaten

12. August.

Rußland hat an Bulgarien in dringender Form das Verlangen gestellt, es solle gemeinsam mit Serbien vorgehen. Bulgarien lehnte es ab, die Neutralität aufzugeben.

Rumänien hat zur Sicherung seiner Neutralität sieben Jahrgänge unter die Waffen gerufen.

14. August.

Die bulgarische Regierung hat angesichts der internationalen Lage im ganzen Reich den Belagerungszustand verhängt. Gleichzeitig wurde zum Schutz der Grenze die Mobilmachung der ganzen Armee verfügt. Oesterreich-Ungarn und Rumänien wurden davon freundschaftlich verständigt.

15. August.

Rußlands Bemühungen um Bulgarien dauern fort, jedoch ohne Erfolg. Der bulgarische Gesandte in Petersburg, General Radko Dimitriew, ist in die russische Armee eingetreten. Die bulgarische Regierung hat den General auf diesen Entschluß hin sofort seines Postens enthoben. Die Blätter schreiben, Dimitriew habe sich schon während des Balkankrieges mehr als Russe und Serbe gefühlt denn als Bulgare. Man müsse ihn als Verräter an seinem Vaterland behandeln und dürfe ihn nicht mehr über die bulgarische Grenze lassen.

17. August.

Die russischen Truppen des gesamten Odessaer Militärbezirks marschieren längs der rumänischen Grenze auf. Von diplomatischer Seite wird bestätigt, daß Rußland von Rumänien freien Durchzug durch die Moldau verlange. Nach Erklärungen rumänischer Minister ist Rumänien jedoch entschlossen, seine Neutralität zu wahren, obgleich Rußland ihm als Preis Siebenbürgen zuerkennen will.

18. August.

In Athen hat eine Konferenz zwischen der Regierung und den Führern der Opposition stattgefunden. Es verlautet, man habe sich geeinigt, Griechenland solle die Neutralität bewahren, solange die andern Balkanstaaten neutral bleiben. Geschehe das nicht, so müsse Griechenland für Serbien eintreten. Die Stimmung im Volk ist unter dem Einfluß der von der Presse bevorzugten englischen und französischen Lügenmeldungen ausgesprochen dreibundfeindlich geworden.

22. August.

Das bulgarische Kriegsministerium hat den Hafen von Burgas für Handelsschiffe gesperrt; der Hafen von Varna ist nur tagsüber für den internationalen Schiffsverkehr geöffnet.

26. August.

In Bukarest und Sofia herrscht große Entrüstung über die unerhörte Sprache der russischen diplomatischen Vertreter gegenüber den dortigen Staatsmännern, um sie zu bewegen, daß ihre Länder sich Rußland anschließen. Es sollen deutliche Anspielungen auf das Los gefallen sein, das Stambulow betroffen hat, der, ein erbitterter Gegner Rußlands, 1895 von Mörderhand fiel.

Türkei

10. August.

In der Türkei herrscht große Empörung über die Wegnahme der beiden in England im Bau befindlichen Dreadnoughts, von denen der eine schon vollständig bezahlt war (s. S. 143). Die englische Handlungsweise erregt lebhaftes Erstaunen und Proteste von allen Seiten. Die Zeitungen führen eine heftige Sprache gegen England. Sie erinnern an das Schreiben, das der Großwesir 1791 an den englischen Gesandten richtete, der Englands Vermittlung in dem Krieg mit Rußland angeboten hatte: „Der Großherr führt für sich Krieg und schließt für sich Frieden. Er kann seinen Sklaven, seinen Dienern und seinen Untertanen trauen, er kennt ihre Gesinnungen, hat ihre Tugenden erprobt und kann sicher auf ihre Treue rechnen, eine Tugend, die schon lange

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Feldartillerie der serbischen Armee während des Aufmarschs

Phot. H. Schuhmann, Wien

Maschinengewehr-Abteilung der österreichisch-ungarischen Armee zum Angriff bereit

Phot. Gebr. Haeckel, Berlin

Österreichisch-ungarische Monitore auf der Donau

„Dum-Dum"-Geschosse

wie sie bei belgischen Franctireuren, bei gefangenen und verwundeten französischen und englischen Soldaten, sowie bis jetzt in der Festung Montmedy und in der Kaserne des französischen Regiments 120 in Stenay einzeln und in Packungen gefunden wurden

aus eurem Winkel von Europa verbannt ist. Wenn alle Christen die Wahrheit sagen, so kann man sich doch nicht auf die Engländer verlassen; sie verkaufen das ganze Menschengeschlecht. Wie kommt ihr nun zu dem Anerbieten, unsere Vermittler bei Rußland zu werden? Wir brauchen weder eure Freundschaft, noch eure Hilfe, noch eure Vermittlung. Geld ist eure Gottheit, und daher ist der Handel alles bei euren Ministern und bei eurer Nation. Kommt ihr denn, uns an Rußland zu verkaufen? Nein, lasset uns selbst mit unsern Händeln fertig werden! Weg mit eurer Vermittlung zwischen der Pforte und Rußland! Es ist immer eure Sache gewesen, das ganze Menschengeschlecht in Streit zu verwickeln und hernach vermöge eurer Treulosigkeit Nutzen davon zu ziehen. Wir wollen von euch nichts mehr hören, und deshalb befehlen wir euch, auf diese Schrift nicht wieder zu antworten."

12. August.

Nach Beendigung der am 3. August angeordneten Teilmobilmachung hat der Sultan folgende Proklamation an sein Heer erlassen: „Während wir in Frieden für den Fortschritt unseres Vaterlandes arbeiteten, ist in Europa ein großer Krieg ausgebrochen. Noch vor Ablauf der ersten Mobilmachungswoche ist eine Anzahl junger Männer eingerückt, und die ersten Bedürfnisse der Armee sind gedeckt. Ich bin außerordentlich gerührt von der Ausdauer und dem Patriotismus, die mein Volk an den Tag gelegt haben. Ich ordne hiermit an, daß die älteren unter den nicht ausgebildeten Eingezogenen zurzeit beurlaubt werden; bis ich sie neuerdings zu den Waffen rufe, werden sie die Feldarbeiten der bei den Fahnen bleibenden Kameraden mit versehen müssen. Meine Regierung will die Fortdauer des Friedens. Dank der Hilfe Gottes und seines Propheten bin ich sicher, daß wir das Land und seine Rechte unter allen Umständen werden verteidigen und schützen können. Ich entbiete allen meinen Kindern meinen Gruß."

Das Kriegsministerium begleitet die Proklamation des Sultans mit einem Tagesbefehl, in dem es heißt: „Die unentwegte Ausdauer und Vaterlandsliebe, welche die Nation während der ersten Mobilmachungswoche an den Tag gelegt hat, ist ein gutes Vorzeichen für die ottomanische Armee. Diese ist verpflichtet, im gegebenen Augenblick große Opfer auf sich zu nehmen, um den Makel des Balkankrieges zu tilgen. Die Erhaltung des Khalifats und des Osmanentums hängt von dem Verdienste und der Selbstverleugnung der Armee ab."

16. August.

Der türkische Minister des Innern, Talaat Bey, und der Kammerpräsident Halil sind, am 15. August nachmittags nach Bukarest abgereist. In amtlichen Pfortekreisen erklärt man, die Reise bezwecke die Regelung der Inselfrage mit Griechenland. In Oesterreich vermutet man jedoch den Abschluß eines neuen Balkanbunds.

17. August.

Es wird bestätigt, daß Rußland in Konstantinopel nicht nur die Fernhaltung der deutschen Militärmission von allen wichtigeren Fragen, sondern auch die Freigabe der Durchfahrt russischer Kriegsschiffe durch die Meerengen verlangt hat. Die Aufrollung der Dardanellenfrage ist nur verständlich, wenn England seinen Widerstand gegen die Oeffnung der Meerengen jetzt aufgegeben hat. Die Antwort der Türkei konnte nicht zweifelhaft sein; die Beherrschung der Meerengen ist für sie eine Lebensfrage. Ja selbst für Rumänien und Bulgarien ist eine russische Herrschaft über die Dardanellen nicht unbedenklich; vor allem aber müßten dann diese beiden Staaten, ebenso wie Griechenland, ihre Absichten auf Konstantinopel für alle Zeiten begraben. Eine Bedrohung der Dardanellen könnte also auf dem Balkan eine allgemeine Interessengemeinschaft gegen Rußland schaffen.

19. August.

In Konstantinopel wird in allen Moscheen für den Sieg der deutschen und österreichischen Waffen gebetet. Das französische Generalkonsulat in Konstantinopel führt einen erbitterten Kampf gegen die wahrheitsgetreue Kriegsberichterstattung der von der türkischen Zensurbehörde beaufsichtigten Telegraphenagenturen, indem es an die Türen des Konsulats Meldungen anschlagen läßt, die immer von großen Erfolgen der Franzosen gegen die Deutschen erzählen. Das Konsulat behauptet, die türkische Zensur sei völlig in den Händen der deutschen Offiziere. Diese Behauptung wird türkischerseits als gänzlich unbegründet bezeichnet. Die Zensur sei ausschließlich türkischen Militär- und Zivilbeamten anvertraut.

24. August.

Die Botschafter Rußlands, Englands und Frankreichs verlangten von der Pforte Aufklärung über den Ankauf der Kriegsschiffe „Göben" und „Breslau" (S. 164) und erhielten die Antwort, daß die Pforte keinen Angriffszweck damit verfolge.

Diese Antwort verstärkte das Mißtrauen der Tripleentente und veranlaßte Rußland zur Löschung der Leuchtfeuer von Sebastopol, sowie zu der Erklärung, daß russische Schiffe die in diesen Gewässern erscheinenden türkischen Schiffe beschießen würden.

Spanien

14. August.

Die spanische Regierung hat durch ihren Berliner Botschafter erneut die Erklärung der strikteſten Neutralität abgegeben.

Amerika

19. August.

Präsident Wilson hat an seine Mitbürger eine Mahnung zur Unparteilichkeit erlassen. Das Dokument hat folgenden Wortlaut:

„Meine Landsleute! Ich nehme an, daß jeder denkende Mann in Amerika sich in diesen erregten Wochen gefragt hat, welchen Einfluß der europäische Krieg auf die Vereinigten Staaten ausüben wird. Ich nehme mir die Freiheit, Euch mit einigen Worten zu zeigen, daß diese Wirkungen völlig in unserer Hand liegen. Ich will Euch darum mit allergrößtem Ernst die Sprache und Haltung ans Herz legen, durch die sich die Nation am besten gegen Not und Unheil zu schützen vermag.

Die Wirkung des Krieges auf die Vereinigten Staaten wird von dem abhängen, was die amerikanischen Bürger sagen und tun. Jeder, der Amerika wahrhaft liebt, muß aus dem wahren Geist der Neutralität heraus handeln und sprechen, das heißt aus dem Geiste der Unparteilichkeit, Billigkeit und Freundlichkeit gegen alle Beteiligten. Die Stimmung der Nation in dieser heiklen Sache wird zum großen Teil durch das bestimmt werden, was die einzelnen und die Gesellschaft und die in öffentlichen Versammlungen Zusammenkommenden tun und sagen, was die Zeitungen und Zeitschriften bringen, was die Geistlichen auf der Kanzel reden und was die Leute als ihre Meinung auf der Straße verkündigen.

Das Volk der Vereinigten Staaten setzt sich aus vielen Nationen und hauptsächlich aus den Nationen zusammen, die heute im Kriege liegen. Es ist natürlich und unvermeidlich, daß unter uns die größten Unterschiede in den Sympathien und den Wünschen für den Ausgang des Kampfes bestehen. Die einen werden dieser, die anderen jener Nation den Sieg wünschen. Es wird leicht sein, die Leidenschaften zu wecken, aber schwer, sie wieder zu besänftigen. Wer sie weckt, nimmt eine schwere Verantwortung auf sich, die Verantwortung für nichts Geringeres als die Zerreißung des Volkes in feindlich gesonnene Lager, in Parteien, die sich in den Krieg hineinreißen lassen und

ihn mit Impulsen und Meinungen, wenn auch nicht mit Taten führen, während doch das Volk der Vereinigten Staaten einig sein sollte, als Amerikaner verbunden in loyalem Zusammenhalten mit der Regierung, durch Ehre und Liebe verpflichtet, zuerst an das eigene Land und seine Interessen zu denken.

Eine solche Zersplitterung wäre verhängnisvoll für unseren inneren Frieden und könnte selbst die Erfüllung der Pflicht der einzigen friedlichen Nation ernstlich erschweren, der Pflicht, die dadurch gegeben ist, daß wir das einzige Volk sind, das sich bereit hält, im Sinne einer unparteiischen Vermittlung mitzusprechen und Ratschläge zum Frieden und zur Vergleichung zu geben, nicht als Parteigänger, sondern als Freund.

Mein einziger Gedanke ist Amerika. Ich bin sicher, den ernsten Wunsch und Willen jedes denkenden Amerikaners auszusprechen, wenn ich sage, daß sich unser großes Land in diesen Tagen schwerer Prüfung als eine Nation erweisen muß, die mehr als andere die Gabe wohlabgewogenen, ungetrübten Urteils, die Würde der Selbstbeherrschung, die Kraft leidenschaftsloser Aktion besitzt, eine Nation, die weder über andere zu Gericht sitzt noch sich in ihren eigenen Entschlüssen stören läßt und die dafür sorgt, daß sie unabhängig und fähig bleibt zu tun, was ehrlich, selbstlos und dem Weltfrieden dienlich ist.

Warum sollten wir uns nicht die Zurückhaltung auferlegen, die unserem Volke das Glück des ersehnten großen und bleibenden Einflusses zugunsten des Friedens bringen wird?

Ich wage es daher, liebe Landsleute, ein feierliches Wort der Warnung an Euch zu richten. Ich warne vor jenem tiefsten, feinsten und doch so schwerwiegenden Neutralitätsbruch, der aus Einseitigkeit und leidenschaftlichem Parteiergreifen entstehen kann. Die Vereinigten Staaten müssen in diesen Tagen, die dazu angetan sind, die menschliche Seele in Versuchung zu führen, neutral bleiben dem Namen und der Sache nach. Wir müssen unparteiisch sein in Gedanken und Taten, müssen unsere Gefühle im Zaum halten und jede Handlung vermeiden, die als Bevorzugung einer Partei ausgelegt werden könnte."

29. August.

Präsident Wilson verkündigt die *Neutralität* der Vereinigten Staaten in dem Krieg Deutschlands und Oesterreich-Ungarns gegen *Japan*.

Der Kampf um die öffentliche Meinung der neutralen Länder

Die englische Kabelherrschaft

Das große unterseeische Kabelnetz ist im wesentlichen das Werk Englands, das durch seine Handelsbeziehungen und seine insulare Lage schon früh dazu gedrängt wurde, die einzelnen Teile seines Kolonialreichs und seines Absatzmarktes durch Kabel zu verbinden. Die andern Staaten haben erst am Ende des 19. Jahrhunderts die Notwendigkeit eigener Kabelleitungen erkannt; spielte doch das Kabel für die Befehlsübertragung an die Flotte damals noch allein die Rolle, in die es sich heute mit dem Funkentelegraphen teilt.

Von den Kabelleitungen sind nur verschwindend wenige *staatlich*. Das bedeutendste Staatskabel ist das 1902 im Stillen Ozean von der großbritannischen Regierung gemeinsam mit Kanada und Australien gelegte: Vancouver—Insel Fanning—Fidschi—Insel Norfolk mit Abzweigungen nach Queensland und Neuseeland, in einer Gesamtlänge von 14500 km.

England übt seine Kabelherrschaft aber weniger auf direktem Weg durch staatliche Kabel aus, als indirekt durch die *Privatkabelgesellschaften*. Da überdies die Kabelgesellschaften das Landungsrecht erst von den beteiligten Staaten erwerben müssen, konnte

ſich England durch die Konzeſſionsbedingungen eine Art Weltmonopol ſichern: es verlangt, daß die Geſellſchaftskabel nirgends von nichtengliſchen Beamten bedient, in keine Telegraphenanſtalt einer fremden Regierung eingeführt oder deren Aufſicht unterſtellt und im Kriegsfall durch von England beſtimmte Beamte verſehen werden.

Der Grund, warum Deutſchland nicht verſucht hat, die engliſche Kabelherrſchaft zu brechen, liegt vor allem in den Rentabilitätsverhältniſſen. Die Kabelgeſellſchaften rentieren durchaus nicht in dem Maß, wie man es nach ihren ſcheinbar ſo hohen Tarifſätzen annehmen möchte; vielfach können ſtaatliche Beihilfen nicht entbehrt werden. So zahlt z. B. das Deutſche Reich an die Deutſch-atlantiſche Telegraphengeſellſchaft für die beiden Kabel nach Amerika jährlich eine feſte Vergütung von 1710000 Mark.

Der Lügenkrieg gegen Deutſchland

von Dr. Ernſt Jäckh

Etwa eine Milliarde engliſches Geld hat Großbritannien in den Kabeln der Weltmeere angelegt. Das war eine friedliche Mobilmachung, die jetzt in Kriegszeiten Zins und Zinseszins trägt. Ganz Amerika muß zunächſt engliſch urteilen, ſowohl der germaniſche Norden wie der romaniſche Süden; ebenſo ganz Afrika von Gibraltar und Kairo bis zum Kap der guten Hoffnung; desgleichen Aſien (mit Ausnahme noch des türkiſchen Vorderaſien) von Teheran bis Tokio; und ſchließlich genau ſo naturgemäß auch Auſtralien. Englands Weltgewalt wirkt durch ſein Weltkabelmonopol, das ihm die vier Weltteile außerhalb Europas dienſtbar macht.

Schon in Friedenszeiten hat England durch zwanzig Kabelgeſellſchaften die Welt draußen ſich untertan gemacht in jahrzehntelanger, zielbewußter Arbeit, der Deutſchland ſchließlich nur zwei Kabelgeſellſchaften bisher hat gegenüberſtellen können. Vor dem Krieg hat Deutſchland eine deutſche Verbindung mit Amerika gehabt (mit dem Norden und dem Süden), und mit Afrika (nach Togo und Kamerun über Azoren und Kanaren), und in Europa mit Spanien. Der erſte Schritt, den England bei Beginn des Krieges gegen Deutſchland getan hat, war der raſche Schnitt durch die deutſchen Kabel. Und zwar nicht, wie es das Völkerrecht verlangt, in den deutſchen Gewäſſern, ſondern in der neutralen See. An ſolcher Gewalttätigkeit hat auch der Proteſt des mitgeſchädigten Amerika nichts hindern können.

Heute hat Deutſchland keinerlei Kabelmöglichkeit mehr und nur noch eine funkentelegraphiſche Teilverbindung mit Amerika. Dem Funkenturm im deutſchen Afrika hat der erſte Schuß aus den engliſchen Kriegsſchiffen gegolten. Kiautſchou in Aſien kann keine Mitteilung mehr mit der deutſchen Heimat tauſchen. Und in Europa ſelbſt bleiben natürlich auch nur die benachbarten neutralen Länder dem Telegraphen übrig und frei: die drei ſkandinaviſchen Völker im Norden, die Schweiz und Italien im Süden und die Balkanſtaaten mit der Türkei im Südoſten. Sonſt iſt Deutſchland nicht nur politiſch eingekreiſt, ſondern auch vom Kabel-, Funken- und Telegraphenverkehr abgeſchnitten worden. Und die Welt draußen iſt einer feindlichen Lügenflut preisgegeben, die ſich mit ſchmutzigem Schlamm über ſie hinwälzt. . . .

Dieſer Lügenkrieg iſt ein Kriegsmittel geworden: ein regelrechter „Kampf um die Seele der Neutralen“. Wo etwa Sympathien für die deutſche Sache ſich regen könnten, da ſollen ſie erſtickt oder gar in Feindſeligkeit verwandelt werden; wo etwa Bundesgenoſſen ſich bemerkbar machen könnten, da ſollen ſie abgeſchreckt und weggeſcheucht werden — durch die irreführende Vorſtellung von „deutſchen Niederlagen“ und von „deutſchen Greueln“.

Bei dieſem Lügenkrieg iſt noch zweierlei bemerkenswert. Auch dort, wohin der deutſche Telegraph noch reicht, überwiegt teilweiſe die engliſche Lüge des Londoner Reuter-

bureaus oder die französische Verlogenheit der Pariser Havasagentur. Aus zwei Gründen: einmal weil in viele Zeitungen außerhalb Englands und Frankreichs der englische Sovereign und der französische Napoleon eingedrungen sind — auch eine finanzielle Mobilmachung, die sich in Kriegszeiten rentiert. Sodann weil selbst die amtlichen Vertreter Englands und Frankreichs sich nicht schämen, sich selbst zu Dolmetschern der Lügendepeschen zu machen: Botschafter und Konsuln entehren ihre Amtstüren durch solche Anschläge und ihre Amtstätigkeit durch erlogene Extrablätter.

Gegenüber dem Wortschwall der englischen und französischen Lügen wirkt der schlichte „Lakonismus" der deutschen Wahrhaftigkeit wie eine schwächliche Bescheidenheit, die wenig Platz beansprucht und wenig Glauben findet. Und gegenüber der skrupellosen Methodik englischer „Gentlemen" und französischer „Ehrenmänner" wirkt die gewissenhafte Sorgfalt deutscher Vertreter wie eine veraltete Vornehmheit und wie eine unangebrachte Zurückhaltung. Einige Beispiele mögen diese Feststellungen bestätigen und beweisen:

Ein richtiger „Geschichtsforscher" habe die Ehre des Vortritts: der französische Minister des Aeußern a. D. Hanotaux; er behauptet im „Figaro":

Kaiser Wilhelm ist ein Gefangener und ein Opfer der Kriegspartei, an deren Spitze sein eigener Sohn steht und die den Kaiser vom Thron zu stoßen droht!

Wenn ein sogenannter „Geschichtsforscher" von Namen, der Biograph Thiers' und Richelieus, solchen Blödsinn verbreitet — wenn das geschieht am grünen Holz, was soll am dürren werden? Und so belügt der ganze Chor der Pariser Presse sich und die Welt weiter:

Auf Kaiser Wilhelm ist ein Attentat verübt worden, dreimal sogar; das letztemal mit Erfolg: der Kaiser ist ermordet!

Mehrere als Weiber verkleidete Russen sind ins Kronprinzenpalais eingedrungen und haben den Kronprinzen am Hals verwundet!

In Deutschland ist die Revolution ausgebrochen: das Schloß in Berlin und die Paulskirche in Frankfurt stehen in Flammen!

Französische Flieger haben den Frankfurter Hauptbahnhof vollkommen zerstört!

Die englische Flotte hat Hamburg in Brand geschossen!

Im Dom in Berlin ist Kaiser Wilhelm, der einem Attentat zum Opfer gefallen ist, feierlich aufgebahrt. (Dann folgt eine genaue Beschreibung des Trauerzeremoniells.)

General von Deimling ist gefallen oder in die Schweiz geflüchtet.

General von Emmich hat aus Verzweiflung über seine Niederlage bei Lüttich Selbstmord verübt.

Lüttich ist — sechs Wochen nach seinem Fall — noch in belgischem Besitz und hält sich heldenhaft.

Garros, der bekannte Flieger, sieht bei Toul einen deutschen Zeppelin und stürzt sich auf ihn: der Zeppelin explodiert; die Insassen tot, auch Garros.

Bei Lüttich stürzt sich ein belgischer Flieger auf einen deutschen Flieger: der Deutsche wird durchschnitten und der Belgier — fliegt weiter.

Die Deutschen haben (mehrere Tage nach der Besetzung) die Großherzogin von Luxemburg verhaftet; sie ist später wieder freigelassen worden.

Baron Hirsch aus Paris, der in Nordhausen (Deutschland) eine Fabrik besitzt, wird von den Deutschen erschossen, da er durch drahtlose Telegraphie mit Paris Nachrichten austauscht.

In Berlin werden die englischen Damen auf die schändlichste Weise mißhandelt.

Deutschland stellt Italien ein Ultimatum, entweder seine Bundespflichten zu erfüllen oder die Kriegserklärung zu erwarten.

Die Deutschen verletzen die holländische Neutralität.

Die Deutſchen verletzen die ſchweizeriſche Neutralität, indem ſie Baſel beſetzen.

Und wieder iſt es ein Pariſer Akademiker, der ſeinen Namen ſelbſt beſchmutzt: Albert de Mun ſchreibt:

Europa weiß jetzt — denn die Tore Berlins ſind nicht ſo gut bewacht, daß das Gerücht nicht hinausgedrungen wäre —, daß die deutſche Armee zunächſt gezwungen iſt, in den Straßen der Hauptſtadt die Reſerviſten niederzuſchießen, die ſich weigerten, in den Krieg zu ziehen.

Die italieniſche Preſſe hat ihre ganzen erſten Seiten ſo gefüllt:

In Berlin iſt der ſozialdemokratiſche Abgeordnete Liebknecht ſtandrechtlich erſchoſſen worden, weil er gegen den Krieg iſt. Deshalb ſind Barrikadenkämpfe ausgebrochen, in deren Verlauf Roſa Luxemburg gefallen iſt!

Und ſo fort und ſo fort unisono durch die ganze franzöſiſche Preſſe hindurch, nach England hinüber und durch die engliſchen Kabel über die weite Welt hin, in die Zeitungen der neutralen Staaten hinein, ja ſelbſt — wie geſagt — in die Amtsſtuben verantwortlicher Botſchafter: ſo hat der franzöſiſche Botſchafter in Konſtantinopel an die Botſchaftspforte ein Extrablatt angeheftet (am 10. Auguſt!):

Metz iſt in franzöſiſche Hände gefallen!

Und der engliſche Botſchafter in Konſtantinopel hat in ſolchem Ruhm nicht zurückbleiben wollen; er hat — wiederum amtlich und offiziell! — an ſeiner Botſchaft anſchlagen laſſen:

In der Nordſee ſind in einer Seeſchlacht 18 deutſche Kriegsſchiffe vernichtet und fünf erbeutet worden. Allerdings ſind auch acht engliſche Kriegsſchiffe geſunken, und zwar die und die. (Dann folgen die genauen Namen!)

Die engliſchen Depeſchen ſchämen ſich nicht, vor der Welt die eigenen Kriegsſchiffe, das Leben der eigenen Leute verloren zu geben — nur um den Anſchein zu erwecken, die Meldung ſei ſo genau und ſo getreu, daß ſie wahr ſein müſſe. Und doch war alles das von Grund aus gelogen; es hatte bis dahin überhaupt noch keine Seeſchlacht ſtattgefunden.

Und noch eines: Die holländiſche Zeitung „De Tijd" bringt unter der Ueberſchrift „Lügenhafte Berichte" aus Maaſtricht eine Korreſpondenz über Flugblätter, die von den franzöſiſchen Fliegern Comte d'Heſpel und Védrines über Lüttich herabgeworfen wurden. Dieſe Flugblätter enthalten Lügen von ſolch glühender Phantaſie, daß ſie alles bisher Dageweſene überſteigen; es heißt darin: „Nachdem die Franzoſen Metz, Straßburg und Mülhauſen genommen haben, dringen ſie in Baden und in die Pfalz ein. Die Häfen von Hamburg, Altona, Kiel, Lübeck und Stettin haben ſich nach einem Bombardement durch die franzöſiſch-engliſche Flotte übergeben. Die Beſetzung von Namur hat einer unmöglichen Anzahl von deutſchen Soldaten das Leben gekoſtet. 50 000 Deutſche ſind gefangen genommen, 12 Feldbatterien und eine große Anzahl Maſchinengewehre fielen den Belgiern in die Hände. Bei Rupel iſt ein Zeppelin heruntergeſchoſſen worden. Das 31. ruſſiſche Armeekorps rückt ſchnellſtens auf Berlin vor. Die Provinzen Schleſien und Poſen ſind durch zahlreiche japaniſche Regimenter beſetzt worden. Man ſpricht von 550 000 Toten und Verwundeten."

Und ſo fort und ſo fort, lauter Dummheit und Falſchheit.

Was Wunder, wenn ſchließlich der Deutſche Reichskanzler ſelbſt verſucht, ſolchen Lügenkrieg in das Licht der Welt zu rücken — durch eine Erklärung am Sedanstag, die er dem amerikaniſchen Volk widmet:

„Großes Hauptquartier 2. Sept. 1914. Ich weiß nicht, was man in Amerika über dieſen Krieg denkt. Ich nehme aber an, daß dort inzwiſchen der Telegrammwechſel Sr. Majeſtät des Kaiſers mit dem Kaiſer von Rußland und dem König von England bekannt geworden iſt, der unwiderleglich vor der Geſchichte Zeugnis dafür ablegt, wie

der Kaiser bis zum letzten Augenblick bemüht gewesen ist, den Frieden zu erhalten. Diese Bemühungen mußten aber vergeblich bleiben, da Rußland unter allen Umständen zum Krieg entschlossen war und England, das durch ein Jahrzehnt hindurch den deutschfeindlichen Nationalismus in Rußland und Frankreich ermutigt hatte, die glänzende Gelegenheit, die sich ihm bot, die so oft betonte Friedensliebe zu bewähren, unbenutzt vorübergehen ließ, sonst hätte wenigstens der Krieg Deutschlands mit Frankreich und England vermieden werden können. Wenn sich einmal die Archive öffnen werden, so wird die Welt erfahren, wie oft Deutschland England die Freundeshand entgegengestreckt hat. Aber England wollte die Freundschaft mit Deutschland nicht. Eifersüchtig auf die Entwicklung Deutschlands und in dem Gefühl, daß es durch deutsche Tüchtigkeit und deutschen Fleiß auf manchen Gebieten überflügelt werde, wünschte es Deutschland mit roher Gewalt niederzuwerfen, wie es seinerzeit Spanien, Holland und Frankreich niedergeworfen hat. Diesen Moment hielt es jetzt für gekommen und so bot ihm denn der Einmarsch deutscher Truppen in Belgien einen willkommenen Vorwand, am Krieg teilzunehmen. Zu diesem Einmarsch aber war Deutschland gezwungen, weil es dem beabsichtigten französischen Vormarsch zuvorkommen mußte und Belgien nur auf diesen wartete, um sich Frankreich anzuschließen. Daß es für England nur ein Vorwand war, beweist die Tatsache, daß Sir Edward Grey bereits am 2. August nachmittags, also bevor die Verletzung der belgischen Neutralität durch Deutschland erfolgte, dem französischen Botschafter die Hilfe Englands bedingungslos für den Fall zugesichert hat, daß die deutsche Flotte die französische Küste angreife. Moralische Skrupel aber kennt die englische Politik nicht. Und so hat das englische Volk, das sich stets als Vorkämpfer für Freiheit und Recht gebärdete, sich mit Rußland, dem Vertreter des furchtbarsten Despotismus, verbündet, mit dem Lande, das keine geistige, keine religiöse Freiheit kennt, das die Freiheit der Völker wie der Individuen mit Füßen tritt. Schon beginnt England einzusehen, daß es sich verrechnet hat und daß Deutschland seiner Feinde Herr wird. Daher versucht es denn mit den kleinlichsten Mitteln, Deutschland wenigstens nach Möglichkeit in seinem Handel und in seinen Kolonien zu schädigen, indem es unbekümmert um die Folgen für die Kulturgemeinschaft der weißen Rasse Japan zu einem Raubzug gegen Kiautschou aufhetzt, die Neger in Afrika zum Kampf gegen die Deutschen in den Kolonien führt und, nachdem es den Nachrichtendienst Deutschlands in der ganzen Welt unterbunden hat, einen Feldzug der Lüge gegen uns eröffnet. So wird es Ihren Landsleuten erzählen, daß deutsche Truppen belgische Dörfer und Städte niedergebrannt haben, ihnen aber verschweigen, daß belgische Mädchen wehrlosen Verwundeten auf dem Schlachtfelde die Augen ausgestochen haben. Beamte belgischer Städte haben unsere Offiziere zum Essen geladen und über den Tisch hinüber erschossen. Gegen alles Völkerrecht wurde die ganze Zivilbevölkerung Belgiens aufgeboten, die sich im Rücken unserer Truppen nach anfänglich freundlichem Empfang mit versteckten Waffen und in grausamster Kampfesweise erhob. Belgische Frauen haben Soldaten, die sich, ins Quartier aufgenommen, zur Ruhe legten, die Hälse durchschnitten. England wird auch nichts von den Dum-Dum-Geschossen erzählen, die von Engländern und Franzosen trotz aller Abkommen und der heuchlerisch verkündeten Humanität verwendet worden sind, und die Sie hier in Originalpackung ansehen können, so wie sie bei englischen und französischen Gefangenen gefunden wurden. Se. Majestät der Kaiser hat mich ermächtigt, dies zu sagen und zu erklären, daß er volles Vertrauen in das Gerechtigkeitsgefühl des amerikanischen Volkes hat, das sich durch den Lügenkrieg, den unsere Gegner gegen uns führen, nicht täuschen lassen wird. Wer seit dem Ausbruch des Krieges in Deutschland gelebt, hat die große moralische Volkserhebung der Deutschen, die, von allen Seiten bedrängt, zur Verteidigung ihres Rechts auf Existenz freudig ins Feld ziehen, selbst beobachten

können und weiß, daß dieſes Volk keiner unnötigen Grauſamkeit, keiner Roheit fähig iſt. Wir werden ſiegen dank der moraliſchen Wucht, die die gerechte Sache unſeren Truppen gibt, und ſchließlich wird auch die größte Lüge unſere Sache ſo wenig wie unſer Recht verdunkeln können."

So der Reichskanzler Bethmann-Hollweg in einem Dokument, das dauernden geſchichtlichen Wert behalten wird.

Die deutſche Wahrheit wird unterſtrichen auch von nichtdeutſchen Männern und Stellen. So proteſtiert der amerikaniſche Botſchafter in Berlin gegen den „Verleumdungsfeldzug", der gegen Deutſchland geführt wird. Dieſem Proteſt ſchließt ſich der ſpaniſche Botſchafter an. Und auch die deutſche Sozialdemokratie verſucht, ihre internationalen Beziehungen in den Dienſt der Wahrheit zu ſtellen. Aber nach England dringt nichts davon; denn das Reuterbureau hat alle aus Deutſchland kommenden Berichte neuerdings von der Weiterbeförderung einfach ausgeſchloſſen. So ſehr fürchtet England die Wahrheit.

Eines aber muß Deutſchland aus dieſem Lügenkrieg für die künftige Friedensarbeit lernen: die Pflicht, einen internationalen Nachrichtendienſt ſo zu organiſieren, daß er unabhängig von Englands Monopolgewalt die deutſchen Intereſſen ſicherſtellt. Eine Mobilmachung der Verbindung mit der öffentlichen Meinung der Welt muß ſchon im Frieden ſo vorbereitet ſein, daß wir durch einen Krieg nicht überrumpelt und von der Welt abgeſchnitten werden. Die Erfahrung dieſes Kriegs wird das Verſtändnis für ſolche Notwendigkeiten ſtärken und auch die großen Mittel für eine Weltkabelherrſchaft Deutſchlands ſchaffen können und müſſen.

Proteſte gegen den Lügenkrieg unſerer Gegner

Björn Björnſon, der Sohn des großen ſkandinaviſchen Dichters war einer der erſten, der machtvoll gegen die Lügen unſerer Feinde aufſtand. „Wenn man von dem ruſſiſchen Doppelſpiel lieſt", ſchreibt Björnſon, „ſo begreift man Deutſchlands unermeßlichen Zorn über die gebrochenen ruſſiſchen Ehrenworte und die Friedenstelegramme des Zaren." Björnſon ſchildert dann mit Bewunderung das Funktionieren des deutſchen Militärapparats. Dieſes Rubrikweſen, das ſonſt ſo kalt nnd unperſönlich gewirkt habe, — in dieſen Tagen ſei es genial geworden. „Alle, die in den Krieg müſſen, ſtrahlen vor Begeiſterung. Ich habe unter den Tauſenden hier keine einzige Ausnahme geſehen. Alle marſchieren in taktfeſter Disziplin glücklich in ihrem feſten Glauben auf Deutſchlands gute Sache zu den Grenzen vor. Ich ſprach die verſchiedenſten Menſchen. Sie alle zuſammen ſind gleich, der Arbeiter, der Mittelſtand, kein Unterſchied. Und bei jedem neuen Feind, der ſich tagtäglich meldet, werden ſie nur noch ſicherer, noch feſter in ihrer Kampfesluſt. Bei den Zurückbleibenden derſelbe Eindruck! Eine imponierende Ruhe. Das iſt das große Volk! So geht es in dieſen Krieg, den größten der Weltgeſchichte, den je ein Volk auf einmal durchzukämpfen hatte. Geſetzt den Fall", ſchließt Björnſon, „Deutſchland und Oeſterreich ſollten verlieren, ſo ſind es England und Frankreich, die dem Henker ſein Opfer geben. Mein Herz blutet."

Björn Björnſon hat in Berlin einen Nachrichtendienſt eingerichtet, der in den nordiſchen Ländern der Wahrheit zum Recht verhelfen ſoll. Aber ſelbſt dort hatten die engliſchen und franzöſiſchen Meldungen ſchon ſoviel Unheil geſtiftet, daß man ſeine Berichte anfangs für gefärbt hielt, beſonders in Dänemark.

Verzweiflungsvoll baten die Auslandsdeutſchen um raſche Aufklärung der öffentlichen Meinung. Die amtlichen Organe des Reichs hielten ſich jedoch zunächſt in vornehmer Verachtung zurück. Der Reichskanzler war gleich nach den erſten kriegeriſchen Operationen, als die Lügenfabriken zu arbeiten begannen, von dem Generaldirektor der amerikaniſchen

Associated Preß, die auch in Berlin eine Zweiganstalt unterhält, telegraphisch ersucht worden, für die Verbreitung wahrer Nachrichten nach dem Ausland hin zu sorgen. Der Reichskanzler antwortete durch Funkenspruch, er sei leider dazu zurzeit nicht in der Lage, da Deutschland vom Ausland durch Zerstörung seiner Kabel fast völlig abgeschnitten sei. Die deutschen Waffenerfolge würden auch unserem Recht zum Siege verhelfen. Erst als man von anderer amerikanischer Seite an ihn herantrat, ließ er sich bewegen, aus seiner Reserve herauszutreten. Die kraftvolle Kundgebung, die in dem vorausgehenden Aufsatz wörtlich wiedergegeben ist, hat in Amerika starken Eindruck gemacht.

Das Reichskanzlermanifest wurde noch unterstützt durch eine Erklärung der Kriegskorrespondenten der bedeutendsten amerikanischen Blätter gegen die angeblichen deutschen Greuel in Belgien. „Der Wahrheit die Ehre zu geben," heißt es darin, „erklären wir einstimmig die deutschen Greuel, soweit wir es beobachten konnten, für unwahr. Nach zweiwöchentlichem Aufenthalt im deutschen Heer, die Truppen über hundert Meilen begleitend, sind wir tatsächlich nicht in der Lage, auch nur einen einzigen Fall unverdienter Strafe und Vergeltungsmaßregeln zu berichten. Die Disziplin der deutschen Soldaten ist hervorragend; es gibt keine Trunkenheit. Für die Wahrheit dieser Aussagen stehen wir ein mit unserem beruflichen Ehrenwort."

Als sich der englische Ministerpräsident Asquith in einer Rede als Beschützer der Neutralen aufgespielt hatte, holte der deutsche Reichskanzler noch einmal zum wuchtigen Schlag aus in folgender Erklärung, die er an Ritzaus Bureau in Kopenhagen sandte: „Der englische Premierminister hat in seiner Guildhall-Rede für England die Beschützerrolle der kleineren und schwächeren Staaten in Anspruch genommen und von der Neutralität Belgiens, Hollands und der Schweiz gesprochen, die von Deutschland gefährdet sei. Es ist richtig, wir haben Belgiens Neutralität verletzt, weil die bittere Not uns dazu zwang. Aber wir hatten Belgien volle Integrität und Schadloshaltung zugesagt, wenn es mit dieser Notlage rechnen wollte. Belgien wäre dann ebensowenig etwas geschehen wie z. B. Luxemburg. Hätte England als Schützer der schwächeren Staaten Belgien unendliches Leid ersparen wollen, dann hätte es ihm den Rat erteilen müssen, unser Anerbieten anzunehmen. Beschützt hat es unseres Wissens Belgien nicht. Ist also England wirklich ein so selbstloser Beschützer? Wir wissen genau, daß der französische Kriegsplan einen Durchmarsch durch Belgien für einen Angriff auf die ungeschützten Rheinlande vorsah. Gibt es jemand, der glaubt, England würde dann zum Schutz der belgischen Freiheit gegen Frankreich eingeschritten sein? Die Neutralität Hollands und der Schweiz haben wir streng respektiert und auch die geringste Grenzüberschreitung des niederländischen Limburg peinlichst vermieden. Es ist auffällig, daß Herr Asquith nur Belgien, Holland und die Schweiz, nicht aber auch die skandinavischen Länder erwähnt. Die Schweiz mag er genannt haben im Hinblick auf Frankreich, Holland und Belgien aber liegen England gegenüber an der anderen Küste des Kanals. Darum ist England um die Neutralität dieser Länder so besorgt. Warum schweigt Asquith von den skandinavischen Reichen? Vielleicht weil er weiß, daß es uns nicht in den Sinn kommt, die Neutralität dieser Länder anzutasten. Oder sollte England etwa für einen Vorstoß in die Ostsee oder für die Kriegführung Rußlands die dänische Neutralität doch nicht für ein noli me tangere halten? Herr Asquith will glauben machen, daß der Kampf Englands gegen uns ein Kampf der Freiheit gegen die Gewalt sei. An diese Ausdrucksweise ist die Welt gewöhnt. Im Namen der Freiheit hat England mit Gewalt und einer Politik des rücksichtslosesten Egoismus sein gewaltiges Kolonialreich gegründet. Im Namen der Freiheit hat es noch um die Wende dieses Jahrhunderts die Selbständigkeit der Burenrepubliken vernichtet. Im Namen der Freiheit behandelt es heute Aegypten unter Verletzung internationaler Verträge und eines

feierlich gegebenen Verſprechens als engliſche Kolonie. Im Namen der Freiheit verliert einer der malayiſchen Schutzſtaaten nach dem anderen ſeine Selbſtändigkeit zugunſten Englands. Im Namen der Freiheit ſucht es durch Zerſchneidung des deutſchen Kabels zu verhindern, daß die Wahrheit in die Welt dringt. Der engliſche Miniſterpräſident irrt. Seit England ſich mit Rußland und Japan gegen Deutſchland verband, hat es in einer in der Geſchichte der Welt einzig daſtehenden Verblendung die Ziviliſation verraten und die Sache der Freiheit der europäiſchen Völker und Staaten dem deutſchen Schwert zur Wahrung übertragen." v. Bethmann-Hollweg.

Dazu bemerkt das „Berliner Tageblatt" treffend: „Wir ſtehen hier vor einem Feinde, den niederzuringen noch viel ſchwieriger iſt als die Kraftprobe in offener Feldſchlacht. Die Welt iſt tatſächlich an die engliſche, und wie man hinzuſetzen muß, an die franzöſiſche Ausdrucksweiſe gewöhnt. Nicht bloß die von unſeren heutigen Gegnern abhängigen Länder, auch die neutralen Mächte ſtehen faſt durchweg unter dem journaliſtiſchen Druck der deutſchfeindlichen Nachrichtenmache. Um dieſes Ziel zu erreichen, um das Deutſche Reich in der auswärtigen Preſſe matt zu ſetzen, ſind auch die gröbſten Mittel nicht verſchmäht worden. Man hat mit Beſtechungsgeldern nicht gekargt, um ſich einzelne einflußreiche Preßunternehmungen gefügig zu machen. Der Erfolg auf dieſem Gebiet wäre nicht ſo groß geweſen, wenn das Deutſche Reich rechtzeitig Gegenmaßnahmen getroffen hätte. Man hat bei uns allzu lange die Bedeutung der öffentlichen Meinung unterſchätzt."

Die Unwahrhaftigkeit unſerer Feinde

von Gerhart Hauptmann

Wir ſind ein eminent friedliches Volk. Der oberflächliche Feuilletoniſt Bergſon in Paris mag uns immerhin Barbaren nennen. Der große Dichter und verblendete Gallomane Maeterlinck uns mit ähnlichen hübſchen Titeln belegen, nachdem er uns früher „das Gewiſſen Europas" genannt hat. Die Welt weiß, daß wir ein altes Kulturvolk ſind.

Die Idee des Weltbürgertums hat nirgends tiefere Wurzeln geſchlagen, als bei uns. Man betrachte unſere Ueberſetzungs-Literatur und nenne mir dann ein Volk, das ſich ebenſo wie wir bemüht, dem Geiſte und der Eigenart anderer Völker gerecht zu werden, ihre Seele liebevoll eingehend zu verſtehen. Auch Maeterlinck hat bei uns ſeinen Ruhm und ſein Gold gewonnen. Für einen Salon-Philoſophaſter wie Bergſon iſt allerdings im Lande Kants und Schopenhauers kein Platz.

Ich ſpreche es aus: wir haben und hatten keinen Haß gegen Frankreich: wir haben einen Kultus mit der bildenden Kunſt, Skulptur und Malerei, und mit der Literatur dieſes Landes getrieben. Die Wertſchätzung Rodins wurde von Deutſchland aus in die Wege geleitet, wir verehren Anatole France; Maupaſſant, Flaubert, Balzac wirken bei uns wie deutſche Schriftſteller. Wir haben tiefe Zuneigung zu dem Volkstum Südfrankreichs. Leidenſchaftliche Verehrer Miſtrals findet man in kleinen deutſchen Städten, in Gäßchen und Manſarden. Es war ſchmerzlich zu bedauern, daß Deutſchland und Frankreich politiſch nicht Freunde ſein konnten. Sie hätten es ſein müſſen, weil ſie Verwalter des kontinentalen Geiſtesgutes, weil ſie zwei große durchkultivierte europäiſche Kernvölker ſind. Das Schickſal wollte es anders.

1870 erkämpften ſich die deutſchen Stämme die deutſche Einheit und das Deutſche Reich. Unter dieſen Errungenſchaften ward unſerem Volke eine mehr als 40jährige friedliche Epoche beſchieden. Eine Zeit des Keimens, des Wachſens, des Erſtarkens, des Blühens, des Fruchttragens ohnegleichen. Aus einer immer zahlreicher werdenden Bevölkerung bildeten ſich immer zahlreichere Individuen. Individuelle Tatkraft und allgemeine Spannkraft führten zu den großen Leiſtungen unſerer Induſtrie, unſeres

Handels, unseres Verkehrs. Ich glaube nicht, daß ein amerikanischer, englischer, französischer oder italienischer Reisender sich in deutschen Familien, in deutschen Städten, in deutschen Gasthöfen, auf deutschen Schiffen, in deutschen Konzerten, in deutschen Theatern, in Bayreuth, auf deutschen Bibliotheken, in deutschen Museen, wie unter Barbaren gefühlt hat. Wir besuchten andere Länder und hatten für jeden Fremden die offene Tür.

Gewiß, unsere geographische Lage, bedrohliche Mächte in Ost und West, zwangen uns, für die Sicherheit unseres Hauses zu sorgen. So ward unsere Armee, unsere Flotte ausgestaltet. In diese Gestaltung wurde der Strom deutscher Arbeit, Tüchtigkeit und Erfindungskraft zu einem erheblichen Teil hineingeleitet. Daß dies notwendig war, wissen wir jetzt besser, als wir es je gewußt haben. Aber Kaiser Wilhelm II., oberster Kriegsherr des Reiches, hat aus wahrhaftiger Seele den Frieden geliebt und den Frieden gehalten. Unsere exakte Armee sollte einzig der Verteidigung dienen. Wir wollten drohenden Angriffen gegenüber gerüstet sein. Ich wiederhole: das deutsche Volk, die deutschen Fürsten, an der Spitze Kaiser Wilhelm, haben keinen anderen Gedanken gehabt, als durch Heer und Flotte den Bienenstock des Reiches, das fleißige, reiche Wirken des Friedens, zu sichern. Ohne Anmaßung gebe ich meiner tiefen Ueberzeugung Ausdruck, wenn ich sage: es ist ein leidenschaftlich festgehaltener Lieblingsgedanke des Kaisers gewesen, einst die segensreiche Epoche seiner Regierung als durchaus friedliche abzuschließen. Es ist nicht seine, nicht unsere Schuld, wenn es anders gekommen ist.

Der Krieg, den wir führen und der uns aufgezwungen ist, ist ein Verteidigungskrieg. Wer das bestreiten wollte, der müßte sich Gewalt antun. Man betrachte den Feind an der östlichen, an der nördlichen, an der westlichen Grenze. Unsere Blutsbrüderschaft mit Oesterreich bedeutet für beide Länder die Selbsterhaltung. Wie man uns die Waffe in die Hand gezwungen hat, das mag jeder, dem es um Einsicht, statt um Verblendung zu tun ist, aus dem Depeschenwechsel zwischen Kaiser und Zar, sowie zwischen Kaiser und König von England entnehmen. Freilich, nun haben wir die Waffe in der Hand, und nun legen wir sie nicht mehr aus der Hand, bis wir vor Gott und Menschen unser heiliges Recht erwiesen haben.

Wer aber hat diesen Krieg angezettelt? Wer hat sogar den Mongolen gepfiffen, diesen Japanern, daß sie Europa hintertückisch und feige in die Ferse beißen? Jedenfalls doch unsere Feinde, die, umgeben von Kosakenschwärmen, für die europäische Kultur zu kämpfen vorgeben. Nur mit Schmerz und mit Bitterkeit spreche ich das Wort England aus. Ich gehöre zu denjenigen Barbaren, denen die englische Universität Oxford ihren Doktorgrad honoris causa verlieh. Ich habe Freunde in England, die mit einem Fuße auf dem geistigen Boden Deutschlands stehen. Haldane, ehemals englischer Kriegsminister, und mit ihm zahllose Engländer traten regelmäßige Wallfahrten nach dem kleinen, barbarischen Weimar an, wo die Barbaren Goethe, Schiller, Herder, Wieland und andere für die Humanität einer Welt gewirkt haben. Wir haben einen deutschen Dichter, dessen Dramen, wie keines anderen deutschen Dichters, Nationalgut geworden sind: er heißt Shakespeare. Dieser Shakespeare ist aber zugleich Englands Dichterfürst. Die Mutter unseres Kaisers ist eine Engländerin, die Gattin des englischen Königs eine Deutsche. Und doch hat diese stamm- und wahlverwandte Nation uns die Kriegserklärung ins Haus geschickt. Warum? der Himmel mag es wissen. Soviel ist gewiß, daß das nun eröffnete bluttriefende Weltkonzert in einem englischen Staatsmann seinen Impresario und Dirigenten hat. Allerdings ist die Frage, ob das Finale dieser furchtbaren Musik noch den gleichen Dirigenten am Pult sehen wird. „Mein Vetter, du hast es nicht gut gemeint, weder mit dir selbst, noch mit uns, als deine Werkzeuge den Mordbrand in unsere Hütten warfen."

Wenn der Himmel es will, daß wir aus dieſer ungeheueren Prüfung erneut hervorgehen, ſo werden wir die heilige Aufgabe zu löſen haben, unſerer Wiedergeburt würdig zu ſein. Durch den vollſtändigen Sieg deutſcher Waffen wäre die Selbſtändigkeit Europas ſichergeſtellt. Es würde darauf ankommen, den Völkerfamilien des Kontinents begreiflich zu machen, daß dieſer Weltkrieg der letzte unter ihnen bleiben muß. Sie müſſen endlich einſehen, daß ihre blutigen Duelle nur demjenigen ſchwächlichen Vorteil einbringen, der, ohne mitzukämpfen, ſie anſtiftet. Dann müſſen ſie einer gemeinſamen, tiefkulturellen Friedensarbeit obliegen, die Mißverſtändniſſe unmöglich macht. Es war in dieſer Beziehung vor dem Kriege ſchon viel geſchehen. Im friedlichen Wettſtreit fanden ſich die Nationen und ſollten ſich noch zuletzt in den Olympiſchen Spielen zu Berlin finden. Ich erinnere an die Wettflüge, Wettfahrten, Wettrennen, an die internationale Wirkſamkeit von Kunſt und Wiſſenſchaft und die große übernationale Preisſtiftung. Das Barbarenland Deutſchland iſt, wie man weiß, den übrigen Völkern mit großartigen Einrichtungen ſozialer Fürſorge vorangegangen. Ein Sieg müßte uns verpflichten, auf dieſem Wege durchgreifend weiterzugehen und die Segnungen ſolcher Fürſorge allgemein zu verbreiten. Unſer Sieg würde fernerhin dem germaniſchen Völkerkreiſe ſeine Fortexiſtenz zum Segen der Welt garantieren. Mehr als je iſt während der letzten Jahrzehnte z. B. das ſkandinaviſche Geiſtesleben für das deutſche, und umgekehrt, das deutſche für das ſkandinaviſche befruchtend geweſen. Wieviele Schweden, Norweger, Dänen haben in dieſer Zeit, ohne einen fremden Blutstropfen zu fühlen, deutſchen Brüdern zu Stockholm, Chriſtiania, Kopenhagen, München, Wien, Berlin die Hand gereicht. Wieviel heimatliche Gemeinſamkeit iſt nicht allein um die großen und edlen Namen Ibſens, Björnſons und Strindbergs innigſt lebendig geworden.

Ich höre, daß man im Ausland eine Unmenge lügneriſcher Märchen auf Koſten unſerer Ehre, unſerer Kultur und unſerer Kraft zimmert. Nun, diejenigen, die da Märchen fabulieren, mögen bedenken, daß die gewaltige Stunde dem Märchenerzähler nicht günſtig iſt. An drei Grenzen ſteht unſere Blutzeugenſchaft. Ich ſelbſt habe zwei meiner Söhne hinausgeſchickt. Alle dieſe furchtloſen deutſchen Krieger wiſſen genau, für was ſie ins Feld gezogen ſind. Man wird keinen Analphabeten darunter finden. Aber deſtomehr ſolche, die, neben dem Gewehr in der Fauſt, ihren Goetheſchen Fauſt, ihren Zarathuſtra, ein Schopenhauerſches Werk, die Bibel oder Homer im Torniſter haben. Und auch die, die kein Buch im Torniſter haben, wiſſen, daß ſie für einen Herd kämpfen, an dem jeder Gaſtfreund ſicher iſt. Auch jetzt hat man bei uns keinem Franzoſen, Engländer oder Ruſſen ein Haar gekrümmt, oder gar, wie im Lande des empfindſamen Herrn Maeterlinck, an wehrloſen Opfern, einfachen, einſäſſigen deutſchen Bürgern und Bürgersfrauen, grauſamſten, fluchwürdigen, nichtsnutzigen, beſtialiſchen Meuchelmord geübt. Ich gebe auch Herrn Maeterlinck ſpeziell die Verſicherung, daß niemand in Deutſchland daran denkt, ſich von ſolchen Handlungen einer Kulturnation etwa zur Nachahmung reizen zu laſſen. Wir wollen und werden lieber weiter deutſche Barbaren ſein, denen die vertrauensvoll unſere Gaſtfreundſchaft genießenden Frauen und Kinder unſerer Gegner heilig ſind. Ich kann ihm verſichern, daß wir uns, bei aller Achtung vor einer „höheren Geſittung" der franzöſiſch-belgiſchen Zunge, doch niemals dazu verſtehen werden, belgiſche Mädchen, Weiber und Kinder in unſerem Lande feige unter qualvollen Martern hinzuſchlachten. Wie geſagt: an den Grenzen ſteht unſere Blutzeugenſchaft: der Sozialiſt neben dem Bourgeois, der Bauer neben dem Gelehrten, der Prinz neben dem Arbeiter, und alle kämpfen für deutſche Freiheit, deutſches Familienleben, für deutſche Kunſt, deutſche Wiſſenſchaft, deutſchen Fortſchritt, ſie kämpfen mit vollem, klarem Bewußtſein für einen edlen und reichen Nationalbeſitz, für innere und auch äußere Güter, die alle dem allgemeinen Fortſchritt und Aufſtieg der Menſchheit dienſtbar ſind.

Phot. N. Perscheid, Berlin

Generalfeldmarschall Freiherr v. d. Goltz
Gouverneur von Belgien

Die Beſetzung Belgiens bis zur Einſchließung von Antwerpen

Oeſterreichiſche Kriegserklärung an Belgien

28. Auguſt.

Der öſterreichiſch-ungariſche Geſandte am belgiſchen Hof iſt beauftragt worden, dem belgiſchen Miniſter des Aeußern zu telegraphieren: „Da Belgien nach Ablehnung der ihm wiederholt vom Deutſchen Reich geſtellten Anträge Frankreich und Großbritannien ſeinen militäriſchen Beiſtand leiht, die beide an Oeſterreich-Ungarn den Krieg erklärt haben, und, wie feſtgeſtellt, öſterreichiſche und ungariſche Staatsangehörige in Belgien unter den Augen der belgiſchen Behörden eine Behandlung über ſich ergehen laſſen mußten, die den einfachſten Anforderungen der Menſchlichkeit widerſpricht und ſelbſt gegenüber Untertanen eines feindlichen Staates unzuläſſig iſt, ſieht ſich Oeſterreich-Ungarn veranlaßt, die diplomatiſchen Beziehungen abzubrechen und betrachtet ſich von dieſem Augenblick ab als im Kriegszuſtand mit Belgien befindlich."

Der Geſandte hat Belgien mit dem Perſonal der Geſandtſchaft verlaſſen und den Schutz der öſterreichiſchen und ungariſchen Staatsangehörigen dem Geſandten der Vereinigten Staaten von Amerika anvertraut.

Von Lüttich über Namur nach Maubeuge

Amtliche Meldungen

19. Auguſt.

Vor ſeiner Ueberführung nach Deutſchland (S. 90) hat der gefangene Verteidiger von Lüttich, General Leman, folgenden Bericht an ſeinen König geſchickt: „Nach den ehrenvollen Gefechten, welche die dritte Heeresdiviſion, verſtärkt durch die 15. Brigade, am 4., 5. und 6. Auguſt geliefert hatte, war ich der Anſicht, daß die Lütticher Forts nur noch als Riegel dienen könnten. Immerhin behielt ich die Kriegsleitung dieſes Platzes in Händen, um die Verteidigung zu regeln und einen moraliſchen Einfluß auf die Beſatzungen der Forts auszuüben. Daß dieſe Beſchlüſſe berechtigt waren, hat ſich in der Folge ergeben. Eure Majeſtät weiß übrigens, daß ich in dem Fort Loncin mein Quartier genommen hatte. Mit Betrübnis werden Eure Majeſtät vernehmen, daß dieſes Fort kurz nach 5 Uhr nachmittags geſprengt worden war und daß die Mehrzahl ſeiner Beſatzung, vielleicht vier Fünftel, unter den Ruinen begraben liegt. Daß ich bei dieſem Unglück das Leben nicht eingebüßt habe verdanke ich meiner Oberordonnanz, dem Infanterie-Unteroffizier Collard, der vermutlich das Unheil nicht überlebt hat, dem Gendarmen Thevenin und den Ordonnanzen van den Boſche und Lecocq, die mich von einer Stelle des Forts wegholten, wo ich Gefahr lief, durch Pulvergaſe zu erſticken. Ich wurde in einen Graben getragen, wo ich niederfiel. Ein deutſcher Hauptmann, namens Gruſon, reichte mir zu trinken. Ich wurde als Kriegsgefangener in das Lazarett zu Lüttich übergeführt. Ich bin mir gewiß, die Ehre unſerer Waffen hochgehalten zu haben; ich habe weder die Feſtung noch die Forts übergeben. Ich habe durch das Auffliegen Loncins körperlich ſehr gelitten. In Deutſchland, wohin ich jetzt gebracht werde, ſollen meine Gedanken wie früher Belgien und ſeinem König gelten. Gern hätte ich mein Leben geopfert, um beiden beſſer zu dienen, aber der Tod hat mich nicht gewollt".

19. August.

Die französische 5. Kavalleriedivision wurde unter schweren Verlusten bei Perwez, nördlich von Namur, von unserer Kavallerie zurückgeworfen, die dem Feind zwei Geschütze und zwei Maschinengewehre abnahm.

23. August.

Prinz Friedrich von Sachsen-Meiningen ist vor Namur, das seit zwei Tagen beschossen wird, durch einen Granatschuß getötet worden.

Prinz Friedrich von Sachsen-Meiningen, geboren am 12. Oktober 1861 zu Meiningen, war Generalmajor und Kommandeur einer Feldartilleriebrigade. Seit dem 25. April 1889 war er mit Adelheid, Prinzessin zu Lippe, vermählt. Prinz Friedrich ist nahe mit dem deutschen Kaiserhaus verwandt, er ist ein Vetter der Kaiserin. Seine zweitälteste Tochter, Prinzessin Adelheid, hat sich kurz vor dem Kriegsausbruch mit dem Prinzen Adalbert von Preußen verlobt.

25. August.

Meldung des Generalquartiermeisters: Von der Festung Namur sind fünf Forts und die Stadt in unserem Besitz; vier Forts werden noch beschossen. Der Fall scheint in kurzem bevorzustehen. v. Stein.

26. August.

Bei Namur sind sämtliche Forts genommen.

28. August.

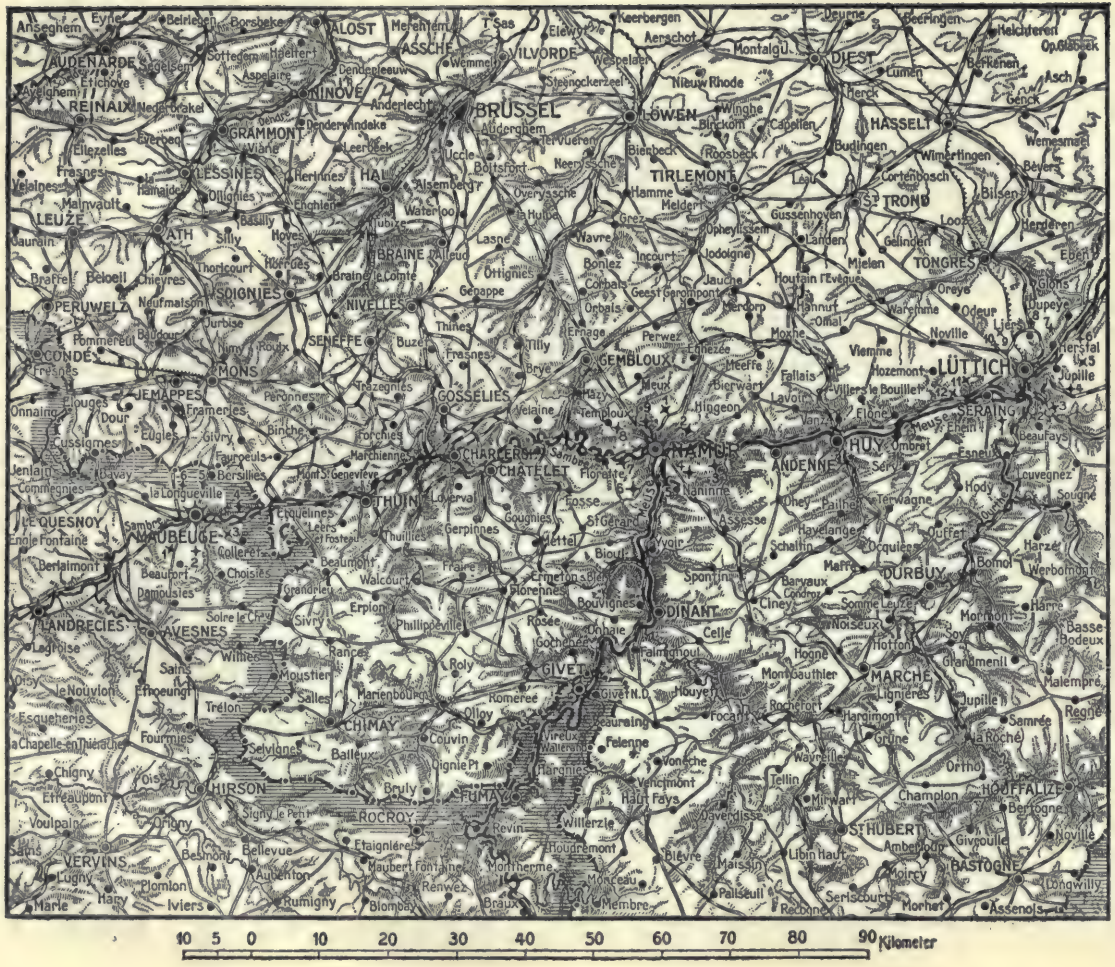
Meldung des Generalquartiermeisters: Namur ist nach zweitägiger Beschießung gefallen. Die Armeen des Generaloberſten von Bülow und des Generaloberſten Freiherrn von Hausen haben etwa acht Armeekorps französisch-belgischer Truppen zwischen Sambre, Namur und Maas in mehrtägigen Kämpfen vollständig geschlagen und verfolgen sie jetzt östlich von Maubeuge vorbei. v. Stein.

Damit ist der Kampf auf dieser Linie nach Frankreich hineingetragen.

Die Einnahme von Namur

Der Fall von Namur hat im Ausland fast noch größeres Aufsehen erregt als die Einnahme von Lüttich. Lüttich war bis zu einem gewissen Grade überrascht worden; man hatte den deutschen Angriff nicht vor dem zwölften Mobilmachungstag erwartet. Namur wußte, was ihm bevorstand, und konnte sich vorbereiten. Aber der belgische Generalstab machte den Fehler, den Gegner zu nahe herankommen zu lassen, und zögerte zu lange mit dem Angriff. Vielleicht wartete er auch vergeblich auf französische Hilfe.

„Die Deutschen," heißt es in einem offenkundig wahrheitsgetreuen belgischen Schlachtbericht, „hatten, durch ihre Lütticher Verluste belehrt, vorgezogen, die Ankunft der großen Geschütze abzuwarten. Die Bewegung dieser Geschütze und der deutschen Hauptkräfte wurden durch den Vorhang einer allgegenwärtigen Kavallerie sorgfältig verschleiert. General Michel und sein Stab werden wegen ihrer Untätigkeit während dieser Zeit sehr getadelt. Unter Deckung durch Nebel brachten die Deutschen schließlich ihre neuen Belagerungsgeschütze, etwa 32 an der Zahl, an zwei Punkten in Stellung, von denen sie ihr Feuer auf einen einzigen Sektor der Verteidigungswerke konzentrieren konnten. Sie waren in einer Mindestdistanz von drei englischen Meilen von den belgischen Verschanzungen aufgestellt und daher den belgischen Geschützen unerreichbar. Ohne sich um die Forts zu kümmern, konzentrierten die Deutschen ihren Eisenhagel zuerst auf unsere Verschanzungen. Zehn Stunden lang hielten unsere braven Jungen diese fürchterliche Prüfung aus, ohne einen Schuß dagegen feuern zu können. Jedem, der seinen Kopf über die feuerbegossenen Wälle heraushob, wurde dieser einfach weggemäht. Die Verluste unter den Offizieren waren schrecklich, und allmählich wurden die ihrer Führer beraubten Soldaten demoralisiert. Mit einem Satz sprangen sie plötzlich auf



Übersichtskarte des südlichen Belgiens und der angrenzenden Teile Frankreichs.

Die Forts der Festung Lüttich:

1. Fort de Boucelles; 2. Fort d'Embourg; 3. Fort de Chaudfontaine; 4. Fort de Fleuron; 5. Fort d'Evegnée; 6. Fort de Barchon; 7. Fort de Pontisse; 8. Fort de Liers; 9. Fort de Lantin; 10. Fort de Loncin; 11. Fort de Hollogne; 12. Fort de Flémalle.

Die Forts der Festung Namur:

1. Fort Cognelee; 2. Fort Marchevolette; 3. Fort Maizeret; 4. Fort Andoy; 5. Fort Dave; 6. Fort St. Heribert; 7. Fort Malonne; 8. Fort Suarlee; 9. Fort Emines.

Die Forts der Festung Maubeuge:

1. Fort de Hautmont; 2. Fort de Bourdiau; 3. Fort de Cerfontaine; 4. Fort de Boussois; 5. Fort des Sarts; 6. Fort de Leveaux.

und flohen — ein allgemeines sauve qui peut. Inzwiſchen waren viele der deutſchen Geſchütze gegen die Forts gerichtet worden. Unſere Forts konnten, mit altmodiſchen Geſchützen von viel kleinerem Kaliber bewaffnet, nur ſchwachen Widerſtand leiſten; das Fort Maizeret gab tatſächlich nur etwa zehn Schuß ab, während es nicht weniger als 1200 Granaten empfing, von denen 20 in der Minute abgefeuert wurden. Im Fort Marchovelette wurden 75 Mann in den Batterien getötet, und beide Forts ergaben ſich bald. Die anderen Werke hielten indeſſen noch ſtand, als die Armee die Stadt verließ."

In einer amtlichen Erklärung des belgiſchen Kriegsminiſteriums wird gegen die engliſche Behauptung Verwahrung eingelegt, Namur habe ſich erſtaunlich raſch ergeben. „Die Feſtung Namur, heißt es in dieſer Rechtfertigung, „iſt einem drei Tage und zwei Nächte währenden Bombardement ausgeſetzt geweſen. Eine ungeheure Menge von Projektilen iſt nicht nur auf die Forts ſelbſt, ſondern auch auf die Zwiſchenräume zwiſchen ihnen geſchleudert worden. Von Anfang an verwendeten die Deutſchen die ſchweren 28 cm-Geſchütze, die die Feſtungswerke vollkommen zerſtört haben. Das Feuer war ſo anhaltend, daß keine Wiederherſtellung der Zwiſchenwerke möglich war. Das Fort Suarlee iſt vom Sonntag, 23. Auguſt, morgens an beſchoſſen worden und fiel am 25. Auguſt, nachmittags 5 Uhr, nachdem es am 23. etwa 800, am 24. etwa 1300, am 25. etwa 1400 Schüſſe von drei Batterien aus ſchwerſten Geſchützen erhalten hatte. Als das Fort fiel, war die bewegliche Mittelpartie zerſtört und jeder weitere Widerſtand zwecklos."

Ein kühner Handſtreich trug einem jungen preußiſchen Leutnant, Namens Otto v. d. Linde, den Orden Pour le merite ein. Er iſt der erſte Leutnant ſeit 1866, der dieſen höchſten preußiſchen Kriegsorden erhält. Er ſelbſt erzählt: „Ich ſollte mit 500 Mann in ungedecktem Gelände auf das Fort Malonne losgehen. Ueberall ſtarrten uns Schießſcharten entgegen, aus denen es jede Sekunde losknallen konnte, und wenn das nicht, ſo konnte ich auf eine der vielen Minen treten, die ringsherum lagen. Von allen Offizieren, die ſich freiwillig dazu gemeldet hatten, wurde ich ausgeſucht. Ich nahm von meinem Zug nur vier Mann mit und im Gänſemarſch näherten wir uns dem Fort. Als der Kommandant uns bemerkte, rief ich ihn an und redete ihm vor, daß ein ganzes Regiment und Artillerie draußen im Walde ſtehe und das Feuer ſofort erfolgen würde, wenn noch eine Minute mit der Uebergabe gewartet würde. Der Kommandant ließ die Brücke herunter, und wir betraten das ſtark befeſtigte Fort. Ich ließ jeden einzelnen hervortreten. Wir unterſuchten ſie. Die Waffen mußten ſie im Fort laſſen. Meine vier Leute hatten das Gewehr im Anſchlag. Der Kommandant übergab mir ſeinen Säbel. Dann ließ ich die Belgier in eine Ecke treten, damit ſie nicht ſehen konnten, wer hereinkäme. Neben dem Kommandanten nahm ich fünf Offiziere und zwanzig Mann gefangen, die übrigen vierhundert waren ſchon vorher geflohen. Ich ließ nun meinen Zug nachkommen. Die Geſichter der belgiſchen Offiziere hättet Ihr ſehen ſollen, als ſie nachher unſere geringere Anzahl wahrnahmen. Bis zur Ablöſung mußte ich das Fort, das gänzlich unbeſchoſſen war, beſetzt halten. Ich erbeutete vier 21 cm-Kanonen, eine Anzahl kleinere Kaliber, 100 Gewehre und mehrere tauſend Gewehrpatronen. Erſt am nächſten Morgen wurde ich abgelöſt."

Im ganzen waren 26 000 Mann in Namur, darunter eine Legion ſchwarzer Kongoſoldaten. Der Fall der Feſtung koſtete den Belgiern nach eigenem Geſtändnis 14 000 Mann.

Der Einzug der deutſchen Truppen in Namur geſtaltete ſich für die deutſchen Kriegsberichterſtatter, die das Glück hatten, ihm beizuwohnen, zu einem erhebenden Schauſpiel. Einer von ihnen erzählt: „Stramm zogen die erſten Regimenter durch die mittelalterlich engen Straßen, die widerhallten von den Marſchliedern. Solchen Einzug muß man erlebt haben. Kalt läuft es einem den Rücken herab, und ein ſtolzes Gefühl, ein Deutſcher zu ſein, bricht ſich Bahn."

Die Haltung der deutschen Soldaten erregte bei der Bevölkerung selbst Bewunderung. Ein Namurer Blatt schreibt: „Man hatte uns in den ersten Tagen des Krieges gesagt, der deutsche Soldat sei müde, demoralisiert, leide Hunger und lasse sich gefangen nehmen, um zu essen zu bekommen. Seine Schuhe hielten keine vierzehn Tage, die Pferde hätten keine Hufeisen mehr und was dergleichen Scherze mehr sind. Und nichts davon war wahr! Jetzt haben wir den deutschen Soldaten gesehen, haben ihn täglich vor Augen. Er ist kräftig, tadellos und praktisch ausgerüstet; seine Kleidung ist neu, sein Schuhwerk hält die längsten Märsche aus; er ist gut genährt, nichts fehlt ihm, ja er hat mehr, als er braucht; seine Pferde sind so frisch, so gut imstande, als kämen sie soeben aus dem Stalle. So sieht die Wahrheit aus. Man muß den Mut haben, es zu sagen. Wir haben ihn. Warum hat man unsere Truppen und unser Volk so getäuscht? Es führt niemals zu etwas Gutem, wenn man seine Gegner herabsetzt."

Die Stadt selbst hat mehr gelitten als Lüttich. Das Rathaus, viele Privathäuser und ein Teil der Zitadelle sind zerstört. Die gesprengten Maasbrücken wurden rasch durch neue Brücken ersetzt.

Die deutschen und österreichisch-ungarischen Riesengeschütze

22. August.

Der Kaiser hat befohlen, Photographien über die Zerstörung der Forts von Lüttich in der deutschen Presse zu veröffentlichen, um damit vor aller Welt den einwandfreien Beweis zu führen, daß Lüttich nicht nur in deutschen Händen ist, sondern daß dem deutschen neuesten Belagerungsgeschütz auch das modernste Panzerfort nicht widerstehen kann. Ein Schuß genügt, um die stärksten Beton- und Panzerdecken durchzuschlagen. Die Wirkung des Geschosses ist eine zerstörende und zerreißende. Die Bilder zeigen das Panzerfort Loncin als einen Trümmerhaufen, hervorgerufen durch das modernste deutsche Geschütz, die 42 cm-Belagerungs-Haubitze*). Von diesem Geschütz stehen der deutschen Armee eine größere Anzahl Stücke zur Verfügung. Munition und Geschosse sind in Tausenden von Exemplaren in den Artilleriedepots vorrätig. Die ersten Versuchsexemplare erforderten einen ungeheuren Aufwand an technischem Können. Seit geraumer Zeit aber sind alle Schwierigkeiten beseitigt. Das Geschütz ist aus dem besten Tiegelgußstahl hergestellt und sehr sorgfältig gearbeitet; seine Tragweite übertrifft die kühnsten Erwartungen aller Artilleristen. Die Haltbarkeit des Rohrs ist dergestalt, daß jedes einzelne Geschütz allen Anforderungen des ganzen Feldzugs gewachsen ist.

* * *

Dieser für die Auslandspresse bestimmten halbamtlichen Meldung fügt die „Neue Züricher Zeitung" den Bericht eines deutschen Reichstagsabgeordneten bei, der seit nahezu zehn Jahren einer der Berichterstatter der Budgetkommission des Reichstags über den Heeresetat und Generalberichterstatter für das gesamte Waffenwesen der Armee ist. Der Abgeordnete schreibt: „Die Ueberraschung, daß das deutsche Heer solche Geschütze besitzt, ist im Ausland wie im Inland gleich groß, denn ihre Herstellung und Beschaffung geschah mit der durch die Sachlage gebotenen absoluten Geheimhaltung, so daß selbst im Reich nur wenige Kreise darüber unterrichtet waren. Als die Versuche abgeschlossen waren und die Bestellung beginnen konnte, galt es, dies Wunderwerk deutscher Kriegstechnik ohne Aufsehen zu beschaffen. An den Besprechungen zur Vorbereitung des

*) Man spricht gewöhnlich von den großen Belagerungsmörsern. Aus einem Schreiben der Firma Krupp an einen dänischen Generalmajor, der das Vorhandensein so großer Belagerungsstücke überhaupt bezweifelt und für unmöglich erklärt hatte, geht jedoch hervor, daß der große Brummer eine Haubitze ist, nach der Art derjenigen, die in kleinerem Kaliber bei der Feldartillerie, in größerem bei der Fußartillerie unseres Feldheeres schon seit längerer Zeit eingeführt sind.

Militäretats für die Budgetkommiſſion des Reichstags nahmen über vierzig Offiziere teil. Als man an einen neuen Titel im Abſchnitt „Waffenweſen“ kam, bat der Departementschef für das Waffenweſen, dieſen Titel nicht jetzt beſprechen zu wollen. Am Schluß der Sitzung erklärte er mir ſtreng vertraulich, daß es ſich um die neuen Belagerungshaubitzen handle. Der Generalſtab habe die dringende Bitte, daß über die ganze Angelegenheit kein Wort in der Kommiſſion berichtet werde; nicht einmal die anweſenden Offiziere hätten Kenntnis von dieſem Fortſchritt. Der Wunſch des Generalſtabs fand glatte Erfüllung. Nun ging es an die Arbeit, eine große Anzahl von Geſchützen ſind bereits in der Front, andere in den Arſenalen. Vor ſechs Wochen weilte ich als Mitglied der Rüſtungskommiſſion in einer Munitionsfabrik und konnte feſtſtellen, daß jede beliebige Anzahl von Geſchoſſen und Hülſen für dieſes Geſchütz in kürzeſter Zeit hergeſtellt werden kann, ganz abgeſehen von den zahlreichen Beſtänden. Auf die Frage, ob ſich dieſe Haubitzen nicht ſchnell abnützen, gab ein ſachkundiges Direktionsmitglied die beſtimmte Antwort, daß es auf der ganzen Welt nicht ſo viel Feſtungen gebe, um nur eine einzige verwendungsunfähig zu machen.“

Die Wirkung dieſer Rieſenhaubitzen, denen wir in erſter Linie die raſche Einnahme von Lüttich und Namur verdanken, iſt ganz fürchterlich. „Unſere Geſchütze“, erzählt ein Eiſenbahn-Unteroffizier, „die zum Niederſchießen von Feſtungen beſtimmt ſind, ſind Prachtſtücke. Die Geſchoſſe, die wir ſchmeißen, haben ungefähr 1 m Länge und wiegen 14 Zentner, alſo ganz nette Apparate. Wie Du aus den Zeitungen wiſſen wirſt, iſt die Stadt Lüttich ſofort gefallen, aber mehrere Forts beſtanden noch. Zwei dieſer Forts ſollten wir beſchießen. Wir bauten über Nacht unſere großen Brummer ein. Am 13. Auguſt um 8 Uhr morgens ſollte der erſte Schuß fallen, doch die beiden Forts zogen es vor, ſich vorher zu ergeben. Die Kerle hatten irgendwie Wind von der Sache bekommen und kriegten es mit der Angſt zu tun. Am nächſten Tage begleiteten wir die Gefangenen, 706 Mann, zurück bis P., wo ſie von Infanterie in Empfang genommen wurden. Nun bauten wir unſere Kanonen wieder ab, verluden ſie auf die Bahn und dampften weiter nach Lüttich zurück, wo wir Samstag den 15., abends, ankamen. Sofort wurden die großen Brummer wieder abgeladen. Ein Feldbahngleis wurde mitten durch die Stadt gebaut bis zu einem ſchönen Park, wo wir über Nacht mitten zwiſchen Blumenbeeten unſere „Großen“ einbuddelten. Auf der Weſtſeite hielten ſich nämlich noch zwei Forts. Montag früh um 7 Uhr fiel der erſte Schuß. Die Wirkung an den umliegenden Häuſern war enorm. Sämtliche Fenſter platzten und in manchen Häuſern fiel die Zimmerdecke ein; ein derartiger Luftdruck entſteht durch das Abfeuern. Den Flug des Geſchoſſes konnten wir von Anfang bis zu Ende verfolgen, da die Dinger die Luft mit einem ohrenbetäubenden Geräuſch durchſchneiden. Im ganzen gab unſere Artillerie fünf Schuß ab; die drei erſten dienten zum Einſchießen, die beiden anderen waren Treffer, für jedes Fort einer. Dieſe aber genügten; ſchon hißten die Belgier die weiße Fahne. Nachmittags gingen wir in ein von anderen Geſchützen beſchoſſenes Fort Loncin, um es zu beſichtigen. Hier hatte ein Geſchoß eine 4 m ſtarke Betondecke durchſchlagen, war in die Pulverkammer gefallen und dort explodiert. Das ganze Fort flog in die Luft und die Beſatzung, 800 Mann, wurden bis auf ſechs Verwundete getötet. Das ganze Fort bot einen entſetzlichen Anblick. Kein Stein ſtand auf dem andern. Schwere, viele hundert Zentner wiegende Geſchützürme waren gleich durchſchlagen oder umgeworfen. Ich hätte nie geglaubt, daß unſere ſchwere Artillerie eine derartige Wirkung erzielen könnte.“

Ebenſo furchtbar zeigte ſich ihre Wirkung bei den Forts von Namur. „Ich ſah Forts“, ſchreibt ein Kriegsberichterſtatter, „die nur noch einen tiefen Krater bildeten, mehrere Meter dicke Zementgewölbe waren in Fetzen zerriſſen oder türmten ſich wie Felſenblöcke übereinander. An einer Stelle lagen 150 Belgier, die mit ihrem General lieber ſterben als ſich ergeben wollten, unter den Trümmern begraben.“

Die photographischen Aufnahmen bestätigen diese Schilderungen. Das Ganze ist ein Chaos von Betonblöcken, Mauerresten, geborstenen oder zerbogenen Panzertürmen, von Schutt und Erde in wildester Zerklüftung, als wenn vulkanische Kräfte hier plötzlich aus dem Innern der Erde die sie deckende Fels- und Panzerrinde wie einen Federball in die Luft geschleudert hätten.

Bei der Belagerung von Namur sind zum erstenmal auch große Motorbatterien verwendet worden, die uns unsere österreichisch-ungarischen Verbündeten zur Verfügung gestellt haben. Durch ihre Beweglichkeit und rasche Gebrauchsfertigkeit haben sich diese — es sind 30,5 cm-Mörser — vorzüglich bewährt. Sie waren in Oesterreich erst kurz vor dem Ausbruch des Kriegs in die schweren Belagerungsparks eingestellt worden, also noch gerade rechtzeitig. Skoda hat mit ihrer Konstruktion insofern ein Meisterstück geliefert, als diese Mörser trotz ihres notwendigen enormen Gesamtgewichtes vermöge sinnreicher Zerlegung selbst für Automobiltransport auf schwierigen Straßen geeignet sind. Die Wiederzusammensetzung und der Einbau in die Bettung benötigt nur ganz kurze Zeit, so daß diese Mörser ohne Zeitverlust nach Erfüllung ihrer Aufgabe zu neuen Zwecken herangezogen werden können. Auch bei diesen Ungetümen ist die mathematische Schußpräzision erstaunlich. England und Frankreich haben schon längere Zeit mit großen Motorbatterien Versuche gemacht, sind aber hierin von Oesterreich überholt worden.

Der Rückzug der Verbündeten aus Belgien

Nach dem Fall von Namur gaben die Franzosen die Sambrelinie auf und traten den Rückzug aus Belgien an. Nach ihrer eigenen Meldung geschah dies natürlich freiwillig; wir wissen jedoch aus dem Bericht des Generalquartiermeisters, daß eine gründliche Niederlage ihnen den Entschluß zum Rückzug außerordentlich erleichterte. Der militärische Mitarbeiter der „Times", der überhaupt seinen Aerger über die rasche Rückwärtskonzentration der Verbündeten aus Belgien schlecht verbergen kann, gibt das, wenn auch etwas gewunden, zu. „In dem von Maas und Sambre gebildeten Winkel," schreibt er, „stand eine starke französische Armee, und wenn sie nicht eine Niederlage erlitten hat, ist es schwer, ihren Entschluß zum Rückzug zu verstehen. Einem Rückzug von der Sambre muß fast notwendigerweise ein Rückzug von der Maas südlich von Namur folgen; er öffnet die Tür für den Vormarsch der deutschen Korps, die kürzlich auf der Linie Marche—Bastogne und südwärts standen. Diese Korps können jetzt durch das Loch von Chimay vordringen und sich mit ihren Kameraden, welche die Sambre überschreiten, vereinigen. Wenn wir auch hoffen und glauben, daß unser Gegenangriff im Norden nur aufgeschoben nicht aufgegeben ist, so müssen wir doch offen eingestehen, daß mit dem Verlust von Namur und der Flußlinie eine Angriffsbewegung für uns unter weit weniger günstigen Bedingungen vonstatten geht als früher. Der Rückzug ist für einen Gegenangriff ein schlechtes Vorspiel."

Eine englische Armee, die bei Mons stand, wurde in die Rückzugsbewegung der Franzosen hineingezogen. In dem amtlichen Gefechtsbericht des Feldmarschalls French heißt es hierüber: „Die Engländer nahmen am 22. August eine Stellung von Ath über Mons bis Binche ein. Nach den Mitteilungen des französischen Hauptquartiers nahm ich an, daß ich höchstens zwei deutsche Armeekorps vor meiner Front hatte. Unsere Stellung war vorzüglich. Am Abend des 23. August erhielt ich von General Joffre die unerwartete Meldung, daß drei deutsche Armeekorps gegen meine Front vorgingen und ein weiteres Korps eine Umgehungsbewegung von Tournay aus ausführe. General Joffre teilte mir ferner mit, daß die französische Armee, die zur Rechten der Engländer stand, sich zurückziehe. Infolgedessen entschloß ich mich, auf eine vorher rekognoszierte

Stellung zurückzugehen, die ſich von Maubeuge weſtlich von Jenlain und ſüdöſtlich von Valenciennes ausdehnte."

Die Deutſchen rückten nun auch ſüdlich von Namur vor. Bei dieſem Vorſtoß gelang dem 2. ſächſiſchen Feldartillerie-Regiment Nr. 23 ein kühner Handſtreich, der in der Geſchichte dieſes Feldzugs nicht vergeſſen werden darf. Nach einem ſiegreichen Gefecht bei Dinant hatte das Regiment den Befehl erhalten, die Maas zu überſchreiten und den Gegner zu verfolgen. Als der Kommandeur des Regiments, Major Richter, auf einer etwa 1800 Meter öſtlich von Bioul liegenden Höhe ankam, meldete ihm der Führer einer ſächſiſchen Huſarenpatrouille, Bioul ſei voller Feinde, die die Patrouille beſchoſſen hätten. Nach einer kurzen Orientierung ſtellte der Major die Richtigkeit der Meldung feſt und ließ eine Batterie in Stellung gehen und das Dorf unter Feuer nehmen. Nach wenigen Schüſſen ſchon zeigte ſich in dem Dorf große Unruhe. Daraufhin ritt ein Leutnant mit wenigen Reitern ins Dorf hinein, während eine Kompagnie auf Befehl des Majors heranrückte, um gegen Bioul vorzugehen. Der Major folgte nach und ſah zu ſeinem großen Erſtaunen, daß die in dem Dorfe befindlichen belgiſchen Truppen ſich ohne Kampf den wenigen Reitern ergaben. Zunächſt kamen Hunderte, dann Tauſende von belgiſchen Soldaten, Offiziere, Unteroffiziere und Mannſchaften, mit hocherhobenen Händen und baten um Gnade. „Wir ergeben uns," riefen ſie, „das deutſche Artilleriefeuer können wir nicht aushalten." Die Zahl der Gefangenen wurde immer größer. Schließlich war es dem Major gelungen, eine ganze belgiſche Diviſion durch die tollkühne Ueberraſchung gefangen zu nehmen. Das Endergebnis waren 8100 Gefangene, 50 nagelneue Kruppgeſchütze, ein Wagenpark von 500 bis 600 Wagen, 100 Automobile und gegen 2500 Pferde.

Der Vorſtoß nach Nordbelgien

Deutſche amtliche und holländiſche Meldungen

18. Auguſt.

Der König der Belgier und ſeine Familie ſind nach dem Schloß von Antwerpen übergeſiedelt. Die Ueberſiedlung der Regierung von Brüſſel nach Antwerpen hat begonnen. In der Umgebung von Brüſſel wird durch die Bürgerwehr der Stadt die Verteidigung vorbereitet.

20. Auguſt.

Amtliche Meldung: Unſere Truppen eroberten bei Tirlemont eine Feldbatterie, eine ſchwere Batterie, eine Fahne und machten 500 Gefangene.

Holländiſche Meldungen: In Brüſſel ließ der Bürgermeiſter in der vergangenen Nacht Proklamationen anſchlagen, daß die Beſetzung Brüſſels durch die Deutſchen bevorſtehe. Er ermahnt zu vollkommener Ruhe. Die Stadtverwaltung bleibt auf dem Poſten, die Bürgerwehr iſt entwaffnet; die Waffen wurden nach Antwerpen gebracht. Die Einwohner von Tirlemont und Löwen flüchten nach Antwerpen. Dort iſt jetzt auch das belgiſche Hauptquartier, das zuerſt nach Mecheln verlegt worden war. In Antwerpen, wohin ſich auch das Feldheer zurückzieht, werden die Tore geſchloſſen.

20. Auguſt.

Amtliche Meldung: Die deutſchen Truppen ſind in Brüſſel eingerückt.

20. Auguſt.

Die belgiſche Königsfamilie will im Falle einer Gefahr nach England flüchten. Zwei Staatsdampfer ſind in Antwerpen zu dieſem Zweck ſtändig unter Dampf. In Gent iſt die garde civique entwaffnet worden; die Waffen wurden nach Antwerpen geſchickt. Gent wird ſich den Deutſchen ergeben.

26. August.

Ein Zeppelin-Luftschiff erschien in der Nacht vom 24. zum 25. August über Antwerpen und warf sieben Bomben, wodurch zehn Personen getötet, 25 verletzt und eine Anzahl Gebäude zerstört wurden. In der Nähe des königlichen Schlosses explodierten Granaten, richteten aber nur geringen Schaden an.

27. August.

Meldung des Generalquartiermeisters: Aus Antwerpen haben am 25. und 26. August vier belgische Divisionen einen Angriff gegen unsere Verbindung in der Richtung Brüssel gemacht. Die zur Abschließung von Antwerpen zurückgelassenen Kräfte haben diese belgischen Truppen geschlagen, dabei viele Gefangene gemacht und Geschütze erbeutet. Die belgische Bevölkerung hat sich fast überall an den Kämpfen beteiligt, daher sind strengste Maßnahmen zur Unterdrückung des Franctireur- und Bandenwesens angewendet worden. v. Stein.

Ergänzend wird gemeldet: Zur selben Stunde, als der Ausfall der Belgier aus Antwerpen erfolgte, versuchte die gesamte Bürgerschaft von Löwen einen offenbar verabredeten Ueberfall auf die anwesenden deutschen Truppen. Dem sofortigen scharfen Eingreifen der Deutschen gelang es nach hartnäckigem Straßenkampf, der Belgier Herr zu werden. Da sofort in schärfster Form Bestrafung erfolgte, liegt ein Teil dieser an Kunstschätzen so reichen Stadt heute in Trümmern.

31. August.

Die Königin der Belgier hat Antwerpen verlassen, um ihre Kinder nach London zu begleiten. Wie Churchill kürzlich im englischen Unterhause mitteilte, sind weitere englische Truppen in Ostende gelandet.

2. September.

Ueber Antwerpen erschien morgens um 3 Uhr ein Zeppelin-Luftschiff und eröffnete ein heftiges Bombardement, das großen Schaden stiftete. Es gab viele Tote. 19 Häuser wurden schwer beschädigt. Fünf Bomben sollen auf eine Viehweide gefallen sein. Das Luftschiff wurde mit Gewehren und Kanonen beschossen.

2. September.

Die Deutschen beschossen Mecheln, dessen Besatzung sich zurückzog. Bei dem Bombardement der Stadt, das großen Schaden anrichtete, wurde der König durch ein Granatstück leicht an der Hand verwundet. Die Granate schlug in seiner unmittelbaren Nähe ein und zertrümmerte die Hinterräder seines Automobils. König Albert hatte persönlich das Kommando der Truppen übernommen, um ihren Rückzug zu leiten.

4. September.

Die Festung Termonde ist von den Deutschen genommen worden. Die belgischen Truppen, die Termonde verteidigten, — im ganzen 15000 Mann, — hatten zur Besatzung von Namur gehört; sie waren nach dem Fall von Namur nach Nordfrankreich geflohen, hatten sich in Havre auf englischen Transportdampfern eingeschifft und waren so wieder an der belgischen Küste gelandet. Obgleich Termonde durch die drei Antwerpener Außenforts Willebrock, Londerszeel und Lebbeke geschützt ist, deren Artillerie und Besatzungstruppen in den Kampf eingriffen, war es in wenigen Stunden in den Händen der Deutschen. Die belgische Garnison ging in der Richtung auf die Schelde zurück, und zwar so rasch, daß sie keine Zeit mehr fand, die Scheldebrücke bei Hamme zu sprengen.

5. September.

Die Belgier durchstachen den Löwenkanal, um die Gegend unter Wasser zu setzen.

6. September.

Die Deutschen gingen nordwestlich von Brüssel zwischen Gent und Antwerpen vor. Alle Verbindungen zwischen diesen beiden Städten sind unterbrochen. Bei Dor-

deghem in der Nähe von Wetteren, südöstlich von Gent, fand am 5. September ein Gefecht statt. Die Belgier mußten sich vor der feindlichen Uebermacht zurückziehen. Ein Kommandant ist gefallen.

7. September.

Die Königin der Belgier ist nach Antwerpen zurückgekehrt.

8. September.

Die deutschen Truppen haben die Belgier bei Melle nach einem Bombardement zurückgeworfen. Sie lagerten am 7. September in der Gegend von Termonde und Aalst und rücken nun in der Richtung auf Gent vor. Der deutsche General ersuchte den Bürgermeister von Gent, nach Oordeghem zu kommen, um mit ihm zu verhandeln. Es wurde ein Uebereinkommen dahin erzielt, daß die deutschen Truppen nicht in die Stadt Gent einziehen, die dortige Bürgerwacht entwaffnet wird und die Stadt bestimmte Heereslieferungen leistet. In Gent war die Freude groß. Gleichwohl ereignete sich am Nachmittag ein Zwischenfall. Infolge eines Mißverständnisses wurde in Gent auf zwei deutsche Offiziere geschossen, von denen einer getötet und der zweite verwundet wurde. Der Bürgermeister begab sich sofort wieder zu dem deutschen General, um mit ihm über die Angelegenheit zu verhandeln.

9. September.

Alles Gold der Nationalbank ist von Antwerpen nach London gebracht worden. Dem belgischen Generalstab sind zwei englische Offiziere beigegeben worden. Das südlich von Antwerpen liegende Land soll in einer Ausdehnung von 70 Quadratmeilen überschwemmt werden, um die Deutschen am Einmarsch zu hindern. Die Wassertiefe wird zwischen einigen Zoll und mehreren Fuß schwanken.

14. September.

Amtliche Meldung: Ein Ausfall aus Antwerpen, den drei belgische Divisionen unternahmen, ist zurückgeworfen worden.

Der Einzug der Deutschen in Brüssel

Nach Erzählungen von Augenzeugen

Fast bis zum letzten Augenblick wußte man in Brüssel, wo man noch nicht einmal an den Fall Lüttichs glaubte, das Heranrücken der Deutschen zu verheimlichen. Erst am 19. August dämmerte den Brüsselern allmählich die Erkenntnis dessen, was ihnen bevorstand. „Vom frühen Morgen an", erzählt ein Holländer, „strömten Tausende von Flüchtlingen aus der Gegend von Diest, Tumtich, Tirlemont und Löwen in die Stadt und gegen Mittag wurde diese traurige Schar, die Brüssel mit Wehklagen erfüllte, noch vermehrt durch die Bewohner des flachen Landes zwischen Brüssel, Löwen und Mecheln, die bei der Botschaft von dem Herannahen der „Preußen" und aus Angst vor ihren Gewalttaten geflohen waren. Gegen Abend, als man an diesem Herannahen nicht mehr zweifeln konnte, auch die vertrauensseligsten Optimisten nicht, die auf die rosigen Berichte des Kriegsministeriums schworen, wuchs die Erregung sich zur Panik aus, und das war in dem großen und sonst so fröhlichen Brüssel das Jammervollste, das man sich vorstellen konnte. Wenn man sah, wie ein armer Bauer seine darbenden Angehörigen und seine armselige Habe auf eine Karre lud, und sich selbst neben einem magern Esel ans Ziehen machte, dann wurde man ergriffen, und doch sagte man sich wieder, daß dies nun einmal im Kriege nicht anders ist, vielmehr in die ganze Umgebung hineinpaßt, in die verlassenen Aecker und Felder, die von frisch aufgeworfenen Laufgräben durchschnitten werden, und in das Durcheinander von weggeworfenen Tornistern, menschlichen Leichen und Pferdekadavern." Das allgemeine Entsetzen war derart, daß ein englischer Kino-

photograph Schrecken und Geheul hervorrief, als er seinen Apparat auf die Flüchtenden richtete, da sie glaubten, es sei eine Mitrailleuse.

Den Höhepunkt erreichte die Panik, als um drei Uhr nachts der Oberbürgermeister Max eine Proklamation anschlagen ließ, in der er die Bürger aufforderte, sich jeder Feindseligkeit und jeden Waffengebrauchs zu enthalten, andererseits jede Auskunft über belgische Truppen zu verweigern und sich vor Spionen und Agenten zu hüten; das Privateigentum und Leben der Bürger, die Ueberzeugung des Einzelnen müsse der Feind gemäß den Gesetzen in Ehren halten. So lange er (der Bürgermeister) lebe, werde er mit aller Kraft die Bürger beschützen.

Diese Proklamation wirkte wie ein Donnerschlag. „Wie ein fahler Spuk," schreibt ein anderer Holländer, „ergriff die Angst die Stadt Brüssel, diese Stadt des Frohsinns, der Freude und der Ueppigkeit; sie fegte den eingebildeten Triumph und die prahlerische Herausforderung hinweg mit gellendem Hohngelächter; trieb das Volk zum Wahnsinn und ballte es zu Scharen zusammen; vor sich her trieb der Schreck die Leute, weg, weit aus der Stadt, die den Feind, den furchtbaren Feind, den Ulan, den Totenkopfhusar, den mecklenburgischen Grenadier zu erwarten hatte, die von diesen Horden ausgeplündert und gebrandschatzt und deren Bewohner erschossen und vergewaltigt werden würden, so wie es anderswo allgemein geschehen war. Das wußte doch ein jeder, und einer erzählte es dem andern. Gesehen freilich hatte es niemand, aber wohl gelesen und gehört, von überall und allenthalben. Also hinweg, nur hinaus, hinaus, ehe „sie" da sind!"

Man sieht: die dauernden Lügenmeldungen über Greueltaten deutscher Soldaten, mit denen die belgische Presse ihre Leser überschüttet hatte, rächten sich jetzt am eigenen Volk in Gestalt dieser Todesangst, und das um so schlimmer, als dieselbe Presse gleichzeitig spaltenlange Berichte über die Kriegsunlust der deutschen Truppen gebracht hatte. Ein Brüsseler erzählt: „Tage- und wochenlang hatte man hier von nichts anderem gehört als von den Deutschen, die nicht schießen könnten, von den Deutschen, die nicht kämpfen möchten, von den Deutschen, die schier verhungerten, und nun stehen sie auf einmal vor den Toren, haben das belgische Heer vor sich hergetrieben, und die Brüsseler Bevölkerung sieht auf die Straßenbarrikaden, von denen es so viel erwartete, und begreift nur schwer, oder gar nicht, jedenfalls nicht ohne Murren, daß die Militärverwaltung der Hauptstadt mit ihrer Wegräumung eine sehr weise Tat vollbracht hat. Einen Augenblick schien es mir, es war gestern abend, als ob das Schrecklichste in Erfüllung gehen sollte: daß die Bürgerwehr, brave, opferwillige, pflichtgetreue Bürger im Soldatenkleide, eifrige Hüter der Ordnung, gegen die Deutschen ins Feuer geführt werden würden. In geschlossenen Kompagnien, mit Hörnerklang und Kriegsgesang zog die garde civique zum Nordbahnhof, von einer erregten Menge mit Freudenrufen begleitet. Allein zum Glück waren es nur die Abteilungen aus der Provinz, die nun heimkehrten, oder Brüsseler, die ihre Waffen abliefern gingen. Diese wurden in Massen aus dem Bereich der Deutschen weggeschafft, dahin, wo die belgischen Truppen schon gezogen waren. Die allgemeine Entwaffnung Brüssels war befohlen, und die Behörde beschränkte sich darauf, in Aufrufen des Bürgermeisters und des Ministers des Innern die Bürgerschaft zur Ruhe zu mahnen und vor Gewalttaten zu warnen. Brüssel war aufgegeben."

An den großen Bahnhöfen drängten sich Tausende, die vor der Ankunft der Deutschen die Stadt verlassen wollten. Selbst Familien des Adels begannen aus ihren Palästen zu fliehen und saßen trotz ihres Namens und Geldes genau wie die Armen auf ihren Gepäckstücken im Nordbahnhof, um über Ostende nach England zu fliehen. Doch wurde der Eisenbahnverkehr bald eingestellt. Auch Autos waren nicht mehr zu haben.

Am 20. August um 11 Uhr vormittags zogen die ersten deutschen Kavallerieabteilungen an der Porte de Louvain ein. Bürgermeister Max war den deutschen

Truppen entgegen gegangen und ließ bei ihrer Ankunft die weiße Flagge hochziehen. Der kommandierende deutſche Offizier trat vor, unterhielt ſich einige Augenblicke höflich mit dem Bürgermeiſter und gab die beſtimmte Verſicherung ab, daß der Stadt keinerlei Leids geſchehe, ſolange ſie ſich ſtill halte und von jeder Feindſeligkeit abſehe. Hierauf fuhren Offiziere in Kraftwagen nach dem bekannten großen Marktplatz, um im Rathaus geſchäftliche Dinge mit den Behörden zu ordnen. Nach kurzer Orientierung ritten Patrouillen in verſchiedenen Richtungen ab, um die Bahnhöfe, die Banken, die Poſt, die Börſe, den großen Markt und andere Punkte zu beſetzen. Das ging alles ſo ruhig zu, wie im Manöver.

Der Vertreter der „Daily News“ berichtet ſeinem Blatt: „Die Stadt iſt beim Einzug völlig ruhig geblieben. Es hat keine Kundgebung ſtattgefunden. Es iſt kein Schuß gelöſt worden. Der Telegraph iſt natürlich für den Privatverkehr geſperrt. In Brüſſel erſcheint keine Zeitung mehr.“

Nach dem Einzug der deutſchen Truppen war Brüſſel wie ausgeſtorben; die ſonſt gedrängt volle Geſchäftsader, der Boulevard Anſpach, lag ſtill wie ein Friedhof. Große Angſt herrſchte, daß für die Zerſtörung einiger deutſcher Reſtaurants und Geſchäftshäuſer Vergeltung geübt würde. Die Barrikaden, die von der Bürgergarde in den letzten Tagen erſtellt worden waren, und die Stacheldrahtſperren wurden von den Bürgern in aller Eile entfernt. Ein Holländer ſchreibt: „Nun herrſcht in Brüſſel Ruhe und Friede unter deutſcher Fahne, wenn das Volk es nur ſo will und die dringenden Mahnungen ſeiner Behörden befolgt. Wie wird man ſich wundern über die gute Zucht, die der gefürchtete Feind zu halten weiß! Da muß es bald einen Rückſchlag in günſtigem Sinne geben. Diejenigen aber, die das belgiſche Volk ſo lange und ſo grob getäuſcht haben, müßten zur Verantwortung gezogen werden.“

In Paris hat die Nachricht von der Beſetzung Brüſſels durch die Deutſchen ſehr niederſchmetternd gewirkt; ſogar eine amtliche Beileidskundgebung wurde erlaſſen. „Die franzöſiſche Regierung,“ heißt es darin, „legt Wert darauf, zu verſichern, daß die Leiden Belgiens von Frankreich mitempfunden werden. Seit das belgiſche Gebiet durch die deutſchen Soldaten verletzt worden und belgiſches Blut gefloſſen iſt, um den deutſchen Durchzug zu verhindern, ſind die beiden Nationen untrennbar verbunden und fortan zuſammen Eins geworden. Frankreich iſt entſchloſſen, alles zu tun, um das Gebiet ſeines Bundesgenoſſen frei zu machen, und es erachtet ſeine Aufgabe erſt dann vollkommen gelöſt, wenn kein deutſcher Soldat mehr auf belgiſchem Boden geblieben iſt.“

Einen intereſſanten Beitrag zur Pſychologie des Belgiers, beſonders des Brüſſelers, liefert ein Vorkommnis, das zugleich zeigt, wie raſch ſich Brüſſel von ſeinem Schrecken erholt hat. Ein Holländer beſchreibt ſehr anſchaulich eine Pilgerfahrt der Brüſſeler nach dem zerſtörten Löwen. „Nun wahrhaftig, die Belgier bleiben ſich unter allen Umſtänden gleich. Heute bin ich wieder nach Brüſſel gekommen, und zwar von Lüttich über Hannut, Tirlemont und Löwen; ich bin abermals durch das düſtere verheerte Löwen gezogen, an den Schutthaufen vorbei und darüber hinweg, doch es war keine tote Stadt mehr, es war wirklich fröhlich und gemütlich darin, mitten in dem Elend der ausgebrannten Stadt; denn die Brüſſeler waren erſchienen, pour voir un peu, auf Fahrrädern, in offenen Kutſchen und Jagdwägelchen, auch zu Fuß; und in dichten Scharen wanderten ſie daher, ein Butterbrot und eine Flaſche oder ſonſt was zur Hand, und auf den Schutthaufen von Löwen wurde ein Picknick veranſtaltet. C'est un peu dégoûtant tout de même ... Auf dem ganzen Wege zwiſchen Tervueren und Löwen ſah es aus wie bei uns zu Pfingſten auf dem Wege von Amſterdam nach Diemerbrug. In Tervueren angelangt, befand ich mich vor einem annehmbaren Kaffeehauſe, gerade gegenüber dem Kongomuſeum, über dem die deutſche Fahne wehte, und da war es ſo

Beispiele der ungeheuren Wirkung eines einzigen Geschosses der 42 cm Haubitze auf das Panzerfort Loncin der Festung Lüttich

Auf Befehl S. M. des Kaisers veröffentlicht

Phot. Presse-Centrale, Berlin

Zerstörte Drahtverhaue und Barrikaden vor dem Fort Loncin der Festung Lüttich

Phot. Presse-Centrale, Berlin

Die eroberten belgischen Festungsgeschütze der Zitadelle von Lüttich

voll und so fröhlich, daß ich jeden Augenblick ein helles Auflachen erwartete, als ob Festtag sei. Ich schämte mich angesichts der Deutschen, die da im Kraftwagen oder zu Fuß ankamen, daß ich so mitten drunter saß. Zwanzig Franken wurden für einen Wagen nach Löwen geboten. Ja, man überbot sich; zwanzig, dreißig Franken, und wer am meisten zahlte, der durfte nach Löwen zum Picknick."

Die Ausfälle aus Antwerpen

Gegenüber den Meldungen belgischer, französischer und englischer Blätter, wonach die Belgier die Deutschen am 26. August auf Vilvorde bei Brüssel zurückgeworfen hätten, stellt ein holländischer Kriegskorrespondent folgendes fest: „Unter persönlicher Leitung König Alberts rückte eine starke belgische Armee südlich von Mecheln vor, um das um Vilvorde stehende deutsche Heer nach Süden zu werfen. Den Deutschen gelang es, die Belgier nach Vilvorde zu locken, wo ihre Hauptmacht lag, und als die Belgier nahe genug waren, machten die Deutschen plötzlich Halt. Frische Truppen, die zuvor im Wald verborgen lagen, rückten gegen die belgische Flanke vor. Die Belgier wurden regelrecht zwischen drei vernichtende Feuer genommen. Es war kaum mehr ein Gefecht, sondern das reinste Schlachten, und der so gut begonnene belgische Angriff endete mit einem allgemeinen „Sauve qui peut!" Hals über Kopf suchten die Belgier sich zu retten; hunderte sprangen in den Mecheln-Löwen-Kanal und viele ertranken dabei. Autos mit dem Generalstab jagten nach Antwerpen zurück. Die Belgier hatten übrigens die wunderbare alte Stadt Mecheln von den Einwohnern vor dem Ausfall räumen lassen, da belgische Geschosse auch auf Mecheln fielen; es entstand eine wilde Flucht der Einwohner. Schon vorher war der berühmte Turm der Kathedrale von zwei Artilleriegeschossen getroffen worden. Mecheln ist im Augenblick (28. August) weder von Deutschen noch von Belgiern besetzt, und die Einwohner kehren langsam zurück. Da es einem französischen Feldkurier gelang, vor dem Ausfall nach Antwerpen zu kommen, ist anzunehmen, daß der Ausfall auf Wunsch der französischen Heeresleitung geschah."

Der zweite Ausfall, den die Antwerpener Besatzung unternahm, führte in den Tagen vom 10. bis 13. September zu mehreren Kämpfen und Gefechten in der Nähe von Löwen und Aerschot. An diesen nahm auch eine neugebildete deutsche Matrosen-Infanterie-Division, im ganzen zwölf Bataillone, teil, die sich durch große Tapferkeit auszeichnete und wesentlich zum Erfolg beitrug. „Schon am Donnerstag, 10. September," heißt es in einem authentischen Bericht, „hatten verschiedene kleinere Plänkeleien stattgefunden. Am Freitag gegen Mittag wurde die Lage ernster. Der Feind drang bis auf etwa zwei Kilometer zum Bahnhof Löwen vor und überschüttete den Bahnhof mit Granaten und Schrapnells. Unsere kleine Besatzungstruppe, meistens alte Landsturmleute, mußte vor der feindlichen Uebermacht (es sollen drei Divisionen gewesen sein) langsam zurückgehen. Von der Bahnhofsbesatzung fiel ein Mann. Der König der Belgier befehligte, im grauen Auto drei Kilometer vor Löwen haltend, das Gefecht selbst. Kaum aufgefahren, überschütteten indessen unsere Haubitzen den Feind derartig, daß dieser nach kurzem Widerstand den Kampf aufgab und der rechte Flügel ins Wanken geriet. Inzwischen war auch schon vor dem Bahnhof Infanterie ausgestiegen, direkt ins Feuer geraten und mit unvergleichlicher Bravour vorgegangen. Der Feind erlitt schwere Verluste. Das Gefechtsfeld, das unsere Artillerie unter Feuer genommen hatte, war mit Toten übersät, während unsere Artillerie weder Tote noch Verwundete hatte, ein Beweis, wie schlecht die feindliche Artillerie schoß. In eiliger Flucht zogen sich die feindlichen Kräfte zurück und nisteten sich in der Gegend von Aerschot ein.

Am Samstag, den 12. September morgens erging der Befehl an unsere Truppen zum entscheidenden Vorgehen. Um $^1/_2$6 Uhr morgens stand alles an den vorgeschriebenen Punkten,

und kurz nachher wurde angegriffen. Unsere Artillerie griff mächtig an beiden Flügeln ein, und die Erde bebte unter dem unaufhörlichen Kanonendonner. Es war wunderbar, mit welcher unvergleichlichen Bravour sich unsere Truppen schlugen. Der Kampf wurde schrecklich, als bekannt wurde, daß in die Erde eingegrabene Franctireurs unsere Artillerie nahe herankommen ließen und dann die Bedienungsmannschaften niederzuschießen versuchten. Wie haben unsere Jungens, namentlich die Seebataillone, diesen Schurken das Handwerk gelegt! Gegen Mittag war der Feind aus seiner Position geworfen und ging, fortwährend hartnäckigen Widerstand leistend, langsam zurück, obwohl er sich in vierfacher Uebermacht befand. Gegen 5 Uhr abends war er vollständig geschlagen. Der Feind wurde in der Nacht zum Sonntag und während des Sonntagvormittags unter unserem Artilleriefeuer über Heyst op den Berg bis in die Nähe von Antwerpen zurückgeschlagen. Seine Verluste müssen sehr schwer gewesen sein."

In diesen Gefechten wurde zum erstenmal einwandfrei festgestellt, daß die belgischen Truppen die berüchtigten, völkerrechtswidrigen Dumdumgeschosse verwenden, die schreckliche Fetzwunden und Knochensplitterungen verursachen. Der Kriegsberichterstatter der „Kölnischen Volkszeitung" schreibt: „Bei einigen Gefangenen fanden wir eine Menge Dudumgeschosse, deren Arbeit die Merkmale des Großbetriebes an sich hatten, die also fabrikmäßig hergestellt sein müssen. Leider konnte man gegen die Besitzer dieser Geschosse nichts anderes unternehmen, als sie gefangen nehmen. Denn angeblich wußten die meisten gar nicht, daß sie mit Dumdum geschossen hatten. Einige Gefangene sagten allerdings aus, sie hätten wohl gewußt von ihrem Waffenmagazin Dumdumgeschosse erhalten zu haben. Verschiedene, die sich geweigert hätten, diese Geschosse anzunehmen, seien sofort entwaffnet und standrechtlich abgeurteilt worden! Darauf hätten alle übrigen, auch die den Charakter des Geschosses kannten, bedingungslos diese Munition angenommen und auch verschossen. Wenn die Aussagen dieser Gefangenen, von denen einer vor dem Kriege Vertreter eines deutschen Zinkhüttenbetriebs für Belgien gewesen ist, wahr sind, so dürfte damit erwiesen sein, daß der Gebrauch der Dumdumgeschosse von der belgischen Heeresverwaltung offiziell anbefohlen worden ist."

Der heimtückischen Haltung der Heeresverwaltung entspricht die Kampfesweise der belgischen Soldaten. Viele Soldaten haben im Tornister Zivilzeug. Wenn sie fliehen, machen sie ihre Gewehre unbrauchbar, ziehen Zivil an und heben die Hände hoch. Manche stellen sich auch tot und fallen dann über die deutschen Verwundeten her. So wurden von deutschen Truppen in einem Schützengraben 35 Simulanten gefunden.

Das belagerte Antwerpen

Der eiserne Ring um Antwerpen beginnt sich zu schließen. Mit welchen Möglichkeiten die Behörden bereits rechnen, zeigt ein Erlaß des Bürgermeisters aus den ersten Tagen des September, in dem es heißt: „Wenn jemals in Antwerpen das Aergste geschehen und unserer Stadt das Los von Lüttich und Brüssel widerfahren sollte, dann haben wir das volle Vertrauen, daß unsere Bevölkerung dieselbe Ruhe und Kaltblütigkeit wie bisher an den Tag legen wird. Damit hat die Obrigkeit eine Garantie, daß unsere Stadt in Sicherheit ist."

Diese Ermahnung scheint sehr notwendig zu sein, denn von der „bisher" bewiesenen Ruhe und Kaltblütigkeit hört man sonst sehr wenig. Es wird vielmehr berichtet, daß seit dem Beginn der Einschließung alles aus Antwerpen flüchtet, was irgend die Mittel dazu besitzt. Wer kann, flieht nach England wo man sich sicherer zu fühlen scheint als im eigenen Lande. Einige Unternehmungen beuten diese armen Flüchtlinge unverantwortlich aus und suchen dabei ihre Geschäfte zu machen. Sogenannte Seeschlepper, die

sonst zum Bugsieren der großen Seedampfer oder dem Schleppen der Segler auf die See dienen, also für den Passagierverkehr völlig ungeeignete Fahrzeuge, stellen sich den Flüchtlingen für die zehnstündige Ueberfahrt nach England zur Verfügung und verlangen fast das Fünffache des normalen Fahrpreises, nämlich 105 Fr. für die Person. Und dabei sind unter diesen Schiffen geradezu seeuntüchtige Dampfer, die in normalen Zeiten nicht einmal eine Fahrt zwischen Holland und Belgien bei etwas rauhem Wetter unternehmen würden. Diese Schiffe sind glücklicherweise, als sie in Vlissingen ausfahren wollten, von der holländischen Behörde festgehalten und zurückgeschickt worden, da die Holländer es nicht verantworten wollten, wenn derartige Fahrzeuge bei nur etwas bewegter See mit Mann und Maus verloren gingen.

Große Sorge machen den städtischen Behörden die 10000 unnützen Esser, die aus dem Innern des Landes nach Antwerpen geflüchtet sind. Der Generalkommandant hat den Befehl erlassen, daß alle Zivilpersonen, die nicht bis zum 1. August ständigen Wohnsitz in der Stadt hatten, sie bis zum 30. September zu verlassen haben.

Viele Hotels sind in Lazarette umgewandelt worden. Für die Bedürfnisse des Roten Kreuzes wird in erster Linie das Eigentum der aus Antwerpen ausgewiesenen Deutschen und Oesterreicher herangezogen. Der Gouverneur hat eine Requisitionskommission eingesetzt, der auch Mitglieder des Roten Kreuzes und der amerikanische Gesandte angehören, der die Interessen der Deutschen und Oesterreicher wahrt. Beschlagnahmt werden vor allem Möbel, Lebensmittel, Kleider und Wäsche. Ueber die requirierten Gegenstände werden Quittungen ausgestellt, die von der belgischen Regierung später eingelöst werden sollen.

Ueberhaupt bereitet sich Antwerpen sichtbar auf eine Belagerung vor. Unablässig werden Schiffe mit Lebensmitteln entladen. Die Kammer wird in der flämischen Oper, der Senat im holländischen Theater tagen. Das Bureau soll auf der Bühne, die Abgeordneten im Parkett, die Presse in den Logen sitzen. Es werden strengste Ordnungsmaßregeln getroffen. Die auswärtigen Journalisten müssen die Stadt verlassen, um nicht als Spione verhaftet zu werden. Der gegen Calmpthout gelegene herrliche Wald ist gefällt worden. Viele Villen werden niedergerissen, der Bau von neuen Forts ist in die Wege geleitet. Personen, die lange in Antwerpen gelebt haben und jetzt von dort kommen, versichern daß die großen Forts sorgfältig instand gesetzt werden. Ueberall werden Minen gelegt, Laufgräben gezogen, Barrikaden errichtet, und an allen Ecken und Enden sieht man Stacheldraht. Die Verteidigung liegt in den Händen des Gouverneurs General Dufour; die Antwerpener hoffen, er werde sich ebenso heldenhaft verteidigen, wie sein Lütticher Waffenbruder.

Den ersten Zeppelinbesuch über Antwerpen schildert ein Holländer im Amsterdamer „Telegraaf". „Zum ersten Mal in der Geschichte", berichtet er, „ist eine große Stadt im Dunkel der Nacht vom Himmel bombardiert worden. In der Nacht vom 24. zum 25. August Schlag 1 Uhr wurde ich durch gewaltiges Surren von Motoren geweckt. Es kam von oben. Ich öffnete das Fenster und sah in der Luft südlich von dem großen Bahnhof ein riesiges Wesen, das gerade einen Lichtstrahl auf die Stadt warf. Unmittelbar darnach erscholl etwas wie gedämpftes Geläute, dicht gefolgt von einem Donnerschlag. Dann wieder ein Lichtstrahl nach einer längeren Pause, zwei Sekunden darauf wieder der Schall, als wenn mit aller Kraft zwei Güterwagen gegen einander platzten. Als das furchtbare Spiel dreimal vorüber war, erscholl Kanonendonner von den Scheldeforts her, dazwischen Gewehrfeuer aus der Stadt und von außen. Das Feuern der Verteidiger Antwerpens hielt an, ebenso das Bombenwerfen aus dem deutschen Luftkreuzer. Die Bestürzung der Antwerpener Bevölkerung war groß. In den Nachtkleidern liefen Männer, Frauen und Kinder auf die Straße und stürzten aus einem

Winkel in den andern, in der Hoffnung, sich in Sicherheit zu bringen. Im ersten Augenblick meinte das Volk, die Deutschen hätten mit der Belagerung der Stadt begonnen. Das Schießen nach dem Luftschiff und daraus dauerte aber nur zwanzig Minuten; dann wurde klar, daß es sich um einen in sich abgeschlossenen Verheerungszug des Zeppelin handle. Und die Geschütze der Forts? Ein Geschoß, das auf die Stadtwage fiel, kostete zwei auf Posten stehenden Schutzleuten das Leben. Viel Schaden wurde auch an der Kaserne des 5. Linien-Regiments angerichtet. Die Insassen des Luftkreuzers hatten es vornehmlich auf öffentliche Gebäude abgesehen. Sie warfen eine Bombe auf den Platz, an dem das königliche Schloß liegt, gegenwärtig Sitz des Herrscherhauses. Das Geschoß fiel auf ein Haus in der Zwölfmonatstraße nahe der Börse. Eine andere Bombe fiel auf das Haus des Advokaten Mertens in der Schermerstraat. Dieses Geschoß war anscheinend für den monumentalen Justizpalast bestimmt, wie auch ein anderes, das in der Justitiestraat niederfiel und dort ein Haus zum Teil vernichtete. Die Zahl der Toten und Verwundeten soll nach vorläufiger Feststellung 35 betragen".

König Georg von England sandte an König Albert von Belgien folgende Depesche: „Ich erfuhr mit Abscheu von der Gefahr, welcher Du durch aus einem Luftschiff geworfene Bomben ausgesetzt warst. Ich hoffe, daß die Königin und die Kinder unter dem Schrecken nicht litten. Ich verfolge mit Bewunderung die Heldentaten Deiner tapferen Armee".

Ein zweiter Zeppelinbesuch fand in der Nacht vom 2. zum 3. September statt. Der Luftkreuzer wurde stark beschossen und soll nur wenig Schaden angerichtet haben.

Der belgische Franctireurkrieg

Die Bekanntmachung der deutschen Befehlshaber

Um die vielfach nur irregeleitete Zivilbevölkerung der von den deutschen Truppen besetzten belgischen Landesteile von der Teilnahme am Kampf abzuhalten, erlassen die deutschen Kommandeure einen Aufruf, der in deutscher Uebersetzung lautet:

„Bürger! Ein Truppenkorps der deutschen Armee unter meiner Führung hat Ihre Stadt besetzt. Da der Krieg nur zwischen den Heeren geführt wird, garantiere ich in aller Form Leben und Privateigentum aller Einwohner unter folgenden Bedingungen:

1. Die Einwohner enthalten sich jeder feindlichen Handlung gegen die deutschen Truppen.

2. Die Lebensmittel und Fourage für unsere Leute und Pferde sind von den Einwohnern zu liefern. Jede Lieferung wird sofort in barer Münze bezahlt oder es wird eine Quittung ausgestellt, deren Begleichung nach beendigtem Krieg garantiert wird.

3. Die Einwohner haben unsere Soldaten und Pferde aufs beste unterzubringen und die Häuser während der Nacht zu beleuchten.

4. Die Einwohner haben die Wege in befahrbaren Zustand zu versetzen, alle durch den Feind errichteten Hindernisse zu entfernen und unsere Truppen aufs beste zu unterstützen, damit sie ihre in Feindesland doppelt schwierige Aufgabe erfüllen.

5. Es ist verboten, sich auf den Straßen zusammenzurotten, die Glocken zu läuten oder mit dem Feind in gleichviel welcher Art in Verbindung zu treten.

6. Alle Waffen, die sich im Besitz der Einwohner befinden, müssen innerhalb zweier Stunden auf der Bürgermeisterei abgegeben werden.

7. Der Bürgermeister, der Geistliche und vier angesehene Bürger der Stadt haben sich sofort zu mir zu begeben, um als Geiseln während des Aufenhaltes der Truppen zu dienen.

Unter diesen Bedingungen — ich wiederhole es — sind Leben und Privateigentum der Einwohner völlig sicher. Die strenge Disziplin, an die unsere Truppen gewöhnt

ſind, ermöglicht es ſogar, daß kein Einwohner gezwungen ſein wird, ſeine Geſchäfte zu vernachläſſigen oder ſeinen Herd zu verlaſſen. Andererſeits werde ich die ſtrengſten Maßnahmen treffen, ſobald die genannten Bedingungen nicht erfüllt werden. In dieſer Hinſicht werde ich mich in erſter Linie an die Geiſeln halten. Außerdem wird jeder Einwohner erſchoſſen, der mit Waffen in der Hand oder bei irgendeiner unſeren Truppen feindlichen Handlung betroffen wird. Schließlich iſt die ganze Stadt verantwortlich für die Handlungen jedes einzelnen ihrer Einwohner; ſie wird daher gut tun, eine gegenſeitige Aufſicht zu üben, um die Einwohner vor den unangenehmen Folgen zu bewahren, die ein Zuſammenwirken mit dem Feind nach ſich ziehen muß."

Die Franctireurkämpfe auf der ſüdlichen Operationslinie

Obgleich die belgiſche Bevölkerung überall gewarnt und auf die Folgen aufmerkſam gemacht worden iſt, hat doch der Franctireurkrieg nach der Einnahme von Lüttich nicht nachgelaſſen. Mit den haarſträubenden Einzelberichten, die tagtäglich durch die Preſſe gegangen ſind, könnte man Bände füllen. Hier ſollen nur die Fälle erwähnt werden, denen eine gewiſſe geſchichtliche Bedeutung zukommt.

In Lüttich ſelbſt kam es immer wieder zu Straßenkämpfen. Ein deutſcher Feldgeiſtlicher berichtet: „Die Bürger ſelbſt mögen den ernſten Willen zur Ruhe haben, aber der Mob — man ſagt, es ſeien ruſſiſche Studenten darunter — regt ſich immer wieder. Zum Teil mögen es auch die aus den verbrannten Dörfern hierher geflüchteten „Tapferen" ſein, die ſich nicht ſcheuen, mit Bleipoſten und Schrot aus dem Hinterhalte auf unſere Soldaten zu feuern. Das läßt ſich aus dem Befunde vieler Verwundungen und der Geſchoſſe nicht ableugnen, wenn auch durch die begreifliche Nervoſität unſerer Leute zuweilen zu viel geſchoſſen werden mag. So wurden vor einigen Nächten von dem Geſindel eine oder auch mehrere von uns beſetzte Maasbrücken angegriffen. Es mag $10^1/_2$ Uhr abends geweſen ſein. Als nun von den in der Univerſität einquartierten Kompagnien Unterſtützung geholt werden ſollte, wurde auf das Hauptportal, aus dem ſie heraustreten mußten, ein wahrer Feuerüberfall aus den gegenüberliegenden Häuſern eingeleitet. Daß das nicht, wie viele behaupteten, aus verſehentlich abgefeuerten deutſchen Gewehren kam, iſt einwandfrei feſtgeſtellt worden. Leider geſchah das wohl in dem ſich nun entſpinnenden mörderiſchen Straßenkampf. Von den feindlichen Schützen war natürlich nichts zu ſehen, einen offenen Kampf wagen ſie nicht. Aber ihr Lohn blieb nicht aus, die verdächtigen Häuſer wurden geſtürmt und in Brand gelegt, ſo gründlich, daß die nach einer halben Stunde herbeigerufene Feuerwehr nichts mehr retten konnte. Außerdem wurden 15 Belgier ſtandrechtlich erſchoſſen. Es war ein ſchauerliches Bild, das ich mein Leben lang nicht vergeſſen werde: im Hintergrunde die lichterloh brennenden Häuſer, davor die Leichen mit faſt zerſchoſſenen Köpfen. Man mag dies Vorgehen grauſam nennen, aber es iſt die einzige Möglichkeit, um über den Mob Herr zu werden und zu bleiben."

Zwiſchen Lüttich und Namur iſt die Stadt Andenne ſtark mitgenommen. Die deutſchen Truppen hatten hier mehrere Tage lang friedlich gelagert. Beim Ausmarſch, als gerade die letzten Munitions- und Proviantkolonnen die Maasbrücke paſſierten, empfingen ſie von allen Seiten her aus den Häuſern diesſeits und jenſeits der Maas ein mörderiſches Feuer. Die ganze Diviſion kehrte um; es entſpann ſich ein furchtbarer Straßenkampf, dem die Zerſtörung eines großen Teiles des Ortes folgte. Ein Teilnehmer dieſes Kampfes gibt davon in der „Frankfurter Zeitung" eine packende Schilderung. Als er mit ſeinem Truppenteil am 20. Auguſt abends in die Nähe von Andenne kam, hörte er heftiges Gewehrfeuer, das etwa eine Stunde dauerte und von dem Donner einiger Kanonenſchüſſe begleitet war. Die in Andenne lagernden Truppen

hatten um 6 Uhr abends die Maas überschreiten wollen, um sich vor Namur zu begeben. Wie man später erfuhr, soll in diesem Augenblick ein Mann mit einer Klingel durch die Stadt geeilt sein, um damit das Zeichen zum Kampf zu geben. Es gab einen heftigen Straßenkampf, der dadurch sein Ende fand, daß eine Batterie, die im Begriff stand einzuziehen, den betreffenden Stadtteil unter Feuer nahm. Dieses Bombardement war bereits vorüber, als unser Gewährsmann in der Stadt ankam. „Die innere, nach der Maas zu belegene Stadt, in die wir kurz nach Mitternacht einrückten, war vom Brand zum großen Teil verschont geblieben. Die Läden der Häuser waren geschlossen. Kein Licht zeigte sich. Alles schien in vollkommener Ruhe zu sein. Wir biegen gerade nach einem freien Platz ein, als unter meinem Pferd ein harter Gegenstand aufschlägt. In demselben Augenblick erdröhnt ein fürchterliches Krachen und Zischen unter mir, Feuerstrahlen schießen knatternd rechts und links an meinem Pferd empor, das noch einen gewaltigen Satz in die Höhe macht, dann nach der Seite zusammenbricht und mich zum Teil unter sich vergräbt. Das Platzen dieser Bombe war offenbar das verabredete Zeichen zum Beginn des Kampfes. Denn nun begann aus allen Häusern des Platzes ein geradezu ohrenbetäubendes Schießen auf die Fahrzeuge der Munitionskolonne, die in kurzen Abständen im Galopp über den Platz eilten, um dieser gefährlichen Zone zu entrinnen. Man schoß aus allen Fenstern, Kellerlöchern und Dachluken: man schoß von den Balkons, aus Schießscharten und aus den halbgeöffneten Haustüren. Rechts und links neben mir prasselten die Kugeln funkensprühend auf das Pflaster. Ich versuchte, trotz der heftigsten Schmerzen, die ich infolge des Sturzes verspürte, meinen Schenkel unter dem Pferd herauszuziehen. Ich bildete hierbei für die Franctireurs jedenfalls ein bequemeres Zielobjekt, als die im Galopp dahinstürmenden Fahrzeuge. Endlich gelang es mir, mich freizumachen. Ich versuche, mich aufzurichten — da fällt aus unmittelbarer Nähe, aus einer Ecke des Platzes, ein Schuß. Ich sehe den Feuerschein, empfinde eine Erschütterung am Knie und spüre gleich darauf, wie Blut an meinem Schenkel herunterläuft."

Der Verwundete wird von einem Munitionswagen aufgenommen, der gerade des Wegs kommt. In einer scheinbar ruhigen Straße will sich die Munitionskolonne sammeln, aber auch hier beginnt plötzlich die wahnsinnige Schießerei. „In blindem Fanatismus schießen die Franctireurs, ohne zu zielen und ohne nur einen Augenblick Ruhe zu geben, auf die Straße. Eine Feuergarbe neben der andern sprüht aus den Häusern heraus. Die Mannschaften der Artillerie und Infanterie erwidern das Feuer; Fensterscheiben rasseln klirrend zu Boden; Haustüren werden eingeschlagen. So entsteht in der schmalen Gasse ein solcher Höllenlärm, daß niemand sein eigenes Wort versteht. Da im Dunkel der Nacht und bei der bedrückenden Enge die Beschießung eigener Truppen nicht ausgeschlossen ist, ergeht der Befehl, das Feuer einzustellen. Das Schießen der Franctireurs dauert aber in gleicher Heftigkeit fort. Plötzlich ertönt von der Maas her, erst schwach, dann immer stärker werdend, der mit Jubel aufgenommene Ruf „Andenne" — das Losungswort des Tages, herrührend aus den Kehlen der zu unserem Schutz herbeieilenden Gardeschützen. Sie flankieren die Straßenseiten, schießen nach jedem Fenster, hinter dem sich eine Bewegung zeigt und bringen auf diese Weise das Feuer der Franctireurs sehr bald zum Schweigen. Unter diesem Schutz vollzog sich alsdann in den frühen Morgenstunden in aller Ruhe der Uebergang über die Maas, der gegen 4 Uhr beendet war."

Im Tal der Maas ist Dinant, ein bevorzugter Sommeraufenthalt der eleganten Pariser und Brüsseler Welt — in malerischer Umgebung am Fuße eines hohen, von einem Fort gekrönten Felsens gelegen —, vollständig zerstört. Am 23. August waren die deutschen Truppen erschienen, um bei Dinant über die Maas zu setzen. Die Franzosen hatten das rechte Maasufer geräumt und auf den Höhen des linken Ufers Auf-

ſtellung genommen. Die hohen Berge des rechten Ufers beſetzte die deutſche Artillerie, um den Abſtieg der eigenen Truppen zu decken. Von beiden Seiten gab es ein mörderiſches Feuer. „Als unſere Soldaten truppweiſe die Stadt erreichten," ſchreibt ein Berichterſtatter, „ſchloſſen ſich die Bürger dem Kampfe an. Die Bürgerwehr, in toller Vermeſſenheit, ſtellte ſich den erſten deutſchen Trupps entgegen und ſchoß in die blinkenden Reihen. Aus allen Häuſern unterſtützten die Einwohner dieſes kindiſche Feuer. So mußten ſich unſere Truppen den Weg bahnen. Von den jenſeitigen Höhen der Maas ſprühten die franzöſiſchen Geſchütze ihr verheerendes Feuer. Aus Gaſſen und winkligen Ecken ziſchten die Freikugeln der Bürger Dinants. Die Häuſer ſtürzten, getroffen von den Granaten, krachend zuſammen. Zu gleicher Zeit ziſchten die deutſchen Granaten über die Stadt und ſchlugen auf dem linken Maasufer alles kurz und klein. Flammen züngelten empor. Ueberführte Mörder wurden in Reihen an die Wand geſtellt und mit pfeifender Kugel gerichtet. Die Kirche brannte. Mit dröhnendem Krachen ſtürzten die drei Gocken aus ihrer Höhe. Im Sturze noch klingend. Und über all dem Schrecken und Kampf brüllten von den Bergen die Kanonen das Lied der Schlachten. Als der Abend ſich ſenkte, räumten die Franzoſen ihre Stellung am linken Ufer und zogen ſich in eilender Flucht weſtwärts zurück." In der Nacht gab es noch einen kurzen, aber erbitterten Straßenkampf mit Franctireurs und zurückgebliebenen franzöſiſchen Soldaten.

Durchaus nicht vereinzelt ſind die Fälle, in denen die Kirchen zum Kampfe benutzt und Maſchinengewehre auf den Kirchtürmen aufgeſtellt wurden. Ein beſonders kraſſes Beiſpiel erzählt ein Stabsarzt: „Aus der Kirche von .... wurde auf etwa hundert Meter Entfernung Maſchinengewehrfeuer auf die Krankenträger abgegeben. Das Maſchinengewehr iſt von einigen Männern bedient worden, die das Rote Kreuz am Arm hatten. Sie wurden alle erſchoſſen."

Der Franctireurkrieg in Belgien iſt die Schöpfung einer wohldurchdachten behördlichen Organiſation. „Ich habe ſelbſt geſehen," ſchreibt ein Kriegsberichterſtatter, „wie man den Bürgermeiſter des von uns zerſtörten Clermont einbrachte, wo die Weiber wie Beſtien nachts über ſchlafende Verwundete herfielen und ſie in nicht wiederzugebender Weiſe marterten, bis ſie der Tod erlöſte. Belgier haben mir erzählt, daß dieſer Bürgermeiſter trotz des dringendſten Abratens des Ortspfarrers die Bevölkerung zum Ueberfall auf die deutſchen Soldaten aufgefordert und mit Waffen verſehen habe. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Verteilung von Waffen und Munition an die Zivilbevölkerung ſyſtematiſch durchgeführt worden iſt. Die Wut der Bürger und die Wut gegen Deutſchland wurde künſtlich durch lügneriſche Nachrichten aufgeſtachelt; die Ruſſen ſeien ſchon über Breslau hinaus in Deutſchland eingedrungen und im Anmarſch auf Berlin, die Engländer hätten den größten Teil der deutſchen Flotte zerſtört und landeten an der Oſtſeeküſte, im Oberelſaß hätten die Franzoſen unter der begeiſterten Mithilfe der Elſäſſer einen großen Sieg errungen. Derartige behördlich verbreitete Gerüchte mußten das leicht erregbare belgiſche Volk aufreizen. In wenigen Tagen wähnte man mit Hilfe der Franzoſen die Deutſchen aus Belgien hinauszuwerfen. Um die Ueberfälle zu beendigen, gab es nur ein Mittel, nämlich mit unnachſichtlicher Strenge einzugreifen und Beiſpiele aufzuſtellen, die für das ganze Land eine Warnung bilden."

Das Strafgericht von Löwen

Den Höhepunkt des belgiſchen Franctireurkriegs und vielleicht aller Franctireurkriege überhaupt bildet die Schreckensnacht von Löwen. Nach der üblichen Panik und der Flucht eines Teils der Bewohner waren die deutſchen Truppen in Löwen eingezogen. Die ſtädtiſche Behörde erließ ſofort eine Bekanntmachung, die zur Ruhe aufforderte und beſonders vor dem Schießen warnte, da ſonſt ſchwere

Strafen verhängt würden. Die Geistlichen wurden angewiesen, diese Kundmachung am Sonntag, dem 23. August, zu verkündigen und dem Volke einzuschärfen. Von dem deutschen Militär waren Geiseln festgenommen worden, die, da alles ruhig blieb, am 24. abends wieder freigelassen wurden. Am Dienstag, dem 25. morgens wurde noch einmal in allen Kirchen zur Ruhe und Besonnenheit ermahnt. Am Nachmittag dieses Tages kamen neue deutsche Truppen an, die, wie die vorhergehenden, die mittlerweile Löwen wieder verlassen hatten, in der Stadt einquartiert wurden. Sie wurden wie die abgezogenen freundlich aufgenommen; Offiziere und Mannschaften wurden aufs beste bewirtet. Ein Offizier erzählt: „Die Leute saßen vor den Kaffeehäusern, auf den Straßen war reges Leben, genau wie im Frieden. Unser Hauswirt benahm sich aber schon etwas eigentümlich. Er wollte sich vor allem versichern, daß wir auch Offiziere seien. Laut Befehl der Kommandantur brauche er nur diese zu nehmen. Er erkundigte sich genau, ob auch keine Soldaten nachkämen, wies uns jedem ein separates Zimmer an und unseren Burschen ein Gemach hoch oben auf dem Söller. Mich fragte er, ob ich der Höchste von uns vieren sei, ich sollte dann das Zimmer nehmen, das allein in einer Etage lag. Argwohn hatten wir bei allem dem nicht geschöpft, doch beschloß ich, des Nachts mit den andern auf derselben Etage zu wohnen. Genau so war es sämtlichen Offizieren vom Regiment ergangen, da offenbar die Absicht bestand, sich ihrer vor allem zu bemächtigen. Wie wir nachträglich erfuhren, war eine Weisung, daß nur Offiziere in Lagerquartieren untergebracht werden sollten, seitens der Kommandantur nicht ergangen. In den Quartieren, wo Mannschaften lagen, suchte man sie zu veranlassen, ihre Gewehre in separate Räume zu legen. Der ganze teuflisch schöne Plan wurde nur dadurch zuschanden, daß wir alarmiert wurden."

Wir wissen bereits, was der Alarm zu bedeuten hatte: die Garnison von Antwerpen hatte einen Ausfall gemacht und die in Löwen einquartierten Mannschaften mußten rasch herbeigezogen werden. In der Stadt verbreitete sich jedoch mit Blitzeseile das Gerücht, Engländer und Franzosen seien von zwei Seiten im Anzug. Ruhig ließ man den Haupttroß nach dem Bahnhof abmarschieren. Aber als nur noch eine Abordnung Infanterie, die die Bagage deckte, in der Stadt anwesend war, glaubte man den Zeitpunkt für den offenbar schon lange geplanten Ueberfall gekommen. Wir folgen nun im wesentlichen der Schilderung, die Dr. Paul Grabein nach den Aussagen vieler Augenzeugen im „Berliner Tageblatt" veröffentlicht hat, und ergänzen diese Darstellung gelegentlich durch weitere authentische Berichte.

Unsere Infanterie hatte sich mit der Bagage in Marsch gesetzt, gleichfalls nach dem Bahnhof zu, und passierte so die Hauptstraße. Nichts im Aussehen der Stadt verriet irgend etwas Ungewöhnliches. Im Gegenteil, freundlich nickten die Einwohner den Truppen zu, ja, einzelne von ihnen winkten noch Soldaten und Offiziere heran, um ihnen ein Glas Wein zur Wegstärkung anzubieten. Da aber plötzlich heulten die Glocken los, und im nächsten Augenblick ein Prasseln und Rattern, ein auf das Steinpflaster niederschmetternder Kugelregen, als ob alle Geister der Hölle auf einmal losgelassen seien. Ein eisiges Erstarren, ein Herzstocken bei unseren Soldaten, dann wirft sich ein jeder instinktiv auf den Boden und so denkt er, während dieses satanische Geprassel weiter über ihn hinbraust, von vorn und hinten, von rechts und links: das ist deine letzte Stunde! Jeder hält die anderen bereits für niedergemacht und glaubt, daß er nur allein noch am Leben sei. Aber dann reißt der lähmende Bann des Entsetzens. Hoch springt ein Oberleutnant auf und schreit es hinaus in zitterndem, heißem Grimm: „Auf, Kerls — nun los!" Und da springen sie empor vom Pflaster, alles, was noch lebt, alles, was noch Hand und Fuß regen kann. In rasendem Zorn werden die Türen zerschmettert. Und wehe, wer sich bewaffnet im Hause findet — er hat nicht mehr Zeit, ein Stoßgebet

Phot. Presse-Centrale, Berlin

Durch die deutschen Geschosse gesprengte und in die Luft geworfene Decken und Panzertürme des Forts Loncin der Festung Lüttich

Phot. Presse-Centrale, Berlin

Die Umwallung eines Forts von Lüttich nach der Einnahme

Phot. Trenkler & Co., Leipzig

Die Zitadelle von Namur vor der Beschießung

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Aus dem zerstörten Teile der Stadt Löwen

zum Himmel zu ſchicken. Zwei Männer, die nachweisbar Munition verteilt hatten, werden ſofort an dem Denkmal am Marktplatz erſchoſſen.

Rittmeiſter Karl Friedrich v. Esmarch, ein Sohn des Wirkl. Geh. Rats Dr. v. Esmarch, alſo ein Neffe der deutſchen Kaiſerin, der Kommandant des in Löwen liegenden Korpshauptquartiers, gibt folgende packende Schilderung des Straßenkampfs: „Die Einwohner ſchoſſen durch die heruntergelaſſenen Fenſterläden, aus denen man es blitzen ſah. Es mußten in die Fenſterläden alſo vorher Löcher gebohrt ſein, das heißt, der ganze Ueberfall war wohl vorbereitet. Ich wollte nun zu der zur Verſtärkung zurückbehaltenen Kompagnie heruntergaloppieren, um Anordnungen zu treffen und mußte, da ich nicht zwiſchen dem ganzen Wagenpark hindurchreiten konnte, um die Wagen herumreiten. Hierbei wurde ich an der Seite des Platzes vom Pferde geſchoſſen. Ich bin von vier Schüſſen und einer Menge Streifſchüſſen getroffen worden. Dann wurde ich von Trainwagen, deren Pferde ſcheuten und durchgingen, überfahren. Dabei wurden mir beide Schultern ausgerenkt. Als ich dann wieder auf die Beine kam, erkannte ich, daß mir mein Burſche das Leben gerettet hatte. Ich befand mich nun in der Nähe der Kompagnie, der ich noch Befehle erteilen konnte.

Die Kompagnie ſchoß inzwiſchen auf ſämtliche Häuſer, wodurch das Feuer der Bewohner zum Stillſtand kam. Die Anwohner des Platzes hatten in der Dunkelheit anſcheinend nicht gemerkt, daß die Kompagnie zurückgeblieben war und bekamen nun wohl Angſt. Die Mannſchaften der Kompagnie verteilten ſich jetzt auf die Häuſer, ſchlugen die Türen ein und ſteckten die Häuſer in Brand, indem ſie brennende Petroleumlampen in die Zimmer ſchleuderten oder die Gashähne abſchlugen, das ausſtrömende Gas anzündeten und Decken und Vorhänge in die Flammen warfen. Sobald es anfing, ſtärker zu rauchen, kamen die Franctireurs aus ihren Häuſern die Treppen herab. Sie hatten noch die Waffen in der Hand: Flinten, Revolver, Militärgewehre uſw. Es waren durchweg verwilderte Geſtalten, der Abſchaum der Menſchheit, wie ich ihn noch nie in meinem Leben geſehen habe. Sie wurden natürlich von den unten ſtehenden Poſten abgeſchoſſen. Dabei ließen unſere braven Leute ſämtliche Frauen und Kinder unbehelligt durch."

Auf dem Bahnhof war das Landſturmbataillon 9 zum Bahnſchutz zurückgelaſſen worden, außerdem kam faſt im ſelben Augenblick, als die Schießerei allgemein wurde, ein weiteres Infanterieregiment an. Deutlich hören die Kameraden das hölliſche Knattern und Praſſeln. Was iſt das? Wild ſchlagen die Herzen auf. Ein Hauptmann ſpringt aus dem Abteil und läuft um die Lokomotive herum, zu ſehen, was es gibt. Aber da richtet ſich der Hagel der Geſchoſſe auch ſchon auf den Zug. Lautlos ſtürzt der Hauptmann zu Boden und mit ihm Lokomotivführer und Heizer. Durch die Glasſcheiben der Bahnhalle ſchmettern die Schüſſe; die St. Peterskirche, die den Bahnhof überſchaut, iſt in ein wahres Fort verwandelt: aus den Fenſtern und hinter den Pfeilern hervor feuern die Ziviliſten auf die einfahrenden Truppenzüge. Aber der Kugelregen vermag den auflodernden Zorn unſerer Leute nicht aufzuhalten. Aus allen Wagen quillt es jetzt, und in wahnſinniger Haſt ſtürzt die Truppe, das Bajonett gefällt, in die Stadt hinein, den Kameraden zu Hilfe. Da iſt es entſchieden, jeder Widerſtand vergeblich, in kurzer Friſt iſt der ganze Stadtteil umzingelt, die Häuſer geleert, ſeine Bewohner zuſammengetrieben. Männer und Frauen mit Kindern werden voneinander getrennt. Strenges Strafgericht waltet über den Männern. Wer überführt iſt, den trifft die wohlverdiente Kugel, namentlich die Rädelsführer, darunter viele Studenten, die ihren Frevel auf der Stelle mit dem Tode büßen müſſen. Frauen und Kinder dagegen werden abgeführt. Nach Antwerpen ſollen ſie geſchickt werden, wo man ſie der Fürſorge ihrer eigenen Landsleute überlaſſen will. Aber die tieriſche Wildheit vieler Frauensperſonen, die ſich auch hier an dem heimtückiſchen Kampfe beteiligt haben,

zeigt sich selbst jetzt noch. Ein Augenzeuge berichtet, wie eines dieser entmenschten Weiber bei der Festnahme um sich schlug und biß unter kreischenden Ausrufen: „Allen Dütschen Gurgel durchbeißen, Augen ausstechen!"

Die Geiseln wurden von neuem eingezogen und aufs Rathaus verbracht. Darunter befanden sich der Vizerektor der Universität Coenraets, der Subprior der Dominikaner und noch zwei Priester. Vom Rathaus sind die Geiseln dann unter militärischer Begleitung durch die Straßen geführt worden, damit sie an den Straßenecken die Einwohnerschaft auf Französisch und Flämisch zur Ruhe mahnten. Das dauerte bis 4 Uhr nachts. Gleichwohl wurde die ganze Nacht hindurch aus den Häusern geschossen. Ein Kölnischer Reisender, der beinahe in seinem Hotel unschuldig mit ums Leben gekommen wäre, erzählt: „Das Schauspiel war entsetzlich. Die Stadt brannte an allen Ecken. Dann wurden vor unseren Augen fortwährend waffentragende Einwohner standrechtlich erschossen. Zwischendurch krachten die Gewehrschüsse. In den Gasthäusern explodierten die Spiritusfässer, es war ein Getöse, so fürchterlich, daß ich heute noch davon halb taub bin. Der kommende Tag bot entsetzliche Bilder. Da lagen die standrechtlich Erschossenen, da wurden neue Sünder herbeigebracht. Da kamen weinende und flehende Frauen und Kinder. Trotz aller Wut über den tückischen Ueberfall, der systematisch Punkt 8 Uhr abends losgegangen war, konnte sich kein deutsches Herz des Mitgefühles entziehen für diese schuldlosen Opfer."

Am 26. August mittags wurden die Geiseln von neuem durch die Straßen geführt; sie verkündeten in beiden Sprachen, daß sie selbst erschossen würden, wenn der Widerstand nicht eingestellt werde. Es nützte nichts; selbst während dieses Rundganges wurde das Feuer nicht eingestellt; man schoß sogar auf die Soldaten, die die Geiseln begleiteten, ebenso auf den Arzt. Die ganze Nacht auf Donnerstag setzten sich diese Schändlichkeiten fort.

Wie sich aus dem Tatbestand klar ergibt, muß der größte Teil der Bevölkerung von diesem lange vorbereiteten Ueberfall unbedingt Kenntnis gehabt haben. Denn Hunderte von Einwohnern haben sich an dem Hinmetzeln unserer Soldaten beteiligt, mehrere Maschinengewehre waren mit kalter Berechnung in den dafür geeigneten Gebäuden aufgestellt worden, und die Führung des Ueberfalls lag in den Händen einer größeren Anzahl organisierter Studenten. In einer Kirche fand man nicht weniger als 500 Gewehre. Ob die Bewohner allerdings Hand in Hand mit der Besatzung von Antwerpen gearbeitet haben, wie man aus der Gleichzeitigkeit der beiden Angriffe schließen könnte, oder ob sie nur die Gelegenheit des Abzuges der deutschen Truppen zu dem lange und sorgfältig vorbereiteten Ueberfall benutzt haben, wird voraussichtlich die angeordnete amtliche Untersuchung ergeben, die noch nicht abgeschlossen ist.

Da aber die Schuld der gesamten Bevölkerung Löwens klar erwiesen war, galt es, sie mit härtester Strafe zu treffen. Weil man jedoch nicht wohl 45 000 Menschen exekutieren konnte, so erging der Befehl, ihre Wohnstätten zu rauchenden Trümmerhaufen zu machen. Ihnen zur Strafe und den anderen im Lande, in dem nach wie vor der verruchte Heckenkrieg weitergeht wie eine heilige, dem Vaterland wohlgefällige Sache, zum abschreckenden Exempel. Und so geschah es denn. Am 27. August um 9 Uhr vormittags wurde allen Einwohnern befohlen, binnen einer Stunde die Stadt zu räumen, und als es geschehen, loderten alsbald die Flammen auf, um die Stadt Löwen, die auf ein fast zwölfhundertjähriges Bestehen zurückblickt, zu verzehren.

Das heißt, doch nicht ganz. Die Stadt ist zu fünf Sechstel unversehrt geblieben. Vor allem ist das schöne gotische Rathaus durch die Anstrengungen der deutschen Soldaten vollständig unbeschädigt erhalten worden. Man sprengte Lichtungen in die angrenzenden Häuserblöcke, um das Rathaus zu isolieren. Von der gegenüberliegenden Kathedrale ist, vom

Flugfeuer angeſteckt, nur der Dachſtuhl ausgebrannt. Weder die Gemälde noch der Kirchenſchatz haben gelitten. Während des Brandes hatten die deutſchen Offiziere die Altargemälde von Dirk Bouts und von Rogier van der Weyden und andere ins Rathaus gebracht, wo ſie ſich jetzt befinden. Bedauerlicherweiſe konnte die ebenfalls durch Flugfeuer in Brand geratene Bibliothek nicht gerettet werden. Aber das iſt der einzige größere Verluſt.

In einem amtlichen Bericht heißt es: „Schon vom 28. Auguſt ab (der Aufruhr begann am 25. abends) hat wieder einige Ordnung geſchaffen werden können. Die Leichen der erſchoſſenen Einwohner — insgeſamt 160 bis 180 — ſind beerdigt, die Aufräumungsarbeiten energiſch in Angriff genommen worden. Der Univerſitätsprofeſſor Nerinex hat ſich den militäriſchen Autoritäten zur Verfügung geſtellt und iſt mit der Wahrnehmung der Geſchäfte des Bürgermeiſters betraut worden, die er in durchaus zufriedenſtellender Weiſe verſieht. Gleichzeitig ſind einige Mitglieder des Gerichts und der erſte Beamte der Staatsanwaltſchaft zurückgekehrt, ſo daß die Rechtspflege wieder aufgenommen werden konnte; die Gerichte haben durch ihr energiſches Vorgehen gegen das Geſindel die Militärbehörden wirkſam unterſtützt. Da der Ortskommandant den ſtändig anſäſſigen Elementen die Rückkehr geſtattet hat, macht ſich bereits eine Wiederzunahme der Bevölkerung bemerkbar. Eine Reihe von Verkaufsläden iſt wieder geöffnet. Die Kleinbahn Löwen-Brüſſel nimmt den Verkehr in gewiſſem Umfange wieder auf, ſo daß der blühenden Bierbrauerei Löwens, die bereits wieder vollſtändig im Gang iſt, die Möglichkeit der Verfrachtung gegeben iſt. Ferner können durch die Kleinbahn die für Löwen notwendigen Lebensmittel herangeſchafft werden."

Die belgiſche Proteſtaktion

Die belgiſche Regierung hat durch den ſpaniſchen Botſchafter in Berlin folgende Proteſtnote überreichen laſſen: „Belgien, das den Frieden wollte, iſt von Deutſchland gezwungen worden, zu den Waffen zu greifen und ſich gegen einen durch keinerlei Handlungen gerechtfertigten Angriff, der den feierlichen Verpflichtungen der Verträge zuwiderläuft, in der Notwehr zu ſchützen. Belgien ehrt ſich ſelbſt, indem es loyal mit Beachtung aller Regeln des Völkerrechts und des Krieges kämpft. Nach dem Eindringen deutſcher Truppen auf ſein Gebiet hat Belgien durch ſeine Regierung in allen Gegenden Maueranſchläge veranlaßt, und täglich auch in den Zeitungen Verfügungen bekannt gemacht, die den nicht am Kampfe beteiligten Bürgern verbieten, feindſelige Handlungen gegen die in das Land eindringenden Truppen zu unternehmen. Die belgiſche Regierung erhebt lebhaften Einſpruch gegen die von der deutſchen Regierung zur Begründung ihrer gehäſſigen Unterdrückungsmaßnahmen verbreitete falſche Darſtellung. Wenn einige den Kriegsregeln zuwiderlaufende Handlungen nachzuweiſen ſind, ſo muß man bei ihrer Beurteilung die gerechte Entrüſtung berückſichtigen, die die von den deutſchen Soldaten begangenen Grauſamkeiten im belgiſchen Volke hervorgerufen haben. Das belgiſche Volk iſt außerordentlich friedlich geſinnt, aber zur Verteidigung ſeiner Rechte entſchloſſen und in der Achtung vor der Menſchlichkeit gleichermaßen energiſch." Die Note zählt dann eine Reihe von Ausſchreitungen auf, die angeblich bis zum 20. Auguſt von deutſchen Truppen in Belgien begangen worden ſein ſollen und ſchließt mit den Worten: „Dieſe Tatſachen ſind die Niedermetzelungen unbewaffneter Bauern, Vergewaltigungen von Frauen und Mädchen, Brandlegungen von Dörfern und einzelnen Häuſern, aus denen kein Widerſtand geleiſtet worden war, und zahlloſe Diebſtähle. Viele dieſer Handlungen wurden von deutſchen Soldaten in Gegenwart ihrer Offiziere und oft ſogar auf deren

Veranlaſſung verübt. Es iſt offenbar die Abſicht der deutſchen Behörde, die belgiſche Bevölkerung zu terroriſieren."

Begreiflicherweiſe hat die belgiſche Regierung auch die Verantwortung für die Vorgänge in Löwen von ſich abzuwälzen verſucht. Sie ließ eine amtliche Darſtellung verbreiten, in der behauptet wurde, die deutſchen Truppen ſeien durch einen Ausfall aus Antwerpen zurückgeworfen und von der deutſchen Beſatzung Löwens irrtümlich beſchoſſen worden; dadurch ſei der Kampf in Löwen entſtanden. Dieſer Verleumdung trat ſofort folgende deutſche amtliche Erklärung entgegen: „Die Ereigniſſe beweiſen einwandfrei, daß die Deutſchen den belgiſchen Ausfall zurückgewieſen haben. Während dieſes Kampfes vor Antwerpen erfolgte in Löwen an vielen Stellen ein zweifellos organiſierter Ueberfall auf deutſche Zurückgebliebene, nachdem ſich bereits über 24 Stunden ein ſcheinbar freundlicher Verkehr zwiſchen den deutſchen Truppen und den Stadtbewohnern angebahnt hatte. Der Ueberfall traf zunächſt hauptſächlich ein Landſturmbataillon, alſo ältere, ruhige Leute, ſelbſt Familienväter, ferner zurückgebliebene Teile des Stabes eines Generalkommandos ſowie Kolonnen."

Zur Unterſtützung der offiziellen Proteſte hat der belgiſche Miniſter, der Sozialiſt Vandervelde, an der Spitze einer Kommiſſion eine Reiſe nach London und Waſhington unternommen. In England wurde Vandervelde natürlich mit Jubel begrüßt; kam ſein Beſuch doch ſehr gelegen, um die immer noch recht laue Volksbegeiſterung gegen Deutſchland aufzupeitſchen. Präſident Wilſon empfing die Kommiſſion ſehr liebenswürdig, aber doch zurückhaltend. Sie überreichte im Weißen Hauſe einen Bericht über die angeblichen deutſchen Greuel. Wilſon dankte für die gebrachten Dokumente und verſprach, ſie aufmerkſam zu prüfen. Er fügte hinzu, er bitte Gott, daß der Krieg bald ein Ende nehme. Am Tage, wo die Völker Europas ſich zum Friedensſchluß vereinigten, werde die Verantwortung feſtgeſtellt werden. Heute widerſpräche es der Lage eines neutralen Volkes wie des amerikaniſchen, ein endgültiges Urteil zu fällen. Die belgiſche Proteſtgeſandtſchaft wollte dann eine Vortragsreiſe durch Amerika antreten; Staatsſekretär Bryan hat dieſe jedoch verboten, weil er dadurch eine Gefährdung der amerikaniſchen Neutralität befürchtete. Geplant waren ſolche Verſammlungen in New-York, Chicago und St. Louis.

Die deutſche Verwaltung in Belgien

Amtliche Mitteilungen

25. Auguſt.

Mit der Verwaltung der beſetzten Teile des Königreichs Belgien iſt vom Kaiſer unter Ernennung zum Generalgouverneur der Generalfeldmarſchall Frhr. v. d. Goltz beauftragt worden. Die Zivilverwaltung iſt dem zum Verwaltungschef ernannten Regierungspräſidenten v. Sandt in Aachen übertragen worden, dem für die Dauer ſeiner Tätigkeit das Prädikat Exzellenz beigelegt iſt. Dem Verwaltungschef ſind beigegeben: der Oberregierungsrat v. Wuſſow aus Kaſſel, Landrat Dr. Kaufmann aus Euskirchen, Juſtizrat Trimborn, Mitglied des Reichstages aus Köln, der bisherige Konſul in Brüſſel Legationsrat Kempff, ſowie der Bürgermeiſter v. Löbell aus Oranienburg. Die Berufung weiterer Beamten, insbeſondere von Technikern der Berg- und Bauverwaltung, iſt in Ausſicht genommen. Der Generalgouverneur Generalfeldmarſchall Frhr. v. d. Goltz hat ſich zur Uebernahme ſeiner neuen Tätigkeit nach Brüſſel begeben.

Frhr. v. d. Goltz, der neue Generalgouverneur von Belgien wurde am 12. Auguſt 1843 in Bielkenfeld in Oſtpreußen geboren. 1861 trat er in das Heer ein. Er nahm an den Kriegen von 1864 und 1870 teil, an dieſem in der unmittelbaren Umgebung des Grafen Haeſeler, der den

größten Einfluß auf ihn ausübte. Frhr. v. d. Goltz ist später namentlich durch seine militärische Tätigkeit in der Türkei bekannt geworden, wo er von 1883 bis 1895 an der Reorganisation des türkischen Heeres arbeitete, freilich unter Widerständen, die nur zu einem kleinen Teil die Ausführung seiner Absichten ermöglichten. 1896 trat er in die preußische Armee zurück, wo er zuerst als Divisionskommandeur, später als Kommandeur des 1. Armeekorps und seit 1907 an der Spitze der 6. Armeeinspektion seine Führerqualitäten aufs beste bewährte. In der letzten Zeit ist v. d. Goltz als Organisator des Jungdeutschlandbundes zu einer der populärsten Persönlichkeiten Deutschlands geworden. Jetzt wird er Gelegenheit haben, seine großen organisatorischen Fähigkeiten in Belgien zu bewähren.

Der neue Verwaltungschef v. Sandt steht seit dem 1. April 1907 an der Spitze des Aachener Regierungsbezirks. In dieser Tätigkeit hat er sicherlich Gelegenheit gehabt, die Eigenart der belgischen Bevölkerung kennen zu lernen. Dr. v. Sandt ist am 23. Dezember 1861 in Bonn geboren. Er studierte in Bonn und Straßburg. In Bonn war er ein Studiengenosse des Kaisers, der dort viel in seinem elterlichen Hause verkehrte; der Kaiser duzt v. Sandt noch heute. 1882 trat v. Sandt als Referendar in den Justizdienst ein, ging aber nach zwei Jahren zur Verwaltung über. Beim Kaiser ist er persona gratissima und wurde schon des öfteren als Ministerkandidat genannt.

25. August.

Die gesamte Presse der besetzten Teile von Belgien darf nur noch in deutscher Sprache erscheinen. Der Gouverneur veranlaßt alles weitere. Es ist anzunehmen, daß im Verwaltungsdienst die französische Sprache neben der deutschen beibehalten wird.

28. August.

Mitteilung des Generalquartiermeisters: Die Sicherung der Etappenlinien mußte bisher den Armeen überlassen bleiben. Da diese aber für den weiteren Vormarsch die zu diesem Zweck zurückgelassenen Kräfte notwendig in der Front brauchen, hat Seine Majestät die Mobilmachung des Landsturmes befohlen. Der Landsturm wird zur Sicherung der Etappenlinien und zur Besetzung von Belgien mit herangezogen werden. Das unter deutsche Verwaltung tretende Land soll für Heeresbedürfnisse aller Art ausgenutzt werden, um das Heimatgebiet zu entlasten. v. Stein.

Die „Heeresbedürfnisse" sind in erster Linie finanziell zu verstehen: es sollen bedeutende Kriegskontributionen erhoben werden.

1. September.

Verschiedene Eisenbahndirektionen haben aus Eisenbahnbeamten und -arbeitern bestehende Eisenbahnbau- und -Betriebskolonnen nach Belgien geschickt, um die zerstörten Eisenbahnlinien im Rücken unseres Heeres wiederherzustellen und in Betrieb zu nehmen.

2. September.

Der Generalgouverneur von Belgien, Frhr. v. d. Goltz hat einen Anschlag verbreiten lassen, in dem er seine Ernennung zum Generalgouverneur und die Aufgaben der neuen Verwaltung bekanntgibt. Die Einwohner werden nochmals zur Ruhe und Friedfertigkeit ermahnt. „Bürger Belgiens," schließt der Aufruf, „ich verlange von niemanden, seine vaterländischen Gefühle abzuschwören. Aber ich erwarte von allen eine verständige Unterwerfung und einen vollkommenen Gehorsam unter die Befehle des Generalgouverneurs. Ich rufe euch auf, Vertrauen zur Regierung zu haben. Diesen Aufruf richte ich besonders an die Staats- und Gemeindebehörden, die auf ihren Posten geblieben sind. Je besser der Aufruf befolgt wird, desto besser dient ihr eurem Vaterlande."

5. September.

Im Bereich des kaiserlich deutschen Generalgouvernements in Belgien wird in den nächsten Tagen eine dem Reichspostamt in Berlin unterstellte Post- und Telegraphenverwaltung eingerichtet werden. Mit der Leitung dieser Verwaltung ist der Oberpostdirektor, Geh. Oberpostrat Ronge aus Erfurt betraut worden, dem verschiedene höhere Postbeamte sowie das erforderliche Bureaupersonal zugewiesen worden sind. Die Post-

verwaltungen von Bayern und Württemberg ſind erſucht worden, auch ihrerſeits Beamte zu der deutſchen Poſt- und Telegraphenverwaltung in Belgien abzuordnen.

17. September.

Der Verwaltungschef in Belgien hat im Einvernehmen mit dem Reichsamt des Innern und dem kgl. preußiſchen Kultusminiſterium zum Schutz der in Belgien vorhandenen Kunſtſchätze Maßnahmen getroffen. Da die militäriſche Ueberwachung der Muſeen verhältnismäßig leicht iſt, bezwecken die Maßnahmen hauptſächlich die Sicherſtellung der zahlreichen Kunſtwerke, die anderswo, z. B. in Kirchen, Rathäuſern uſw. untergebracht ſind. Dieſe müſſen den Zugriffen von Händlern und diebiſchen Landeseinwohnern entzogen werden. Auch gilt es, alle Kunſtwerke, von den Baudenkmälern bis zu den koſtbaren Werken der Kleinkunſt, vor achtloſen Beſchädigungen zu ſchützen.

17. September.

Das von der belgiſchen Regierung erlaſſene, am 17. September abgelaufene Moratorium iſt durch das Generalgouvernement für den von Deutſchland beſetzten Teil Belgiens einſtweilen bis 30. September verlängert worden.

19. September.

Der Militärgouverneur von Brüſſel fordert durch Maueranſchlag die Bevölkerung auf, die belgiſchen Fahnen einzuziehen, da dieſe von den Truppen als Provokation aufgefaßt werden und bedauerliche Zwiſchenfälle hervorrufen könnten.

20. September.

In Brüſſel ſind die ausgehängten belgiſchen Fahnen vollſtändig verſchwunden. Der Befehl des Gouvernements hierzu wurde durch Maueranſchlag von Bürgermeiſter Max erläutert. Im übrigen hat bisher die ſtädtiſche Polizei gut gearbeitet. Infolgedeſſen iſt nur ein einziger Angriff von Ziviliſten auf einen Poſten vorgekommen. Der Täter wurde feldgerichtlich zum Tode verurteilt. Der Bürgerſchaft wurde dies durch Maueranſchlag bekannt gegeben. Die Meldungen, daß Bürgermeiſter Max öffentlich provokatoriſch aufgetreten ſei und falſche Kriegsnachrichten verbreitet habe, ſind bisher nicht nachgewieſen worden. Sollten dem Bürgermeiſter Intrigen gegen die deutſchen Militärbehörden nachgewieſen werden, ſo würde er ſofort entfernt werden.

22. September.

Der Kaiſer hat dem Generalgouverneur Generalfeldmarſchall Frhr. v. d. Goltz das Eiſerne Kreuz erſter Klaſſe verliehen.

Lüttich unter deutſcher Verwaltung

Nach holländiſchen Briefen.

Der neuernannte Gouverneur hat die Verwaltung in die Hand genommen. In dem Provinzialgebäude, dem ehemaligen Palaſt der Prälaten, ſind die Schreibſtuben mit deutſchem Militär beſetzt, die Bücher und Schreibmaſchinen hantieren, als ſäßen ſie ſeit zwanzig Jahren dort. Den ganzen Tag über drängen ſich Leute mit Anliegen zu dem Kommandanten, dem Gouverneur oder deſſen Adjutanten, der zuerſt die Beſucher ſichtet. An allen Straßenecken ſind Verkündigungen angeſchlagen, die den Bewohnern ſtrenge Strafen androhen, wenn ſie ſich gegen die augenblicklich geltenden Geſetze vergehen. Da wird — ſchon nicht mehr durch den Bürgermeiſter Kleyer, ſondern durch den deutſchen Gouverneur — den Beſitzern von Brieftauben vorgeſchrieben, dieſe einzuliefern, widrigenfalls ſie ſich der ſtandrechtlichen Erſchießung ausſetzen. Eine andere mehrſprachige Verkündigung droht denen, die ſich an Drahtleitungen vergreifen möchten.

Einen Deutſchenfreſſer hat ein hartes Schickſal getroffen. Es iſt der Generaldirektor der großen Waffenfabrik Cockerille in Seraing, Herr Greiner. Vor einigen Monaten hatte er ſich in der ſchärfſten Weiſe gegen den deutſchen Wettbewerb auf induſtriellem

Gebiet ausgesprochen. Jetzt sitzt er gefangen in der Direktorwohnung zu Seraing, dem ehemaligen Landsitz der Fürstbischöfe. Die deutschen Behörden hatten ihn aufgefordert, für sie zu arbeiten. Da er sich weigerte, übernahm ein Offizier die Leitung der Werke und gab durch Anschlag bekannt, daß er seine Befugnisse neben dem Generaldirektor ausübe, daß das Personal weiter in Tätigkeit bleibe, Angestellte und Arbeiter aber sich pünktlich nach den Befehlen des Befehlshabers zu richten hätten; wegen der Teuerung der Lebensmittel erkennt das preußische Kriegsministerium den Arbeitern für die Dauer des Krieges eine 50prozentige Lohnerhöhung zu; willkürliche Zerstörungen werden durch die Kriegsgerichte abgeurteilt. Es ist indes anzunehmen, daß die wallonischen Arbeiter sich nicht einfinden werden. Auf einer Anzahl Werke wird wieder gearbeitet, aber mit einem geringen Bestande an Leuten.

Die Festung Lüttich soll, wie der Generalquartiermeister sofort nach der Besetzung bekannt gegeben hat, der deutschen Armee als Stützpunkt dienen. Das Aufräumen der eingeschossenen Forts und ihre Wiederherstellung erfordert naturgemäß viel Arbeit. Es lassen sich auch so rasch keine dauernden Befestigungen neu schaffen, da z. B. Betonarbeiten längere Zeit brauchen, ehe sie genügend erhärtet sind, um einer Beschießung schwerer Belagerungsgeschütze erfolgreich widerstehen zu können. Die zerschossenen Forts müssen durch provisorische Bauten ersetzt werden. Aber auch diesen wohnt eine große Widerstandsfähigkeit bei, wenn sie geschickt angelegt und ausgeführt werden. Die Aufräumungsarbeiten sind sofort mit aller Energie aufgenommen worden und schreiten rüstig fort.

Brüssel unter deutscher Verwaltung

Nach authentischen Berichten

Ueber die Besitzergreifung von Brüssel waren zwischen der deutschen Heeresleitung und dem Bürgermeister Max folgende Vereinbarungen getroffen worden: Die deutschen Truppen erhalten freien Durchzug; 3000 Mann deutsche Besatzung bleiben in Brüssel. Die Requisitionen werden bar bezahlt, privates und öffentliches Eigentum wird geschont. Die Gemeindeverwaltung bleibt ohne deutsche Kontrolle. Der Bürgermeister behält die Oberleitung der Brüsseler Polizei.

Die deutsche Militärverwaltung stellte sofort den Dienst der Straßenbahn, der Post und des Telephons wieder her, ebenso den Eisenbahndienst mit Lüttich und die telegraphische Verbindung mit Deutschland. Sie ließ die belgischen Fahnen zunächst am Rathaus und an den Privatbanken. Die Kaffeehäuser wurden um 9 Uhr abends geschlossen. Auf dem Kongreßplatz, der die ganze Altstadt beherrscht, stehen auf die Stadt gerichtete deutsche Kanonen.

Die sonst so deutschfeindliche englische Zeitung „Daily Mail" bringt ein Stimmungsbild aus Brüssel, das den Deutschen volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. „Die 3000 deutschen Soldaten," schreibt sie, „die die Hauptstadt besetzen, behandeln die Bevölkerung mit aller Menschlichkeit und enthalten sich jeden herausfordernden Benehmens. Die Offiziere logieren in den großen Hotels, die Soldaten sind in Kasernen, auf Bahnhöfen und in Eisenbahnschuppen einquartiert. Die Offiziere lassen große Vorräte von Konserven ankaufen. Auf Befehl des deutschen Generalkommandos wird alles bar bezahlt, während die großen Ankäufe mit Requisitionsscheinen bezahlt werden. Die unentbehrlichsten Lebensmittel haben keine bemerkenswerte Steigerung erfahren. Die Zeitungen haben ihr Erscheinen eingestellt, und der Polizeidienst wird von belgischen Zivilgardisten besorgt. Die Stadt hat ihr gewöhnliches Aussehen wiedergewonnen. Die Kaffeehäuser sind wie in früherer Zeit bis auf den letzten Platz gefüllt. Von den 50 Millionen Frs., die die Deutschen als Kriegssteuer fordern, ist bereits eine Abschlagszahlung von

20 Millionen erlegt worden. Die Deutschen lassen es sich angelegen sein, die belgische Bevölkerung davon zu überzeugen, daß sie von der Okkupation nichts zu besorgen habe."

Schon die früher geschilderte Pilgerfahrt der Brüsseler nach dem zerstörten Löwen ließ erkennen, wie rasch sich dies leichtfertige Volk von seiner panischen Angst erholte. Sobald es sich unter deutscher Verwaltung sicher fühlte, kam die alte Unverfrorenheit wieder zum Ausbruch. Man sah, wie die Deutschen in feinfühliger Achtung vor dem patriotischen Gefühl des Feindes die belgische Fahne ruhig auf den öffentlichen Gebäuden wehen ließen. „Bald trug fast jedes zweite, dritte Haus die belgische Fahne," erzählt Paul Grabein, der Anfang September in Brüssel war. „Ebenso tragen die Passanten auf der Straße, Damen wie Herren, die Nationalfarben in Form einer kleinen Schleife an der Brust. Es war dies ein offenbarer Protest gegen die deutsche Besitzergreifung. Und der stumme, verbissene Trotz, der darin lag, tat sich auch in dem Benehmen der Leute kund. Jeder Deutsche in Zivil, der als solcher erkannt wurde, wurde förmlich durchbohrt von schweigenden, aber dafür um so beredteren Blicken. Viel heller aber loderte diese Feindseligkeit noch auf, wenn sich deutsches Militär zeigte. Und namentlich, wenn es mit strammem Tritt, die „Wacht am Rhein" singend, durch Brüssels Straßen marschierte. Dann blieb alles stehen und sah zornblitzenden Auges hin zu unseren braven Jungens. Wenn Blicke töten könnten, so lebte keiner von ihnen mehr heute." Wir haben aus den amtlichen Meldungen ersehen, wie rasch die belgischen Fahnen von den Häusern verschwanden, als die Geduld des deutschen Kommandeurs zu Ende war!

Dabei hat die Brüsseler Bevölkerung nicht unbedeutende Vorteile durch die deutsche Besatzung. Die Requisitionsscheine der deutschen Truppen werden sofort von der Stadtverwaltung eingelöst. An einem Tore des „Palais de la Nation" sieht man täglich ein dichtes Gedränge von Menschen, die auf Einlaß warten, um ihren Zettel gegen bares Geld umzutauschen. Daß unsere Soldaten viel kaufen, ist selbstverständlich. Man bringt gern ein Andenken mit nach Haus. So kommt das „nötige Kleingeld" in Umlauf, woran es bereits stark mangelte. Um Abhilfe zu schaffen, hatte die Banque Nationale kleine Scheine zu 1 und 2 Frs. in Umlauf gesetzt. Der Bürgermeister hat zugleich die Bevölkerung „eingeladen", das deutsche Geld zum Kurs von 1,25 Frs. für 1 Mark in Zahlung zu nehmen.

Bürgermeister Max hat einen strengen Polizeidienst mit Hilfe der Bürgerwehr eingerichtet, die mit Säbeln und Revolver bewaffnet ist. Im übrigen sucht er sich gegenüber der deutschen Behörde eine möglichst selbständige Stellung zu sichern, was schon zu allerlei Reibereien geführt haben soll.

Da sich die Brüsseler Presse geweigert hat, in deutscher Sprache zu erscheinen, gibt es keine Zeitung mehr. Der Grund für diese Weigerung ist nicht bloß der Patriotismus im allgemeinen; seit Jahren unterstützt der französische Botschafter die belgische Presse mit einer halben Million Frs. jährlich, zu dem Zweck, sie systematisch gegen Deutschland aufzuhetzen.

Als Ersatz für die Zeitungen verkünden Maueranschläge die deutschen Siege. Die Bevölkerung nimmt sie mit spöttischem Achselzucken auf. Als gar die Mitteilung kam, die französische Regierung habe der belgischen offiziell erklärt, es wäre ihr kein Beistand mehr möglich, weil sie allein mit ihrer Verteidigung vollauf beschäftigt sei, da brach ein lauter, hundertstimmiger Hohnruf los. Diese Bekanntmachung hat übrigens zu einer eigenartigen Plakatkontroverse Veranlassung gegeben. Am nächsten Tag hielt es nämlich der Bürgermeister von Brüssel für angezeigt, diese Mitteilung durch einen Anschlag seinerseits zu dementieren, worin er dieser deutschen Behauptung auf das allernachdrücklichste entgegentrat. Am andern Tage erschien darauf freilich wieder ein deutsches Plakat, von einem deutschen General unterzeichnet, das jegliche Maueranschläge, auch

solche der Stadtverwaltung, untersagte, sofern sie nicht dem deutschen Gouvernement vorgelegen hätten.

Das Publikum glaubt nach wie vor an die Lügennachrichten der belgischen Blätter, die aus Antwerpen — zu 1 Fr. das Stück! — eingeschmuggelt werden. Ein paar Klügere, die mißtrauisch geworden sind, haben ein Witzblatt gegründet. Keiner weiß, wer es redigiert. Kostbare Sachen sind darin zu lesen: Antwerpen: Die Belgier haben die Schelde und die Nordsee ausgeschöpft, um die Deutschen am Bombardement auf Antwerpen zu behindern. Charleroi: Zwei deutsche Dreadnoughts, „Goeben" und „Breslau", bombardieren Charleroi. Holland: Die Königin Wilhelmina läßt sich von dem aus deutscher Fürstenfamilie abstammenden Prinzgemahl scheiden, um den heldenhaften Verteidiger von Lüttich, den General Leman, zu heiraten. Brüssel: In der Schlächterstraße haben die Deutschen 80 000 russische Heringe erobert, um sie den ausgehungerten Berlinern zu schicken.

Die Erhaltung der belgischen Kunstschätze

Einer der Herren, die vom deutschen Generalgouverneur in Brüssel mit der Sicherung und Pflege der belgischen Kunstschätze betraut sind, berichtet über seine Beobachtungen: „Wir haben in Löwen in Begleitung des Kommandanten v. Manteuffel, der Löwens herrliche Kunstschätze vor der Vernichtung bewahrt hat, eingehend Kirche für Kirche, das Rathaus, die Bibliothek und was sonst noch an Bemerkenswertem dort besteht und bestand, besichtigt und geprüft, und ich kann zur Freude aller Kunstfreunde berichten, daß mit Ausnahme des Inhalts der Bibliothek, so gut wie alles nicht nur gerettet ist, sondern sich mit Ausnahme der Gebäude selbst in tadellosem Zustande befindet. Alle diese Kunstschätze sind jetzt im Rathause vereinigt und stehen unter strengster Observanz des Kommandanten. Was nun die Gebäude anbetrifft, so ist das Rathaus ganz unversehrt, die Peterskirche weist starke Beschädigungen des Dachstuhls und leichte Löcher in den Deckengewölben auf, die Michaelskirche mit der herrlichen Barockfassade, die Jakobskirche mit schönem Sakramentshäuschen und einer bekannten Hubertuskapelle, die Gertrudenkirche mit einem der schönsten spätgotischen Chorgestühle Belgiens — sind alle ohne die allergeringste Beschädigung geblieben. Die Fassaden der schönen Bibliothek sind zwar sehr beschädigt, können aber unbedingt sicher wiederhergestellt werden.

Zerstört ist nur etwa ein Sechstel der Stadt, und zwar: die ganze Bahnhofsstraße, die Gebäude um die Place du Peuple und die Häuser um das Rathaus und die Peterskirche herum. Diese letzteren sind von unseren braven Eisenbahnern, welche vom Stadtkommandanten schnell herbeigeholt worden waren, absichtlich gesprengt worden, damit die Flammen nicht auf das Rathaus herüberschlagen sollten. Wie ich schon sagte, sind alle Kunstschätze und Kirchenschätze gerettet. Das ist wieder das besondere Verdienst des Oberleutnants und Regierungsrats im Eisenbahnministerium, Thelemann, der mit einem Unteroffizier, der Kunsthistoriker ist, die Sachen aus der oben brennenden Peterskirche heraus rettete. Die wundervollen Bilder von Dirk Bouts, das Abendmahl, und der Martertod des heiligen Erasmus, sind tadellos erhalten. Die zerstörten Gebäude, aus denen geschossen wurde, sind bessere durchweg moderne Privathäuser, aber ohne jeden besonderen kunstgeschichtlichen Wert.

In Lüttich besuchten wir sämtliche Kirchen und Kunstsammlungen. Die Jacobskirche (St. Jaques), ein herrlicher spätgotischer Bau mit den schön gemalten Netzgewölben und dem an reiche spanische Bauten erinnernden üppigen Dekorationsstil, ist völlig unversehrt erhalten. Vor allem auch sämtliche Glasmalereien der Renaissancezeit, die zu den allerschönsten der Welt gehören. Ebenso sind die anderen Kirchen, wie St. Paul, die Martinskirche, die Heiligkreuzkirche, die Johanniskirche, die Dionyskirche, und was sonst

noch an kleineren Kirchen und Kapellen dort ist, tadellos erhalten, ebenso wie das Innere dieser Kirchen. In St. Paul hat ein Geschoß ein Fenstergewände ganz leicht beschädigt und ein kaum nennenswertes kleines Loch in eine moderne Glasscheibe geschlagen. Wie gesagt, sämtliche Renaissancefenster der Kirchen, welche unübertroffen sind, weisen keine Spur von Zerstörung auf. Der stattliche Kirchenschatz von St. Paul mit dem berühmten goldenen Sühnegeschenk Karls des Kühnen nach der Zerstörung Lüttichs 1468 und der bedeutenden gotischen Reliquienbüste des heiligen Lambertus steht unberührt in seinen Schränken in schönster Ordnung. Was an Museen in Lüttich ist, wie das sehr interessante Musée d'Ansembourg, das wir unter Führung des Direktors besichtigen, ist ebenfalls im Zustande wie vor dem Kriege. Die nötigen Anordnungen zu scharfer Kontrolle wegen immerhin möglicher Entwendung wurden gegeben.

Auf der Rückfahrt hielten wir noch in Huy an. Hier interessiert vor allem die Kollegiatkirche (Notre-Dame), mit dem frühgotischen schönen Bethlehemportal und einer schönen Fensterrose. Die in dem Kirchenschatz verwahrt gewesenen vier Reliquienschreine sind nach Angabe der Geistlichkeit nach Antwerpen gebracht worden."

Die Kriegsleistungen Belgiens

Die deutsche Verwaltung hat der Stadt Brüssel eine Kriegskontribution von 50 Millionen Frs. auferlegt, der Stadt Lüttich 10 Millionen und der Provinz Lüttich 50 Millionen. In Lüttich wurde, um ein Faustpfand in Händen zu haben, das Eigentum der Banken und Finanzgesellschaften mit Beschlag belegt. Der Geldumlauf stockte deswegen und die Banken mußten Geldbons in Umlauf setzen. Der Bürgermeister von Brüssel erklärte, die Gemeindekasse sei nach Antwerpen gebracht und die Kriegsrate könne nicht gezahlt werden. Daraufhin wurden der bekannte Großindustrielle Solvay und Baron Lambert Rothschild als Geiseln in Haft genommen. Die Bank von England hat nun am 26. August neue Schuldscheine in der Höhe von 15 Millionen Pfund ausgegeben, rückzahlbar nach sechs Monaten, von denen 10 Millionen Pfund für eine belgische Anleihe bestimmt sind. Wie ferner aus Paris verlautet, gewährt Frankreich Belgien ein Darlehen von 250 Millionen Frs. Nach den „Daily News" und nach einer Rede, die Lloyd-George zu Criccieth hielt, soll dieser Vorschuß dazu dienen, den Belgiern weitere Rüstungen sowie die Begleichung der deutschen Kontribution zu ermöglichen.

Die Schwierigkeiten bei der Eintreibung der Kriegskontribution dürfen uns nicht irre machen an der finanziellen Leistungsfähigkeit Belgiens, des früher heimlichen, jetzt offenen Teilhabers der Tripel-Erwerbsgesellschaft m. b. H. „Man wird schwerlich fehlgehen," schreiben die „Münchner Neuesten Nachrichten", „wenn man Belgien als das im Vergleich zu seiner Größe reichste Land der Erde bezeichnet. Diesen Reichtum verdankt es freilich nicht allein jenen kaufmännischen Talenten, die sich, in seinem vorigen König so potenziert, in nicht immer ganz einwandfreier Weise verkörperten, sondern in hohem Grade auch der Gunst jener Lage, die es zu einem Vermittler des so stark angewachsenen deutschen Außenhandels — einem ebenso profitreichen wie undankbaren Vermittler — machte.

Wenn wir in der amtlichen belgischen Statistik Anhaltspunkte für die finanzielle Leistungsfähigkeit des Landes suchen, so finden wir in den belgischen Staatsfinanzen im Jahre 1912 eine Gesamteinnahme von über 700 Millionen Frs. Davon entfallen 73 Millionen auf die direkten Steuern (die leicht zu vervielfachen wären), 58 Millionen auf Eingangszölle, 81 Millionen auf Konsumabgaben (reichlich zur Hälfte auf Branntwein), 77 Millionen auf sogenannte Registrierungsabgaben (darunter reichlich ein Drit-

tel Erbschaftssteuer) und 372 Millionen auf Einnahmen aus den Verkehrsanstalten, insbesondere den Eisenbahnen.

Wie groß die in Belgien für Anlage in fremdstaatlichen Unternehmungen verfügbaren Kapitalien sind, die natürlich noch in ganz anderer Weise für staatliche Zwecke durch Besteuerung herangezogen werden können, als es in Belgien geschieht, erhellt aus der Tatsache, daß das kleine Belgien für manchen fremden Staat der weitaus größte Geldgeber ist, wenigstens so weit es sich um unmittelbare Anlagen in wirtschaftlichen Unternehmungen der betreffenden Länder handelt. Wir wollen nur das eine Beispiel Bulgariens erwähnen: nach dem amtlichen Statistischen Jahrbuch für Bulgarien arbeiteten in bulgarischen Industrieanlagen aller Art nach dem Stande vom 31. Dezember 1904 (weitere Ermittelungen liegen bisher nicht vor) insgesamt 14,0 Millionen Frs. Davon entfiel weitaus der größte Teil, nämlich 10,2 Millionen, auf Belgien, außerdem noch 0,5 Millionen auf Unternehmungen, in denen belgisches und bulgarisches Kapital gemeinsam beteiligt waren."

Es ist also weder zu befürchten, daß Belgien die Kriegssteuern nicht bezahlen *kann* noch daß es unter ihrer Last finanziell zusammenbricht.

Die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit Belgiens

von F. Hoff, Mitglied des Reichstags

Zweimal hat Deutschland Belgien die Hand zum Frieden geboten. In feierlicher Weise ist diesem Lande die Wahrung des territorialen Besitzstandes und der staatlichen Unabhängigkeit, sowie Ersatz des entstandenen Schadens zugesichert worden, wenn es dem deutschen Durchmarsch keinen Widerstand entgegensetzen werde. Belgien hat nicht gewollt. Es muß jetzt die Folgen tragen. Militärisch ist das Land so gut wie erledigt. Von erheblicher Bedeutung für das deutsche Heer und das deutsche Volk aber wird die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit Belgiens werden. In einem amtlichen Bericht wird in dieser Beziehung mitgeteilt: „Dieses unter deutsche Verwaltung tretende Land soll für die Heeresbedürfnisse aller Art ausgenutzt werden, um das Heimatgebiet zu entlasten." Unter diesen Umständen dürfte einiges statistische Material interessieren, das dem statistischen Jahrbuch des Deutschen Reiches entnommen ist und das die wirtschaftliche Bedeutung Belgiens klar erkennen läßt.

Belgien ist das industriereichste und am dichtesten bevölkerte Land Europas. Nach der Volkszählung von 1912 betrug die Einwohnerzahl 7 443 784 bei einem Flächenraum von 29 455 Quadratkilometern. Auf den Quadratkilometer kamen also 252 Einwohner. Vergleichsweise mag darauf hingewiesen werden, daß die an Flächeninhalt etwas größere Provinz Pommern (30 131 Quadratkilometer) nur 1 716 921 Einwohner zählt. Die durchschnittliche Bevölkerungsdichtigkeit Deutschlands bleibt mit 120 auf den Quadratkilometer um mehr als die Hälfte hinter Belgien zurück. Uebertroffen wird Belgien nur vom Königreich Sachsen, wo 320 Einwohner auf dem Quadratkilometer leben.

Entsprechend der Bevölkerungsdichtigkeit verfügte Belgien über das relativ dichteste Eisenbahnnetz der Welt, was für die Kriegsführung und die rückwärtige Verbindung nach Deutschland von besonderer Wichtigkeit ist. Die Gesamtlänge der belgischen Eisenbahnen beträgt 8660 Kilometer. Auf 100 Quadratkilometer Fläche kommen in Belgien 29,3 Kilometer Eisenbahnen, während auf dieselbe Fläche in Deutschland 11,6, in Frankreich 9,4, in Großbritannien und Irland 12, in Oesterreich 6,8 und in dem europäischen Rußland 1,2 Kilometer entfallen.

Auf einer relativ hohen Stufe steht auch die Landwirtschaft, besonders die Viehzucht

in Belgien. Besonders bedeutend ist der Bestand an Rindvieh. 1912 wurden in Belgien 1 830 747 Rinder gezählt. Das an Fläche 18 mal, an Einwohnerzahl reichlich 9 mal so große Deutschland zählte zu derselben Zeit 20 182 021 Rinder. Der große Rinderbestand Belgiens dürfte für die Verpflegung unserer Truppen mit Fleisch nicht ohne Bedeutung sein.

Die Hauptbedeutung Belgiens aber liegt auf industriellem und handelspolitischem Gebiet. Beachtenswert ist der Kohlenreichtum des Landes. 1912 wurden 23 Millionen Tonnen im Werte von 304 Millionen Mark gefördert. (Deutschland 175 Millionen Tonnen im Werte von 1840 Millionen Mark.)

Von ganz hervorragender Bedeutung ist schließlich der Handelsverkehr. In dieser Beziehung nimmt Belgien verhältnismäßig die erste Stelle auf der Welt ein. Im Jahre 1913 betrug der Wert des Außenhandels

in Deutschland	= 22 530,9	Millionen	Mark
„ England	= 28 644,7	„	„
„ Frankreich	= 12 307,0	„	„
„ den Vereinigten Staaten	= 17 971,2	„	„
„ Belgien	= 6 924,1	„	„

Bemerkt sei dabei, daß in Belgien und Frankreich die etwas niedrigere Ziffer des „Spezialhandels", in den anderen Ländern dagegen diejenige des „Gesamtaußenhandels" verzeichnet ist. Der Spezialhandel Deutschlands betrug 1913 20 868,3 Millionen Mark. Der belgische Handelsumsatz beträgt demnach ein Drittel des deutschen, während die Bevölkerung nur ein Neuntel beträgt.

Im belgischen Seeverkehr und Handel nimmt Antwerpen eine hervorragende Stellung ein. Antwerpen ist einer der bedeutendsten, wenn nicht der bedeutendste Handelshafen Europas. Im Gesamtverkehr behauptet allerdings London noch immer den ersten Platz auf der Welt. Da für diese Stadt Vergleichsziffern mit Antwerpen, Rotterdam und New York nicht vorliegen, mögen hier die Ziffern über den Auslandsverkehr der sechs größten Handelshäfen der Welt folgen:

Im Jahre 1912 sind in 1000 Registertonnen netto

	angekommen	abgegangen
in Hamburg	12 347	12 595
„ London	12 986	11 064
„ Liverpool	11 810	9 008
„ Rotterdam	11 548	11 528
„ Antwerpen	13 757	13 722
„ New York	14 464	14 371

Antwerpen hat also den größten Auslandsverkehr Europas und wird in dieser Beziehung nur von New York übertroffen. Selbstverständlich konnten Antwerpen und auch Rotterdam nur deswegen zu dieser großen Bedeutung kommen, weil sie Deutschland als Hinterland haben.

Phot. E. Bieber, Berlin

Wilhelm, Kronprinz des deutschen Reiches

Nach Frankreich hinein

Die ersten deutschen Siege

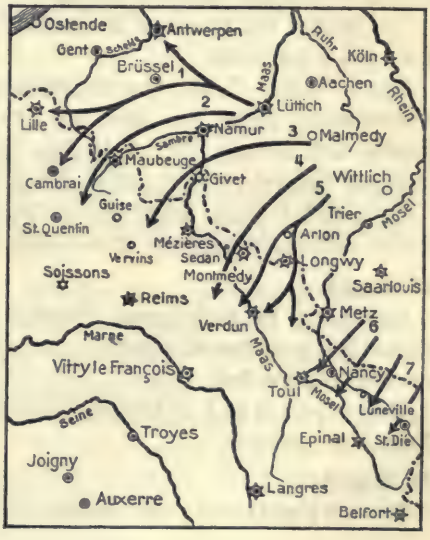
Das große Hauptquartier

31. August.

Aus folgender Kundgebung geht hervor, daß sich das kaiserliche Hauptquartier in den ersten Kriegswochen in Koblenz befunden hat: „Seine Majestät unser Allergnädigster Kaiser und König haben mich zu beauftragen geruht, der Bürgerschaft der Residenzstadt für die während des hiesigen Aufenthalts Seiner Majestät zum Ausdruck gebrachte patriotische Gesinnung Allerhöchst Seinen Dank auszusprechen. Seine Majestät haben dabei der Freude Ausdruck gegeben, daß er die ernsten, bedeutsamen Tage der letzten Zeit in einer Stadt habe verbringen können, mit der er schon seit früher durch enge Beziehungen verbunden sei. Indem ich diesen Erlaß voll Huld und Gnade zur Kenntnis der Mitbürger bringe, weiß ich mich mit allen eins in dem Gefühl des Dankes und auf richtiger Wünsche für Seiner Majestät Wohlergehen. Koblenz, 30. August. Ortmann, Oberbürgermeister." Das Hauptquartier ist nunmehr in die Nähe der Schlachtfelder verlegt worden.

Die deutschen Heere unter Führung von

1. Generaloberst v. Kluck
2. „ v. Bülow
3. „ v. Hausen
4. Herzog von Württemberg
5. Deutscher Kronprinz
6. Kronprinz von Bayern
7. Generaloberst v. Heeringen



Die Aufmarschfront der deutschen Westheere

Depeschen aus dem Hauptquartier

20. August.

Unter der Führung des Kronprinzen von Bayern haben Truppen aller deutschen Stämme in Schlachten zwischen Metz und den Vogesen einen Sieg erkämpft. Der mit starken Kräften in Lothringen vordringende Feind wurde auf der ganzen Linie unter schweren Verlusten geworfen. Viele tausende Gefangene und zahlreiche Geschütze sind ihm abgenommen worden. Der Gesamterfolg läßt sich noch nicht übersehen, da das Schlachtfeld einen größeren Raum einnimmt als in den Kämpfen 1870/71 und unsere gesamte Armee in Anspruch nahm.

v. Stein.

21. Auguſt.

Die deutſchen Truppen, beſeelt von dem unaufhaltbaren Drang nach vorwärts, haben die zwiſchen Metz und den Vogeſen geſchlagenen franzöſiſchen Kräfte verfolgt. Der Rückzug der Franzoſen artete in Flucht aus. Bisher ſind mehr als 10 000 Gefangene gemacht und mindeſtens 50 Geſchütze erobert. Die Stärke der geſchlagenen feindlichen Kräfte wurde auf mehr als acht Armeekorps feſtgeſtellt. v. Stein.

22. Auguſt.

Nördlich von Metz hat der Deutſche Kronprinz mit ſeiner Armee zu beiden Seiten von Longwy vorgehend den gegenüberſtehenden Feind ſiegreich zurückgeworfen.

Die in Lothringen ſiegreiche Armee unter Führung des Kronprinzen von Bayern hat auf der Verfolgung des geſchlagenen Feindes die Linie Lunéville-Blamont erreicht und ſetzt die Verfolgung fort.

Ein neuer Verſuch des Gegners, ins Oberelſaß vorzudringen, iſt durch den Sieg in Lothringen vereitelt. Der Feind befindet ſich auch im Oberelſaß im Abzuge. v. Stein.

23. Auguſt.

Die Truppen, die unter Führung des Kronprinzen von Bayern in Lothringen ſiegten, haben die Linie Lunéville-Cirey überſchritten. Das 21. Armeekorps iſt in Lunéville eingezogen. Die Verfolgung beginnt reiche Früchte zu tragen. Außer zahlreichen Gefangenen und Feldzeichen hat der an und in den Vogeſen vorgehende linke Flügel bereits 150 Geſchütze erbeutet.

Die Armee des deutſchen Kronprinzen hat den Kampf und die Verfolgung vorwärts Longwy fortgeſetzt.

Die zu beiden Seiten von Neufchateau vorgehende Armee des Herzogs Albrecht von Württemberg ſchlug eine über den Semois vorgedrungene franzöſiſche Armee vollſtändig und verfolgt ſie. Zahlreiche Geſchütze, Feldzeichen und Gefangene, darunter mehrere Generale, ſind ihr in die Hand gefallen.

Weſtlich der Maas gehen unſere Truppen gegen Maubeuge vor. Eine vor ihrer Front auftretende engliſche Kavalleriebrigade iſt geſchlagen. v. Stein.

26. Auguſt.

Longwy iſt nach harter Gegenwehr genommen. Gegen den linken Flügel der Armee des deutſchen Kronprinzen drangen aus Verdun und öſtlich ſtarke Kräfte vor, die zurückgeſchlagen ſind.

Das Oberelſaß iſt bis auf unbedeutende Abteilungen weſtlich von Kolmar von den Franzoſen geräumt. v. Stein.

27. Auguſt.

Manonvillers, das ſtärkſte Sperrfort der Franzoſen, iſt in deutſchem Beſitz. v. Stein.

28. Auguſt.

Zuſammenfaſſender Bericht: Das deutſche Weſtheer drang neun Tage nach Beendigung ſeines Aufmarſches unter fortgeſetzten ſiegreichen Kämpfen in das franzöſiſche Gebiet ein. Von Cambrai bis zu den Südvogeſen wurde der Feind überall geſchlagen. Er befindet ſich in vollem Rückzug. Die Größe ſeiner Verluſte an Gefallenen, Gefangenen, Trophäen läßt ſich bei der gewaltigen Ausdehnung der Schlachtfelder in teilweiſe unüberſichtlichem, waldigem und gebirgigem Gelände noch nicht annähernd überſehen.

Die Armee des Generaloberſten v. Kluck warf die engliſche Armee bei Maubeuge und griff ſie am 27. Auguſt ſüdweſtlich von Maubeuge unter Umfaſſung erneut an. Die Armeen des Generaloberſts v. Bülow und des Generaloberſts Frhr. v. Hauſen, die etwa acht Armeekorps franzöſiſcher und belgiſcher Truppen zwiſchen Sambre, Namur

und der Maas in mehrtägigen Kämpfen vollständig geschlagen haben, verfolgen sie jetzt östlich an Maubeuge vorbei. Der Angriff auf Maubeuge ist eingeleitet.

Die Armee des Herzogs Albrecht von Württemberg verfolgte den geschlagenen Feind über den Semois und überschritt die Maas.

Die Armee des deutschen Kronprinzen nahm eine befestigte Stellung des Feindes vorwärts Longwy, wies einen starken Angriff aus Verdun zurück und geht gegen die Maas vor. Longwy ist gefallen.

Die Armee des Kronprinzen von Bayern wurde bei der Verfolgung in Lothringen von neuen feindlichen Kräften aus der Position von Nancy und aus südlicher Richtung angegriffen. Sie hat diesen Angriff zurückgewiesen.

Die Armee des Generaloberſten v. Heeringen setzt die Verfolgung in den Vogesen nach Süden fort. Das Elsaß ist vom Feinde geräumt. v. Stein.

28. August.

Die englische Armee, der sich drei französische Territorialdivisionen angeschlossen hatten, ist nördlich von St. Quentin vollständig geschlagen und befindet sich in vollem Rückzug über St. Quentin. Mehrere Tausend Gefangene, sieben Feldbatterien und eine schwere Batterie sind in unsere Hände gefallen.

Südöstlich von Mezières haben unsere Truppen unter fortgesetzten Kämpfen in breiter Front die Maas überschritten.

Unser linker Flügel hat nach neuntägigen Gebirgskämpfen die französischen Gebirgstruppen bis östlich von Epinal zurückgetrieben und befindet sich in weiterem siegreichem Fortschreiten. v. Stein.

31. August.

Die Feste Givet ist gefallen.

31. August.

Zusammenfassender Bericht des Generalquartiermeisters:

Die Armee des Generaloberſten v. Kluck hat den durch schwache französische Kräfte unternommenen Versuch eines Flankenangriffs in der Gegend von Combles durch ein Armeekorps zurückgeschlagen.

Die Armee des Generaloberſten v. Bülow hat eine überlegene französische Armee bei St. Quentin vollständig geschlagen, nachdem sie im Vormarsch bereits ein englisches Infanteriebataillon gefangen genommen hatte. Die Armee des Generaloberſten v. Hausen hat den Gegner auf die Aisne bei Rethel zurückgedrängt.

Die Armee des Herzogs von Württemberg hatte bei Fortsetzung des Uebergangs über die Maas den Feind zunächst mit Vortruppen überrannt, mußte aber beim Vorgehen stärkerer feindlicher Kräfte teilweise wieder über die Maas zurück. Die Armee hat dann die Maasübergänge wieder gewonnen und befindet sich im Vorgehen gegen die Aisne. Das Fort Les Ayvelles hinter dieser Armee ist gefallen.

Die Armee des deutschen Kronprinzen setzt den Vormarsch gegen und über die Maas fort. Nachdem der Kommandant von Montmédy mit der ganzen Besatzung der Festung bei einem Ausfall gefangen genommen worden war, ist die Festung gefallen.

Die Armeen des Kronprinzen von Bayern und des Generaloberſten v. Heeringen stehen noch in fortgesetztem Kampfe in Französisch-Lothringen. v. Stein.

1. September.

Die mittlere Heeresgruppe der Franzosen, etwa zehn Armeekorps, wurden gestern zwischen Reims und Verdun von unseren Truppen zurückgeworfen. Französische Vorstöße aus Verdun wurden abgewiesen. Der Kaiser befand sich während des Gefechts bei der Armee des Kronprinzen und verblieb die Nacht inmitten der Truppen.

v. Stein.

3. September.

Bei der Wegnahme des hoch in Felsen gelegenen Sperrforts Givet haben sich, wie schon im Kampfe um Namur die von Oesterreich gesandten schweren Motorbatterien durch Beweglichkeit, Treffsicherheit und Wirkung vortrefflich bewährt. Sie haben uns ausgezeichnete Dienste geleistet.

Die Sperrbefestigungen Hirson, Les Ayvelles, Condé, La Fère und Laon sind ohne Kampf genommen. Damit befinden sich sämtliche Sperrbefestigungen in Nordfrankreich außer der Festung Maubeuge in unseren Händen. Gegen Reims ist der Angriff eingeleitet.

Die Kavallerie der Armee des Generaloberſten v. Kluck streift bis Paris.

Das Westheer hat die Aisne-Linie überschritten und setzt den Vormarsch gegen die Marne fort, einzelne Vorhuten haben sie bereits erreicht. Der Feind befindet sich vor den Armeen der Generaloberſten v. Kluck, v. Bülow, v. Hausen und des Herzogs von Württemberg im Rückzug auf und hinter die Marne.

Vor der Armee des deutschen Kronprinzen leistete er im Anschluß an Verdun Widerstand, wurde aber nach Süden zurückgeworfen.

Die Armeen des Kronprinzen von Bayern und des Generaloberſten v. Heeringen haben immer noch starken Feind in befestigten Stellungen in Französisch-Lothringen gegenüber. Im Oberelsaß streifen deutsche und französische Abteilungen unter gegenseitigen Kämpfen. v. Stein.

4. September.

Reims ist ohne Kampf besetzt worden. Die Siegesbeute der Armeen wird nur langsam bekannt, die Truppen können sich bei ihrem schnellen Vormarsch wenig darum bekümmern. Noch stehen Geschütze und Fahrzeuge im freien Felde verlassen da, die Etappentruppen müssen sie nach und nach sammeln. Bis jetzt hat nur die Armee des Generaloberſten v. Bülow genauere Angaben gemeldet; bis Ende August hat sie sechs Fahnen, 233 schwere Geschütze, 116 Feldgeschütze, 79 Maschinengewehre und 166 Fahrzeuge erbeutet, sowie 12 934 Gefangene gemacht. v. Stein.

5. September.

Der deutsche Kronprinz hat den Rang eines Generalleutnants erhalten.

6. September.

Von Maubeuge fielen zwei Forts nebst Zwischenstellungen, das Artilleriefeuer konnte gegen die Stadt gerichtet werden. Die Stadt brennt an verschiedenen Stellen.

Aus Papieren, die in unsere Hände fielen, geht hervor, daß der Feind durch das Vorgehen der Armeen von Kluck und von Bülow nördlich der belgischen Maas völlig überrascht worden ist. Noch am 17. August nahm der Feind dort nur deutsche Kavallerie an. Die Kavallerie dieses Flügels, unter Führung des Generals v. d. Marwitz, verschleierte also unsere Armeebewegungen vorzüglich, die trotzdem dem Feinde nicht unbekannt geblieben wären, wenn nicht bei Beginn des Auf- und Vormarsches die Feldpostsendungen zurückbehalten worden wären. v. Stein.

Der mit besonderer Anerkennung genannte General Georg v. d. Marwitz ist seit 1912 Generalinspekteur unserer Kavallerie. v. d. Marwitz wurde am 3. Juli 1856 zu Klein-Rossin in Pommern geboren und erhielt seine Erziehung im Kadettenkorps, aus dem er 1875 als Leutnant dem 3. Garde-Ulanenregiment überwiesen wurde. Einen großen Teil seiner Dienstzeit hat er im Generalstab zugebracht, zu dem er schon 1888 als Oberleutnant kommandiert wurde.

7. September.

Maubeuge hat kapituliert. 40 000 Kriegsgefangene, darunter vier Generäle, 400 Geschütze und zahlreiche Kriegsgeräte sind in unsere Hände gefallen. v. Stein.

Die deutschen Heerführer auf den westlichen Kriegsschauplätzen

Die deutschen Heerführer gegen die vereinigten französischen, belgischen und englischen Armeen sind, wie aus den amtlichen Telegrammen hervorgeht, der deutsche Kronprinz, die Generalinspektoren Generaloberst Kronprinz Rupprecht von Bayern, Generaloberst Herzog Albrecht von Württemberg, Generaloberst Josias von Heeringen, Generaloberst Karl von Bülow, Generaloberst Alexander von Kluck und Generaloberst Max Freiherr von Hausen.

Kronprinz Rupprecht von Bayern, der die vereinten deutschen Truppen zum ersten großen Siege dieses Krieges führte, wurde am 18. Mai 1869 als Sohn des Prinzen Ludwig und der Prinzessin Maria Theresia, Erzherzogin von Oesterreich d'Este, geboren. Er genoß zunächst eine militärische Erziehung und studierte dann in München und Berlin. Am 8. August 1886 wurde er zum Offizier ernannt, diente 1891 als Oberleutnant und später als Rittmeister im 1. Schweren Reiterregiment und war dann Kompagniechef im Infanterieleibregiment, in dem er 1896 Major und Bataillonskommandeur wurde. Prinz Rupprecht unterbrach dann den aktiven Dienst, um eine Reise nach Indien zu machen, wurde 1899 Oberst und Kommandeur des 2. Infanterieregiments „Kronprinz" und 1900 Generalmajor und Kommandeur der 7. Infanteriebrigade. Nach einer abermaligen längeren Reise nach Indien, Japan und China wurde er 1903 Generalleutnant, 1904 Kommandeur der 1. Division und 1906 kommandierender General des 1. Armeekorps und in dieser Stellung General der Infanterie.

Am 27. Mai 1900 trat Kronprinz Rupprecht dadurch politisch hervor, daß er sich in einer Delegiertenversammlung des bayerischen Flottenvereins zu München energisch für die damals vorliegende Flottenvorlage aussprach. Die Agitation des Flottenvereins unter Führung des Generals Keim veranlaßte den Kronprinzen Rupprecht jedoch, im Dezember 1907 sein Protektorat über den bayerischen Landesverband des Flottenvereins niederzulegen. Kronprinz Rupprecht ist zurzeit als Generaloberst Inspekteur der 4. Armeeinspektion in München.

Herzog Albrecht, der Thronfolger Württembergs, ist am 23. Dezember 1865 als Sohn des Herzogs Philipp von Württemberg und der Erzherzogin Maria Theresia, einer Tochter des frühern Generalissimus der österreichisch-ungarischen Armee, des verstorbenen Erzherzogs Albrecht, in Wien geboren. Nach Studien auf der Universität Tübingen trat er 1885 in das 19. Ulanenregiment ein und blieb dort bis 1890. Dann wurde er als Hauptmann in das Grenadierregiment 119 versetzt, ging aber 1891 wieder in sein altes Regiment zurück. Späterhin stand er als Bataillonskommandeur bei jenem Grenadierregiment und wurde dann 1896 Kommandeur des 26. Dragonerregiments. Im September desselben Jahres wurde er an die Spitze der 4. Garde-Kavalleriebrigade gestellt, welchen Posten er bis 1900 innehatte. In württembergischen Militärdienst trat er dann wieder zurück als Kommandeur der 51. Infanteriebrigade, ein Jahr später wurde er Generalleutnant und Kommandeur der 26. Division in Stuttgart. September 1906 erhielt er das Kommando des 13. Armeekorps, das er bis zum 1. April 1913 führte, zu welcher Zeit er zum Generalinspekteur der 6. (bisher 1.) Armeeinspektion (4., 11. und 13. Armeekorps) ernannt wurde. Im Herbst 1913 wurde er zum Generaloberst befördert.

Josias v. Heeringen ist als Sohn des letzten Generalintendanten des kurfürstlichen Hoftheaters in Kassel 1850 geboren worden, trat 1867 in das hessische Füsilierregiment Nr. 80 ein und wurde im August 1868 zum Sekondeleutnant befördert. Als solcher machte er den Krieg gegen Frankreich mit, wurde aber schon in der Schlacht bei Wörth schwer verwundet. Nach seiner Genesung nahm er noch Teil an der Belagerung von Paris; für seine große persönliche Tapferkeit erhielt er das Eiserne Kreuz zweiter Klasse. Auch nach dem Feldzug blieb er zunächst bei seinem Regiment, wurde dann aber 1879 auf ein Jahr zur Dienstleistung im Generalstab befohlen, 1880 Hauptmann im Generalstab, und kam 1882 zum Generalstab des 9. Armeekorps, 1884 zu dem der 22. Division. 1886 wurde er Kompagniechef im Infanterieregiment Nr. 91, ein Jahr darauf Major im Kriegsministerium. Drei Jahre blieb er dort, wurde dann Bataillonskommandeur im Infanterieregiment Nr. 117, von wo aus er 1892 unter Zurückversetzung in den Generalstab der Armee Abteilungschef im Großen Generalstab wurde. Juni 1892 wurde er Oberstleutnant, 1895 Oberst und Kommandeur des Infanterieregiments Nr. 117. 1898 wurde er wieder in das Kriegsministerium versetzt und bald darauf zum Direktor des Militär-Oekonomiedepartements daselbst ernannt unter Beförderung zum Generalmajor. 1901 wurde v. Heeringen Generalleutnant, zwei Jahre später

Kommandeur der 22. Diviſion. 1906 iſt er mit der Führung des 2. Armeekorps in Stettin beauftragt und gleich darauf zum General der Infanterie ernannt worden unter Beförderung zum kommandierenden General dieſes Armeekorps. Als mit dem Rücktritt des Fürſten Bülow 1909 auch der Kriegsminiſter v. Einem zurücktrat, fiel die Wahl des Kaiſers auf v. Heeringen. Kriegsminiſter blieb er bis zum Sommer 1913; ſeine größte Tat war die Einbringung der Milliardenvorlage, deren Annahme aber erſt nach ſeinem Rücktritt erfolgte; ſein Nachfolger wurde General v. Falkenhayn. Joſias v. Heeringen erhielt die 2. Generalinſpektion und wurde 1914 zum Generaloberſten befördert.

Karl v. Bülow wurde am 24. März 1846 in Berlin geboren als Sohn des Oberſtleutnants a. D. Paul v. Bülow, trat 1864 in das zweite Garderegiment zu Fuß ein und machte den Krieg von 1866 als Leutnant mit. Während des deutſch-franzöſiſchen Krieges gehörte er dem 2. Garde-Landwehrregiment an und nahm an den Belagerungen von Straßburg, Paris und an der Schlacht am Mont Valerien mit ſolcher Auszeichnung teil, daß er das Eiſerne Kreuz zweiter Klaſſe erhielt. 1876 auf ein Jahr zur Dienſtleiſtung beim Großen Generalſtab kommandiert, wurde er 1877 Hauptmann im Generalſtab und zwei Jahre darauf, erſt 33 Jahre alt, zum Generalſtab des 9. Armeekorps in Altona verſetzt, bei dem er zwei Jahre lang verblieb, um 1881 zum Generalſtab der 4. Diviſion nach Bromberg zu kommen. Im Januar 1884 wurde er Kompagniechef im Infanterieregiment Nr. 96, 1885 unter Ueberweiſung zum Großen Generalſtab in den Generalſtab der Armee zurückverſetzt, erhielt 1885 die Ernennung zum Major und die Verſetzung zum Generalſtab des 2. Armeekorps in Stettin. 1887 kehrte er wieder in den Großen Generalſtab nach Berlin zurück. 1888 der Kommiſſion zur weiteren Bearbeitung des Exerzierreglements für die Feldartillerie zugeteilt, wurde er zwei Jahre darauf Chef des Generalſtabs des Gardekorps, einige Monate ſpäter Oberſtleutnant, 1893 Oberſt, 1894 Kommandeur des 4. Garderegiments zu Fuß. 1897 wurde v. Bülow in das Kriegsminiſterium verſetzt und mit der Wahrnehmung der Geſchäfte des Direktors des Zentraldepartements beauftragt, März 1899 wurde er unter Ernennung zum Direktor Generalmajor, 1900 Generalleutnant, 1901 Kommandeur der 2. Garde-Infanterie-Diviſion, ein Jahr ſpäter Generalquartiermeiſter. Im Jahre 1903 mit der Führung des 3. Armeekorps beauftragt, wurde er im März desſelben Jahres kommandierender General des Armeekorps und 15 Monate ſpäter General der Infanterie. Während der großen Kaiſermanöver, die 1912 in Sachſen abgehalten wurden, war er Armeeführer der roten Partei. Seinen Erfolgen während dieſer Manöver hatte er es zu verdanken, daß er ſchon am 13. September desſelben Jahres zum Generaloberſt und Generalinſpekteur der 3. Armeeinſpektion in Hannover ernannt wurde, womit ihm das 7., 9. und 11. Korps unterſtellt wurden.

Alexander Kluck iſt am 20. Mai 1846 zu Münſter i. W. geboren, trat am 13. Oktober 1865 beim Infanterie-Regiment Nr. 55 ein, machte 1866 den Feldzug bei der Main-Armee mit und wurde am 16. Auguſt desſelben Jahres zum Leutnant befördert. 1870/71, im Krieg gegen Frankreich, nahm er an der Einſchließung von Metz und bei den Schlachten von Colombay, Nouilly, Bionville und Gravelotte teil; in der erſtgenannten Schlacht wurde er durch einen Streifſchuß am rechten Unterarm und einen Prellſchuß auf den Leib verwundet. Mit dem Eiſernen Kreuz zweiter Klaſſe ausgezeichnet, kehrte er aus dem Felde zurück, wurde 1872 zum 73. Füſilier-Regiment kommandiert, 1876 Adjutant der 28. Infanterie-Brigade in Weſel und 1879 Hauptmann und Kompagniechef im Infanterie-Regiment Nr. 53. 1881 wurde er Kompagnieführer an der Unteroffizierſchule in Jülich und nicht ganz ein Jahr ſpäter Kommandeur der Unteroffizier-Vorſchule des Militär-Knabenerziehungsinſtituts in Annaburg. 1887 rückte er zum Major auf und iſt dann am 1. Juli 1888 zum Kommandeur der Unteroffizier-Vorſchule in Neubreiſach ernannt worden. 1889 kam er als Bataillonskommandeur in das Infanterie-Regiment Nr. 66, wurde 1893 Oberſtleutnant und 1896 Oberſt ſowie Kommandeur des Landwehrbezirks Berlin I. Im Juni 1898 wurde Oberſt Kluck Kommandeur des Füſilier-Regiments Nr. 34, erhielt am 22. Mai 1899 als Generalmajor die 23. Infanterie-Brigade und am 3. April 1902 unter Beförderung zum Generalleutnant die 37. Diviſion. 1906 wurde er mit der Führung des 5. Armeekorps beauftragt und einen Monat ſpäter unter Beförderung zum General der Infanterie zum kommandierenden General dieſes Armeekorps ernannt, das er am 11. September 1907 mit dem 1. Armeekorps vertauſchte. 1909 iſt er in den erblichen Adelſtand erhoben und 1913 zum Generalinſpekteur der neuerrichteten 8. Armeeinſpektion in Berlin ernannt worden, die ſich aus dem 2., 5. und 6. Armeekorps zuſammenſetzt.

Max Frhr. v. Hauſen entſtammt einem alten fränkiſchen Geſchlecht und wurde am 17. Dezember 1846 in Dresden geboren. 1863 trat er beim damaligen 3. Jägerbataillon, dem

heutigen 2. Jägerbataillon Nr. 13, ein und wurde ein Jahr später zum Leutnant befördert. 1866 zog er mit seinem Bataillon ins Feld und nahm an der Schlacht von Königgrätz ruhmreichen Anteil; noch während des Feldzugs wurde er zum Premierleutnant ernannt. Seit 1867 Adjutant des Jägerbataillons Nr. 13, machte er mit ihm den Krieg 1870/71 mit und zeichnete sich besonders in den Schlachten bei St. Privat, Beaumont, Sedan und während der Belagerung von Paris aus. Für seine Tapferkeit erhielt er das Eiserne Kreuz 2. Klasse und das Ritterkreuz 1. Klasse des Albrechtsordens mit Schwertern. 1871 wurde er in das Schützenregiment Nr. 108 versetzt und gleichzeitig für drei Jahre zur Kriegsakademie in Berlin kommandiert. 1874 kehrte er als Kompagniechef in das Jägerbataillon Nr. 13 zurück und war dann teils beim preußischen Großen Generalstab, teils beim sächsischen Generalstab in verschiedenen Stellungen tätig. 1887 wurde Frhr. v. Hausen zum Kommandeur des 1. Jägerbataillons Nr. 12 und 1890 zum Obersten und Kommandeur des 2. Grenadier-Regiments Nr. 101 ernannt. Am 9. März 1892 wurde er Chef des sächsischen Generalstabes, im März 1893 Generalmajor. Am 1. März 1895 wurde er wieder in den Großen Generalstab kommandiert und war dort zwei Jahre tätig. 1897 zum Generalleutnant befördert, übernahm er das Kommando der 32. Division, am 23. März 1900, nach dem Rücktritt des Prinzen Georg, des nachmaligen Königs, das Kommando des 12. Armeekorps und ist darauf am 12. Mai 1901 zum General der Infanterie befördert worden. Am 26. August 1902 wurde er jedoch von dieser Stelle enthoben und drei Tage darauf als Nachfolger des Generals v. der Planitz zum sächsischen Kriegsminister und zum Generaloberſten ernannt. Am 20. Mai 1914 trat er von seinem Amt zurück und wurde unter Ernennung zum Generaladjutanten des Königs zur Disposition gestellt.

Die Riesenschlacht bei Metz und in den Vogesen

Die Vorbereitung

Die deutsche Heeresleitung mußte den Feind in das deutsche Grenzland locken, da er nicht unter dem Feuer der schweren Geschütze seiner Festungen geschlagen werden konnte. Deshalb gingen die deutschen Truppen, die am 11. August bei Lagarde und am 12. bei Baronweiler siegreich gekämpft hatten, trotz ihrer Erfolge zurück und zogen den zwischen Nancy und Belfort liegenden Feind nach sich, der sich schon jetzt mit seinem Siege brüstete und sich in den Pariser Blättern als den Herrn Lothringens preisen ließ. Am 19. August endete das Zurückweichen in der Linie Morville—Mörchingen—Bensdorf—Finstingen—Pfalzburg, eine Gegend, die den deutschen Offizieren aus den Manövern wohlbekannt ist.

Dr. Colin Roß, der den Rückzug mitgemacht hat, schreibt: „Zögernd und ungern sind wir langsam zurückgewichen. Nach dem schneidigen Vorstoß, der unser kleines Grenzschutz-Detachement weit in Feindesland hineingeführt hatte, wollte uns dieser aufgezwungene Rückzug gar nicht behagen. Allein ohne Murren fügte sich jeder dem Befehl, wenn auch der gemeine Mann nicht begreifen konnte, wie man vor einem Feind, den man so glänzend geschlagen, zurückweichen könne, und gar bis auf den eigenen Heimatboden. Es war ein sonderbarer Rückzug, ohne Verluste, ohne Gefangene. Unsere Nachhut löste sich immer wieder mit einer Eleganz vom Gegner, als wäre das Ganze nur ein sorgfältig vorbereitetes Manöver.

Je weiter wir wieder östlich kamen, desto deutlicher erkannten wir, daß unsere Tätigkeit als Grenzschutz beendet, daß hier ein deutsches Heer aufmarschiere, daß wir uns als bescheidenes Einzelglied in die Truppenmasse einfügten, die sich auf der Grenze zu vernichtendem Schlage versammelte.

Am 17. August ritten wir durch Saarburg. „Armes deutsches Städtchen!" Allein wir konnten ihm nicht helfen. Strategische und taktische Rücksichten forderten seine Preisgabe. Allein in jedem Einzelnen glühte eine grimme Erwartung: Wartet nur, wartet nur bis morgen, bis wir an euch heran dürfen, Franzosen! Ob wohl auch nur ein ein-

ziger war unter den Tausenden, der nicht durchdrungen war von der Gewißheit des Sieges, sobald nur erst einmal die Erlaubnis dazu gegeben war!

Auf den Hängen nördlich Saarburgs wurde schon eifrig geschanzt. Der ganze Nachmittag verging damit, die Stellungen für die Artillerie auszusuchen und vorzubereiten. Ein harter Tag für den Oberst, der den Platz für jede einzelne Batterie, für jedes Geschütz selbst aussuchte. Aber am Abend war die friedliche Höhe eine kleine Festung: da standen Kanonen und Feldhaubitzbatterien, schwere Haubitzen und Mörser, und wir legten uns in den Beobachtungsstand, der in einer Hecke für den Regimentsstab gegraben war, zur Ruhe, mit dem ruhigen Bewußtsein, alles getan zu haben, was in unseren Kräften stand.

Am folgenden Morgen kamen die Franzosen. Durch unser Scherenfernrohr konnten wir ihren Anmarsch wie im Panorama beobachten. Ein Reitertrupp zeigte sich als erster. Wie ein niedliches Spielzeug sah man Reiter und Pferde auf dem fernen grünen Grund. Plötzlich ein Aufstieben. Nach allen Richtungen streben die Reiter auseinander. Sie haben wohl Feuer von einer vorgeschobenen deutschen Patrouille bekommen. Doch es kommen mehr und mehr, hinter den Einzelreitern geschlossene Kavalleriekörper, Radfahrer und leicht bewegliche Artilleriemassen — eine Kavalleriedivision.

Mit unglaublicher Sorglosigkeit zeigen sich die feindlichen Stäbe auf den Höhen. Aber auf einmal sind die weißen Wölkchen am Himmel da. Wie ein feiner Sprühregen geht es von ihnen aus, und wo sie auftauchen, da zeigt sich auf einmal Verwirrung und Unordnung.

Die Reiter sind verschwunden. Infanterie in geschlossenen Kolonnen rückt über die Hänge — außerhalb der Reichweite unserer Feldgeschütze. Drum sind sie wohl so unvorsichtig. Da tut sich mitten unter ihnen ein Krater auf. Eine Wolke von Steinen und Erde bricht aus dem Boden wie ein aufspritzender Geyser, wie ein ausbrechender Vulkan. — Welch verzweifeltes Rennen und Laufen! Doch neue Krater öffnen sich — hier und hier! Das ist die Hölle. Man glaubt, den winzigen Menschlein dort unten die verzweifelte Todesangst am Gesicht ablesen zu können. — Unsere schwere Artillerie schießt! Fast erst, als alles vorüber ist, trifft ihr dröhnender Klang das Ohr — wie unterirdisches Grollen und dann ein Krachen, als berste die Erde.

Der Feind ist verschwunden, wie weggefegt vom Erdboden. Jetzt wissen die Franzosen, wir sind da. Ein seltenes Schauspiel, wie es dieser Feldzug vielleicht nie wieder bieten wird, ist vorüber. Was vor uns liegt, ist leeres Feld. Aber das Prasseln und Dröhnen und Rollen geht weiter, wird lauter und lauter. Der Feind liegt vor uns, in allen Falten und Winkeln des Geländes.

Zwei Tage ging es so. Die französische Infanterie schob sich langsam heran, bis sie auf wenige hundert Meter unseren Schützen gegenüber lag. Allein der erwartete, der erhoffte und entscheidende Angriff blieb aus."

Am 20. August gingen die Deutschen überraschend zum Angriff über und warfen die Franzosen, stellenweise bis 15 Kilometer, über die Linie Delme—Chateau Salins—Marsal—Bispingen zurück. Die heftigsten Kämpfe fanden bei Conthil, ferner zwischen Dieuze und Vergaville, bei Bisping und bei Saarburg statt.

Die Schlacht bei Dieuze

Nach Mitteilungen eines verwundeten Offiziers

Der Hauptschlag, durch den die acht französischen Armeekorps zwischen Metz und dem Wasgenwald zurückgeworfen wurden, so daß sie sich dank einer rücksichtslosen Verfolgung auflösen und auf ihre Hauptstützpunkte zurückfluten mußten, erfolgte am Donnerstag, 20. August. „Wir hatten in der Nacht vom 19. auf den 20. August in Schützengräben gelegen, eines französischen Angriffs gewärtig. Obwohl von Zeit zu Zeit Schüsse ge-

Phot. B. Dittmar, München

Kronprinz Rupprecht von Bayern

Übersichtskarte zu den Schlachten bei Metz und in den Vogesen.
(Ft. M.: Fort Manonvillers.)

wechſelt wurden, gingen die Franzoſen nicht vor. Da kam gegen 5½ Uhr auf unſerer Seite der Befehl zum Angriff auf die franzöſiſchen Stellungen weſtlich und öſtlich von Dieuze. Die Franzoſen hatten gegenüber von Burg-Altdorf eine Vorſtellung am Monacker Walde nordweſtlich von Vergaville eingenommen. Sie wurden hier von unſern Truppen unter ſtarkes Feuer genommen, das ſie lebhaft erwiderten. Unter der Wucht unſerer Maſchinengewehre ließ das franzöſiſche Gewehrfeuer indeſſen bald nach, und unſere Leute drangen trotz der Hinderniſſe, die der hochſtehende Hafer auf den Feldern bot, mit ungeſtümer Tapferkeit gegen den Feind vor, ſich immer wieder zu Zügen und Kompagnien zuſammenſchließend und den Angriff vorwärts tragend. Während des Vorgehens fiel es uns auf, daß aus einigen Häuschen in den Weinbergſtücken nördlich des Monacker Waldes, in denen ſich angeblich Verwundete befinden ſollten, ein heftiges Flankenfeuer kam. Unſere Truppen machten dieſem ſchändlichen Treiben ein raſches Ende, erſchoſſen die Inſaſſen und legten die Häuſer in Trümmer. Den rechten Flügel des Feindes warfen die deutſchen Truppen durch einen glänzenden Bajonettangriff. Die Franzoſen kamen ins Wanken, wichen und flüchteten rennend auf ihre Hauptſtellung zu. Die mit franzöſiſchen Leichen wie beſäten Aecker legten Zeugnis davon ab, welche grauſige Ernte hier der Tod gehalten hatte. Alles drängte nun auf die Hauptſtellung zurück, aus der ein verdecktes mörderiſches Artilleriefeuer unſere tapferen Truppen aufzuhalten verſuchte. Aber vergebens! Vorwärts ging es mit unwiderſtehlicher Gewalt, die Höhen hinauf, und unter dieſem Stoß und dem deutſchen Artilleriefeuer mußte der Feind ſeine Hauptſtellung räumen. Er tat es auf der ganzen Linie; denn von Vergaville bis Dieuze waren die Felder wie überſät mit franzöſiſchen Leichen, mit Lebelgewehren und Torniſtern, die die Flüchtenden weggeworfen hatten, um in ihrem Lauf unbehindert zu ſein. Wagenladungen von franzöſiſchen Patronen bedeckten hier den Boden. Wie wir ſchon bei der Einnahme der franzöſiſchen Vorſtellung Mauleſel gefunden hatten, die noch mit Maſchinengewehren und anderem Material bepackt waren, ſo fielen uns auch in der Hauptſtellung des Feindes Batterien, darunter ſolche ſchwerſten Kalibers, in die Hände, deren Pferde noch nicht einmal ausgeſpannt waren, ſondern erſchoſſen im Geſchirr an der Erde lagen. Auch der ganze Weg von Vergaville bis Gblingen war mit toten Rothoſen bedeckt, was den Schluß zuläßt, daß auch auf dem Rückzug dem Gegner ſchwere Verluſte beigebracht worden ſind. Ein franzöſiſcher Major, der ſein Bataillon davonlaufen ſah, ſtellte ſich auf die Böſchung eines Grabens und erſchoß ſich bei unſerem Nahen ſelbſt. Die Franzoſen ließen ſich zu Hunderten gefangen nehmen und baten flehentlich um ihr Leben. Wie wenig Widerſtandskraft die Franzoſen trotz ihres ſo viel gerühmten „Elans“ beſaßen, kann mit mancherlei Einzelheiten bewieſen werden. Aus einem Bahnhofsgebäude z. B. haben drei Gruppen unſerer Leute, die ſtark in der Minderheit waren, eine franzöſiſche Beſatzung von mehreren hundert Mann herausgeholt. Die Franzoſen eröffneten aus dem Gebäude heraus zwar auf die wenigen anrückenden Deutſchen das Feuer, ſteckten dann aber bald, als ſie ſahen, daß ſich unſere Leute in ihrem Vorgehen dadurch nicht abſchrecken ließen, auf etwa 100 Meter eine weiße Fahne heraus, um ſich zu ergeben und ihr Leben in Sicherheit zu bringen. Demgegenüber waren die deutſchen Truppen von einem Heldenmut beſeelt, der die glänzendſten Leiſtungen hervorbrachte. Auch links von uns ging, wie wir beobachteten, das Gefecht ſchnell voran, der Feind flüchtete auf Dieuze zurück, um von dort den Rückzug auf Lüneville anzutreten. In den Kämpfen bekam man den Eindruck, daß die franzöſiſchen Verwundeten ganz planmäßig auf unſere Truppen ſchießen, die ſich ihnen nähern. Eine ganze Anzahl deutſcher Krieger hat auf dieſe Weiſe das Leben eingebüßt, darunter auch ein Oberſt. Nach dieſen Erfahrungen iſt man dazu übergegangen, die franzöſiſche Verwundeten erſt zu unterſuchen, ob ſie noch im Beſitz von Waffen ſind, bevor man ſie verſorgt.“

Der Kampf um Saarburg

Drei Tage lang hatte die Franzosenherrschaft in Saarburg gedauert, als der 20. August, der schwerste Tag für die Einwohner, ihnen die ersehnte Befreiung brachte. Der Sieg, der an diesem Tag erkämpft wurde, ist in erster Linie das Verdienst des 1. bayerischen Armeekorps. „In der Nacht vom 19. auf den 20. August," heißt es in einem bayerischen Schlachtbericht, „traf der freudig begrüßte Befehl ein, der den allgemeinen Angriff auf der ganzen Front für den 20. August 11 Uhr vormittags anordnete. Schwierig mußte ja dieser Angriff sein. Ueber das freie Gelände vor der eigenen Stellung mußte man selbst vorstürmen. Aber der Feind war endlich einmal in Massen und in greifbarer Nähe vor dem 1. Armeekorps; da hatte jeder Angehörige des Armeekorps nur den einen Gedanken: „Drauf, koste es, was es wolle!"

Seit dem Morgengrauen des 20. bekämpfte sich die beiderseitige Artillerie mit großer Heftigkeit. Dumpf dröhnten die eigenen und feindlichen schweren Geschütze auf der ganzen Front und bei den Nachbarkorps. Zahlreiche helle Sprengwölkchen und dunkelbraune Rauchentwicklungen zeigten im einzelnen, wohin sich die Wirkung der Artillerie richtete. Die Infanterie, die in den Schützengräben unter dem heftigsten Feuer der französischen Batterien lag und die rückwärtigen Teile der Infanterie, die, gewandt im Gelände sich deckend, die Umgruppierung von der Verteidigung zum entscheidenden Angriff vollzogen, erwarteten sehnlichst die Stunde des Angriffs.

Es ist 11 Uhr vormittags — wie auf einen Schlag beginnen die vorderen Linien vorzubrechen und sofort entbrennt die Schlacht zur höchsten Heftigkeit. Auch beim linken Nachbarkorps, den Badenern, geht nun ein Höllengefechtslärm los und man sieht weithin an den Sprengwolken der Artillerie, wie die Linien verlaufen. Die französische Infanterie, die nördlich von Saarburg und in den Waldungen westlich von Saaraltdorf-Finstigen sich in Massen bereitgestellt hat und zum Teil im Abkochen begriffen ist, wird durch den Angriff völlig überrascht. Die eigene Feldartillerie, die den Infanterieangriff durch Beschießen der Waldränder usw. vorbereitete, erzielte, wie später festgestellt wurde, gegen die französische Infanterie, die sich in Waldungen eng zusammengeschart hatte, furchtbare Wirkungen. Die schwere Artillerie des Feldheeres wirkte verheerend gegen jede erkennbare feindliche Batterie. Sie wird auch gegen massierte Infanterie eingesetzt, wo wenig Schüsse genügen, ganze Kompagnien niederzulegen. Die neue Waffe des Feldheeres — die schwere Artillerie — hat sich glänzend eingeführt. Immerhin aber ist die Gegenwirkung des feindlichen Infanterie- und Maschinengewehrfeuers eine derartige, daß der eigene Angriff nur langsam vordringt. Gegen 5 Uhr abends sind Dolvingen, die Waldungen westlich von Saaraltdorf, sowie der Südrand von Saarburg genommen. Der Feind ist überall im Zurückweichen. Abends haben unsere Truppen die Gegend von Langd-Zittersdorf, die Höhe bei Hof, Saarburg und die Höhe des Rebenberges in Händen. In Saarburg kämpft das Infanterie-Leibregiment noch gegen zurückgebliebene Teile des Feindes, die den eindringenden Sieger aus Häusern, Türmen usw. mit Maschinengewehren befeuern. Mit Einbruch der Dunkelheit versucht der Feind noch einen Gegenstoß gegen den linken Flügel der 1. Infanteriedivision zwischen Saarburg und Bühl. Der Angriff wird glänzend abgewiesen. Die 1. Infanteriedivision hält sich nachts bei Hof, in Saarnirg und am Rebenberg, die 2. Infanteriedivision gelangt auf der Verfolgung nachts 2 Uhr noch bis Gondrexange. Im großen und ganzen aber läßt der Gefechtslärm während der Nacht nach."

Eine vorzügliche Schilderung des Kampfes gibt Dr. Colin Roß. „Am 20. August," schreibt er, „gingen wir zum Gegenangriff über. Wie ein Aufjauchzen war's! Alle Hänge hinunter schoben sich die Schützenketten. Laut schwoll das Prasseln des Infanteriefeuers an, wie ein wütender Steinhagel gegen Blechwände.

Die franzöſiſche Artillerie ſollte den Tag retten. Auch ſie hatte ſchwere Artillerie vorgebracht, die neuen langen 10 Zentimeter-Kanonen, eine ſorgſam geheim gehaltene Ueberraſchung für uns. Auf einem Ordonnanzritt traf ich ihre Grüße, die unheimlich aufwirbelnden Erdtrichter. Hundert Meter ſeitlich ſtand eine lange Reihe von Geſchützprotzen. Ein geringes Ueberſchwenken des Feuers hätte ſie alle vernichtet. Allein die Franzoſen ſchoſſen immer in die gleiche Mulde, in der ſie wohl deutſche Batterien vermuteten.

Im Stabe des Artillerie-Kommandeurs geht es vor. Die Franzoſen räumen Saarburg. Die Stadt brennt. An einzelnen Punkten hält der Feind noch. Aus der Ulanenkaſerne ticktackt Maſchinengewehrfeuer. Ein paar Schüſſe der ſchweren Artillerie bringt es zum Schweigen. Schwälender Rauch ſteigt auf.

Auf dem feuchten Wieſengrund liegen ſie durcheinander, Freund und Feind, zuſammengekrümmte Leiber, ſtaub- und blutüberkruſtete Geſichter. Grell leuchtet das Rot der roten Hoſen. Krankenträger gehen hin und her, mit trauriger Laſt; durchſuchen Buſch und Ried. Und vorne tobt noch der Kampf.

Die große Landſtraße nach Saarburg iſt aufgewühlt, die Telegraphenſtangen zerſchoſſen, die Drähte hängen über den Weg. Hinter Buſchwerk eine niedergebrochene franzöſiſche Batterie. An einem der Rieſentrichter liegen Mann und Pferd durcheinander. Die blaubehoſten Beine eines franzöſiſchen Artilleriſten mit den breiten roten Streifen ſtarren aus dem Haufen.

Wir reiten dicht hinter der Kompagnie, die die Stadt ſäubert. Mit ſchußbereitem Gewehr, ſtichbereitem Bajonett wird Haus für Haus durchſucht. Hie und da noch ein paar Schüſſe. Verſprengte und Zurückgebliebene geben ſich gefangen.

Die erſten Einwohner laufen aus den Häuſern: „Daß Ihr nur wieder da ſeid, daß Ihr nur wieder da ſeid!“ Da iſt wahrhaftig nichts von Franzoſenfreundlichkeit in Lothringen zu merken. Die Mädchen umdrängen uns. Die Augen ſind verweint, die Haare verwirrt; ſie ſind übermütig und nett. „Daß Ihr nur wieder da ſeid!“ Ein Schluck Bier und ein Biſſen Brot, heut der erſte.

Aber keine Zeit, weiter. Hinter den Abreitenden klingt der Trommelwirbel eines einziehenden Bataillons.

Raſch vorgezogene Batterien müſſen die von der Infanterie genommene Stellung ſtützen. Eben ſteht die erſte auf dem Rebenberg. Da pfeift es in der Luft. Die franzöſiſche Granate krepiert mit häßlichem rauhem Krachen. Wenige Schritte vor uns. Infanteriefeuer ſetzt ein. Das iſt die aus dem Reglement bekannte retour offensive der Franzoſen!

Um uns, über uns ein Heulen und Krachen! Und erſt eine Batterie in Stellung. Die gerade auffahrende Abteilung muß zurück. Unſere Batterie erwiſcht eine feindliche im Auffahren. Die Protzen gehen durch, die Kanoniere laufen davon.

Aber es iſt drückende Uebermacht. Wieder und wieder das häßliche Krachen. Ein paar Pferde des Stabes brechen zuſammen, wälzen ſich. Ein tödlich getroffenes brüllt ſtöhnend wie ein Menſch. Dort ein kurzes Aufſchreien: Mich hat's troffen!

Der Artillerie-Kommandeur zeigt raſch die Stellung der feindlichen Batterien. „Die ſchwere Artillerie ſoll ſie ſofort unter Feuer nehmen!“

Noch ſtehen Haubitzen und Mörſer oben hinter den Hängen. In Carriere den gleichen Weg zurück, vorbei an nachdrängenden, ſich ſtauenden Truppen und Kolonnen.

Stöhnend galoppiert der Gaul den ſteilen, ſteinigen Weg hinan. Wenn er drauf geht, was liegt daran. Wie jagende Peitſche iſt das Feuer im Rücken.

Gott ſei Dank, noch ſtehen die Batterien. Wie Glockenton der erſte Schuß. Das Feuer dort unten läßt nach.

Phot. H. Fricke, Leipzig

Generaloberſt Karl v. Bülow

Phot. H. Fricke, Leipzig

Generaloberſt Alexander v. Kluck

Phot. G. Liersch & Co., Berlin

Generaloberſt Max Freiherr v. Hauſen

Phot. H. Fricke, Leipzig

Generaloberſt Joſias v. Heeringen

Phot. E. Jacobi, Metz

Aus Longwy. — Das französische Tor

Phot. E. Jacobi, Metz

Aus Longwy. — Auf dem Burgundertor

Durch trüben Dunst zeigt der Himmel mattrote Streifen. Dämmerung bricht herein. Verröchelnd erstirbt das Prasseln und Lärmen. Der Feind ist geworfen, der Tag gewonnen."

Nach der Schlacht erließ Kronprinz Rupprecht von Bayern, unter dessen Oberkommando der Sieg erfochten worden war, folgenden Tagesbefehl: „Meine braven Truppen! Ich spreche euch mit dankerfülltem Herzen meine höchste Anerkennung und Bewunderung aus. Ihr habt wie die Löwen gekämpft und bei stürmischem Anlauf einen an Zahl und Zusammensetzung überlegenen Feind geschlagen. Ich habe im felsenfesten Vertrauen auf eure Kraft und Tapferkeit nicht gezögert, euch zum Angriff gegen diesen Feind vorzusenden. Aber noch ist nicht alles getan. Es gilt noch mit Aufbietung der letzten Kräfte den Feind gänzlich niederzuringen und ihn so zu verfolgen, daß er nicht mehr zur Besinnung kommt. Dies ist die Aufgabe der nächsten Tage. Die Vollendung des Siegs zum Heile des Vaterlandes, zum Verderben der Feinde. Das Vaterland wird euch jeglichen Dank wissen."

* * *

Die Vogesenschlacht ist die gewaltigste Schlacht, die die Weltgeschichte bisher gesehen hat. Mehr als 300 000 Mann mit etwa 1000 Geschützen hatten die Franzosen nach Deutschland hineingeworfen, und eine gleichgroße Zahl deutscher Kämpfer stand ihnen gegenüber. Am Ende des Ringens wuchs die Schlachtlinie auf hundert Kilometer an.

Durch den Sieg, den die deutschen Waffen am 20. August erfochten, war der französische Angriffsplan endgültig vereitelt worden. Die Absicht des französischen Generalstabs war in großen Zügen folgende: Ein Offensivstoß sollte das Elsaß in Aufruhr bringen und der französischen Armee den Durchbruch nach Süddeutschland erzwingen; ein zweiter Offensivstoß sollte sich aus Lothringen in der Richtung gegen die Pfalz fortsetzen, und ein dritter hatte den Zweck, die Truppen über Belgien nach dem Rhein zu werfen. Der Hauptstoß sollte in der Mitte in Lothringen erfolgen. Das geht schon aus der hohen Zahl der französischen Streitkräfte hervor; man wollte offenbar einen Durchbruchversuch mit ungeheurer Wucht unternehmen. Wäre dieser geglückt, so wären die französischen Heere gegen Saarbrücken—Saargemünd—Weißenburg weitergeflutet, und die Pfalz wäre der Kriegsschauplatz geworden. Daß dieses Unglück abgewendet wurde, ist die große Bedeutung unseres Siegs.

Die Franzosen meldeten ihre Niederlage natürlich nur als eine unbedeutende Schlappe. Die amtliche Verkündigung lautet: „Die französischen Truppen zogen sich vor ansehnlichen feindlichen Streitkräften zurück. Längeres Standhalten wäre gefährlich gewesen. Augenblicklich deckt der linke Flügel der Franzosen in jener Gegend die vorgeschobenen Befestigungen von Nancy und der rechte Flügel nimmt eine Stellung auf den Donon zu ein."

* * *

Auch in den Schlachten um Metz ging es nicht ohne die üblichen Franctireurkämpfe mit nachfolgenden Strafgerichten ab. Die Orte Hussigny und Dalheim sind ihnen z. B. zum Opfer gefallen. Ueber die Vorgänge in Dalheim erfährt der Kriegskorrespondent des „Berliner Tageblatts": „Als unsere Truppen einrückten, wurden sie freundlichst begrüßt und mit Wein bewirtet. Auf die Frage, ob Franzosen im Dorfe seien, lautete die Antwort: Nur zwei bis drei Verwundete. Wie unsere Truppen dann aber einziehen wollten, erhielten sie von den in den Häusern und im Kirchturm versteckten Franzosen Feuer. Als erster fällt ein Offizier; die anderen eilen zurück und halten dann noch unter dem Feuer der Franzosen ein Standgericht an allen verdächtigen Dorfbewohnern; dann müssen sie zurück, da sie den Ort nicht halten können. Am nächsten Morgen kommen sie wieder. Abermals Stille. Kein Mensch zu sehen. Bums, da geht das Geknalle wieder los, wieder gibt's ein blutiges Strafgericht, und der Ort wird zusammengeschossen."

Der Fortgang der Rieſenſchlacht und die Gebirgskämpfe in den Vogeſen

Die weitere Entwicklung der Lothringer Schlacht läßt ſich kurz in folgende Daten zuſammenfaſſen:

Am 21. Auguſt erneuerten die Deutſchen ihren Angriff und warfen die Franzoſen zurück in die Linie Moncel — Arracourt — Bourdonnaye — Gondrexange — Heſſen — Walſcheid. Gleichzeitig drangen durch die Vogeſen ſtarke Kräfte auf St. Quirin vor, wo heftige Kämpfe ſtattfanden, die für die Deutſchen ſiegreich verliefen; auch der Donon wurde zurückerobert.

Am 22. Auguſt ſetzten die Deutſchen das Nachdrängen hinter dem geſchlagenen Feinde fort.

Am 23. Auguſt wurde ihr rechter Flügel durch Angriffe aus Nancy und weiter ſüdlich feſtgehalten; auch fanden am ſelben Tage heftige Kämpfe bei Lunéville ſtatt.

Am 24. Auguſt ſtand die Armee des Kronprinzen von Bayern in der allgemeinen Linie Blainville — Gerbéviller — Flin — Pole — Cirey.

Am 25. Auguſt ſtanden die deutſchen Truppen in der Linie gegenüber Nancy, vorwärts Lunéville, bei Blainville — Gerbéviller — Ménil (ſüdlich) — Baccarat — St. Dié und ſüdlich davon.

Die Leiſtungen der bayeriſchen Armeekorps, die in vier Tagen etwa 60 km zurücklegten, dabei in heftigen, verluſtreichen Kämpfen den Gegner ſchlugen, ihn trotz der Schwierigkeiten des Geländes verfolgten und nicht zum Halten kommen ließen, ſind ganz beſonders hervorzuheben. Nach Berichten von Augenzeugen ſind Stellungen erobert und Artilleriepoſitionen mit ſtürmender Hand genommen worden, die auf beherrſchenden Höhen faſt uneinnehmbar ſchienen. Nur Tage und Stunden haben genügt, ſie in Beſitz zu nehmen. Die Tapferkeit und beiſpielloſe Kühnheit geht ſogar ſo weit, daß in einigen Fällen vom Gegner ſtark beſetzte Stellungen überrannt worden ſind, bevor noch die Artillerie genügend Zeit hatte, den Sturmangriff vorzubereiten und die feindliche Artillerie niederzukämpfen.

Die ſchwierigſte und zugleich undankbarſte Aufgabe fiel den in den Vogeſen kämpfenden Truppen zu, die großenteils aus Reſerve- und Landwehrformationen beſtanden.

Bekanntlich hatten die Franzoſen ihren „Sieg“ bei Schirmeck ausgenützt, indem ſie die Abhänge der Vogeſen beſetzten (vgl. S. 122). Sie wagten ſich jedoch nicht in die Ebene hinab. Infolgedeſſen kam es in den Tagen vom 15. bis 18. Auguſt zu einer Reihe kleinerer Gefechte in den Vogeſentälern, zum Beiſpiel bei Dombach, in denen die deutſchen Truppen meiſt ſiegreich waren. Außer bei Saales waren die franzöſiſchen Truppen bereits vor Eröffnung der Feindſeligkeiten von St. Dié aus vorrückend über die St.-Didier-Höhe bis nach Markirch vorgegangen. Von Markirch aus ſchoben ſie ihre Vorhut ins Weilertal vor, aber auch hier, ohne bis in die Ebene vorzugehen. Dieſe franzöſiſchen Truppen wurden dann bei Weiler durch eine Infanterie-Diviſion und eine Infanterie-Brigade angegriffen und zurückgeworfen.

Am 20. Auguſt wurde die Schlacht in den Vogeſen allgemein. Im Weilertal beim Schirrguth, am Donon, überall mußten unſere Truppen den Franzoſen jeden Fußbreit Boden abgewinnen, hinter jedem Höhenrücken verſteckte ſich franzöſiſche Artillerie, überall lagen Alpenjäger in Laufgräben in Deckung.

Wie furchtbar und aufreibend dieſe Kämpfe waren, erzählen viele Feldpoſtbriefe. So ſchreibt ein Württemberger: „Was haben wir denn geleiſtet? Eine Reihe kleiner Stellungen in den Vogeſen genommen, die ſich nachträglich als recht ſchwach beſetzt erwieſen. Unſer iſt ehrend Erwähnung geſchehen in der Notiz, daß die badiſchen und württembergiſchen Truppen in neuntägigen ununterbrochenen Kämpfen in den Vogeſen bis öſtlich von Epinal vorgearbeitet haben. Wollen wir denn mehr? Ja, wir klagen über das uns natürliche

Schickſal, daß unſere Mühe der ziffermäßig geringen Erfolge wegen übergangen wird, während wir der Meinung ſind, vielleicht den anſpannendſten und aufreibendſten Gefechtsdienſt in der ganzen Armee zu leiſten, denn niemand außer uns führt einen Gebirgskrieg; niemand hat es mit einem dauernd unſichtbaren Gegner zu tun, niemand iſt genötigt, von allen Grundſätzen großzügiger zuſammenhängender Kriegsführung in den gefährlichſten Klein- und Schleichkrieg überzugehen, wie wir. Und niemand hat ſo ſchwere Geländeverhältniſſe. Vormarſch über einige Kilometer, das heißt bei uns Berge erſteigen, Felſen überklettern, auf Kammhöhen emporklimmen, deren Wildheit und Ausdehnung weit über das hinausgehen, was man aus dem Schwarzwald kennt. Da heißt es die gewohnte Gruppenkolonne immer wieder unterbrechen und in Reihen zu Einem gehen; nachher wieder unter großer Anſtrengung aufſchließen. Soll dabei ein größeres Ganze im Vormarſch bleiben und nicht abreißen, ſo kommen für die hinteren Abteilungen laufſchrittartige Marſchgeſchwindigkeiten heraus. Namentlich nachts keuchten wir ſchon Berghalden hinan, daß nach zehn Minuten an keinem Mann mehr ein Faden trocken war. Aufſtellungen eines Bataillons in vorbereitender Stellung — wie einfach ſonſt, welche Schwierigkeiten hier. Der Offizier muß beinahe Mann für Mann aufſtellen. Es geht durch Geſtrüpp, Unterholz, am Felſen herum, jäh bergan. Es darf kein lautes Wort geſprochen werden. Die Front iſt jede Stunde eine andere. Wie ſoll der einfache Mann über die Abſicht verſtändigt werden? Unendliche Anſpannung der Führer erfordert ſolches Gelände, viel Aerger und Mißmut entſteht aus Mißverſtändniſſen und Schiebungen, deren jede eine Bergtour iſt. Dabei bedenke man, daß dies alles ebenſo im nächtlichen Dunkel, wie am Tage ausgeführt werden muß, daß Lichter nicht brennen dürfen und auch nicht einmal vorhanden ſind. Die elektriſchen Taſchenlaternen bewähren ſich ſchlecht. Was iſt in dieſem Gelände eine Patrouille? Eine Gebirgstour, die dem beſten Aelpler für einen halben Tag genügen würde; was iſt ein Poſten, eine Feldwache? Eine Ausſetzung gefährlichſter Art in Dickicht und Schlucht, auf Hang und Stein, oft auf Spitzen, die nur auf allen Vieren und mit gegenſeitiger Hilfe zu erſteigen ſind. Und was iſt das Fechten? Meiſt ein Zutappen, bis von irgendwo Feuer kommt. Es kommt dann ebenſo oft von der Seite und ſelbſt vom Rücken, wie von vorn. Dann ſchießt man wohl gegen etwas, entdeckt nach langem Suchen auch einen Graben, eine Hecke, ein Gehöft, aus dem das Feuer kommen kann und manchmal treffen wir das Richtige. Ebenſo oft erkennen wir den Gegner erſt dann, wenn er flieht. Das tut er vor der Maſſe der Angreifer meiſt verhältnismäßig bald und beſonders dann, wenn er hört, daß wir Seitengewehr aufpflanzen und mit Hurra vorwärts gehen. Dieſem Eindruck hielt er nie ſtand. Den Fliehenden bringen wir die meiſten Verluſte bei. Mehr aber erreicht unſere Artillerie, wenn ſie ganze Wälder einfach überſtreut. Irgendwo ſind ſie. Wald- für Waldſtück, Höhe für Höhe müſſen wir nehmen. Die verlaſſenen Stellungen erweiſen ſich immer als lang vorbereitete, ausgezeichnete Schanzen; jede eine kleine Feſtung und immer geſchickt verborgen. Wunder ſelten, daß wir einmal an einem Höhenkamm oder auf einer Wieſe offen liegende Schützen ſahen. Da war es auch immer ſchnell aus mit ihnen. Wir ſchießen unendlich viel beſſer, als die Franzoſen, denen es mehr auf den Lärm als auf das Treffen anzukommen ſcheint. Köpfe trifft er kaum; aufgerichtete, d. h. alſo in der Entwicklung begriffene bezw. ſprungweis vorgehende Figuren überſchüttet er mit Feuer und hat da auch ziemliche Erfolge.

Im ganzen ſind dieſe Gefechte für uns ſehr blutig verlaufen. Nun ſtelle man ſich vor, daß dieſe Marſch- und Gefechtsleiſtungen von dem ſehr ſchwer bepackten Deutſchen vollbracht wird gegen einen viel beweglicheren Gegner, dem ſeine Alpenſpezialtruppen zur Verfügung ſtehen, bedenke, daß dieſes Fechten nicht nur neun, ſondern jetzt fünfzehn oder ſiebzehn Tage ununterbrochen anhält, daß wir noch keinen einzigen Ruhetag hatten, daß

es Reserve- und meist Landwehrleute sind, denen diese Arbeit auferlegt wird, so wird man es der Mühe wert finden, diesen Leistungen höhere Beachtung zu schenken." „Wir fühlen deutlich", schreibt ein Offizier, „daß kein Lied, kein Heldenbuch von uns berichten wird, und sind uns doch bewußt, in einem Kampfe zu stehen, dessen Eigenart an die Ausdauer und Widerstandskraft vielleicht größere Anforderungen stellt, als es die Kämpfe im offenen Felde tun. Gebirgskampf, Waldkampf. Die Worte schließen Schreck und Gespenster für uns ein. Der erste Schreck heißt: Gegner immer unsichtbar. Darum zweiter Schreck: Fallen überall. Dritter Schreck: Plötzliches Feuer von allen Seiten, vierter: Abreißen aller Fühlung, so daß keine Kompagnie, kein Zug weiß, ob er noch ungefähr auf der Höhe der eigenen oder mitten im Feinde steht. So kommt der fünfte und lähmendste der Schrecken: Feuer durch die eigenen Truppen."

Den Franzosen erging es jedoch nicht anders. „Montag abend," heißt es in einem französischen Feldpostbrief, „befanden wir uns zwischen zwei Feuern, dem der Preußen und dem unsrigen von den 158ern. Wir wußten nicht mehr, wohin uns wenden, besonders da wir nicht genügend Kraft hatten, Widerstand zu leisten. Wir konnten uns trotzdem frei machen und in ein Gehölz zurückziehen. Bis jetzt war dies der unangenehmste Augenblick, den ich erlebt habe. Unser Zug zog sich wie die anderen zurück, und unser Führer war geblieben, um Befehle zu holen. Als der Sergeant sah, daß der Feind immer näher kam, schickte er mich, ihn wieder zu holen, aber das Feuer verstärkt sich und mein Zug nimmt Reißaus. Da ich den Führer nicht finde, fliehe ich auch und renne ungefähr $^1/_2$ Stunde wie ein Besessener. Ich marschiere annähernd zwei Stunden durch ein Gehölz und komme endlich in ein Dorf, wo wir bis jetzt geblieben sind. Ich habe meine Kompagnie wieder gefunden, die mich verloren glaubte."

Mehr als die reguläre französische Infanterie machten unseren Truppen die Alpenjäger zu schaffen. „Die Alpenjäger", schreibt ein deutscher Mitkämpfer, „sind prachtvolle große und starke Gestalten, famos bekleidet mit den besten genagelten Schnürschuhen, Wickelgamaschen und wollener Decke. In ihrer dunkelblauen Uniform mit eigenartiger Tellermütze verschwinden sie im Walde fast unsichtbar; dabei sind sie die besten Schützen. Ihre Kampfesweise ist nach Jägerart verschlagen; sie sitzen auf den Bäumen in besonders angelegten Laubdeckungen angebunden, damit selbst das Herabfallen der Leiche die Stellung nicht verraten kann, und schießen noch von rückwärts auf die unten durchziehenden Reserven. Einen Baum mußten wir fällen, um die Schützen entdecken zu können. Beim Vorgehen erhalten wir deshalb Feuer von allen Seiten, ohne die feindlichen Schützen zu sehen. Dabei kennen die Alpenjäger Weg und Steg, da sie schon seit 14. August hier sich eingenistet und jeden Hang und Höhe mit tadellosen Schützengräben, Eindeckungen und Beobachtungsständen in mehreren Etagen übereinander versehen haben. Alle Wege, namentlich der Grenzweg, sind durch Hindernisse gesperrt und selbst die schwierigsten Fußpfade durch Verhaue ungangbar gemacht. Da sie über Maultiere verfügen, so sind ihre Gebirgsartillerie und Maschinengewehre sehr beweglich und werden immer da eingesetzt, wo ein günstiger Moment den Munitionsaufwand rechtfertigt; denn sie müssen mit Munition sparen. Deutsche wie französische Höfe, deren Lage den Alpenjägern bekannt ist, dienen zum Unterschlupf und zur Verproviantierung." Ein württembergischer Landwehrmann erzählt: „Wie die Affen klettern die Alpenjäger, binden sich in den Bäumen fest und schießen von oben auf unsere Leute, die anfänglich von diesem Klettern keine Ahnung hatten und den „Waldrand aufsitzen" ließen, ohne natürlich etwas zu treffen. Wenn unsere Soldaten näher kamen, hörten die Baumaffen auf zu schießen, so daß die unseren in der Meinung, der Wald sei geräumt, durchzogen. Waren sie einige Schritte im Walde drin, so begann eine schlimme Schießerei. Manche unserer Leute, die sich mit dieser Kampfart bald bekannt machten, wurden der Länge nach durchgeschossen

und es iſt vorgekommen, daß die Patronen in den eigenen Patronentaſchen explodierten, wenn die feindliche Kugel von oben nach unten durchfuhr. An vielen Bäumen ſieht man noch Körperteile der von unſerer Artillerie getroffenen, an den Aeſten feſtgebundenen Feinde."

Die größte Leiſtung in dieſen Kämpfen war die Erſtürmung des Donon, der ſich in ſteiler Höhe von 400 m über dem Punkt erhebt, von dem aus der Sturm angeſetzt werden mußte. In zweieinhalb Stunden hatten die Deutſchen gegen unerſchütterte Infanterie und Artillerie, die ſich in außerordentlich ſtarken Verſchanzungen befanden, dieſe Befeſtigung vollkommen genommen und von den Franzoſen geſäubert. Wenn man bedenkt, daß dies alles Reſerviſten und Landwehrleute geweſen ſind, die weder aus ihrer Dienſtzeit noch aus den Manövern derartige Kämpfe in Wald und Gebirge kannten, ſo muß man den Erfolg beſonders hoch einſchätzen.

„Am 21. Auguſt", ſchreibt ein Landwehrmann, der den Sturm auf den Donon mitgemacht hat, „kamen wir in ein Gefecht am Kleinen Donon, das bis zur Dunkelheit währte. Der kleine Donon iſt ein kleiner zerklüfteter, mit dichtem Unterholz und dornigem Geſtrüpp bewachſener Berg, deſſen Gipfel ein wahres Felſenneſt bildet. Die Franzoſen haben da eine ausgezeichnete Stellung. Den Berg, der noch deutſches Gebiet iſt, müſſen wir nehmen. Am 21. Auguſt bei Tagesanbruch ſchaffen unſere ſchweren Haubitzen Vorarbeit und um 6 Uhr früh tritt die ganze Brigade an. Wir kraxeln unter dem franzöſiſchen Gewehrfeuer, jede Deckung benützend, mühevoll den Berg hinauf. Und nun beginnt ein zähes, hartnäckiges Feuergefecht. Mancher von uns fällt — mancher! Aber wir dringen weiter hinauf. Die deutſche Starrköpfigkeit „wir müſſen den Berg haben" läßt uns nicht weichen. Nun ſind wir nahe der Felſenburg und wo ſich ein Franzoſenkopf zeigt, da ſauſt ihm auch ſchon eine deutſche Kugel um die Ohren. Da tönt das Signal „Seitengewehr aufpflanzen" und gleich darauf rappeln die Trommeln, ſchrillen die Hörner und tönt aus allen Kehlen das markerſchütternde „Hurrah!". Das ganze ein einzig großer Höllenlärm, den das Gewehrgeknatter noch zu überbieten ſcheint. Das iſt der Sturm der Deutſchen, dem nichts widerſteht, und der den Franzoſen den heilloſeſten Schrecken einjagt. Sie laufen, was ſie können."

Ein Kriegskorreſpondent, der den Donon kurz nach der Erſtürmung beſuchte, berichtet: „Drei Wochen beinahe hat der Kampf um dieſe Stellung gedauert, die nahezu uneinnehmbar ſchien, und nur dem Heldenmut der deutſchen Truppen, insbeſondere der bayeriſchen und preußiſchen Landwehrregimenter, iſt es zu verdanken, daß der Berg heute endgültig deutſch iſt. Welche Kämpfe ſich um ihn abgeſpielt haben, davon kann man ſich nur ein Bild machen, wenn man die Gegend ſelbſt anſieht. In der Hauptſache waren es erbitterte Waldkämpfe. Mann gegen Mann, und alle Lichtungen, über die unſere Truppen vorzugehen hatten, ſtanden direkt unter feindlichem Artilleriefeuer. Die deutſchen Truppen kämpften gegen eine gewaltige Uebermacht, denn allem Anſchein nach war es die franzöſiſche „Belagerungsarmee von Straßburg", die auf dieſem Wege gegen Straßburg vorzurücken gedachte. Den Ausſchlag gab auch hier die deutſche Artillerie, die ſchließlich die beſonders bei Salm und Frécourupt angeſammelte Infanterie zur Flucht zwang. Beſucht man heute den Donon, ſo ſieht man die erſten Zeichen des Kampfes bereits weiter vorn im Breuſchtal ſchon vor Schirmeck, wo breite Schützengräben die Straßen durchfurchen. Hinter Schirmeck in Vorbruck haben ſich bereits heftige Kämpfe abgeſpielt, von denen die Läden an den Fenſtern der Häuſer allein ſchon Zeugnis ablegen. Die Straße zum Donon führt vom Bahnhof Schirmeck über Oberwackenbach und Grandfontaine zur Höhe der Zollſtraße auf der „Plattform" des Großen Donons. Den ganzen Weg durchziehen Schützengräben, und den erbitterten Kampf bezeugen ſie nachträglich inſofern, als ſie an verſchiedenen Stellen gegeneinandergelehnt ſind, alſo mehrmals den „Beſitzer" gewechſelt haben. Die Straßengräben ſind mit franzöſiſchen Gepäck-

und Uniformſtücken überſät. Die Häuſer und Gehöfte auf dem Donon ſind von der franzöſiſchen Soldateska verwüſtet, und alles, was nicht ganz feſt war, ja oft ſelbſt das noch iſt weggeſchleppt worden. Und nun kommen wir zum Gaſthaus an der Ecke der Straße, die gegen Frankreich führt; hier tritt der Tod uns in ſeiner ganzen Furchtbarkeit entgegen: vor dem Gaſthaus Einzelgräber deutſcher Gefallener, ein Kranz deckt jedes Grab und trägt den Namen. Helm und Stechpalmzweige decken das Grab. Hinter dem Gaſthaus aber gewaltige, von den Franzoſen nur mangelhaft gegrabene Maſſengräber. Mehr als 1000 Tote ruhen hier und die Erde deckt kaum die Leichen, ſo daß die deutſchen Truppen zuerſt die Gräber verbeſſerten. Freund und Feind ruhn hier den letzten Schlaf."

Von ganz anderen „Spuren", die die Franzoſen auf dem Donon zurückgelaſſen haben, weiß ein militäriſcher Beſucher zu erzählen; ein Stab hatte ſich auf dem Gipfel ſeine Hütten gebaut, in denen die Champagnerflaſchen nach Dutzenden umherlagen!

Der Siegestaumel der Franzoſen hat ein jähes Ende gefunden. Am 23. Auguſt verkündete ein amtliches franzöſiſches Kommuniqué lakoniſch: „In den Vogeſen hat die allgemeine Lage uns beſtimmt, unſere Truppen vom Donon und von den Hügeln bei Saales zurückzuziehen."

An einzelnen Stellen der Vogeſen zogen ſich die Kämpfe noch wochenlang in der geſchilderten Weiſe hin. Nach ihrer Beendigung erließ General der Infanterie v. Eberhardt (bisher Gouverneur von Straßburg) folgenden Korpstagesbefehl: „S. M. der Kaiſer und König haben die Gnade gehabt, mir das Eiſerne Kreuz 1. Klaſſe zu verleihen. Ich weiß, daß ich dieſe Auszeichnung nur der Tapferkeit und Ausdauer der mir unterſtellten Truppen verdanke. Mit Zähigkeit haben Preußen, Bayern, Württemberger und Badener dem Anſturm ſtarker franzöſiſcher Kräfte widerſtanden und ihnen den Zutritt in die deutſchen Vogeſentäler verwehrt. Das Blut, das in dieſen ſchweren Kampftagen gefloſſen, iſt nicht umſonſt dahingegeben; die Entbehrungen und Anſtrengungen in den unwegſamen Gebirgsgeländen und bei dem andauernden Regenwetter mußten willig ertragen werden, um unſere heimatlichen Fluren zu ſchützen. Mit feſtem Vertrauen ſehe ich auch den kommenden Tagen entgegen, denn mit ſolch tapferen Offizieren und Soldaten werde ich auch fernerhin alle Angriffe des Feindes ſiegreich abweiſen."

Die Franzoſenherrſchaft in den deutſchen Vogeſenorten

Nachträglich erfuhr man, wie die Franzoſen auf deutſchem Boden gehauſt hatten. Am 18. Auguſt waren ſie in Saarburg eingezogen. „Kurz nach 8 Uhr morgens war es," ſchreibt ein Saarburger, „als die Vorpoſten furchtſam, zaghaft, an den Häuſern entlangſchleichend, in die Stadt kamen. Bald folgten größere Trupps und endlich, in bunter Reihenfolge, ein maleriſches, wildes Bild bietend, Küraſſiere und Chasseurs à cheval, eine Radfahrerkompagnie, die Infanterie-Regimenter 95, 29 und 85, Artillerie, Gebirgsartillerie und Maſchinengewehr-Abteilungen. Ein Diviſions- und ein Brigade-Kommandeur nahmen hier Quartier. Zunächſt blieb alles ruhig; die Franzoſen kampierten größtenteils in den Straßen der Stadt, wo ſie auch abkochten. Die Einwohner flüchteten in ſichere Keller und hielten ihre Geſchäfte und Wohnungen verſchloſſen."

Auch in Saarburg haben einzelne Bürger während und nach dem Einmarſch der Franzoſen ihre unverhohlene Sympathie für die Feinde ihres Vaterlandes öffentlich kundgegeben. Wie der Vorſtand der Reichsbanknebenſtelle in Saarburg erzählt, hat der Redakteur der „Gazette de Sarrebourg" oder „Saarburger Zeitung, amtliches Kreisblatt" den führenden Offizier der franzöſiſchen Truppen mit einer Theaterrede begrüßt und öffentlich geküßt. Dann wurden die Offiziere und Soldaten in einzelnen Abteilungen

von bestimmten lothringischen Bewohnern durch die ganze Stadt zu den Wohnungen sämtlicher deutschen Beamten und Offiziere geführt. Alle diese Wohnungen, und nicht eine einzige andere, wurden nun planmäßig zerstört und geplündert. Buchstäblich wurde auch nichts von dem Eigentum dieser deutschen Beamten und Offiziere brauchbar gelassen, von den Bildern an den Wänden bis zu den Möbeln, dem Inhalt der Wäsche- und Kleiderschränke und selbst den Puppen und Spielzeugen der Kinder. Die eisernen Geldschränke der Reichsbankstelle sind erbrochen und dann zerstört worden. Den Wein und alles Genießbare hat man zusammengeholt und in den Wohnräumen des Bankvorstandes ein tolles Gelage veranstaltet, bei dem die französischen Offiziere die Hauptrolle spielten. Einige hundert Eier, die man in Kalk gelegt und im Keller aufbewahrt hatte, haben die Franzosen so weit möglich gegessen. Den Rest haben sie gegen die Wände der Zimmer geworfen, so daß der Inhalt in Strömen herunterfloß. Die Betten, die Wäsche und Kleider sind zerrissen und zerschnitten, und die Zimmer noch in ekelhafter Weise beschmutzt worden.

Fast aus jeder der kleineren Vogesenortschaften werden derartige Einzelheiten berichtet. „An einem sonnigen Augusttag," erzählt ein Einwohner von Markirch, „erschienen, von der St.-Diedeler-Höhe kommend, plötzlich größere Abteilungen der Chasseurs Alpins, die in das Städtchen einzogen und alle wichtigeren Gebäude besetzten. Ihnen auf dem Fuß folgten bedeutende Infanterietruppen, vor allem aus Marseille und Lyon und von den Vogesen-Regimentern, die in Frankreich als besondere Elitekorps gelten. Der Einzug des Feindes gestaltete sich leider zu einer Art Freudenfest für die sogenannten besseren Kreise der Stadt, deren französische Sympathien bei dieser Gelegenheit offen zutage traten. An den Fenstern der Villen und vornehmen Häuser im oberen Stadtteil standen die Angehörigen vieler Fabrikanten und sonstiger Franzosenfreunde und begrüßten die einziehenden Truppen mit lebhaftem Tücherwinken und Zurufen. Junge Damen traten an die Türen und kredenzten den Offizieren Tee aus kleinen silbernen Kannen, wobei die artigsten Komplimente herüber- und hinübergingen. Außerdem verteilten Fabrikanten und ihre höheren Angestellten Zigarren und Zigaretten in großen Mengen an die Feinde. Diesen unehrlichen und unzuverlässigen Elementen gegenüber kann jedoch mit Genugtuung festgestellt werden, daß große Teile der mittleren und einfacheren Bevölkerung die Eindringlinge mit kühler Ruhe und Zurückhaltung aufnahmen. Gerade aus diesen, vom Franzosenkoller unberührten Schichten bekamen die Fremden nicht selten die ungeschminkte Wahrheit über die Stimmung im elsässischen Volk zu hören." Auch in Markirch war das erste, was die Franzosen für notwendig hielten, die Proklamation der Republik, die Uhren auf französische Zeit zu stellen und einige deutsche Einwohner nach Frankreich zu verschleppen, sogar Frauen und Kinder. Nachdem nun jeden Tag größere und kleinere Gefechte in der Umgebung stattgefunden hatten, kam es am 21. August mit dem Morgengrauen zwischen Wanzel, Leberau, Musloch, St. Kreuz gegen Markirch zu einer heftigen Schlacht, die bis gegen 1 Uhr mittags dauerte und mit einer vollständigen Niederlage der Franzosen endete.

In Sulzbach und anderen Orten haben die französischen Alpenjäger Autodafés veranstaltet, indem sie die Kaiserbilder und sonstigen patriotischen Wandschmuck herbeitrugen und zusammen mit deutschen Fahnen verbrannten. In Sulzbach legten sie auch die rotweißen, elsaß-lothringischen Fahnen dazu. Der Kapitän der Alpenjäger aber erklärte seine Handlungsweise den Münstertälern mit folgenden bezeichnenden Worten: „Maintenant vous êtes des Français, vous n'avez plus besoin de tout ça!" Da hatten es die Elsässer!

Wie in Saarburg, so haben die Franzosen auch in Saales, Weiler und Metzeral die Beamtenwohnungen und vor allem Bahn und Post demoliert. Sie schlugen in den

Amtsräumen alles kurz und klein. Ein franzöſiſcher Offizier ſchämte ſich nicht, die erbeuteten Briefmarken öffentlich zum Kaufe anzubieten. Die Privatwohnung des Poſtmeiſters wurde in beiden Orten ausgeraubt und geplündert. Kleider, Mäntel, Hemden, Strümpfe wurden in Säcke gepackt und fortgeſchleppt.

Daß es ſich nicht immer nur um blinde Zerſtörungswut, ſondern zum Teil um eine mit feinem Geſchmack verübte Plünderung gehandelt hat, beweiſt folgende Schilderung einer Dame aus Saales: „Am 13. Auguſt, als der Bürgermeiſtereivertreter Herr Rochelle wenigſtens unſere Wertpapiere in Sicherheit bringen wollte, waren ſchon alle Koffer und Schränke erbrochen. Die Papiere, das Geld, ſchöner alter Schmuck, der ſeit Generationen in der Familie war, alles in einer eiſernen Kaſette verwahrt, war ſchon geſtohlen. Wir hatten ſchöne, alte Möbel, die anſcheinend einen Kenner fanden, Beſchläge eines eingelegten Schrankes waren abgeſchraubt, die eingelegten Schubladen einer Kommode verſchwunden. Alte Lithographien und Kupferſtiche, Radierungen moderner Künſtler (darunter ſechs Loeſchhorns), ſowie ſchönes altes Zinn, desgleichen eine Standuhr mit ſchönem Zifferblatt (1745) ſoll ein Offizier der Chasseurs-à-Pied — wie Nachbarn erzählen — auf ſein Auto geladen haben; eine andere alte Uhr fehlt aus ihrem Gehäuſe. Echte Perſer fanden auch ihren Liebhaber. Ein Teppich, der ihnen wohl zu groß war — vielleicht ſchien er ihnen auch zu alt, obwohl er das ſchönſte Stück war — hat ein großes Loch in der Mitte — direkt herausgeſchnitten. Alte Porzellane fehlen auch; Scherben von dem andern Geſchirr fand ich Körbe voll, von den alten Sachen nichts. Meine Schweſter iſt in Deutſch-Oſtafrika anſäſſig — ſie wollte ihre Sammlungen vor den Termiten ſchützen; ich lebe ſeit 8 Jahren im Orient — wir hatten unſere ganzen mühſam erworbenen Sammlungen bei den Eltern ſtehen. Auch da iſt alles fort, und ſolche Sachen haben für die Soldaten keinen Wert, das haben Kenner geſtohlen. Daß auch Weiblichkeit bei uns raubte, beweiſen die ſchäbigen fremden Sachen, die wir bei unſerer Rückkehr fanden, und für die ſie wohl unſere Kleider eintauſchten; denn davon war, ebenſo wie von unſerer Wäſche, nichts mehr da, oder in einem ſolchen Zuſtand, daß man ſich ſcheute, ſie anzurühren. Meine Schweſter, die jetzt heiraten wollte, hatte ihre ganze Ausſteuer fertig — nichts iſt davon mehr vorhanden. Für 20 Pfennig boten die Soldaten im Dorf Leintücher an! Am ſcheußlichſten fand ich die Zerſtörung unſerer Möbel. Alte Seſſel, in denen unſere Urgroßeltern geſeſſen hatten, wurden Brennholz — obwohl Holz genug im Hofe war. Außer einem alten Schrank von 1627 iſt kein ganzes Möbelſtück in der Wohnung, und dieſer Schrank war mit einer Eiſenſchiene an der Wand befeſtigt, da er zu ſchwer war. Am Flügel iſt der Reſonnanzboden zerſchlagen, die Klaviatur fehlt zur Hälfte. Die Noten waren ſämtlich mit Eingemachtem begoſſen, ſo daß ſie völlig unbrauchbar ſind. Bücher waren zerriſſen oder verbrannt. Nachdem ſie die Möbel anſcheinend zerhauen hatten, warfen ſie alles in ganz greulicher Art durcheinander. Es muß keine leichte Arbeit geweſen ſein, die Möbel ſo zu zerſtören; da haben Axt und Kolben herhalten müſſen. Auf dem Speicher ſah es am ſchlimmſten aus. Da waren Kiſten und Körbe geleert, in wüſtem Durcheinander auf dem Boden, darüber geſtürzt einfache Schränke und Kommoden — natürlich auch zerhauen — die ſonſt unſere Vorräte bargen. Wie es in dem Hauſe ausſah, kann man ſich gar nicht denken, das muß man geſehen haben. Und die bei uns raubten und plünderten, waren franzöſiſche „Elitetruppen“ — Alpenjäger aus Grenoble und Chasseurs-à-Pied aus St. Dié und Senonnes. Wie bei uns, ſo ſah es noch bei vielen Saalern aus. Ich habe die feſte Ueberzeugung, daß bei uns nicht allein von Soldaten aus dem Volke geraubt wurde, das haben „Gebildete“ getan.“

Dabei erfolgte die Verſchleppung von Bürgern und Beamten ins Innere von Frankreich in weit größerem Umfang, als man anfangs nach den gelegentlich auf-

Phot. R. Danner, Untertürkheim

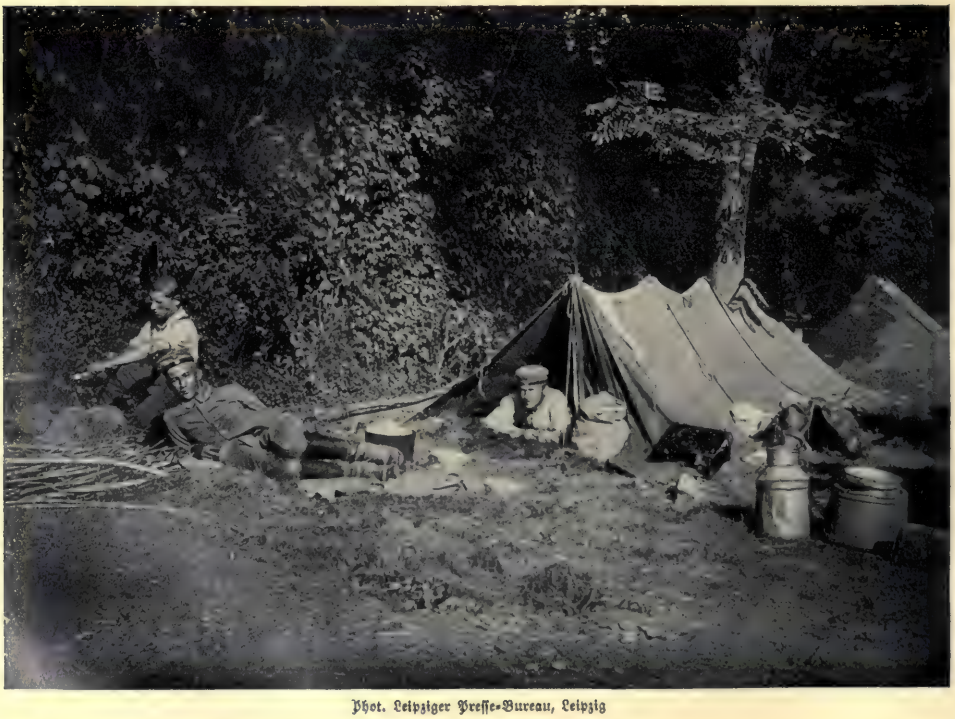
Aus Manonvillers. — Blick auf den südlichen Eingang

Phot. E. Jacobi, Metz

Aus Longwy. — Das Wasserwerk beim französischen Tor

Phot. Presse-Zentrale, Berlin

Von deutschen Soldaten bewachte Landstraße über ein Schlachtfeld in Lothringen



Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Aus einem Feldlager in den Vogesen

tauchenden Nachrichten angenommen hat. Es steht ziemlich sicher fest, daß ungefähr 1000 Nichtkombattanten verschleppt worden sind, besonders Beamte, höhere und niedere, darunter Gerichtspersonen, die mit der Landes- oder Gemeindeverwaltung nichts zu tun haben, angesehene Bürger von Einfluß und bekannter deutscher Gesinnung, sogar Frauen, erwachsene Mädchen und Kinder. Alle, ohne daß man ihnen feindselige Handlungen gegen die Franzosen nachweisen konnte, aber unter dem Vorwand des Spionageverdachts, da das völkerrechtswidrige Verfahren doch irgendwie gerechtfertigt werden mußte. Vielfach haben Denunziationen, die Befriedigung persönlicher Rachsucht die Gefangenschaft herbeigeführt; in den meisten Fällen erfolgte die Verschleppung jedoch auf Grund von Listen, die offenbar von den Franzosen schon vorbereitet waren.

Selbst deutsche Sanitätssoldaten wurden in den Vogesen beim Aufstellen von Lazarettzelten trotz ihrer Armbinden von den Franzosen festgenommen und ins Innere Frankreichs transportiert. Sie wurden allerdings bald wieder nach der Schweiz abgeschoben.

In Saales allein waren 14 Frauen als „suspect" verhaftet und über St. Dié, Clermont-Ferrant nach dem Truppenübungsplatz Puy de Dome gebracht worden. Hier hatten die Bedauernswerten mit ihren zum Teil noch ganz kleinen Kindern eine furchtbare Leidenszeit zu überstehen. Erst nach drei Wochen gelang es, durch die energische Drohung, daß im Weigerungsfalle an Stelle der deutschen Frauen eine doppelte Anzahl hochangesehener Bürgerinnen aus St. Dié und Umgebung als Geiseln fortgebracht würden, die schleunige Befreiung ins Werk zu setzen. Bei ihrer Rückkehr fanden sie, wie schon geschildert, zum größten Teil ihren Haushalt völlig zerstört vor. Auf Ansuchen der hart bedrängten Frauen ließ General von Schubert, Kommandeur des 14. Armeekorps kurzerhand am 9. September den Bürgermeister der von deutschen Truppen besetzten Stadt St. Dié davon verständigen, daß als vorläufige Entschädigung bis nachmittags 5 Uhr am gleichen Tage 39 000 Frs. in französischem Golde für die ganz widerrechtlichen Geiseln aus Saales zu hinterlegen seien. Im Falle der Weigerung werde St. Dié noch am selben Tage in Grund und Boden geschossen. Diese freundliche Aufmunterung verfehlte ihren Zweck nicht. Ohne Widerspruch wurden zur angegebenen Frist die 39 000 Frs. ausgefolgt.

Episoden aus den Vogesenschlachten

Von dem gefallenen Obersten und Regimentskommandeur Mathies erzählt der elsässische Schriftsteller Dinter, der als Oberleutnant im selben Regiment stand: „Am Ausgang der französischen Garnisonsstadt R., die wir im nächtlichen Bajonettkampf Straße für Straße genommen hatten, hielt er am folgenden Tage dicht unter den Mauern eines lichterloh brennenden Hauses, das jeden Augenblick einzustürzen drohte, im furchtbarsten Granathagel ruhig seine Zigarre rauchend. Den Mannschaften, die dem unaufhörlichen Granat- und Schrapnellfeuer gegenüber machtlos waren und untätig ausharren mußten, rief er zu: Nur ruhig Kinder! Es wird schon vorübergehen. Dabei fing er selbst einen zu Tode Getroffenen auf und bettete ihn an die Wand eines Hauses. In seiner unmittelbaren Nähe stürzte ich mit meinem Pferde, als ich zum Divisionsstab galoppierte, um eine Meldung zu überbringen. „Hoffentlich ist es nicht schlimm, lieber Dichter," rief er mir zu. „Zu Befehl, nein Herr Oberst!" Ich ließ mich auf ein zweites Pferd heben, konnte aber infolge der Verletzung nur im Schritt durch das Granatfeuer weiterreiten, um der Division die Meldung zu überbringen, was mir auch glücklich gelang. Wie mag der Oberst sich darüber gefreut haben. Ein Verwundeter Kamerad erzählte mir dieser Tage folgendes: Eine Kompagnie unseres Regimentes lag in der großen Vogesenschlacht bei dem Dorfe H. in Reserve. Als sie in das feindliche Granatfeuer geriet, wurde sie auf Befehl des Obersten einige fünfzig Meter im Schritt

zurückgenommen. Hierbei wurde ein Zug unruhig und fing an, in Geschwindschritt überzugehen. Da setzte sich der Oberst an die Spitze der Kompagnie und führte sie im Parademarsch ins Feuer zurück. So geschickt dirigierte er sie hierbei durch Halbrechts- und Halblinksbewegungen, mit unerschütterlichem Gleichmute die einzelnen Lagen der platzenden Granaten beobachtend, daß sie auch nicht einen einzigen Mann verlor. Erst nachdem völlige Ruhe in den Gliedern eingetreten war, und der Paradetritt rein wie auf dem Exerzierplatze erdröhnte, führte er die Kompagnie aus dem Feuer zurück. „Seht ihr Leute, es geht auch so," sagte er, nachdem er „Rührt euch!" kommandiert hatte. Der Oberst, der sich bereits im letzten türkisch-bulgarischen Kriege durch unerhörte Kühnheit ausgezeichnet hatte, galt bei den Mannschaften als vollkommen kugelsicher. Es ist nicht zu sagen, welche Ruhe und Zuversicht von seiner Gegenwart im Gefecht ausging. Und nun hat ihn doch die feindliche Kugel erreicht. Nur ein Gedanke beherrschte noch das Regiment: Unsern heldenhaften unvergleichlichen Obersten, der uns wie seine Kinder liebte und den wir wie einen Vater wieder liebten, zu rächen."

* * *

Ein Stuttgarter Reserveleutnant, namens Mathes, hat mit seinem Zuge bei Nacht eine ganze feindliche Batterie vernichtet und sechs Geschütze, 13 Munitionswagen und viele Pferde erbeutet. Er selbst berichtet: „Gestern, am 4. September 1914, hatte ich mit meinem Zug von fünfzig Mann einen Ausgang von R. besetzt. Ein anderer Ausgang, 400 Meter von mir entfernt, war von einem anderen Zug besetzt. Der Rest der Kompagnie lag 300 Meter rückwärts im Dorf gedeckt. Zunächst wurde auf meine Stellung mit Granaten geschossen, so daß ich mich hinter einen Waldabhang weiter rechts der Straße zurückziehen mußte. Die Straße wurde verbarrikadiert. Dabei wurde dann von Infanterie geschossen. Ungefähr zwanzig Mann lagen hinter der Barrikade zum Schutz des ruhenden Zuges, der an einer Sägmühle aufgestellt war. Auf einmal höre ich hinter mir von dem Wald herab Wagen fahren und reiten. Ich beobachte mit einigen Mann und siehe! die feindliche Artillerie fuhr an. Es war 9 Uhr abends, dunkel und ich wartete, um sicher zu sein und ja nicht auf eigene Kolonnen zu schießen, bis die Artillerie auf ungefähr zwanzig Schritt vor mir fuhr. Sodann holte ich meinen Zug in Stellung und kommandierte Feuer! Der Erfolg war: Erbeutung von 6 Kanonen, 13 Munitionswagen, 54 lebenden Pferden, 34 tote, Batteriechef tot, Bedienungsmannschaft zum Teil tot, zum Teil durch. Nach einer Stunde kam die Kompagnie und das Bataillon. Alles war paff und gratulierte. Meine Lage war sehr kritisch. Wehe, wenn die Artillerie eher von mir beschossen worden wäre! Sie hätte gekehrt und uns in Grund und Boden geschossen mit einem Geschütz. Die ganze Beute mußte ich noch in der Nacht nach St. Dié bringen. Alsdann großes Lob von Brigade und Division. Es waren die Geschütze, die uns schon seit drei Tagen das Tal sperrten." Der Tapfere erhielt das Eiserne Kreuz 1. Klasse.

Die Einnahme von Manonvillers

Wie ein bescheidener Nachtrag zu den gewaltigen Vogesenschlachten liest sich die Meldung vom 27. August: Manonvillers, das stärkste Sperrfort der Franzosen, ist in deutschem Besitz. Und doch bedeutet diese Einnahme den höchsten Triumph unserer Waffentechnik, besonders der 42 cm-Belagerungsgeschütze. Die Beschießung von Manonvillers erfolgte von Deutsch-Avricourt aus, also aus einer Entfernung von mehr als 13 km. In der Nähe des Bahnhofs wurden zwei von den 42 cm-Haubitzen eingeschanzt; sie allein haben das Sperrfort bezwungen. Von den Geschützen aus konnte man es nicht sehen, da noch einige größere Hügel dazwischenliegen. Ein Fesselballon beobachtete die Treffwirkung, die Geschütze feuerten fast senkrecht in die Höhe, und zwar anfangs alle 10, später alle 5 Minuten. 20 Sekunden lang hörte man das Pfeifen des Geschosses. Durch

das Feuer wurden die Luftzuführungsschächte des Forts zerschossen, und giftige Gase der explodierenden Granaten machten der Besatzung und den Verteidigern der Panzerstände das Atmen unmöglich. Das Fort mußte kapitulieren, weil die Besatzung zu ersticken drohte.

Ein Berliner erzählt: „Ich war bei der Beschießung von Manonvillers dabei. Am 26. August 10 Uhr 20 vormittag begann der Salat, und am 27. August 5 Uhr nachmittags, als der 158. Zuckerhut heraus war, schwenkten die Franzosen das weiße Hemd, und der Stolz, das modernste Fort unserer Feinde war ein Schutthaufen. Die Verteidiger — 20 Offiziere, 790 Mann (Elite) — waren dem Ersticken nahe, so verschüttet waren sie. Der Stabsarzt erzählte, sie hätten schon am ersten Tage bis 50 Ohnmächtige gehoben, und bald wäre ihr Sauerstoffvorrat aufgebraucht gewesen. Der Kommandant und ein Teil der Besatzung mußten ausgegraben werden. Der stärkste Panzer und Eisenbeton war glatt durchgeschlagen. Gleich der erste Schuß traf die Haube, und ein weiterer durchschlug den ganzen Turm. Gewaltige Trichter zeugen davon, wie ein Schuß neben dem andern saß. Die erste Frage des kapitulierenden Kommandanten war: „Womit haben Sie geschossen? Es gab doch bis jetzt keine Granate, die unsern Panzer durchschlagen konnte!“ Im übrigen soll der französische Oberst, der fließend deutsch spricht, ein sehr sympathischer Mensch von großem Wissen sein. Er weinte bitterlich, als er den Säbel übergeben mußte. Seine Offiziere hatten ihre Ausbildung sämtlich in St. Cyr genossen.“

„Gestern abend,“ heißt es in dem Brief eines Mitkämpfers, „ritt ich mit einem Kameraden nach Manonvillers. Es war das stärkste und am besten angelegte Sperrfort der Franzosen, wie alle Forts zur Hauptsache unterirdisch angelegt. Man sah von den Hauptwerken gar nichts, da alles oben bepflanzt war mit Gras und Blumen. Und von all dem Grün ist jetzt auf 200 Meter im Umkreis nichts mehr zu erblicken. Alles ist ein einziger, wüster Trümmerhaufen. Betondecken von zwei bis drei Metern sind glatt durchgeschlagen, ebenso Panzertürme von 25 bis 30 cm Dicke, die schwersten Geschütze zertrümmert. In einem Lichthof sieht man, da die Frontseiten ganz niedergerissen sind, wie die einzelnen Geschosse erst durch das Erdreich, dann durch die obere, etwa einen Meter starke Decke, dann durch die zweite ebenso dicke schlugen und in das nächste Stockwerk drangen. Betten hängen an den Wänden, man sieht Mannschafts- und Offiziersräume freigelegt, ein Anblick des Schreckens, und kann nicht begreifen, wie es möglich war, daß noch Menschen in dem Fort am Leben geblieben sind.“

Die Schlachten der Armee des deutschen Kronprinzen

Der Vormarsch und die ersten Schlachten

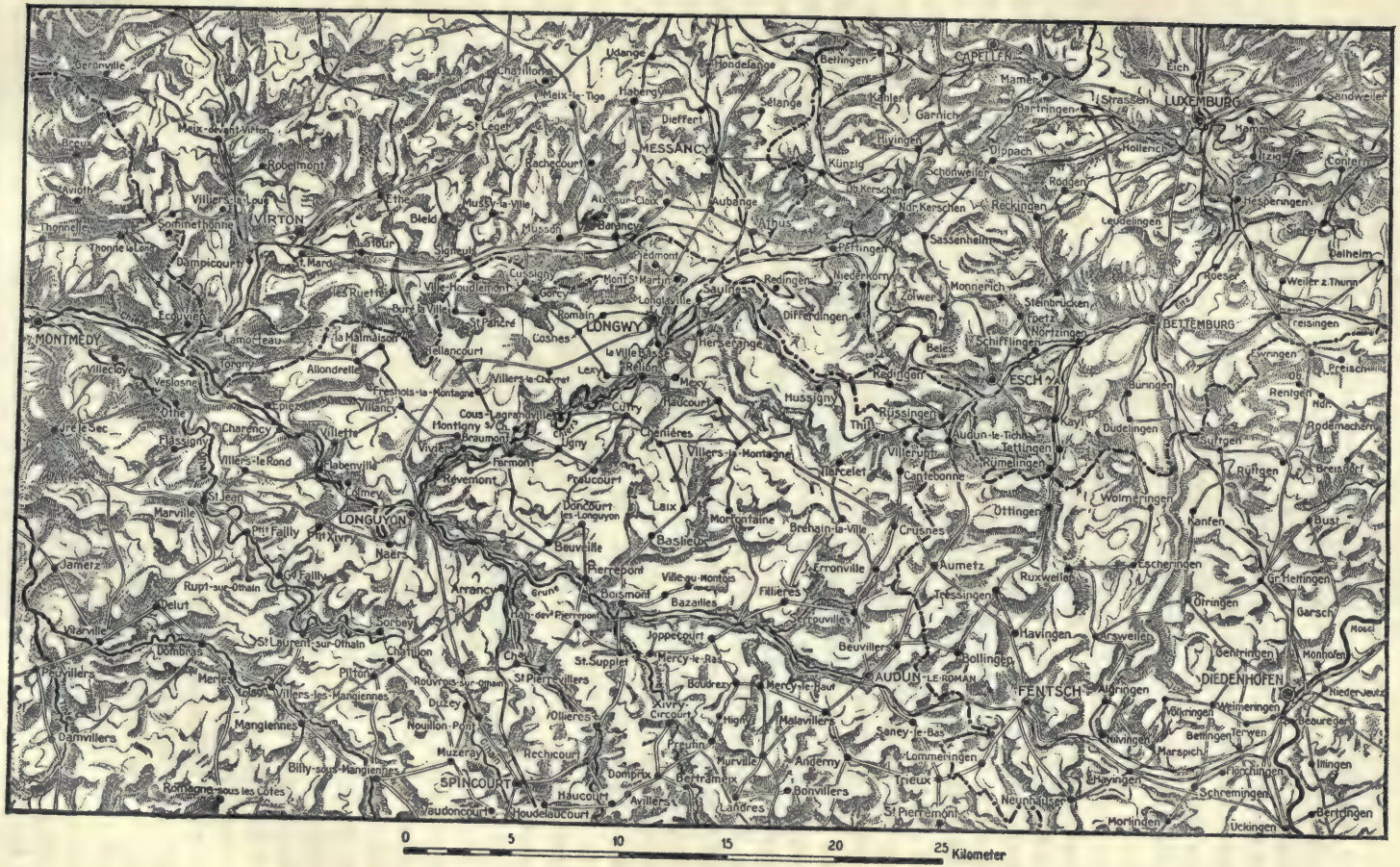
Am 22. August rückte die Armee des Kronprinzen an beiden Seiten von Longwy vor, während die Franzosen aus der Linie Verdun-Montmédy im Vormarsch waren. Es entwickelte sich ein Begegnungsgefecht, das sich dann zur Schlacht in der Linie Virton-Audun le Roman auswuchs. Diese erste Schlachtlinie liegt vorwärts Longwy. Longwy selbst hat den Vormarsch des kronprinzlichen Heeres nicht einen Augenblick aufgehalten. Die Festung wurde eingeschlossen und von der schweren Artillerie des Feldheeres aus einer nordwestlich von Longwy hinter Wäldern gelegenen Stellung unter Feuer genommen.

Schon an diesem ersten Schlachttag blieben die deutschen Waffen siegreich; der rechte Flügel der Franzosen wurde hinter den Fluß Aisne zurückgedrückt, der linke

franzöſiſche Flügel auf die Höhen in der Gegend von Longuyon. Ein Württemberger ſchildert die Schlacht: „Am 22. Auguſt morgens ſind wir bei dichtem Nebel nach Muſſon heruntergeſtiegen und haben dort gleich aus den Häuſern Feuer erhalten. Als wir ſchnell das Freie ſuchten, ſtanden ſchon die Franzoſen vor dem Dorf und feuerten auf uns los. Das Gefecht ging gleich ſo an: Seitengewehr pflanzt auf, fällt das Gewehr, Sturm marſch marſch, und gleich wurde die erſte Linie zurückgeſchmiſſen. Es ging raſend ſchnell, von allen Seiten erhielten wir Feuer. Es pfiff uns um die Ohren, dummerweiſe war dichter Nebel, ſo daß unſere Artillerie, die ſchon bereit ſtand, uns nicht unterſtützen konnte. Faſt als erſter fiel unſer Hauptmann, der tollkühn vorging und im ſtärkſten Feuer ſtehen blieb, ſtatt hinzuliegen. Die Franzoſen zielen tatſächlich gar nicht, ſondern ſchießen im ſogenannten Hüftanſchlag; deshalb ſind die in der vorderſten Linie gar nicht in Gefahr, während die Unterſtützung ſchwer getroffen wird, natürlich Zufallstreffer. Die Franzoſen wurden nach ſechsſtündiger Schlacht vollſtändig geſchlagen, alle Dörfer zuſammengeſchoſſen, alles flammt und raucht im ganzen Land. Wo aus einem Haus geſchoſſen wird, zünden wir ſofort das ganze Neſt an allen Ecken an oder laſſen Artillerie hineinſchießen. Wo man uns nichts tut, laſſen wir ſie auch in Ruh. Die Schlacht war zwiſchen Muſſon und Barancy. Abends rückten wir mit dem Diviſionsſtab durch das am Fuße liegende kleine Fabrikſtädtchen. Bis zur Mitte kamen wir, da krachten aus allen Ecken Schüſſe; die Generale und die Ulanen ſpornten die Gäule an und im Galopp ritten ſie vor. Sogar aus der Kirche feuerten die Schurken. Wir ſammelten uns vor dem Dorf, ließen Artillerie auffahren und bald war das Städtchen ein Schutthaufen."

Am 23. Auguſt wurden die Franzoſen von neuem aus der Linie Virton—Tellancourt—Beuveille—Mercy le Bas—Landres angegriffen und unter ſchweren Verluſten auf der ganzen Linie geworfen. Der württembergiſche Feldpoſtbrief fährt fort: „Wir marſchierten marſch marſch vorwärts, überall den Feind durch Artillerie zurücktreibend. Auf der Höhe von Longuyon trafen wir mit dem benachbarten Armeekorps zuſammen. Wir ſtiegen ruhig in das Garniſonsſtädtchen hinunter und quartierten uns ein. Eng gings her. Longuyon liegt eben in einem Talkeſſel. Als wir es morgens verließen, krachte es aus allen Fenſtern auf uns los, es wurde aber keiner getroffen. Raſch verließen wir das Städtchen. Durch einen Hohlweg gings zur ſteilen Höhe hinauf. Wir kamen, wenigſtens der Anfang, bis auf die Höhe hinauf, da krachte plötzlich ein fürchterliches Granatfeuer. Schrapnells und Granaten ſchlugen um uns ein, ich kann's nicht beſchreiben, aber wer es erlebt hat, weiß was das bedeutet: ſchwere Artillerie. Wir hatten viele Verluſte, die eingeſchloſſenen Franzoſen wollten nämlich an dieſer Stelle durchbrechen und getrauten ſich durch ihre Artillerie zum erſtenmal einen Angriff, allerdings zögernd. Als die erſten Granaten einſchlugen, lief alles in wilder Flucht in den Wald hinein. Widerſtand kann in dieſem Fall Infanterie nicht leiſten gegen Artillerie, aber dadurch wurde die franzöſiſche Infanterie frech und erlaubte ſich, kolonnenweiſe vorzugehen. Hinunter konnten wir nicht mehr ins Städtchen, dort hätte man uns vollſtändig zuſammengeſtoßen, und ins Schrapnellfeuer hinaus war eine heikle Sache. Alle Regimenter lagen im Wald, wir wußten nicht was tun, wir waren vom Stab abgeſchnitten. Wir wußten: die feindliche Infanterie marſchiert auf uns los, da hieß es wie ein Notſchrei: „Grenadiere zum Sturm heraus, marſch marſch", und wir, aufgepflanzt, ſtürzten wie ein ſiedendes Donnerwetter auf die Franzoſen los, die ſofort flohen; dann kamen auch die anderen Regimenter zur weiteren Verfolgung."

Während am 24. Auguſt der linke Flügel der franzöſiſchen Armee hinter dem Thiers-Abſchnitt Longuyon—Montmédy Widerſtand leiſtete, gingen ſtarke Kräfte aus Verdun zum Angriff gegen den linken Flügel des Kronprinzen aus der Richtung von Etain vor.



Übersichtskarte über die Schlachten um Longwy

Dieser Vorstoß wurde durch Einsetzen von Reserven und den Vormarsch von Truppen aus Metz erfolgreich zum Stehen gebracht.

Der deutsche Angriff ging inzwischen auf der ganzen Linie vorwärts. Am 24. wurde die gesamte französische Armee hinter den Othain-Abschnitt geworfen und aus dieser Stellung am 25. August durch erneuten Angriff hinter die Maas gejagt. Die an der Maas im Anschluß an Verdun vorbereiteten Stellungen vermochten die zurückweichenden Truppen, trotz ihrer natürlichen und künstlichen Stärke nicht mehr zu besetzen und zu halten, sondern ihr Rückzug flutete über die Maas hinüber, wo wieder Aufnahmestellungen für sie errichtet waren.

Der Fall von Longwy

Der Angriff der Deutschen auf Longwy kam so überraschend, daß es den Franzosen unmöglich war, das Vorgelände völlig zu rasieren. Immerhin hatte der tapfere Kommandant getan, was er in aller Eile tun konnte. Störende Baumgruppen waren gekappt und die Baumkronen zu Astverhauen verwendet worden. Um das Glacis zog sich ein großes und gut angelegtes Drahthindernis.

Die Situation der deutschen Truppen vor Longwy vergegenwärtigt sehr anschaulich folgender Feldpostbrief: „Unsere Brigade leistete mit den Pionieren zusammen Tag und Nacht schwere Schanzarbeit. Am 21. August kroch ich mit einigen Mann als Patrouille mit Drahtscheren ausgerüstet zur Erkundung des Festungsglacis bis an die Festungswälle vor. Ich erhielt hiefür eine besondere Anerkennung, die mich sehr gefreut hat. Bei dieser Arbeit schlugen rechts und links Mörsergeschosse ein mit einer Durchschlagskraft von 6 Meter durch steinerne Mauern, außerdem waren überall französische Patrouillen unterwegs. Der vordere Festungsgürtel war geräumt. Am 22. August setzte die Brigade zum Sturm an, der aber unterblieb, weil von rechts feindliche Kolonnen gemeldet wurden; wie sich später herausstellte, 1½ Divisionen. Die Brigade wurde dagegen angesetzt; ich kam mit meinem Zug in das verlassene Fort Bel arbre, wo wir die verheerende Wirkung unserer Mörser zum ersten Mal sahen: in den Kasematten saßen französische Soldaten starr an der Wand mit offenen Augen und meist abgebrannten Füßen. Die wenigen Verwundeten wurden verbunden und verpflegt; ihr drittes Wort war: „Französischer Soldat gut, mais nous sommes mal dirigés.“ Bis 11 Uhr vormittags wurde der Feind — französische Infanterie und Zuaven — zurückgeworfen; nun kam aber französische Artillerie, deren gutgezielte Schrapnells kolossal wirkten. Wir bekamen von zwei Seiten Artillerie- und Infanteriefeuer und hatten eine Reihe Verwundeter im Fort. Das waren ungemütliche Stunden. Um 5 Uhr abends kam der Befehl: die Brigade geht auf der ganzen Linie bis an den Waldrand zurück. Rechts und links war unsere eigene Linie bereits zurückgegangen, links war die feindliche Infanterie schon auf unserer Höhe; ich suchte nach einem gedeckten Ausweg und fand einen Schacht, der aber bald aufhörte. Wir gingen daher in heftigem feindlichem Feuer, immer zwei bis drei Leute einen Verwundeten tragend, an den Waldrand zurück, den wir besetzt hielten. Der Gegner wagte es nicht, weiter vorzudringen. Die französische Infanterie schießt viel, aber meistens zu hoch, sie geht nicht offen vor und schießt sehr nervös. Das französische Geschoß hat ein eigentümlich singendes Geräusch und unterscheidet sich dadurch leicht von dem Zischen unseres eigenen Geschosses. Es ist gegen die Genfer Konvention vorne abgeschliffen, so daß es die Wirkung eines Dumdumgeschosses haben kann. Das Gefecht am 22. August hat viel Blut gekostet. Einige Tage mußte daher ich die Kompagnie führen. Am 22. August abends war ich zum Umfallen müde, weil wir drei Tage und Nächte kaum geschlafen hatten; ich habe aber auch die folgenden vier Nächte nicht für mich gehabt, da wir stets alarmiert wurden. Der Sturm auf Longwy

wurde aufgegeben und alles der verheerenden Wirkung unserer Mörser überlassen, die auf acht bis zehn Kilometer Entfernung die Festung beschossen."

Württembergische und preußische Fußartillerie brachten Longwy zu Fall. Der Erfolg der Beschießung war furchtbar. Ein Kriegskorrespondent berichtet: „Der Ort Longwy Haut ist total ausgebrannt und die Grande Rue ein Trümmerhaufen. Vor der Kirche liegen die Trümmer eines Autos und in einem vorn offenen Hause, das anscheinend eine Buchhandlung war, sieht man schöne Bücher halbverdeckt unter den Trümmern liegen. Die Kasematten sind teilweise zerstört. Ein deutscher Ulanenoffizier, der auf Patrouille angeschossen und verwundet worden ist und die Beschießung von Longwy als Gefangener mitgemacht hat, bestätigte die riesige Wirkung der Beschießung. Zunächst seien die Franzosen vollkommen durch den Beginn der Beschießung überrascht worden. Der erste Schuß der Deutschen riß einen Offizier und zehn Mann von der Außenwache nieder. Und dann ging es los. Geschütz auf Geschütz wurde zerstört; mit fürchterlicher Präzision hagelten die deutschen Geschosse auf die Festung nieder, die Erddecke wurde aufgewühlt und abgedeckt, das Mauerwerk schwankte und stürzte ein. Es kam vor, daß ein einziger Treffer bis in die dritte Kasematte durchschlug. Dreimal mußte der Aufenthaltsort der Verwundeten gewechselt werden, weil die Decke über ihnen große Sprünge zeigte und einzustürzen drohte. Die Ausgänge wurden verschüttet und die Luftzuführungsschächte brachen ein. Aber inmitten dieser Hölle hielt Oberstleutnant Darche, der Kommandant der Festung, mit hervorragender Bravour aus. Von der 3700 Mann zählenden Besatzung lagen 100 tot und 400 verwundet, aber noch immer flatterte stolz die Trikolore auf den Wällen. Im Schutze des rasenden Geschoßhagels schoben sich die Deutschen heran und in der Nacht vom vierten zum fünften Belagerungstage waren sie in der Sturmstellung angelangt. In der Festung war nur noch ein Geschütz kampffähig. Oberstleutnant Darche überlegte. Den Sturm der Deutschen auf diesen Trümmerhaufen, der einst eine stolze Festung war, anzunehmen, hieß, die ganze Besatzung dem sicheren Untergange weihen. Jeder weitere Widerstand war bei dem Zustande, in dem sich die Festung befand, ausgeschlossen, und so erschien denn ein Parlamentär der Franzosen durch den einzigen noch benutzbaren Ausgang, um über die Uebergabe zu verhandeln."

Ein Augenzeuge der Kapitulation erzählt: „Gestern am 26. August erlebte ich wohl meinen größten Tag: die Uebergabe Longwys, der ersten Festung Frankreichs, die wir in diesem Krieg erobert haben. Gegen 12½ Uhr kam unser Hauptmann zu uns, um im Auto einen Befehl nach H. zu bringen. Wir nahmen an, daß in dem Befehl der Sturm auf Longwy angeordnet wurde. In H. angekommen, fuhren wir sofort beim Kommandanten vor. Während der Verhandlungen unseres Hauptmanns mit dem dortigen General kam ein Artilleriehauptmann in einem Auto angesaust und rief schon von weitem: „Exzellenz, Longwy will sich ergeben und bittet um Verhandlungen am Wasserwerk vor der Festung." Sofort wurden sämtliche verfügbaren Autos von Offizieren bestiegen. In unserem Auto nahm unser Hauptmann und ein General mit zwei Stabsoffizieren Platz. Nach einer anstrengenden Fahrt kamen wir gegen 2 Uhr am Wasserwerk vor Longwy an. Gleichzeitig mit dem Aufbruch des Kommandos war der Befehl erteilt worden, die Pferde zu satteln und zwei komplette Sanitätskolonnen in der Richtung auf Longwy vorzuschicken. Am Wasserwerk erwarteten uns von französischer Seite ein Major und ein Sergeant, der als Dolmetscher diente. Die Verhandlungen zogen sich fast zwei Stunden in die Länge und wurden wegen des einsetzenden Regens im Auto geführt. Die Ausfertigung des Uebergabeprotokolls erfolgte in deutscher und französischer Sprache. Die Franzosen schienen von uns eine sehr schlechte Meinung zu haben, denn sie bestanden darauf, daß in das Protokoll ein Passus aufgenommen werden sollte, wonach allen gefangenen Franzosen ihr Privateigentum, sowie das Bargeld außer den

Waffen zugesichert werden sollte. Unsere Generale versicherten demgegenüber, daß wir doch keine Räuber seien und das Privateigentum auch so achteten, so daß aus diesem Grunde ein solcher Passus überflüssig erscheine. Trotzdem wurde der gewünschte Passus zum Ueberfluß mit in das Protokoll aufgenommen. Ebenso machte die Freigabe eines deutschen Ulanenoffiziers, der bei einem Erkundungsritt von den Franzosen gefangen worden war, einige Schwierigkeiten. Die Uebergabebedingungen waren wohl die üblichen. Die in der Festung befindlichen Soldaten, deren Zahl man auf 3300 angab, wurden Gefangene, die Papiere der Festung blieben bis auf weiteres in unserem Besitz. Um 5½ Uhr sollte die Uebergabe der Festung erfolgen. Noch während der Verhandlungen rückten schon unsere Sanitätskolonnen mit ihren Tragbahren in die Festung ein, nachdem zuvor unsere Pioniere einen einigermaßen gangbaren Weg gebahnt hatten. Gegen 600 Verwundete wurden zunächst herausgeschafft, darunter sechs verwundete deutsche Ulanen und Dragoner, die von den Franzosen gefangen genommen worden waren. Die Freude der Leute, wieder deutsche Kameraden begrüßen zu können, war natürlich groß. Inzwischen waren unsere in der Nähe liegenden Regimenter heranmarschiert und hatten Aufstellung genommen, die Musikkapelle an der Spitze. Unser ganzer Stab begab sich an den Eingang zur Festung, wo die Gefangenen ihre Waffen niederlegen mußten. Den Schluß bildete der Kommandant der Festung mit einem Sekretär und einem Diener. In Gegenwart des kommandierenden Generals übergab der französische Festungskommandant unserm Hauptmann seinen Degen. Nach Auswechslung einiger anerkennender Worte über die mutvolle Verteidigung wurde dem Kommandanten eröffnet, daß er uns als Gefangener zu folgen habe. Im Auto ging es nun nach E., wo der gefangene Kommandant dem Kronprinzen übergeben werden sollte. Gegen 8½ Uhr trafen wir beim Oberkommando ein. Hier hatten sich bereits viele Offiziere versammelt, und auch die Bevölkerung war zusammengeeilt, da die Uebergabe der Festung inzwischen bekannt geworden war. Bald darauf erschien auch der Kronprinz. Nach kurzer Rede erfolgte nunmehr die Uebergabe des Degens des Kommandanten und der Festungspapiere an den Kronprinzen, der mit einigen höflichen Worten dem Kommandanten den Degen zurückgab, was den Franzosen sichtlich ergriff. Unsere Regimenter und vor allem unsere Artillerie haben vor Longwy heldenmütig gekämpft."

Die warmherzige Anerkennung für die tapfere Besatzung und ihren Kommandanten hat nachträglich eine erhebliche Dämpfung erfahren, als man in Longwy Dumdumgeschosse und sogar eine Maschine zu ihrer Herstellung fand. Auch lagen zahllose Patronen mit abgefeilter Spitze umher. Der Kronprinz ließ daraufhin dem gefangenen Kommandanten den Degen wieder abnehmen. „Diese Verstöße gegen die elementarsten Regeln des Kriegs," schreibt ein Berichterstatter, „werfen ein eigenartiges Licht auf die grande nation, die sich sehr zu Unrecht für die kultivierteste der Welt hält. Während unserer Anwesenheit in Longwy wurde eine Franctireurbande eingebracht, die Verwundete in bestialischer Weise verstümmelt hatte. Neben gebrechlichen Greisen gingen Burschen von 14 Jahren, die stumpfsinnig vor sich hinglotzten. Es ist ein Skandal, daß man sich mit solchem Gesindel herumschlagen muß. Jetzt zur Stunde, wo ich diese Zeilen schreibe, dürften sie bereits gerichtet sein. Nur durch eiserne Strenge lassen sich derartige Ausschreitungen verhüten."

[Dem deutschen Generalstab ist Longwy nicht unbekannt. 1792, am 23. August, also fast auf den Tag vor 122 Jahren, war der Platz von den Preußen erobert worden, wurde jedoch schon nach 8 Wochen wieder geräumt. Am 15. September 1815 kam Longwy nach einer Belagerung zum zweiten Mal in preußischen Besitz und gehörte zu den Festungen, die bis 1818 von den Deutschen besetzt wurden. Größere Bedeutung hatte Longwy vor allem im Kriege von 1870/71. Am 30. Dezember wurde nach einem unglück-

lichen Ausfall der Besatzung die Belagerung eingeleitet. Am 25. Januar 1871 erfolgte die Uebergabe der Festung und am 26. der Einzug der deutschen Truppen. Da es einem Teil der Besatzung gelungen war, über die nahe belgische Grenze zu entkommen, so gerieten nur etwa 2000 Mann in Gefangenschaft. 1871 hat die Belagerung also gut drei Wochen gedauert; 1914 wurde die Festung in wenigen Tagen genommen.]

Montmédy

Ein Feldpostbrief, den der „Schwäbische Merkur" veröffentlicht, berichtet über die Einnahme von Montmédy: „Zwei Tage nach dem Fall von Longwy ist auch die Nachbarfeste Montmédy gefallen. Freilich weniger rühmlich als Longwy. Dem Kommandanten von Montmédy mag der Schrecken von Longwy in die Glieder gefahren sein: er zog es vor, seine Festung zu verlassen, ehe ein Schuß dagegen gefallen war, um seine Mannschaft für andere Taten zu retten. Mit Einbruch der Dunkelheit verließ er am 27. August mit etwa 2500 Mann seinen Platz. Diese freiwillige Aufgabe kann aber kaum mehr als ein fluchtartiger Rückzug gewesen sein, nach allem, was in der Feste zurückgelassen worden ist.

Montmédy, ähnlich wie Longwy, aus einer unteren und einer oberen Stadt bestehend, liegt in seinem fortifikatorischen Teil reizend auf hohem Berge, den die Chiers fast kreisförmig umfließt und der mit seiner zweitürmigen Kirche weithin im Lande sichtbar ist. Die Feste ist sehr alt, von mächtigen Steinmauern mit doppeltem Graben umschlossen, die Geschütze stehen offen auf dem oberen Wall, von improvisierten, mit Sandsäcken gedeckten Unterständen umgeben, in die Frontmauern sind von hinten her tiefe Kasematten eingebaut. Enorme Lager von Proviant fanden sich in den Kellerräumen, wohlgeordnet standen da hunderte von eisernen Tonnen mit Zwieback, tausende von Fleischkonservenbüchsen, große Mengen von Salz, Kaffee, Reis, Maccaroni, Vermicelli usw. In den Kammern lagerten die Reserven an Uniformen, Waffen, Munition, Werkzeugen, Sanitätsmaterial. In den Höfen vor den Kasematten standen die langen Tische, an denen die Mannschaften eben gegessen, in den Eßnäpfen waren noch die Reste einer Maccaronimahlzeit vorhanden und in der Wohnung eines verheirateten Unteroffiziers fand ich die soupe aux légumes in der Suppenterrine. Ein wüstes Chaos von Uniformen, Wäsche, Waffen, Ausrüstungsgegenständen, Büchern und Briefen und ein entsetzlicher Schmutz herrschte in den Schlafräumen der Kasematten, in den Geschäftszimmern und Handwerkstätten. Die Weinfässer waren leider alle leer, die Franzosen hatten sie auslaufen lassen und der edle Saft rann über den Boden der Kellerräume. Mit Schmerzen konstatierte das bayerische Landwehrbataillon, das jetzt die Feste behütete, daß hier nichts zu trinken zu holen war und einer der Leute sagte ganz betrübt: „Jetz san mer scho vier Woche von Landshut furt und han koan Tropfen Bier mehr kriegt." Das hatte allerdings seine Richtigkeit. Denn auch auf der Eisenbahnfahrt und in den Grenzstädten war der Bierausschank verboten gewesen. In Montmédy-Haut fand sich nur sehr verschmutztes Regenwasser in den Zisternen vor den Häusern, dessen Genuß den Soldaten verboten wurde.

Ein Teil der abziehenden Besatzung, etwa 700 Mann, wurde in der Nähe von Montmédy nach kurzem Gefecht gefangen, auch der verwundete Kommandant. Der Rest war nach Süden abgezogen und geriet nach blutigen Gefechten mit deutschen Truppen in den Defileen der Wälder bei Brandeville und Murvaux gleichfalls zum größten Teil in Gefangenschaft. Besonders schwer litten hier zwei Dragonerregimenter. Sie fanden gute Unterkunft in dem württembergischen Feldlazarett in Louppy, einem der schönsten, prachtvoll gelegenen und vorzüglich eingerichteten Renaissance-Schlösser Nordfrankreichs."

Der Vormarsch über die Maas

Die siegreichen Feldtruppen waren inzwischen in breiter Front über die Othain vorgerückt und auf den Schlachtfeldern fand die traurige Nachlese statt, die Versorgung der Verwundeten in den Feldlazaretten, die Beerdigung der Gefallenen, der Abtransport der Gefangenen. Ein Augenzeuge berichtet dem „Schwäbischen Merkur": „Die unselige Beteiligung der Zivilbevölkerung am Kampfe hatte zur Zerstörung vieler Ortschaften geführt. Auf der Nordseite, an der belgischen Straße von Luxemburg nach Virton, waren die Dörfer Musson, Baranch und Signeuls, südlich die Dörfer Longuyon, Fresnois, Chenières, Laix, Ville au Montois, Fillières, Audun le Roman u. a. in Flammen aufgegangen und bis zum 27. August, wo Regen einsetzte, sah man Häuser brennen und die Misthaufen glimmen, die nach lothringischer Art vor den Häusern an der Straße liegen. Viele Leichen von Franctireurs lagen halbverkohlt an den Straßen der Dörfer, nur wenige alte Frauen und Kinder waren noch da, überall trieben sich einzelne Haustiere herrenlos zwischen den Häusern herum und manches Pferd stand einsam draußen im Felde und tat sich am Haber gütlich. Was noch brauchbar war an Kirchen und einzelnen Gebäuden, hatten die Feldlazarette zu Lagerstätten eingerichtet, aber die Wegschaffung machte große Schwierigkeit in den ersten Tagen, da aus diesen Ortschaften kein Vehikel und Transporttier mehr herauszuholen war. Das Armeeoberkommando schickte Wagen und Lastautomobile, so viel es konnte. Hier half die luxemburgische Bevölkerung in einer nicht genug anzuerkennenden Weise, indem aus den Städten Luxemburg, Esch, Düdelingen usw. zahlreiche Autos und Leiterwagen zur Verfügung gestellt wurden. Alle Spitäler und Schulen in den luxemburgischen und deutschen Grenzorten wurden überschwemmt mit Verwundeten, und tagtäglich beförderten die glücklicherweise unzerstörten Eisenbahnen viele Hunderte von Leichtverwundeten nach Deutschland. Aber auch die bessere französische Bevölkerung und vor allem die Frauen erwiesen sich entgegenkommend und hilfreich, in vielen französischen Dörfern sind einzelne deutsche Verwundete in Privathäusern aufgenommen worden und das Dorf Mont Martin, das nächste vor Longwy auf der Nordseite, welches ein vorzügliches Knappschaftsspital hat, schickte sein Krankenauto unmittelbar aufs Schlachtfeld und nahm 120 deutsche Verwundete (fast nur Württemberger) auf."

Die Württemberger, denen überhaupt der Löwenanteil an dem Sieg bei Longwy zukommt, haben allein 26 französische Geschütze erbeutet, die am 4. September auf Befehl des Königs von Württemberg im Hof des Residenzschlosses zu Stuttgart aufgestellt wurden.

Vom 29. August ab vollzog sich unter tagtäglichen Kämpfen der Uebergang der Armee des deutschen Kronprinzen über die Maas. Der Feind hatte die Brücken zerstört (merkwürdigerweise nicht auch die Eisenbahnen). Die Pioniere schlugen bei Nacht unter Artilleriedeckung neue Brücken. „Das Gelände ist sehr anmutig," heißt es in einem Brief. „Die Maas ist hier nur etwa 25 Meter breit und läuft an einem breiten Wiesengrunde, der zu beiden Seiten von eingeschnittenen Randbergen bis zu 350 Meter Höhe begleitet ist. An vielen Stellen läuft neben der Maas ein schnurgerader Kanal, von Zeit zu Zeit durch Schleusen unterbrochen. Die Staatsstraße, eine prächtige, von Eschen umsäumte Chaussee, begleitet ihn. Gegenüber in der Ferne, im Westen, sieht man den Höhenrücken des geschlossenen Argonner Waldes. Aber wie sahen die Dörfer und Städte in diesem schönen Lande aus! Der Feind leistete nirgends dauerhaften Widerstand und doch mußte jede Position gegen Artilleriefeuer erobert werden. Die französische Artillerie versteht ihre Aufgabe des Infanterieschutzes vorzüglich, ist gut beweglich, geschickt in der Stellungswahl und schießt trefflich. Nicht derselben Anerkennung erfreut sich die Infanterie: sie schießt durchschnittlich zu hoch und hält nicht Stand. Sie

ist überdies im Nachteil mit ihrem Gewehr, dessen Magazin größere Ladepausen erfordert, da die Patronen wie bei unserem letzten Gewehr einzeln eingeschoben werden müssen. Viele Dörfer rechts und links der Maas sind zu Trümmerhaufen geworden, von französischen und deutschen Granaten in Brand geschossen. Die Einwohner waren schon geflohen, ihre Behausungen in größter Unordnung zurücklassend. Und nun fluten Truppen auf Truppen in die verlassenen Orte. Dazwischen trifft man aber auch Orte, wo alles intakt geblieben ist und das Vieh in idyllischer Ruhe am Bache steht....

Die zweibogige Steinbrücke über die Maas in St. war gesprengt. Aber rasch hatten die Pioniere mit in der Nachbarschaft geschlagenen Bäumen und den einer Sägemühle entnommenen Brettern eine hölzerne Jochbrücke auf den Trümmern gebaut und 50 Meter unterhalb eine zweite Brücke mit acht Holzkähnen hergestellt, welche die französische Strombauverwaltung zurückgelassen hatte. In Kürze rollten über diese Brücken nicht bloß Bataillon auf Bataillon, sondern auch die schweren Geschütze des Feldheeres, die Lastautomobile der Proviantkolonnen, die fleißigen Telegraphentruppen und die getreue Feldpost. Etwas weiter oberhalb badeten Mannschaften der Fuhrparkkolonnen wie im tiefsten Frieden, trieben ihre Pferde ins Wasser und auf dem Wiesengelände am anderen Ufer hatte eine Feldbäckerei ihr Arbeitsfeld aufgeschlagen. Mit unglaublicher Schnelligkeit breitete sich die Armee auf dem bergigen Gelände jenseits der Maas aus, unermüdlich bei glühender Tageshitze und bis tief in die Nacht hinein anmarschierend, die Uniform und die bärtigen Gesichter über und über bestaubt, fast wandelnden Mehlsäcken gleichend."

Ueber Varennes, Clermont ging es unter fortwährenden, verlustreichen Kämpfen gegen den langsam zurückweichenden Feind nach Süden durch die Argonnen. Am schwersten waren die Kämpfe in der Gegend von Vaubécourt. Von ihrer Furchtbarkeit gibt folgender Feldpostbrief eines unserer tapferen Schwaben ein packendes Bild: „Montag (7. September) früh 5 Uhr wird geweckt. Um 6 Uhr beginnt schon wieder die feindliche Artillerie, hunderte von Granaten und Schrapnells in unsere Reihen zu werfen. Unsere Kompagnie mit dem Hauptmann als einzigem Offizier, liegt in Kompagniekolonne hinter einer Batterie auf freiem Feld. Doch da kommen sie schon, die Granaten und Schrapnells. Zehn Meter von unserem Zug schlagen sie ein, uns mit Erde und Eisen überschüttend. Unser Hauptmann sieht ein, daß wir hier nicht bleiben dürfen, sonst sind wir verloren. Im letzten Augenblick ziehen wir uns daher nach rechts hinter die Anhöhe. Wir hatten unseren seitherigen Platz noch keine zwei Minuten verlassen, als auch schon drei feindliche Granaten nacheinander genau dahin fielen, wo unsere zusammengeschmolzene Kompagnie gelegen hatte. Doch gleichgiltig sahen wir zurück, das war nicht das erste Mal, daß wir so dem Tode entronnen sind. Noch einige Stunden lagen wir dann im feindlichen Granatfeuer, dann ging's von neuem vor, über Tote und Verwundete hinweg, durch ein Dorf, an einen Bach, wo wir wieder sammelten; doch schon wieder fehlten bekannte Gesichter. Mein Gott, es ist doch furchtbar und die Tränen standen manchem in den Augen. Da sahen wir auch wieder unseren Major und zugleich erhielt das Bataillon den Befehl, die vorliegenden beiden Höhen, die vom Feinde besetzt waren, zu nehmen. Also wieder auf, dem Hauptmann nach. Noch waren wir nicht ganz oben, da gesellt sich zu dem rasenden Artilleriefeuer noch ein wahrer Hagel von Infanteriegeschossen. Rechts und links von mir fielen die Helden wieder. Da wirft auch der Hauptmann beide Arme in die Luft; ein Schuß in den Arm und einer in die Brust hatten ihn hingestreckt. Ein Unteroffizier fuhr ihn auf einem Karren zurück. Also unserem Major nach! Ich sah ihn immer vor mir, das Gewehr in der Hand, als allerersten des Regiments. Doch nun wird das feindliche Feuer so furchtbar, daß auch die Tapfersten stutzen und Miene machen, zu weichen. Doch mit lauter Stimme ruft vorne unser Major, ein Held. Ich bin der erste

neben ihm und brülle: Vorwärts. Und endlich kommen sie, Mann für Mann, legen sich schweigend hin und schießen. Mein Major fragt mich nach Namen und Kompagnie; ich soll eine Auszeichnung erhalten. Und nun schieße ich neben meinem Major, auf die in hellen Haufen zurückflutenden Franzosen; als Auflage für mein Gewehr einen toten, bereits in Verwesung übergegangenen Franzosen. Drei Stunden lang schieße ich so, trotz des furchtbaren Verwesungsgeruchs des Toten. Dann wird es Nacht und wir wurden von dem mit so viel Tapferkeit und Blut genommenen Hügel zurückgezogen, gesammelt und neu eingeteilt. Nun wollten wir nur noch schlafen. Da hatten wir uns aber verrechnet, denn sofort wurde mit Schanzen begonnen. Tiefe Deckungsgräben gegen feindliches Artilleriefeuer sollten wir ausheben, es gehe um unser Leben. Und da nahmen wir todmüde die kurzen Spaten zur Hand und gruben in steinhartem, steinigem Boden, in der Stunde 10 Zentimeter tief. Aber es ging ums Leben und wir gruben; manche weinten, es war hart. Am Morgen (8. September) erhielten wir — es war noch Nacht — einen Kaffee und dann hinein in die Gräben, die manchem Braven zum Grab werden sollten. Wir hatten die Gräben mit unserer schwachen Kraft so klein als möglich gemacht und der Raum für den einzelnen war daher mehr wie beschränkt. Zusammengerollt zu einer Kugel, lagen wir da, mit dem ersten hellen Schein im Osten, ging's los, furchtbar, alles bisher Erlebte überbietend an Fürchterlichkeit, so flogen die feindlichen Granaten um unsere Gräben. Sie mußten wissen, wo wir lagen, so sicher gezielt waren die Hunderte von Schüssen. So lagen wir, bis es wieder nacht wurde; keiner durfte sich regen, den ganzen Tag überschüttet mit Erde und Granatfetzen. Bei Nacht durften wir heraus, die steifen Glieder wurden gestreckt und die Feldküche kam. Sofort nach dem Essen mußten wir weiterschanzen bis zum Morgen. Dann kam der Mittwoch morgen. Hinein in die etwas tieferen Gräben und beim Morgengrauen ging's wieder los, Schuß auf Schuß. Tote, Verletzte, Erde und Steine um den Kopf, auf den man zum Schutz den schweren Tornister hielt. Aus einem Graben hörte man laut beten, aus einem anderen religiöse Lieder singen. Es gibt ja keinen Ausdruck, um diese Gefühle zu beschreiben. Mittwoch nacht dasselbe. Feldküche, Essen und Weiterschanzen. Ihr fragt Euch wohl, wann wir schliefen. Nun bei Tag, im gräßlichsten feindlichen Artilleriefeuer, so abgestumpft waren wir und so todmüd. Da Mittwoch (9. September) nachts 12 Uhr der Befehl, nicht weiter zu schanzen; es wird ein Sturmangriff mit Bajonett gemacht. Eine Stunde Ruhe gönnt man uns, dann wird entladen, Bajonett hinauf und Marsch, dem Feind, dem Tod entgegen. In geschlossenen Kolonnen gehts vor. Etwa eine Stunde sind wir marschiert, da fährt der erste Bleihagel in unsere Glieder. Dutzendweise fallen die Braven, doch vor, nur vor. Fürchterlich dröhnt unser Hurra durch die Nacht, der Feind weicht. Da setzt ein furchtbarer Wolkenbruch ein, in zehn Minuten sind wir bis auf die Haut durchnäßt; die armen Verwundeten! Mann auf Mann fällt, ein Offizier nach dem andern, der Major, sein Adjutant. Nur noch einen Hauptmann und einige Leutnants haben wir. Von überall her erhalten wir jetzt Feuer; es ist gräßlich, und selbst dürfen wir doch nicht schießen. Da heißt es halt eingraben. In 2½ Stunden hab ich im Wolkenbruch meinen Hauptmann und mich vollständig eingegraben. Nun wirds Tag. Es ist Zeit, denn mein Hauptmann und ich stehen schon bis zum Knöchel im Wasser. Eine Brigade Franzosen liegt vor uns tief eingegraben an einem Bahndamm. Nun können wir auch schießen. Kaum haben wir begonnen, da laufen sie auch schon. Es ist wohl das Gräßlichste, was meine Augen je sahen. Eine Brigade Franzosen Mann an Mann, in dichtem Schwarm liefen sie zurück. Sie mußten eine 800 Meter lange deckungslose Anhöhe hinauf, aber nur wenige Mann erreichten die Höhe, so wurden sie zusammengeschossen. Ich konnte nicht schießen, sondern ich weinte wie ein kleines Kind. Dann taumelte ich mit vor.... Furchtbar ist der Krieg. Doch der Sieg ist unser."

Phot. Th. Andersen, Stuttgart

Herzog Albrecht von Württemberg

Der zweite französische Vorstoß in das Oberelsaß

Die Kämpfe südlich von Mülhausen

Zusammenfassender Bericht

Gleichzeitig mit dem gewaltigen Angriff gegen Lothringen und dem Vorstoß gegen Belgisch-Luxemburg versuchten starke französische Truppen zum zweitenmal in das Oberelsaß einzudringen, offenbar mit der Absicht, die im Elsaß stehenden deutschen Truppenteile an einem Vorgehen gegen die rechte Flanke der großen Offensive zu verhindern. Mülhausen wurde von den Franzosen wieder besetzt, nachdem es von den deutschen Truppen kurz vorher, am 16. August, geräumt worden war. Am 19. August fanden bei Brunstatt und Dornach schwere, verlustreiche Kämpfe statt. Bei Dornach haben besonders die Landwehrregimenter 40 und 110 schwer gelitten; sie verloren allein an Gefangenen etwa 30 Offiziere und einige hundert Mann. Die Massengräber erzählen, wie hartnäckig und blutig das Ringen war.

Aber noch am selben Tage ist es bei Altkirch südlich von Mülhausen den deutschen Streitkräften, insgesamt drei Regimentern Infanterie, drei Schwadronen Kavallerie und etwa zwei Abteilungen Artillerie, zumeist badischer und württembergischer Landwehr, gelungen, die Franzosen aufzuhalten und zurückzuwerfen. Nach Meldungen schweizerischer Blätter stießen bei Tagsdorf und Umgebung deutsche Truppen auf überlegene französische Streitkräfte mit starker Artillerie. Die Deutschen hielten trotz ihrer geringen Anzahl lange aus und erfüllten so ihre Aufgabe, starke französische Kräfte festzulegen, vortrefflich, denn es standen ihnen, wie aus dem Korpsbefehl eines gefangenen französischen Majors hervorging, ein ganzes französisches Armeekorps und eine Kavallerie-Division gegenüber. Bei Tagsdorf ritten zwei Schwadronen afrikanischer Jäger eine Attacke gegen eine deutsche Kompagnie, die mit der Vernichtung beider Schwadronen endete. Ungemein heftig war der Kampf in der Umgegend der „Drei Häuser" und im Hunsbachertal. Auf den Höhen gegenüber den „Drei Häusern" hatte die deutsche Artillerie vor dem Dorf Kappeln Aufstellung genommen, während die Franzosen von Altkirch über Tagsdorf vordrangen in der Richtung gegen Jettingen, das in einer tiefen Talmulde liegt. Hier wurde durch deutsche Artillerie die französische Infanterie, die zum großen Teil aus Zuaven bestand, zum Stehen gebracht. Das mörderische Artilleriefeuer brachte den Franzosen starke Verluste bei und warf sie in regellose Flucht. Der Kampfplatz war übersät mit Toten und Verwundeten; namentlich die Zuaven sollen fürchterliche Verluste erlitten haben. In der Gegend von Altkirch und Pfirt entspann sich zwischen französischer und deutscher Reiterei ein heftiges Gefecht, das mit der Gefangennahme eines ganzen französischen Kavallerie-Regiments bei Waldighofen endete. Die Hauptmacht der französischen Truppen zog sich in der Richtung gegen Pfettershausen zurück.

Nach Aussagen der Verwundeten befanden sich Turkos, Zuaven sowie afrikanische Jäger und Senegalesen unter den französischen Truppen. Die Deutschen sollen über 13000 Gefangene gemacht haben. Die Gegend hat sehr unter den Kämpfen gelitten, namentlich die Dörfer Flachslanden, Brunstatt und Morschweiler; Flachslanden und Brunstatt sind vollständig zusammengeschossen.

Bei Brunstatt und bei Tagsdorf

Von den zahlreichen Einzelgefechten, die im Verlauf des 19. August südlich von Mülhausen tobten, seien nur zwei besonders charakteristische hervorgehoben. Die Kämpfe württembergischer Landwehr bei Brunstatt schildert ein Vizefeldwebel der Reserve in einem Feldpostbrief: „Wir marschierten am 19. morgens von Schlierbach

ſüdlich von Mülhauſen ab, machten dann längere Zeit Halt, hörten ſtarken Kanonendonner und ſahen auch bald wie Gefangene eingebracht wurden. Endlich marſchierten wir weiter, löſten uns bald in Schützenlinien auf und rückten dann durch ein kleines Wäldlein vor; hier pfiffen uns die erſten Kugeln um die Köpfe, doch ohne einen zu treffen. Aus dem Wald ging es wieder über eine Wieſe, dann wieder in den Wald, immer beſchoſſen ohne einen Gegner zu ſehen. Endlich merkten wir, woher die Schüſſe kamen, nämlich aus einer kleinen Ortſchaft, und gleich darauf bekamen wir auch Feuer von rechts; deshalb wurde unſer Bataillon nach rechts gezogen auf eine Anhöhe ſüdweſtlich von Mülhauſen. Vor uns lag Brunſtatt. Es war gegen 1 Uhr. Ueberall waren wir im Vordringen; die franzöſiſche Infanterie ſchoß immer zu hoch. Gegen $^1/_2$4 Uhr ging meine Kompagnie, d. h. mein Zug, der erſte, und der zweite auf die Anhöhe gegen Brunſtatt vor. Aus dieſem flüchtete haufenweiſe die franzöſiſche Infanterie; wir geben auf 1000—1200 m ein gutes Feuer auf die dichten Maſſen ab und ſehen auch manchen ſtürzen. Auf einmal hörten wir über uns ein eigentümliches Sauſen; wir merkten, daß wir von Artillerie beſchoſſen wurden. Wir machten uns aber nicht viel daraus, da alle Geſchoſſe zu hoch oder zu kurz gingen. Jetzt aber ſchoß auch ein franzöſiſches Maſchinengewehr auf uns, dicht neben mir fiel ein Horniſt, der eben noch zu mir geſagt hatte, es ſei eigentlich wie im Manöver. Er bekam einen Schuß durch den Arm und die Schulter, und rief nur noch: Herr Feldwebel, mein Torniſter! Dann war er ohnmächtig. Mittlerweile ſchoß ſich die Artillerie ſo gut ein, daß Geſchoſſe in unſerer allernächſten Nähe fielen. Ein Mann neben mir bekam einen Schuß durch die Hand, mir ſtreifte eine Kugel die Helmſpitze. Unſere Lage war allmählich ſchlimm; ſchießen konnten wir nicht mehr, da die franzöſiſchen Infanteriekolonnen weg waren und die franzöſiſche Artillerie zu ferne ſtand. Eine Granate ſchlug direkt vor mir ein; ich wurde ganz mit Schmutz überſchüttet, ebenſo war es rechts und links vor mir. Zum Glück krepierten die Granaten nicht, ſonſt wären von meinem Zug nicht viele Leute davon gekommen. Ich ließ jetzt bei dem Kompagniechef anfragen, ob wir nicht zurückgehen ſollen; er gab mir die Erlaubnis, indem er für die ganze Kompagnie Kehrtmachen anordnete. Es war unheimlich, wie wir über die Höhe zurückgingen; rechts und links ſchlugen Granaten ein, Flintenkugeln rechnete man gar nicht mehr. Doch wurde von meinem Zug nur noch ein Mann verwundet. Im Tal wurden wir geſammelt und noch einmal wurde ein Angriff auf die genannte Ortſchaft unternommen, den wir aber aufgeben mußten, da wir zu ſchwach waren. Wir zogen uns zurück unter dem Schutz von Iſtein. Das erſte und zweite Bataillon hatten größere Verluſte, da bei ihnen alle Granaten krepierten. Sie lagen mehr auf hartem Boden, während wir während des Artilleriefeuers in einem Kartoffelacker lagen. Die Nacht brachten wir auf einer Wieſe in der Nähe des Rheins zu, wohin wir nachts 12 Uhr gekommen waren; es war bitter kalt. Wie wir am andern Tag hörten, hatten wir gegen eine vier- bis fünffache Uebermacht gekämpft. Es wurde uns auch alle Anerkennung zuteil, weil wir bis 5 Uhr die Uebermacht zurückgehalten und uns erſt vor der weit überlegenen feindlichen Artillerie zurückgezogen; nur wenige Batterien, die bald zum Schweigen gebracht worden waren, hatten uns unterſtützt."

* * *

Ueber die Vernichtung von zwei Schwadronen franzöſiſcher Chaſſeurs d'Afrique bei Tagsdorf berichtet der „Baſeler Anzeiger": „Ein deutſches Landwehr-Bataillon marſchierte mit Sicherung raſch vorwärts und ſtieß über Helfranzkirch vor, wo es ein kurzes Gefecht mit franzöſiſcher Infanterie und abgeſeſſenen afrikaniſchen Jägern zu beſtehen hatte. Die Franzoſen mußten ſich zurückziehen und in denkbar kürzeſter Zeit waren die Verwundeten, Freund und Feind, etwa 100 Mann, gegen den Rhein ab-

transportiert. Die Landwehr hatte nur Verwundete und zwar bedeutend weniger als die Franzoſen, da deren Infanteriefeuer wenig gut diszipliniert iſt, zu raſch und daher unſicher ſchießt. Langſam marſchierten die Deutſchen weiter gegen Tagsdorf. Vor ihrem Gros ſandten ſie vorwärts und ſeitwärts ſtarke Sicherungen voraus. Nach einer Stunde kam die Meldung, daß öſtlich von Tagsdorf die Franzoſen, ſcheinbar in großer Zahl, Stellung bezogen hätten. Das Bataillon löſte ſich in Schützenlinie auf, jeder Strauch, jede Erdwelle wurde benützt. Das franzöſiſche Feuer knatterte ununterbrochen. Aber die deutſche Linie reichte nicht aus, denn immer weiter dehnten ſich die von den Franzoſen angelegten Schützengräben aus. Die letzte Kompagnie der Deutſchen entwickelte ſich aus einem Wäldchen heraus, um die Linie zu verlängern. Sofort wurde das Wäldchen von franzöſiſcher Artillerie unter ein ununterbrochenes Feuer genommen. Wahrſcheinlich vermuteten die Franzoſen in dieſem Gehölz die deutſchen Reſerven. Vorwärts kamen nun die Deutſchen nicht mehr, jedoch machten auch die Franzoſen keinen Vorſtoß. So ſtand das Gefecht etwa eine Stunde ſtill, das Kleingewehrfeuer wurde ruhiger, von den Deutſchen ſparſam abgegeben.

Es ſcheint, daß aus dieſem Grunde auf der franzöſiſchen Seite angenommen wurde, die deutſche Schützenlinie ſei im gegneriſchen Feuer wankend geworden; denn plötzlich zeigten ſich dem Zentrum der deutſchen Linie gegenüber etwa 700—800 Mann Kavallerie, afrikaniſche Jäger. Sofort wurde auf deutſcher Seite die Sachlage erkannt: eine franzöſiſche Attacke wird geritten. Im Augenblick war der Befehl ausgegeben: Ruhig ſchießen, ſicher zielen, bei den Reitern erſt auf das Pferd, dann auf den Mann. Auch wurde jeder Abteilung ein beſtimmtes Schußfeld zugewieſen. Die Maſchinengewehre richteten ſich ebenfalls ein.

Kaum waren dieſe Anordnungen getroffen, dröhnte der Boden von den Pferdehufen, die Waffen der Reiter klirrten und ihr Schreien gellte. Aber die Schwadronen ritten nicht in derſelben aufgeſchloſſenen Formation, wie die Deutſchen eine Attacke reiten; ihre Verbände begannen ſich zu löſen und wurden getrennt noch ehe ſie auf 800 Meter an der deutſchen Linie heran waren. Aber immer noch wurde das deutſche Feuer nicht eröffnet. Ruhig lagen die Landwehren hinter ihren Gewehren. Die Maſchinengewehre waren eingeſtellt und begannen zuerſt ziemlich langſam aber zielſicher ein mörderiſches Feuer, als die Franzoſen auf 500 Meter heran waren. Das Kleingewehrfeuer ſetzte auf 350 bis 400 Meter ein. Die Wirkung war fürchterlich, der Feuerkampf dauerte höchſtens zwei bis drei Minuten. Aber kein raſches, raſendes Schnellfeuer wurde gegeben, die Schüſſe fielen langſam, jedoch mit immer ſicher genommenem Ziel. Keine Kerntruppe hätte ein ruhigeres Feuer entwickeln können. Immer die vorderen Reihen wurden weggeſchoſſen, die hinter den fallenden Pferden jagenden Reiter konnten öfters nicht mehr ausweichen und ſtürzten mit dem Pferd über das vor ihnen zuſammengebrochene. Gelles Wiehern und Röcheln und dröhnendes Stöhnen der abgeſchoſſenen Pferde, die um ſich ſchlagend auf dem Boden liegend, wieder aufſprangen und zuſammenbrachen. Ebenſo ſchnellte da und dort ein geſtürzter Reiter in die Höhe, um gleich darauf zu fallen. Und dazwiſchen das exakte Feuer der deutſchen Schützenlinien.

Kein Reiter konnte mehr wenden, ſie waren alle zu nahe dem feindlichen Feuer. So war aus dem ſchönen und ſtarken Bild, der vor zwei, drei Minuten zur Attacke heranraſenden Schwadronen eine unſäglich traurige Maſſe geworden, zerſchmettert und zertrümmert.

Ehe die Franzoſen noch weitere Angriffe unternehmen konnten, hatte ein zweites Bataillon deutſcher Landwehren den franzöſiſchen rechten Flügel umgehen können. So mußten ſich die Franzoſen zurückziehen. Von den afrikaniſchen Jägern, die dieſe Attacke ritten, blieben unverſehrt 27 Mann als Gefangene in den Händen der Deutſchen, über die Hälfte war ſchwer verwundet, die andern — tot."

Ein badiſcher Offizier, deſſen Kompagnie, durch einen Teil einer anderen Kompagnie unterſtützt, den Angriff der beiden Schwadronen Chaſſeurs d'Afrique ſo glänzend abſchlug, ſchildert in einem Brief die weitere Entwicklung des Kampfes: „Der Kavallerieangriff fand morgens um 9 Uhr ſtatt. Bald darauf erhielten wir von der Höhe hinter Tagsdorf heftiges Infanteriefeuer. Ich entwickelte meine Kompagnie und erwiderte das Feuer. Inzwiſchen erhielt ich Verſtärkung. So balgten wir uns etwa eine Stunde herum, bis ſchließlich unſere Artillerie eingriff. Prompt antwortete darauf die franzöſiſche. Nun erhielt ich den Befehl, mit meiner Kompagnie ins Dorf einzudringen. Unter dem heftigſten Granat- und Schrapnellfeuer der franzöſiſchen Geſchütze erreichte ich in wenigen Sprüngen das Dorf, ſchickte die Hälfte der Kompagnie unter meinem Leutnant links, ich ſelbſt drang mit dem übrigen Teil der Kompagnie rechts in das Dorf ein. Mit vorgehaltenen Revolvern und Gewehren drangen wir in die Häuſer ein, um nach Franzoſen zu ſuchen, da aus den Häuſern hier und da geſchoſſen worden war. Wir fanden jedoch nichts, außer zwei ſtöhnenden franzöſiſchen Verwundeten. Auf den Straßen ſah es ſchon übler aus, tote Pferde und Menſchen und eine unheimliche Stille, da ſich alle Bewohner in die Keller verkrochen hatten. So gelangten wir unter mäßigem Feuer an den jenſeitigen Dorfrand. Ich beſetzte ſofort den Dorfausgang nach Emlingen, von wo aus am heftigſten auf uns geſchoſſen wurde. In dieſer Stellung lagen wir bis 6 Uhr abends unausgeſetzt im heftigſten Maſchinengewehr- und Infanteriefeuer. Manch' braven Kameraden mußte ich aus der Schützenlinie ſchleppen laſſen. Dieſe Bilder ſind ſchrecklich und kaum auszumalen. Rings umher Leichen, Schwerverwundete, durch Artilleriegeſchoſſe oft ſchrecklich zugerichtet. Da heißt es, ſich zuſammenreißen! Nach 6 Uhr ließ das Feuer der Franzoſen nach, und da wir einen ſehr großen Teil von ihnen während des Tages ſchon hatten zurückgehen ſehen, hielten wir das Gefecht für beendet. Ich benutzte daher die Pauſe, um nach meinen Verwundeten zu ſehen, die im Schulhaus und in Scheunen kunterbunt mit Franzoſen zuſammen lagen.

Noch ſchwankte die Leitung, ob man in Tagsdorf die Nacht über bleiben ſolle oder nicht, als ſich plötzlich ein franzöſiſcher Flieger über dem Dorfe zeigte und kurz darauf auf franzöſiſcher Seite landete. Kaum fünf Minuten nachher richtete die franzöſiſche Artillerie ein unglaubliches Granat- und Schrapnellfeuer auf das Dorf. Man glaubte, die Hölle käme, im Nu waren einige Häuſer in Brand geſchoſſen. Jetzt war für uns der Moment gekommen, dieſen Höllenſchlund zu verlaſſen, und wir zogen uns, jede Deckung benützend, auf unſere erſte Stellung hinter das Dorf zurück. Bei dieſem Artilleriefeuer hat es noch manchen gekoſtet; im Schulhaus, wo unſere Verwundeten lagen und wo die Wagen zum Transport bereitſtanden, ſchlugen die Geſchoſſe fortwährend ein. Das war entſchieden der gefährlichſte Moment des ganzen Schlachttages. Die Wirkung der Granaten, die einen Meter tiefe Löcher in den Boden reißen, iſt unglaublich. Auch hier wurde wieder als Glück empfunden, daß viele der franzöſiſchen Granaten ſo ſchlecht waren, daß ſie nicht krepierten. Es hieß nun, möglichſt ſchnell aus der Nähe der Häuſer herauszukommen, da beſonders auf dieſe das Feuer gerichtet war. Wir zogen uns durch Wieſen zurück und mußten dreimal faſt bis zur Bruſt reichende Bäche durchwaten. Das war ein etwas kaltes Vergnügen am Abend gegen 9 Uhr. Außerhalb des feindlichen Feuers wurden die Bataillone wieder geſammelt und, da der Zweck erreicht war, zurückmarſchiert. Allerdings war es ein großer Marſch, morgens um halb fünf Uhr kamen wir an.

Das war der Tag von Tagsdorf! Faſt zwei Stunden Anmarſch, dann elf Stunden Gefecht und dann ſiebeneinhalb Stunden Heimmarſch; eine koloſſale Leiſtung für Landwehrleute. Die Franzoſen waren, obwohl alleſamt Linientruppen, erbärmlich feige. Sie

wagten nicht nachzustoßen und besetzten Tagsdorf erst am folgenden Tage, nachdem sie das Dorf nochmals mit Granatfeuer überschüttet hatten. Um diese Zeit waren wir schon in den Quartieren und freuten uns unseres gelungenen Vorstoßes, der die Franzosen zum Ausrücken aus ihrer Stellung gezwungen hatte."

Die zweite Besetzung von Mülhausen

Am Abend des 19. August war Mülhausen von den französischen Truppen besetzt worden. Auch Vertreter der französischen Zivilbehörden waren aus Belfort eingetroffen und hatten am 20. August im Beisein des Präfekten und Unterpräfekten die französische Trikolore auf dem Rathaus gehißt. Schon tags zuvor war Pariser Zeit eingeführt und durch eine in deutscher Sprache abgefaßte Bekanntmachung des kommandierenden Generals Vautier jedem Hausbesitzer mit Erschießen gedroht worden, der etwa noch deutsche Soldaten verborgen halte.

Gleich am ersten Tag der französischen Herrschaft sind mehrere angesehene Bürger, darunter der Bürgermeister Coßmann, als Geiseln ins französische Hauptquartier nach Niedermorschweiler überführt worden, wo sie nur notdürftige Unterkunft fanden. Diese Maßnahme sollte nach französischer Auffassung als Repressalie gelten für die Abführung der Mülhauser Franzosen nach Rastatt und Baden-Baden. Aber bald wurde die Maßregel auch auf eine große Anzahl Beamte und Kaufleute ausgedehnt, die altdeutscher Abstammung waren oder im Geruch deutscher Gesinnung standen, wobei vielfach niedrigster Denunziation Gehör geschenkt wurde. Der die Untersuchung führende Kommissär erklärte, sein Vorgehen sei nur eine Vorsichtsmaßregel, weil beim ersten Einmarsch der Franzosen viele Spitzel und Spione in Mülhausen in Tätigkeit gewesen wären. Wie leichtfertig solche Verhaftungen vorgenommen wurden, geht daraus hervor, daß auch Rechtsanwalt Stöber vorgeladen wurde, weil er ein Gedicht zur Verherrlichung Deutschlands verfaßt habe. Dies Gedicht, eine Verherrlichung der deutschen Muttersprache, stammt aber von seinem Vater, dem Dichter Adolf Stöber, der es vor mehr als 60 Jahren schrieb. Viele der Verhafteten wurden nach kurzer Vernehmung wieder auf freien Fuß gesetzt, andere wurden erst nach tagelanger Haft entlassen, die übrigen, immerhin wohl noch etwa 50 oder 60, darunter Bürgermeister Coßmann, sind nach Belfort verbracht worden.

Der franzosenfreundliche Teil der Bevölkerung Mülhausens verhielt sich beim zweiten Einmarsch der Franzosen bedeutend stiller. Ein Mülhauser schreibt darüber dem „Berliner Tageblatt": „Ihr Vertrauen, daß die Herrlichkeit lange dauern werde, kann nicht mehr sehr groß gewesen sein. Das französische Kriegsministerium hat, wie ich aus schweizerischen Blättern ersehe, bekanntgegeben, die französischen Truppen seien wieder „mit Jubel" begrüßt worden. Doch ist das pure Phantasie. An der Gesinnung des betreffenden Teils der Bevölkerung ändert das freilich nichts. Gibt es auch viele anständige und rechtschaffene Elsässer, die keinen Haß gegen ihre altdeutschen Mitbürger hegen, so ist doch auch die andere Sorte in Mülhausen noch recht zahlreich vertreten, von denen man bei jeder Gelegenheit hören kann: „Wir haben euch nicht gerufen, warum seid ihr nicht überm Bachle drübe gebliebe, ihr Schwobe?" Mit dem „Bachle" ist der Rhein gemeint, über den angeblich der General Pau unsere Truppen herübergejagt hat."

Im ganzen verhielten sich die französischen Soldaten freundlich und zuvorkommend; Ausschreitungen kamen nicht vor.

Die abermalige Räumung des Oberelsaß

Die Siege in Lothringen und bei Longwy machten sich rasch auch auf dem Nebenkriegsschauplatz im oberen Elsaß bemerkbar. Um nicht dem Anfall überlegener deutscher Truppen ausgesetzt zu sein, sind die Franzosen nach Westen zurückgegangen.

Schon in der Nacht vom 24. zum 25. Auguſt wurde Mülhauſen in aller Eile geräumt. Das franzöſiſche Kriegsminiſterium gab am 26. Auguſt bekannt, General Joffre ſei der Befehl erteilt worden, das Oberelſaß zu räumen, um alle verfügbaren Truppen nach dem Norden zu werfen, wo ſich das Schickſal des Krieges entſcheide.

Der franzöſiſche Oberbefehlshaber ſelbſt erklärte in einem Tagesbefehl, die militäriſchen Operationen zwiſchen Maubeuge und dem Donon hätten über das Los Straßburgs und des Elſaß entſchieden. Zum bevorſtehenden Entſcheidungskampf müßten alle Kräfte der franzöſiſchen Nation aufgerufen werden. Es ſei grauſame Notwendigkeit, daß dem Heere im Elſaß und ſeinem Führer der Schmerz eines Rückzuges zugefügt werden müſſe. Aber ſie hätten ſich höheren Zwecken zu fügen.

Größeren Teilen des einen aus dem Sundgau abmarſchierenden franzöſiſchen Armeekorps gelang es am 27. Auguſt, ſich mit Verſtärkungen aus Belfort zu vereinigen, die nachdrängenden deutſchen Truppen bei Altmünſterol und Dammerkirch aufzuhalten und ſo den Rückzug zu decken. Beſonders heftig wurde mehrere Stunden lang an den Straßenkreuzungen bei Dammerkirch gekämpft, die erſt am ſpäten Nachmittag von den Deutſchen beſetzt werden konnten. Nördlich Dammerkirch ritt ein Küraſſierregiment gegen die Deutſchen eine Attacke und hatte große Verluſte, ohne die deutſchen Truppen durchbrechen zu können. Zum erſtenmale griffen nach Mitteilungen Baſeler Zeitungen auch die Forts von Belfort in den Kampf ein, vom Fort Giromagny nördlich bis zum Fort du Bosmont ſüdöſtlich Belfort. Eine ſtarke franzöſiſche Stellung in der Nähe von Angeot wurde von zwei Bataillonen deutſcher Infanterie im Sturm genommen. Einige hundert Franzoſen wurden gefangen, acht Maſchinengewehre erbeutet.

Der Dank des Kaiſers

25. Auguſt.

An das ſtellvertretende Generalkommando des 14. Armeekorps iſt aus Freiburg die Abſchrift folgenden kaiſerlichen Telegramms gelangt:

„Den braven Landwehr- und Erſatztruppen, die in unvergleichlicher Tapferkeit im Oberelſaß dem Angriff eines vierfach überlegenen Gegners erfolgreich ſtandgehalten haben, gebührt wärmſte Anerkennung. Mit dem ganzen Vaterland bin ich ſtolz und glücklich über den Beweis unbeſiegbarer Volkskraft, die aus dieſen Taten ſpricht. Uebermitteln Sie den braven Truppen und ihren Führern, den Generalleutnants Mathy, Dame und v. Bodungen meinen kaiſerlichen Dank.“ Wilhelm I. R.

Hierauf wurde von Freiburg aus folgendes Antworttelegramm an den Kaiſer geſandt: „Hochbeglückt durch Ew. Maj. huldvolles Telegramm danke ich namens der Führer und der Truppen, die Ew. Maj. ſo gnädig ausgezeichnet haben. Für Ew. Maj. und unſer deutſches Vaterland den letzten Blutstropfen!“ Gäde.

Der Kaiſer hat auch an den Großherzog von Baden ein Telegramm geſandt: „Nimm warmen Glückwunſch zu der hervorragenden Haltung Deiner tapferen Truppen. Beſondere Anerkennung gebührt den heldenmütigen Landwehr- und Erſatzbrigaden, die im Oberelſaß vierfach überlegenem Gegner erfolgreich ſtandgehalten haben. Du kannſt ſtolz ſein auf deine Landeskinder. Gott ſei weiter mit uns.“ Wilhelm.

Elſaß-Lothringen und der Krieg

Von Alfred Wolf (Hunſpach im Elſaß)

Ich darf mit gutem Gewiſſen als Elſäſſer die Feder ergreifen zur Schilderung der ungeheuren Wirkung des Krieges auf unſer Volk. Ich kann dies trotz der zahlreichen Berichte in der deutſchen Preſſe über verbrecheriſche Anſchläge von Elſaß-Lothringern auf unſere Truppen in Grenzorten. Die Akten werden es erweiſen, daß weitaus die

Mehrzahl dieſer Darſtellungen auf Irrtum beruht. In ſolchen Zeiten höchſter Erregung ſind ſolche Berichte erklärlich, um ſo mehr, als es der Taktik der Franzoſen entſpricht, wenn möglich in Zivilkleidern aus Häuſern zu ſchießen, wie dies mehrfach nachgewieſen iſt. Als Beiſpiel diene das Märchen vom erſchoſſenen Geiſtlichen von Lagarde, der die Franzoſen begünſtigt haben ſoll, in Wirklichkeit ihnen den Zutritt zur Kirche und auf den Turm verwehren wollte, wofür ihm nachträglich von deutſchen Offizieren Lob zuteil wurde. Trotzdem gilt dieſer Mann in weiten Kreiſen als erſchoſſen. Das Zeugnis des Generals von Deimling ſollte hier genügen. Wo aber wirklich derartige Schurkereien paſſiert ſind, darf es keine Beſchönigung geben, und gerade wir Elſäſſer erwarten ſtrengſte Beſtrafung. Ein wilder Zorn erfüllte unſere Bevölkerung beim Auftauchen ſolcher Gerüchte und eine tiefe Verachtung für die feigen Hetzer um Blumenthal und Wetterlé, die die Hauptſchuldigen ſind und ſich rechtzeitig in Sicherheit gebracht haben. Nun haben ſie ſich endgültig demaskiert, dieſe Betrüger, die ſeit Jahren den Eid auf die deutſche Verfaſſung geſchworen und deutſche Ehrenämter bekleidet haben. Wenn heute Blumenthal und Wetterlé von Paris aus unter dem Eindruck der franzöſiſchen Lügenberichte die Wiedervereinigung Elſaß-Lothringens mit Frankreich in Pariſer Zeitungen feiern, wohl in der Erwartung hoher Staatsſtellen im Elſaß, ſo zeigt dies, wie recht alle die gehabt haben, die oft im Gegenſatz zu unſerer Regierung dieſen Männern nie über den Weg trauten. Mit welchen Gefühlen mögen dieſe traurigen Helden, deren ſich das Elſaß heute ſchämt, den deutſchen Kanonendonner vor Paris vernehmen? Mit der freiwilligen Ausſcheidung dieſer Herren iſt es aber nicht getan.

In der ſchrecklichen, aber heilſamen Glut des Kriegsfeuers wird unſer elſaß-lothringiſches Volk einem Entſchlackungsprozeß unterworfen, der die reinen Erze unſeres deutſchen elſäſſiſchen Volkstums dem herrlichen Stahlguß deutſcher Einheit und Kraft reſtlos und auf immer zuführen wird. Alles Unechte, Unſichere muß nun endgültig ausgeſchieden werden. Wir haben immer noch Reſte einer leiſtungsunfähigen, ſterilen, innerlich geſpaltenen, Frankreich zuneigenden Bourgeoiſie. Rückſichten auf dieſe dünne Schicht darf es in Zukunft nimmer und von keiner Seite, auch von der Regierung nicht, geben.

Die gewaltige Mehrheit unſerer Bevölkerung, die im Kerne deutſch von jeher, oft unbewußt, geblieben war, hat heute in voller Klarheit ihr Geſchick erkannt. Nicht die grandioſe Technik und der Zwang der allgemeinen Wehrpflicht allein führte Söhne und Väter unſeres Volkes in die Schlachtreihe des deutſchen Heeres, es treibt ſie auch der Zorn über den geplanten, nun mißglückten Ueberfall der vereinigten Gegner auf ein friedliches, arbeitſames Volk, es treibt ſie die wachſende Begeiſterung für das deutſche Vaterland, deſſen Geſchick die Elſäſſer teilen, deſſen Sieg und Größe ſie mit Gut und Blut miterkämpfen wollen. Wer die Mobilmachungstage in unſern Dörfern miterlebt hat, wer die ſichere Entſchloſſenheit der älteren Männer und die Begeiſterung der Söhne geſehen, deſſen Herz ward froh der Empfindung, daß wir nun endlich unſer Vaterland gefunden haben und desſelben froh werden wollen. 90 000 Kriegsfreiwillige, das dreifache der deutſchen Durchſchnittsziffer, drängten ſich zur deutſchen Fahne.

Die rückkehrenden elſäſſiſchen Krieger, die viele ihrer Kameraden in fremder Erde beſtatten mußten, die den hämmernden Herzſchlag der Menſchheitsgeſchichte ergriffen vernommen und dem Tod ins Auge geſehen haben, die Väter und Mütter, die ihre Söhne dahingaben, ſie alle werden die gewaltige Muſik deutſchen gerechten Zornes und deutſcher Tapferkeit und Treue in ſich aufnehmen und im Entſetzen der Schlachtfelder den heiligen Willen ſtählen, in den kommenden Zeiten eines, wie wir ſicher hoffen, glänzend errungenen Friedens mitzutun mit Hand und Herz an den dann gewaltig geſteigerten Aufgaben des deutſchen Volkes, zum Segen der Menſchheitsentwicklung.

Der Rückzug der Verbündeten auf Paris

Die Niederlagen der Engländer

(vgl. die Karte auf S. 277)

Ueber den Rückzug des aus Belgien weichenden engliſchen Hilfskorps (vgl. S. 202 und 207 f.) berichtet Feldmarſchall French: „Der Rückzug wurde am 24. Auguſt unter fortwährenden Gefechten erfolgreich ausgeführt. Da die franzöſiſchen Truppen noch immer zurückgingen, hatte ich, abgeſehen von der Feſtung Maubeuge, keine Unterſtützung, und die entſchloſſenen Verſuche des Feindes, meine linke Flanke zu umgehen, überzeugten mich, daß der Feind die Abſicht hatte, mich gegen Maubeuge zu drängen, um mich zu umzingeln. Ich glaubte keinen Augenblick verlieren zu dürfen, mich auf eine andere Stellung zurückzuziehen. Dieſe Bewegung war gefahrvoll und ſchwierig, nicht nur wegen der überlegenen Kräfte vor meiner Front, ſondern auch infolge der Erſchöpfung meiner Truppen. Der Rückzug begann am 25. Auguſt früh nach einer Stellung nahe Le Cateau. Obwohl die Truppen Befehl hatten, Cambrai, Cateau und Landrecies zu beſetzen, wo die Stellung am 25. Auguſt in aller Eile vorbereitet und verſchanzt worden war, hatte ich doch ernſte Zweifel, ob es klug ſei, dort ſtehen zu bleiben und zu kämpfen, da ich Mitteilung von der ſtändig wachſenden Stärke des Feindes erhalten hatte. Ueberdies dauerte der Rückzug der Franzoſen auf meiner Rechten an. Ich entſchloß mich daher, weiter zurückzugehen, bis ich ein gewichtiges Hindernis wie die Somme oder Oiſe zwiſchen die britiſchen Truppen und den Feind bringen und meinen Truppen Gelegenheit zum Ausruhen und zur Reorganiſation geben könnte. Ich wies daher die Korpsbefehlshaber an, ſobald als möglich auf die Linie Vermand-St. Quentin-Ribémont zurückzugehen. Am 25. Auguſt wurden wir auf dem Marſche den ganzen Tag über vom Feinde bedrängt, der ſeine Angriffe auf die erſchöpften engliſchen Soldaten noch ſpät in der Nacht fortſetzte. Während der Kämpfe am 23. und 24. Auguſt erſuchte ich den General Sordet, der drei franzöſiſche Kavalleriediviſionen befehligte, um Unterſtützung. Sordet leiſtete zwar wertvolle Hilfe, war aber am 26. Auguſt, dem kritiſchen Tag, infolge der Erſchöpfung ſeiner Pferde nicht mehr imſtande, uns zu unterſtützen. Am 26. Auguſt wurde mir bei Tagesanbruch offenbar, daß der Feind ſeine Hauptkraft gegen den linken Flügel unſerer Stellung richtete, der von unſerem zweiten Armeekorps gebildet wurde, und General Smith Dorrien meldete, daß er ſich unter einem ſolchen Angriff nicht zurückziehen könne, wie ihm befohlen worden war. Es war unmöglich für mich, Smith Dorrien zu unterſtützen, aber die Truppen zeigten eine prächtige Haltung gegenüber dem ſchrecklichen Feuer. Endlich wurde es offenbar, daß, wenn eine vollſtändige Vernichtung vermieden werden ſollte, der Rückzug verſucht werden müßte, und es wurde um ½4 Uhr nachmittags der Befehl gegeben, ihn zu beginnen. Die Bewegung wurde durch die hingebende Unerſchrockenheit und Entſchloſſenheit ſeitens der Artillerie, die ſelbſt ziemlich gelitten hatte, gedeckt und das ſchöne Eingreifen der Kavallerie leiſtete weſentliche Hilfe bei der Vollendung der ſehr ſchwierigen und gefährlichen Operationen. Glücklicherweiſe hatte der Feind ſelbſt zu ſchwer gelitten, um die Verfolgung energiſch durchzuführen. Ich kann dieſen kurzen Bericht über die ruhmvolle Haltung der britiſchen Truppen nicht ſchließen, ohne hohe Anerkennung den wertvollen Dienſten Smith Dorriens zu zollen, der den linken Flügel der Armee am 26. Auguſt rettete."

Man ſieht: der Frenchſche Bericht ſchweigt ſich über Einzelheiten vollſtändig aus. Und das mit gutem Grund, wie andere engliſche Schilderungen erkennen laſſen.

So ſchreibt die „Daily Mail" über den Untergang der zweiten engliſchen Kavalleriebrigade bei Valenciennes: „Am 24. Auguſt früh um 4 Uhr eröffnete die

Phot. Gebr. Haeckel, Berlin

Die französischen Generale Joffre (in der Mitte), Pau (rechts) und Castelnau (links vom Beschauer)

Phot. Phototek, Berlin

Deutsche Infanterie beim Gewehrreinigen während der Ruhe

Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Ein deutsches Feldgeschütz in gedeckter Stellung
während des Gefechts

deutsche Artillerie wiederum das Feuer. Sechsundeinhalbe Stunde lang wartete die englische Kavallerie auf das Zeichen zur Attacke gegen die deutschen Schützen. Das Gelände war flach und nur von einigen Gräben durchzogen, und die Gelegenheit für eine Kavallerieattacke schien ideal zu sein. Unsere Leute murrten schon über den Aufschub und baten, man möge ihnen den Angriff erlauben. Um 10 Uhr 30 Min. morgens war der Befehl ergangen, und die ganze Brigade wurde auf die Schützen des Feindes losgelassen. Die 9. Lanciers gingen ins Gefecht, singend und schreiend, wie Schulknaben. Sie behandelten die Attacke wie ein spaßiges Ereignis. Eine Zeitlang schien alles gut. Das deutsche Artilleriefeuer leerte nur wenige Sättel, und schon schienen die Schützen in greifbarer Nähe zu sein. Plötzlich kam die Tragödie. Direkt in das Antlitz der heranstürmenden britischen Kavallerie eröffneten die Deutschen ein mörderisches Feuer. Wenigstens 20 Maschinengewehre waren verborgen worden; es regnete den Tod auf unsere Reiter auf eine Entfernung von nur 150 Metern. Niemand hatte eine Ahnung von diesen Maschinengewehren gehabt. Das Ergebnis war vernichtend. Auf die 9. Lanciers prasselte die volle Gewalt des Sturmes. Der Vicomte de Vaumineux, ein Franzose, der als Dolmetscher mit der Brigade ritt, wurde sofort getötet, ein tapferer Offizier, dessen Tod viele in England beklagen werden. Kapitän Letourey, der französische Lehrer einer englischen Schule in Devonshire, der bei der britischen Kavallerie an der Seite de Vaumineux' ritt, entging dem Tode wie durch ein Wunder. Das Pferd wurde unter ihm weggeschossen, er fing ein anderes, das reiterlos umherirrte, und ritt unverletzt davon. Hauptmann Porter wurde verwundet, aber er entkam; andere Offiziere fielen. Während das Gros der Brigade nach rechts abschwenkte und das Feuer der Maschinengewehre auf 100 Meter zu schmecken bekam, ritten einige geradeaus gegen den Feind, aber nur wenige Meter. Die Falle, die das nicht ernstgemeinte Feuer der schweren Artillerie verdeckt hatte, war vollkommen. Ein Gewirr von Stacheldraht war 30 Meter vor den Maschinengewehren im Gras verborgen. Unsere Leute, die in voller Karriere hineinritten, fielen und wurden gefangen. Drei der besten Kavallerie-Regimenter des britischen Heeres haben diese Attacke geritten. Von den 9. Lanciers versammelten sich am Abend nicht mehr als 40 im Dorfe Raismes, andere kamen am nächsten Tag, und endlich ergab ein Appell des ganzen Regiments, daß im ganzen nur 220 Mann übriggeblieben waren."

Die Niederlage der Engländer bei St. Quentin ist dadurch zustande gekommen, daß sich deutsche Kavalleriemassen vor die auf St. Quentin vorgehenden englischen Heeresmassen schoben und sie so lange aufhielten, bis das verfolgende Armeekorps nochmals entscheidend eingreifen konnte. Die Niederlage war vollständig; die Engländer wurden gänzlich von ihren rückwärtigen Verbindungen abgeschnitten. „Der erste große Erfolg der Deutschen," schrieb der Korrespondent der „Times" wenige Tage nach der Schlacht, „ist unbestritten. Wir stehen der Tatsache gegenüber, daß das britische Expeditionskorps, welches die Wucht der deutschen Hiebe zu ertragen hatte, entsetzliche Verluste erlitten und unmittelbar eine riesige Verstärkung notwendig hat. Das britische Expeditionskorps hat unvergänglichen Ruhm erstritten, aber es braucht Männer, Männer und noch mehr Männer, denn die Belagerung von Paris läßt sich nicht mehr aus dem Bereiche der Möglichkeit verbannen. Die Zeit für Geheimnisse ist vorbei. Was sie in England wissen, ist ungefähr die Wahrheit; aber ich schreibe, während die Deutschen ununterbrochen vorwärts dringen und das ganze übrige Frankreich glaubt, sie würden noch an der Grenze festgehalten. Es ist dringend nötig, daß die Nation erfährt, wie die Sachlage ist. Ich sah eine zurückweichende, gebrochene Armee; wenn man sich auch der Tatsache nicht verschließen kann, daß jedes britische Regiment und jede Batterie ihre volle Schuldigkeit taten — und wahrscheinlich, nie ist die Pflicht schwieriger gefallen.

Der Vormarsch der Deutschen erfolgte mit unglaublicher Schnelligkeit. Die britischen Streitkräfte fochten einen furchtbaren Kampf, denn sie leisteten dem gesamten deutschen Frontangriff Widerstand, und ganze Divisionen stürzten sich in das Kampfgewühl, ohne vorerst Zeit zum Aufwerfen von Laufgräben gehabt zu haben. Die erwartete französische Unterstützung ließ uns im Stich, sie kam viel zu spät.

Unsere gebrochenen Reihen kämpften verzweifelt, wurden wiederholt zurückgeworfen und schließlich mußten sie der Uebermacht weichen und sich, vom Feinde hart verfolgt, in wilder Flucht auflösen. Was von der 20 000 Mann starken vierten Division übrig blieb, waren versprengte Abteilungen, die in südlicher Richtung zurückgetrieben wurden. Viele Regimenter setzten sich nur noch aus versprengten Abteilungen zusammen.

Unsere Leute waren vom Marsche und vom Hunger geschwächt, denn unter den geschilderten Umständen war von einer richtigen Verpflegung keine Rede. Trotzdem waren die Leute nicht entmutigt oder von einer Panik erfaßt und meldeten sich überall, sobald sie bei ihren Truppenkörpern eintrafen, in gehöriger Weise. Ich sah zwei Soldaten, die ihren Vorgesetzten gerade Bericht erstatteten. Der eine sagte: „Wir haben sehr schwere Verluste erlitten; ich bedaure, daß nur wenige übrig geblieben sind."

Dieselben Zustände treffen für das gesamte Expeditionskorps zu. Es hat den Anschein, als ob jede Division im Gefecht war; manche haben fast alle ihre Offiziere verloren, ganze Regimenter wurden in Stücke gehauen. Aber der treffliche Geist hielt die Stücke zusammen, obgleich sie nicht wissen, was aus den andern Teilen geworden ist.

Die deutschen Kommandeure schickten ihre Leute vorwärts, als ob sie einen unerschöpflichen Vorrat von Tapferkeit hätten. Von den deutschen Soldaten zu reden, ist nicht notwendig. Sie gehen in tiefen Sektionen vor, die so leicht ausgedehnt sind, daß sie fast geschlossene Reihen bilden, geben nicht viel auf Deckung und stürmen vorwärts, sobald ihre Artillerie hinter ihnen das Feuer eröffnet. Ob die Verbündeten auf offenem Felde oder hinter einem bewaldeten und hügeligen Gelände liegen, ist den Deutschen völlig einerlei. Ihr Befehl ist allemal: „Vorwärts! Vorwärts!"

Unsere Artillerie mäht ganze Reihen nieder, oft bleibt nichts übrig als die Außenreihen. Aber kaum ist dies geschehen, so rücken die Deutschen vor, über Haufen von Leichen und füllen die Lücken aus. Letzte Woche war ihre numerische Uebermacht so groß, daß sie ebensowenig aufgehalten werden konnten wie die Wogen des Meeres."

Zwei Episoden

In einem der knappen Berichte des Generalquartiermeisters v. Stein von der französischen Front war mitgeteilt worden, die Armee des Generaloberſten v. Bülow habe eine überlegene französische Armee vollständig geschlagen, nachdem im Vormarsch bereits ein englisches Bataillon gefangen genommen worden sei. Die Art, wie diese Gefangennahme vor sich ging, wird folgendermaßen geschildert: Das englische Bataillon wurde in einem Militärzug an die Front geschafft. Als es an der vorgesehenen Ausladestelle ankam, war diese schon von deutschen Truppen, deren Vormarsch inzwischen fortgeschritten war, besetzt. Der Zug wurde umstellt. Mit den Worten: „Bitte, meine Herren, steigen Sie aus!" wurden die Engländer empfangen. Das ganze Bataillon wurde also sozusagen „verhaftet", wie Bismarck es s. Z. in Aussicht gestellt hatte.

* * *

Ueber Prinz Eitel Friedrich in der Schlacht bei St. Quentin erzählen verwundete Gardisten folgende Geschichte: „Beim letzten entscheidenden Sturm ergriff der Prinz die Trommel eines gefallenen Tambours, schlug sie selbst und rief uns zu: „Vorwärts! Kameraden, Vorwärts!" Das gab frischen Mut und wie ein Donnerwetter stürzten wir uns auf den Feind. Die Schlacht wurde gewonnen."

Der Rückzug der Engländer auf Paris

3. September.

Der Kriegsberichterstatter des „Daily Telegraph" gibt folgenden Gesamtbericht über den Rückzug der englischen Truppen nach ihrer Niederlage bei St. Quentin: „Während voller zehn Tage wurde zwischen St. Quentin, Peronne und Verdins mit großer Hartnäckigkeit gekämpft. Ein französisches Artillerie-Regiment befand sich in Catelet zwischen Cambrai und St. Quentin. Trotz doppelter Flankenbedrohung drang die deutsche Kolonne weiter im Oisetal vor. Ein französischer Flankenangriff wurde auf Guise zurückgeworfen, und French wurde gezwungen, sein Hauptquartier zuerst nach Noyon und später nach Clermont zu verlegen. Nun entfaltete sich die englische Armee zwischen Clermont und Soissons, achtzig Kilometer nördlich von Paris. Im Laufe der Schlacht wurde eine deutsche Kavallerieabteilung mit Aufklärungstruppen im Compiegner Wald überrascht und verlor zehn Geschütze. Eine andere deutsche Abteilung drang bis zum Bahnhof Anizy-le-Chateau zwischen Laon und Soissons vor. Das Vorwärtsdrängen der deutschen Armee zwang die Engländer, ihren Stützpunkt am Meer von Boulogne nach Havre zu verlegen." Die Gesamtverluste der Engländer werden amtlich mit 15 000 Toten und Verwundeten angegeben.

4. September.

„Daily Chronicle" meldet, daß deutsche Truppen sich schon bei Creil zeigten und sogar bei Senlis, so daß der Kanonendonner bereits in Paris zu vernehmen ist.

Nach einem amtlichen französischen Communiqué stehen auch bei La Ferté sous Jouarre deutsche Streitkräfte.

Ueber die Zusammensetzung des britischen Expeditionskorps unter dem Befehl des Feldmarschalls French erfährt man nachträglich folgendes:

Das Feldheer besteht aus drei Armeekorps, jedes zu zwei Divisionen; außerdem ist eine Kavalleriedivision unter dem Befehl des Generalmajors Edmund Allenby aufgestellt. Jedes Armeekorps ist gebildet aus 24 Infanterie-Bataillonen, sechs Kavallerieregimentern, acht Batterien reitender Artillerie, jede zu sechs Geschützen, 18 Batterien Feldartillerie, ebenfalls zu sechs Geschützen, zwei Haubitzenbatterien zu je vier Geschützen und aus Pionieren, Signalkorps, Train usw.

Das britische Hilfskorps würde demnach umfassen: 72 Infanterie-Bataillone zu je 1024 Mann, 18 Kavallerieregimenter zu je 674 Mann, 24 Batterien reitender Artillerie mit 144 Geschützen, 54 Batterien reitender Feldartillerie mit 324 Geschützen und sechs Haubitz-Batterien mit 24 Geschützen. Die Kriegsstärke einer Batterie beträgt 199 Mann. Zusammen mit den Pionieren, Fliegertruppen, Signalkorps usw. beträgt die Stärke des Feldheeres also etwa 100 000 Mann.

Führer des 1. Armeekorps ist Generalleutnant Sir Douglas Hig, des 3. Generalmajor W. P. Poultenay, das 2. Armeekorps sollte Generalleutnant Sir James Grierson erhalten, der jedoch plötzlich am 17. August starb.

Der deutsche Vorstoß von Norden

Meldungen der ausländischen Presse

25. August.

Das französische Kriegsministerium gibt bekannt, deutsche Kavallerie sei über Roubaix und Tourcoing bei Lille in französisches Gebiet eingedrungen.

28. August.

Eine Abteilung Husaren des rechten Flügels ist in verwegenem Vorstoß bis in den Festungskreis von Lille hineingeritten.

In den durch den deutschen Einmarsch bedrohten nordfranzösischen Städten und Ortschaften herrscht eine fürchterliche Angst. Durch die Berichte der belgischen Presse über die „deutsche Grausamkeit" wurde die Furcht der Bevölkerung dermaßen gesteigert, daß alle Beruhigungsversuche der Bürgermeister und Präfekten fruchtlos blieben. Am schlimmsten war es in Lille. Abordnungen der Bürgerschaft begaben sich auf die

Präfektur, um flehentlich zu bitten, daß man die Stadt vor einem Bombardement bewahren möge. Die Deputierten von Lille unterstützten dieses Ansuchen durch Vorstellungen bei der Regierung, die sich schließlich dem dringlichen Wunsche der Volksvertreter unterwerfen mußte. Die prächtige Stadt, wo noch vor wenigen Tagen den durchreisenden englischen Soldaten ein begeisterter Empfang bereitet worden war, ist gänzlich verlassen. Bloß die armseligen, durch ihre kläglichen Zustände berüchtigten Arbeiterviertel sind so dicht bewohnt wie in Friedenszeiten. Es herrscht in diesen Massenquartieren ein unbeschreibliches Elend; man verflucht den sozialistischen Deputierten Ragheboom, der für den Krieg stimmte. Zudem befinden sich in Lille auch Tausende von französischen, belgischen und englischen Verwundeten. Schon deshalb sah man von einer Verteidigung ab.

Die Rasierung der Befestigungswerke wurde von der Bevölkerung mit unverhohlener Freude begrüßt, und als der Kommandant mitteilte, die Besatzung von 50000 Mann solle zur Unterstützung der französischen Nordarmee herangezogen werden, fühlten sich die Leute völlig geborgen. Vom Bürgermeister erhielt die Bevölkerung die Mahnung, einem etwaigen Einmarsch feindlicher deutscher Truppen nicht den geringsten tätlichen Widerstand entgegenzusetzen und mit Würde die „hoffentlich nicht lange" Besetzung der Stadt zu ertragen. Der Präfekt reiste in der Nacht vom Donnerstag zum Freitag nach Dünkirchen ab, nachdem er die Archive der Stadt nach Paris hatte schaffen lassen.

2. September.

In Amiens war kaum bekannt geworden, daß deutsche Vorposten bereits zwischen Tartigny und Montdidier vorgedrungen seien, als auch schon eine kleine Abteilung Kavallerie vor der Stadt erschien, während die deutsche Hauptmacht in Camon lag. Am anderen Morgen, am 2. September, um 7 Uhr ritten die Ulanen durch die Rue Jules Barny herein. Nach dreiviertel Stunden erschien Bürgermeister Figuet vor dem Stadthaus, verkündete die Uebergabe von Amiens und ermahnte die Bevölkerung zur Ruhe.

4. September.

Der Berichterstatter der „Times" meldet über die Operationen in Nordfrankreich: Das Sommetal wurde aufgegeben; Amiens ist in deutschen Händen. Der dreitägige Kampf bei Amiens erreichte seinen Höhepunkt in einem blutigen Treffen bei Moreuil, wo der Erfolg auf deutscher Seite war. Die Verbündeten zogen sich in Ordnung zurück.

6. September.

Rouen ist von den Franzosen geräumt.

7. September.

In Boulogne hat der Bürgermeister der Bevölkerung befohlen, die Waffen abzuliefern und dem Einzug der Deutschen keinen Widerstand entgegenzusetzen. Ueberhaupt ist bis jetzt in Nordfrankreich der Franctireurkrieg vermieden worden.

8. September.

Die deutschen Militärbehörden haben nach einer holländischen Meldung Lille sieben Millionen, Amiens dreiviertel, Lens dreiviertel und Armentières eine halbe Million Frs. Kriegskontribution auferlegt.

Die letzte Etappe des Rückzugs der Verbündeten und die Flucht der Bevölkerung nach Paris

Berichte von Augenzeugen

Der Kriegskorrespondent der „Daily News" in Frankreich schildert anschaulich den blitzartigen Vormarsch der deutschen Armee. „Von Crèvecoeur östlich bis St. Just," schreibt er, „hat das Kämpfen aufgehört; als ich nach Chaumont und Méru kam, drang die Vorhut des deutschen rechten Flügels immer weiter vor und die Verbündeten wichen immer mehr zurück. In Creil war die Bahnbrücke gesprengt, was die Deutschen jedoch

Übersichtskarte von Nordfrankreich, dem Kanal und dem südlichen Teil von England

nur sehr kurze Zeit aufhielt. Die Flucht aus Chantilly war das Schnellste, was bisher in diesem erstaunlich schnellen Kriege geleistet worden ist. Die ganze Bevölkerung dieser Rennbahnkolonie, Stalljungen, Trainer, Jockeis flüchtete mit verhängten Zügeln auf den wertvollen Vollblütern in den Wald von Saint Germain. Ich wollte am Freitag, den 4. September Pontoise erreichen, was am Tage vorher noch bequem möglich war; denn dorthin führte an diesem Tage die Bahn Tausende von französischen Soldaten und Pferden. Ich teilte mein Vorhaben einem Freund mit. „Pontoise?" fragte dieser, „dort haben gestern die Deutschen gefrühstückt!" Einige Tage vorher waren sie noch in St. Quentin. Auf langen Umwegen bin ich nach Paris gelangt. Ich verließ Vernon mit dem letzten Zug. Unterwegs begegneten wir zahlreichen Militärzügen auf dem Wege nach Rouen, auch englischen Soldaten, die schmutzig waren und einige halb entkleidet. Eine Szene am Seineufer vergesse ich niemals. In einem kleinen Lager saßen Artilleristen bei ihrer Mitrailleuse, einige Meter entfernt saß ein Einwohner von Paris und fischte und rauchte ruhig sein Pfeifchen. Ist es wahr, fragten die Leute in den Kaffeehäusern, daß die Deutschen in St. Quentin sind? Ich antwortete, sie sind schon in Pontoise! Niemand glaubte mir. Auf dem Wege sagte jedermann, der Rückzug sei eine taktische Bewegung des linken Flügels der Verbündeten, deren Zweck nicht verraten werden dürfe. Aber die Deutschen sind vorwärts gedrungen wie der Blitz. Man weiß nicht, ob ein großes deutsches Heer hierher nach Paris kommt, aber Kavalleriepatrouillen werden bald hier sein. Die Furcht vor ihnen ist groß. Wenn sechs deutsche Reiter sich zeigen, genügt das, um eine ganze Stadt davonlaufen zu lassen. Man sieht auch eine Unmenge Flüchtlinge aus Gegenden, wo noch kein einziger Soldat gewesen ist, so aus Dieppe. Als die deutschen Truppen am 2. September um 9 Uhr in Amiens eingerückt waren, begab sich der Führer in das Gemeindehaus und der Bürgermeister erließ eine Proklamation, in der es hieß: „Das feindliche Heer ist in unserer Stadt. Sein Kommandant erklärte mir, daß die Artillerie auf den Anhöhen die Stadt beschießen werde nach der ersten feindlichen Tat eines Bürgers. Wenn eine solche unterbleibe, werde niemand ein Leid geschehen." Am Nachmittag sah Amiens wieder aus wie gewöhnlich. Die Frauen strickten vor der Tür, die Männer plauderten. Ein Herr, der am Nachmittag im Automobil ankam, meinte, die Stadt sei noch französisch. Außer der Proklamation deutete nichts darauf hin, daß die Hauptstadt der Picardie in deutschen Händen war."

Luigi Barzini, der Kriegsberichterstatter des „Corriere della Sera" in Paris, erzählt: „Die französischen Truppen, die auf dem Rückzug vor der deutschen Verfolgung in Paris ankamen, machten den Eindruck, als ob alles verloren wäre. Man kann nicht sagen, daß sie keine Disziplin mehr hatten, aber sie waren vollkommen entmutigt. Die Bevölkerung war vor ihnen her geflohen, als hätte sie die Katastrophe voraus geahnt. Die Soldaten mußten glauben, die Niederlagen hefteten sich an ihre Sohlen. Sie rückten in das sonst am reichsten bevölkerte Gebiet Frankreichs ein, um nichts als verlassene Orte und alle Zeichen lähmenden Schreckens zu finden. Auch die Behörden waren geflohen. In einigen Ortschaften, wie in Luzarches, war nur der Pfarrherr zurückgeblieben. Der Pfarrherr hatte sich im Gemeindehaus eingerichtet und vertrat den Schulzen und Polizeiwachtmeister in einer Person, er stellte Pässe aus, er empfing die Generalstäbe, kurz er repräsentierte mutig die ganze abwesende Einwohnerschaft. Alles das machte den Eindruck einer furchtbaren Umgestaltung aller Verhältnisse und dieser Eindruck mußte sich auf die moralische Verfassung der Soldaten übertragen. Der Rückzug wurde dadurch vollends bedrückend und niederschmetternd, daß der nachrückende Feind immer heftiger nachdrängte. Wenn die Franzosen auf dem einen Flußufer marschierten, geschah es nicht selten, daß auf dem anderen schon wieder beobachtend Ulanen erschienen. Bei Creil hatten die Franzosen kaum die Brücke über die Oise überschritten, als schon die deutsche

Kavallerie am jenseitigen Ufer entlang galoppierte. Man hatte gerade noch Zeit gefunden, die schon unterminierte Brücke zu sprengen. Aber in der Eile hatte man vergessen, die Oeffnung der großen Leuchtgasröhren auf der Brücke zu verschließen. Das entzündete Gas griff auf die Häuser der Stadt über, die zur Hälfte niederbrannte. Das nur als einzelnes Beispiel.

Die Engländer hingegen, die den Auftrag hatten, die Brücke von Chantilly zu zerstören, vergaßen dies. Später aber sprengten sie irrtümlicherweise die Brücke von Lagny über die Marne in die Luft, die für die Bewegungen der verbündeten Armeen von unschätzbarer Bedeutung war. All das war ein Anzeichen für die allgemeine verzweifelte Stimmung und undefinierbare Art vollkommener Kopflosigkeit, die sich auch der britischen Truppenteile zu bemächtigen begonnen hatte."

Erkundigungsfahrten, die der Kriegsberichterstatter des „Corriere della Sera" in Paris in den folgenden Tagen auf seinem Motorrad unternehmen wollte, mußten stets nur zu bald wieder abgebrochen werden. Am Abend des 3. September kam er auf einer seiner Fahrten nicht weiter als bis zur Oisebrücke vor Creil, die er verrammelt fand; das hübsche Wäldchen von Chantilly wurde der Sicherheit wegen teils mit der Axt, teils mit Feuer niedergelegt. Am folgenden Morgen, am 4. September, versuchte er eine neue Ausfahrt in der Richtung nach Compiègne, also auf einer Straße, die jetzt schwer belastet ist mit dem militärischen Verkehr nach Norden. Diesmal fand er keine rückwärtsstrebenden Soldaten, sondern Regimenter auf Regimenter, frische, aus Hunderten von Eisenbahnzügen ausgeschiffte Truppen auf dem Vormarsch. Auf den Wällen am Tore de la Chapelle drängte sich eine ungeheure Zuschauermenge aus den Vorstädten von Paris um Turkos und Zuaven; ein Anblick wie ein Jahrmarkt. Weiterhin längs der Straße lagen zahlreiche Soldaten fast wie tot auf dem Grase; sie waren durch die langen Märsche der vorhergegangenen Tage über die Maßen angestrengt. Etwa 12 Kilometer vor Senlis hieß es absteigen. Mehrere Eisenbahnwagen waren als Wegsperre benutzt. Dort befand sich der Brigadeführer, General Arrivet mit seinem Stabe. Weiterfahrt untersagt; noch zwei bis drei Kilometer und man würde auf die Preußen stoßen. Ein Leutnant, der einige Tage vorher nach Verlust seines Pferdes fast in Gefangenschaft geraten war, erklärte den Rückzug des französischen Heeres aus der Absicht, die Verteidigung von Paris zu verstärken. „Wir leisteten nur scheinbaren Widerstand und verloren in diesen Scharmützeln etwa 300 Mann an Toten und Verwundeten; denn die deutsche Feldartillerie schießt sehr ungenau. Wir mußten zurückgehen, um der Ueberflügelung auszuweichen; auf taktischem Gebiet aber waren wir immer im Vorteil, und die Verluste des Feindes sind viel höher als die unsrigen." „Es war ein schmerzlicher Gedanke," setzte der Leutnant hinzu, „daß wir dem Feind eine so reiche Gegend preisgeben mußten und gerade in diesem Jahre mit seiner üppigen Ernte." Den Rückweg nahm der Berichterstatter auf der Nebenstraße über Marly; das Land war gänzlich verlassen, sogar die Hunde fehlten. Auf dem Markte von Marly lagerte eine Kompagnie im Schlaf; die Offiziere studierten Karten. In der Richtung von Puiseux fand er wieder eine Straßensperrung — also auch da war der Feind gewiß nicht weit entfernt. Hier wurde er durch eine Schildwache angehalten und von einem schon etwas bejahrten Leutnant, wohl von der Reserve, in sehr aufgeregter Weise und mit Drohungen zur Rede gestellt. Der Soldat mit dem geladenen Gewehr erhielt den Befehl, keine seiner Bewegungen aus dem Auge zu lassen. Alle Erklärungen und Ausweise fruchteten nicht; der Verdächtige mußte, von den Soldaten scharf bewacht, nach Marly zurück, wo ein Hauptmann die Sache in Ordnung brachte und zugleich feststellte, weshalb der Leutnant sich so erschrocken gezeigt habe: am Morgen sei in Marly ein gepanzertes Automobil erschienen, das auf die Soldaten feuerte und dann unter Gegenfeuer zurückeilte. So mochte der Staubmantel des

Italieners dem überraſchten Leutnant als ein Panzer, ſein Motorrad als eine preußiſche Höllenmaſchine erſchienen ſein. Die Rückfahrt nach Paris führte durch gänzlich verlaſſene Dörfer, „die einen noch traurigeren Anblick boten, als wenn ſie von Erdbeben heimgeſucht geweſen wären; dabei bleiben doch manche Spuren des Lebens; hier war alles ausgeſtorben, eine ſchweigende Wüſte."

Die deutſchen Flugzeuge über Paris

30. Auguſt.

Nachmittags um $^1/_2$2 Uhr erſchien ein deutſches Flugzeug über Paris. Das Flugzeug, das Leutnant v. Hiddeſſen führte, ſchwebte eine ganze Stunde lang in einer Höhe von 2000 m über der Stadt und warf drei Bomben herab. Die erſte fiel auf das Dach einer Druckerei in der Rue des Recollets, die zweite explodierte vor einem Bäckerladen in der Rue des Vinaigriers; der Bäcker, der an der Kaſſe ſaß, wurde leicht verwundet. Die dritte fiel in dieſelbe Straße. Zwei Frauen ſollen ſchwer verwundet worden ſein. Die Bevölkerung glaubte zuerſt, es liege eine Gaserploſion vor, und lief an den Stellen zuſammen, wo die Detonationen erfolgten. Bald erſchienen Feuerwehr, Polizei und Bürgermeiſter und ſperrten ab. An drei Stellen ließ der Aeroplan mit Sand beſchwerte Säcke fallen. Dieſe enthielten $2^1/_2$ m lange Banner in den deutſchen Farben, ſowie Schreiben des Wortlauts: „Das deutſche Heer ſteht vor den Toren von Paris. Es bleibt Euch nichts übrig, als Euch zu ergeben!"

Leutnant v. Hiddeſſen gehört dem Leibdragonerregiment Nr. 24 an. Er trat 1908 in das Heer ein und wandte ſich vor etwa vier Jahren der Fliegerei zu. Er war einer der erſten und beſten Schüler, die unter Eulers Leitung das Pilotenexamen ablegten. Bald nachher wurde Prinz Heinrich, der ſelbſt bei Euler im Fliegen Unterricht nahm, auf den jungen Offizier aufmerkſam. Bei dem Manöver im Jahre 1911 verwandte man zum erſtenmal Flieger zum Aufklärungsdienſt; Hiddeſſen konnte damals ſo glänzende Meldungen machen, daß man bald darauf an den weiteren Ausbau des militäriſchen Flugweſens ging. Im Jahre 1912 flog er mit ſeinem Doppeldecker, der den hübſchen Namen „Gelber Hund" führte, von Frankfurt nach Darmſtadt und beförderte dabei 20 000 Poſtkarten. Im Jahre 1913 nahm er an dem Prinz Heinrich-Flug teil und gewann den erſten Zuverläſſigkeitspreis.

31 Auguſt.

Ueber Rom wird gemeldet, daß nachmittags $4^1/_2$ Uhr abermals ein deutſcher Aeroplan, diesmal ein Farman-Eindecker über Paris erſchien. Er flog ſo niedrig, daß man das Geräuſch des Motors hörte. Die Menge beobachtete den Apparat und hielt ihn zunächſt für einen franzöſiſchen, bis der Flieger eine Bombe warf, die am Pont Neuf in der Nähe des Denkmals Heinrichs IV. niederfiel, ohne Schaden anzurichten; auch ein ſandbeſchwerter Sack mit der deutſchen Fahne und einem Brief, der die Ankündigung des Sieges bei St. Quentin enthielt, iſt ausgeworfen worden. Als das bekannt wurde, bemächtigte ſich der Menge ein lebhafter Schrecken. Es wurde auf den Aeroplan geſchoſſen, aber vergeblich. Die Abendzeitungen verſchwiegen auf Wunſch der Regierung den Zwiſchenfall. Seit drei Tagen ſind während der Nacht die Laternen zum Teil gelöſcht, um den Aeroplanen keine Ziele zu gewähren.

1. September.

Abermals ſind deutſche Flieger über Paris erſchienen und haben mit ihren Bomben großen Schrecken in der Stadt hervorgerufen. Nachdem ſchon morgens ein deutſcher Flieger das Elektrizitätswerk bombardiert hatte, flog abends ein Flieger über die Stadt, warf Bomben in die Rue de Hanovre, Rue d'Amſterdam, am Bahnhof Saint Lazare, auf den Boulevard Montmartre und anderswo. Fünf Perſonen ſind getötet worden. Noch an vier anderen Stellen der Stadt ſollen von deutſchen Flugzeugen Bomben niedergeworfen worden ſein.

Der Kriegsminister befahl, daß ein Geschwader gepanzerter und mit Mitrailleusen ausgerüsteter Aeroplane gebildet werde, das auf die deutschen Flieger Jagd machen solle. Außerdem wandte die Regierung sich an den amerikanischen Botschafter, den sie unter Beifügung von „Beweisstücken" ersuchte, die amerikanische Regierung zu energischem Protest gegen den angeblichen Bruch des Völkerrechts zu veranlassen.

8. August.

Ueber Paris haben in den letzten Tagen immer wieder deutsche Flugzeuge gekreuzt. Der Boulevardwitz nennt sie wegen ihres regelmäßigen Erscheinens Five o'clock Tauben.

* * *

Das „tägliche Schauspiel der deutschen Flieger über Paris" wird im „Corriere della Sera" von P. Croci in einem telegraphischen Bericht vom 2. September wie folgt geschildert: „Die deutschen Flieger, deren außerordentliche Kühnheit man bewundern müßte, wenn ihre mörderischen Waffen nicht gegen des Krieges rechtliche und menschliche Gesetze Opfer besonders unter den Unschuldigen, unter Frauen und Kindern forderten, haben auch heute abend bei Sonnenuntergang ihren gewohnten Flug über der Hauptstadt ausgeführt. Es war ein theatralisches Schauspiel, das eine halbe Stunde lang in der Bevölkerung das lebhafteste Interesse erweckte. Ich war in meinem Bureau, als ich um ¼7 Uhr plötzlich ein lebhaftes Gewehrfeuer hörte. Ich trat hinaus auf den Balkon und sah, wie alles sich aus den Fenstern herausbeugte oder von der Straße heraufsah. Der Himmel war von wunderbarer Klarheit. In der Höhe schwebte wie ein Falke, vom Norden kommend, ein deutsches Flugzeug, eine „Taube". Die Maschine trägt zwar den Namen einer Taube, aber in Wirklichkeit bietet sie mit den gekrümmten Flügeln und dem fächerförmigen Schwanz von fern eine höchst seltsame Aehnlichkeit mit einem Riesenfalken. Langsam kreist die Maschine über der Stadt, die die Wiege der Flugkunst war, langsam, als wollte sie Paris herausfordern. Mit einem Fernglas kann man leicht alle Bewegungen der Flügel und des Schwanzes unterscheiden. Vom äußersten Ende eines Flügels hängt eine Flagge herab. In dem Augenblick, in dem die „Taube" über den mit Neugierigen gefüllten Opernplatz fährt, ist sie vielleicht 1000 Meter hoch. Sie wendet sich gegen die Seine, aber plötzlich, als ob sie eine Gefahr bemerkt hätte, ändert sie den Kurs, um sich nach Nordwesten zu wenden und auf 2000 Meter zu steigen. Sie kommt wieder über das Börsenviertel und gegen den Nordbahnhof, die Linie der Boulevards überschneidend. Jetzt sehen wir sie senkrecht über unseren Köpfen. Inzwischen prasselt von allen Seiten das Gewehrfeuer; alle Schildwachen auf den Dächern geben Feuer, und man glaubt auch das charakteristische Knattern der Maschinengewehre zu unterscheiden. Selbst von der Straße feuert man. Zwei englische Soldaten, die ruhig einherschlendern, fassen das Gewehr und schießen gegen das feindliche Flugzeug. Die Menge klatscht ihnen Beifall, als ob sie ins Schwarze getroffen hätten, und sie lächeln selig. Es sind sicher Hunderte von Schüssen, die in die Luft abgefeuert werden. Die Leute auf der Straße stehen in Gruppen zusammen, unter denen eine Bombe ein Blutbad hervorrufen könnte; sie bleiben eine halbe Stunde, die Nase in die Luft gereckt, stehen und warten auf die Ankunft eines französischen Flugzeuges, das den Feind verfolgen soll. An manchen Stellen ist das Gedränge so groß, daß die Polizisten dazwischentreten müssen, um den Verkehr zu regeln. Die widersprechendsten Gerüchte werden laut. Drei französische Flugmaschinen sollen die deutsche verfolgt und schließlich getroffen haben, so daß sie auf die Place de la Republique niederfiel. Andere wollen wissen, daß das Flugzeug von einer Zollwache getroffen und in einer Vorstadt niedergefallen sei. Die einen behaupten, es sei kein Schaden angerichtet worden, die anderen versichern, daß der deutsche Flieger mehrere Bomben in die Nähe der Madeleinekirche niedergeworfen habe, wodurch mehrere Personen getötet und verletzt worden seien. Erst im letzten Augenblick

wird von unterrichteter Seite gemeldet, daß einige Bomben in die Seine und andere auf den Trocaderoplatz gefallen seien. Gewiß sind diese Besuche in der Luft nicht angenehm, aber die Neugier ist so lebhaft, daß das Publikum, statt sich in die Haustore zu flüchten, auf die Mitte der Plätze eilt, um besser zu sehen."

Von einer anderen kühnen Fahrt über Paris gibt der Flieger selbst eine interessante Schilderung. Er war eben von einem Erkundungsflug zurückgekehrt, auf dem sein Apparat von feindlichen Kugeln getroffen worden war. Als er, wie er sagt, „seine Kiste mit Sorgfalt und Leinwand flickte", bat ihn ein bayerischer Generalstabsoffizier, mit ihm noch einen Aufstieg zu unternehmen, damit er den Rückzug der Engländer beobachten könne. Der Flieger erzählt: „Ich bereitete die Maschine vor und stieg gegen 4 Uhr nachmittags mit dem Generalstäbler auf. Der Straße folgend, ließ sich bald erkennen, daß der Rückzug der Engländer ein ganz planloser, ungeordneter war, daß es den Truppen anscheinend nur darauf ankam, möglichst rasch die befestigten Stellungen bei Paris zu erreichen, um dort Halt zu suchen.

Bei Paris! Mein Fluggast schrie mir etwas ins Gesicht. Obwohl es der Motor übertönte, glaubte ich doch zu verstehen, was er meinte. Ich blickte nach der Benzinuhr. Genügend Betriebsstoff besaß ich. Dann hielt ich genauen Kurs nach Süden, und nach einem Zeitraum von ungefähr einer halben Stunde erblickten wir vorn in der grauen Ferne — tief, tief unten, das graue, unermeßliche Steinmeer der französischen Hauptstadt. Mit hundert Stundenkilometern brausten wir darauf zu. Klarer und deutlicher wird es. Die Kette der Forts, St. Denis, der Montmartre wachsen hervor, aus dem Dunst löst sich das Filigrangerippe des Eiffelturms. Und jetzt — — jetzt schweben wir bereits über dem Weichbilde von Paris.

Paris!! Der Herr Major weist mit dem Finger nach unten, dann wendet er sich langsam zu mir herum, erhebt sich von seinem Platz und hat — laut gejodelt. Ich hab's gesehen, wenn auch der Motor, der unablässig sein Lied sang, die Laute verschlang. Und ich? Ich bin vor Freude schier aus dem Häuschen gewesen und hab' mit meinem getreuen Doppeldecker die tollsten Kapriolen in der Luft gemacht. Dort lag die weiße Sacré-Coeur-Kirche, dort der Gare du Nord, von dem aus die Franzosen übern Rhein wollten, dort Notre-Dame, da der alte „Boul' Mich'", der Boulevard St. Michel im Quartier Latin, den ich als Studio so oft entlang gebummelt, und den ich jetzt als Sieger überflog. Wehrlos lag das Herz des Feindes, das stolze, leuchtende Seinebabel, unter mir. Alles Häßliche, was der großen Stadt immer anhaftet, war geschwunden, ein Eindruck des Erhabenen, Gewaltigen war geblieben. Und doppelt glücklich fühlten wir uns. Doppelt als Sieger. In großen Kreisen schwebte ich über dem Häusermeer. In den Straßen ein aufgeregtes Menschengewimmel, das den frechen „deutschen Vogel" anstaunt; das nicht begreifen kann, wie die Deutschen sich der französischen Erfindung geschickter und vorteilhafter bedienen, als die Franzosen selbst.

Nahezu eine Stunde hatten wir unsere Schleifen geflogen und waren hin und wieder von unten erfolglos beschossen worden, da nahte von Juvisy her in äußerst schnellem Fluge ein französischer Eindecker. Da er viel rascher war, als ein Doppeldecker, so mußte ich wenden und zu entkommen suchen, indes der Major meinen Karabiner fertig machte und nach seiner Pistole griff. Der Eindecker kam immer näher und näher; ich versuchte auf 2000 Meter zu kommen, um die schützenden Wolken zu erreichen, aber mein Verfolger, den wir fortgesetzt im Auge behielten, stieg schneller als wir. Und kam immer näher und näher. Und plötzlich gewahre ich in nur 500 Meter Entfernung vor uns noch einen zweiten Eindecker, der mir den Weg abschneiden wollte. Jetzt galt es zu handeln. Im Augenblick hatte mein Fluggast die Lage erfaßt. Ich schoß auf den Flieger vor uns zu; dann eine Wendung, der Major reißt den Karabiner an die Wange. Ein-, zwei-,

dreimal feuert er. Da saust der feindliche Apparat, der jetzt neben uns und kaum hundert Meter entfernt ist, ein Stück nach oben und dann stürzt er wie ein Stein hinab. Unser anderer Verfolger war indessen fast über uns angelangt und beschoß uns mit Pistolen. Dicht neben dem Gashebel schlug eine Kugel in den Rumpf ein. Dann aber umfing uns schützend undurchdringlicher Nebel, und die Wolken entzogen uns dem Feinde, dessen Motorgeräusch immer entfernter klang.

Als wir wieder aus dem Wolkenmeer hervorstießen, war es gegen sieben Uhr. Um uns zu orientieren, stiegen wir herab, aber plötzlich tauchten vor uns, hinter uns und neben uns grauweiße Rauchfetzen auf: platzende Schrapnells. Ich befand mich noch immer über feindlichen Stellungen und war gerade französischer Artillerie ausgesetzt. „Teufel noch mal!" Immer toller wurde das Feuer! Ich merkte, daß der Apparat Treffer auf Treffer bekam, aber hielt kaltblütig den Kurs weiter; dabei kam mir gar nicht in den Sinn, daß diese kleinen, spitzigen Stahlstücke Tod und Verderben bedeuteten. Etwas im Menschen bleibt unberührt von Wissen und Logik. Da — auf einmal vor mir eine weißgelbe Feuerlohe, die Maschine bäumt auf, gleichzeitig zuckt der Major zusammen, Blut rinnt aus der Schulter, die Bespannung der einen Tragfläche ist zerfetzt, der Motor braust und donnert zwar noch wie vordem, aber die Schraube fehlt. Eine platzende Granate hatte uns den Propeller zerschlagen, die eine Tragfläche zerfetzt und des Majors Schulter zerschmettert. Steil sinkt meine Maschine zur Erde. Mit Aufbietung aller Gewalt gelingt es mir, zum Gleitflug anzusetzen, und ich werfe den Doppeldecker dort unten in die Wipfel des Waldes. Krachend splittern die Aeste und Baumkronen. Heftig schlage ich an die Karosserie und weiß nicht mehr, was um mich vorgeht.

Als ich wieder von meiner Bewußtlosigkeit erwache, finde ich mich neben Major G. auf dem Waldboden inmitten einer Gruppe deutscher Landwehrleute liegend. Deutsche Vorposten hatten mich als Freund erkannt und waren, nur in kleiner Zahl, in das Gehölz eingedrungen, um mich zu bergen. Major G. hatte eine schwere Verletzung der Schulter davongetragen, die seine Ueberführung ins nächste Feldlazarett nötig machte. Ich indes hatte mir nur eine Quetschung des Beines zugezogen und blieb nach Anlegung eines Notverbandes bei den Vorposten, um mich später mit allen möglichen und unmöglichen Transportmitteln zu meiner Truppe durchzufinden."

Der Vormarsch über Reims

Die Eroberung von Givet

Die dicht an die belgische Grenze vorgeschobene französische Festung Givet ist am 31. August nach dreitägiger Belagerung gefallen. Auch hier haben sich die österreichischen Motorbatterien vorzüglich bewährt, die vom Maasufer aus von Westen her die Festung beschossen. Die Franzosen hatten den Angriff von der Ostseite erwartet; hier waren auch die Befestigungen am stärksten. Die deutschen und österreichischen Geschütze feuerten aus einer Entfernung, die den für den Nahkampf vortrefflich gerüsteten Festungsbatterien die Erwiderung der Kanonade einfach unmöglich machte. Dabei schossen die Angreifer mit einer unglaublichen Sicherheit. Wie ein französischer Sanitätssoldat erzählt, wurden im ganzen 105 Granaten abgefeuert, unter denen 96 Treffer waren; die übrigen genügten, um das Glacis zu verwüsten. Der Kommandant hatte sich mit der ganzen Besatzung in eine unterirdische Kasematte geflüchtet, die in Bergwerkstiefe in den Felsen eingelassen ist. Da aber Gefahr drohte, daß die nächste Granate den Eingangsschacht verschüttete, blieb ihm nichts mehr übrig, als die Festung zu übergeben.

Ein Berichterstatter, der Givet nach der Uebergabe besichtigt hat, schreibt: „Hier ist zum erstenmale das Wort in seiner ganzen Wahrheit wahr geworden, daß kein Stein

auf dem anderen blieb. Eine so gigantische Verwüstung, so chaotische Zerstörung hat die Geschichte bisher kaum gesehen. Die Kirche der Festung war nur daran zu erkennen, daß aus dem Steinhaufen ein großer Kronleuchter und die Trümmer einer Kanzel herausragten. Die deutschen Granaten haben in die Wälle derartige Löcher gerissen, daß in einem davon sechs Soldaten und ein Pferd, das bis zur letzten Stunde mit ausgehalten hatte, bestattet werden konnten."

Die erste Besetzung von Reims

Da am 3. September noch nicht bekannt war, ob die Aussagen der Landeseinwohner, Reims sei von den Franzosen verlassen, auf Wahrheit beruhten, erhielt der sächsische Rittmeister von Humbracht den Auftrag, mit einer Husarenpatrouille festzustellen, ob das Fort Vitry-les-Reims nordwestlich von Reims gegnerfrei und ob die Stadt Reims durch einen Handstreich zu nehmen sei. Auf Waldwegen galoppierte die Patrouille bis zum Tor Vitry-les-Reims. Sechs Kilometer nordwestlich der Stadt traf sie unterwegs angelegte, aber geräumte Verteidigungsstellungen vor. Das Fort selbst erwies sich als geräumt. Gegen 9 Uhr abends erreichte die Patrouille die Stadtgrenze und nahm in den von Neugierigen gefüllten Straßen einen französischen Infanteristen gefangen. Die Patrouille zog dann vor das Rathaus, wo sie dem mit den Ratsherren versammelten Bürgermeister erklärte, daß die Stadt in deutschem Besitz sei. Der Bürgermeister wurde als Geisel für die Sicherheit der deutschen Truppen für gefangen erklärt und ein Leutnant mit der Meldung über die Besitznahme von Reims an die Division und das Oberkommando zurückgeschickt. Gegen 5 Uhr morgens verließ die Patrouille jedoch Reims, da sie bei ihrer geringen Stärke nicht länger wagen durfte, die Stadt besetzt zu halten.

Die Einnahme von Reims schildert der Kriegsberichterstatter der „Kölnischen Zeitung", Prof. Dr. G. Wegener, folgendermaßen:

„Die deutsche Brigade unter Exzellenz v. Suckow, ein Teil der Armee des Generals v. Hausen, hatte sich am Abend des 3. Septembers in breiter Front den nordöstlich und östlich von Reims gelegenen Forts genähert. Die Ebene war vom Vollmond ganz weiß beleuchtet. Wären die Forts besetzt gewesen, so hätte die ganze Truppe hingemäht werden müssen. Gegen 10 Uhr abends langte sie bei dem Fort Vitry-les-Reims, das die Patrouille schon ausgekundschaftet hatte, und den Nebenbatterien und auf Fort Nogent l'Abbesse an. Alles war leer, die Kanonen zerstört, die Munition mitgenommen. Noch während der Nacht vom 3. zum 4. wurden auch alle übrigen Forts besetzt. Alle waren in gleicher Weise verlassen und die Geschütze unbrauchbar gemacht. Und dabei waren es großartige Befestigungen, ganz modern und für schwere Artillerie vorbereitet. Als der Morgen erschien, wurde die Stadt Reims zur Uebergabe aufgefordert. Wohl infolge des Wiederabzuges der kecken Patrouille machte sie Schwierigkeiten, so daß am 4. September um 8½ Uhr früh eine Beschießung begonnen wurde. Nach einer Stunde erschien hoch auf dem nördlichen Münsterturm die weiße Fahne. Und nun zogen unsere Truppen unter dem Gesang deutscher Lieder: „Deutschland, Deutschland über alles" und „Grüß dich Gott, du teure Heimat" in die Stadt ein. Zunächst mit ziemlich geringer Macht. Im Laufe des Tages wurden dann die Kasernen und einige freie Plätze in der Stadt besetzt. Die Beschießung hatte noch verhältnismäßig wenig Schaden angerichtet, aber doch genug, um der großen nichtmilitärischen Menge der Bevölkerung einen blassen Schrecken einzujagen. Verschiedene Häuser waren von Granaten durchschlagen, zum Teil unter Entzündung von Feuersbrunst. An einer Stelle hatte eine Granate ein tiefes Loch in das Pflaster gerissen, in eine Kapelle der Kirche St. André war eine solche eingefallen und hatte den Fußboden vor dem Altar aufgewühlt. Zahlreich waren die vom Luftdruck

gesprungenen Fensterscheiben. Ein Schuß hatte auch dicht bei der Kathedrale in den Boden eingeschlagen und einige Spritzer waren an der Außenwand zu sehen. Doch war keinerlei ernsthafte Beschädigung vorhanden. Die Bevölkerung von Reims füllte in großen Mengen die Straßen. Bürger mit weißen Armbinden sorgten für Ordnung. Sie wanderten hin und her zu den von den Granaten zerstörten Häusern, umstanden unsere Soldaten, schauten den deutschen Autos und Reitern nach, die die Stadt hierhin und dorthin durcheilten, umstanden in dichten Gruppen auf der Place Royale das Denkmal Ludwigs XV., der durch eine Inschrift hier als le meilleur des rois bezeichnet wird, und beobachteten die Vorgänge vor dem Rathaus. An den Straßenecken klebten große Plakate. Auf einigen früheren hatte der Kommandant der Festung mehrmals und unter Androhung schwerster Strafen die Bürger aufgefordert, alle Waffen, die sie im Hause hätten, abzuliefern. Schon ein paar Tage vorher, scheint es, hat man die friedliche Uebergabe von Reims ins Auge gefaßt, um möglichst Zerstörungen zu verhüten. Zuletzt, am 2. September, hatte der Bürgermeister, Dr. Languet, eine Proklamation erlassen, die die Bürgerschaft darauf vorbereitete, daß der Feind wahrscheinlich in die Stadt eindringen würde, daß man um jeden Preis Ruhe bewahren müsse, um noch größeres Unglück zu verhüten, und daß das Publikum eine ernste und würdige Haltung bewahren möge. Der Aufruf war ein Meisterstück. Da anzunehmen war, daß wir den Anschlag später sehen würden, war jeder verletzende Ausdruck gegen uns vermieden, und er war doch vornehm und würdig. Und dasselbe Zeugnis muß ich den Bewohnern aussprechen.

Gewiß hatten sie vor allem Furcht! Das Schicksal der belgischen Ortschaften, in denen sich Zivilpersonen gegen unsere Truppen vergangen, war ihnen ohne Zweifel bekannt, und Furcht war sicherlich der Beweggrund ihres ruhigen Verhaltens gegen uns. Aber sie fanden sehr schön die richtige Form dafür. Sie waren, in guter Weise, überall liebenswürdig und zuvorkommend, ohne einen Augenblick würdelos zu werden, wie die Belgier in Namur. Ihre Blicke waren voll Trauer, aber nicht finster und verbissen, sondern auch hier mit jenem hübschen Charme, der ihnen eigen ist und der ihnen überall Freunde macht. Sie hatten es aber auch nicht schwer, ihn zu bewahren, denn unsere Leute betrugen sich tadellos. In völliger Ruhe, heiter, aber ohne irgendein lautes Wort, durchwanderten sie die Straße, machten sich kleine Einkäufe, gingen in die Cafés und sprachen, soweit Verständigung möglich war, hier und dort mit den Einwohnern, besuchten mit abgezogenen Mützen die Kathedrale, von deren Bedeutung ihnen der Vorgesetzte erzählt hatte. Nicht eine einzige Handlung des Uebermuts oder der Gewalttätigkeit ist vorgekommen.

Und die Bewohner von Reims, die nach den blutrünstigen Bildern ihrer Journale ganz anderes erwartet haben mußten, schienen das auch staunend anzuerkennen. Die letzte Nummer der großen Pariser Zeitung „L'Illustration" enthielt ein solches ganzseitiges Bild, auf dem im Hintergrund ein belgisches Dorf in Flammen steht, davor Haufen Getöteter, Männer, Weiber, Kinder aufeinander. Im Vordergrund ein preußischer Infanterist mit brutalem Gesicht, wie er den Fuß auf eine unter ihm liegende erschlagene Frauengestalt setzt. Wie anders sah es hier aus. Wir hörten selbst aus dem Munde von Reimser Bürgern, wie viel sie von ihren eigenen, seit mehreren Tagen auf der Flucht hier durchpassierenden Truppen gelitten hätten, und wie die ganz andere Haltung unserer Leute demgegenüber sie mit Erstaunen berührte. Ich sah mit an, wie einer unserer Leute einem alten Mann, der bedürftig schien, die Hand hinstreckte mit einer Handvoll Gebäck aus seinem eigenen Brotbeutel und den Worten, die wahrscheinlich sein ganzes französisches Vokabularium in sich schlossen: Voulez-vous? Ebenso wie unsere Soldaten bei ihrem Besuch der Kathedrale still und ohne sich umzuschauen ihr Beutelchen zogen und den Bettlern am Portal ihren Nickel in die Büchse warfen.

Auf die Kunde vom Fall der Stadt Reims eilte der Führer des Etappenflugzeuges der Dritten Armee mit einem Auto von Rocroi nach der großen Militärflugzeugstation Bethenh, in der Hoffnung, franzöſiſches Flugmaterial zu beſchlagnahmen. Als er ſie geräumt fand, unterſuchte er ihm bekannte private Flugzeugdepots und entdeckte in der Fabrik von Deperduſſin in einem Schuppen verpackt zehn franzöſiſche Doppeldecker und 20 Eindecker mit der Trikolorenkokarde mit gefüllten Benzintanks, augenſcheinlich faſt alle flugbereit; außerdem in einem Nebenraum 30 bis 40 Gnome- und andere neue Motoren, alles gut im Stande, dazu zahlreiche Erſatzteile und Betriebsmittel. Offenbar war hiermit ein Hauptteil der großen Militärflugzeugparks der Armee von Reims in deutſche Hände gefallen. Der Wert mag ſich auf eine Million belaufen.

Der Name Deperduſſin war vor etwa Jahresfriſt in aller Munde, denn am 5. Auguſt 1913 wurde Herr Armand Deperduſſin, Inhaber der ſeinen Namen tragenden Aeroplanfabrik, Offizier der Ehrenlegion und Vorſtandsmitglied des Aéro-Clubs de France, unter Anklage der Betrügerei verhaftet. Bei näherer Prüfung ſtellte ſich heraus, daß die bekannte Flugzeugfabrik zwar in aller Ordnung beſtand; dagegen hatte ſich Deperduſſin auf anderem Gebiet Betrügereien in der Höhe von 40 Millionen Frs. zu Schulden kommen laſſen. Intereſſant iſt der Lebensgang des Mannes. Er war in den 1890er Jahren Brettlſänger in Brüſſel, dann Handlungsreiſender in Nahrungsmitteln, dann Angeſtellter im Reklamebureau der Ausſtellung von 1897. Dann machte er in Seide und ſpäter in Flugzeugen. Großes Aufſehen erregte er, als er einen Flugpreis von 100 000 Franken ſtiftete — mit welchen Mitteln, wußte man damals eben nicht.

Ein kühner Vorſtoß

10. September.

Der „Neue Rotterdamer Courant" berichtet, daß deutſche Reiter bis nach Troyes vorgedrungen ſeien.

Die Einnahme von Maubeuge

Seit dem 27. Auguſt zog das Gros der zweiten Armee unter Generaloberſt v. Bülow, den aus Belgien zurückweichenden Engländern folgend, auf beiden Seiten von Maubeuge vorüber, ähnlich wie ſeinerzeit die kronprinzliche Armee an Longwy. Wie dort wurde zur Einſchließung und Belagerung eine verhältnismäßig kleine Truppe zurückgelaſſen, die noch von anderer Seite verſtärkt wurde.

Der durch Zwiſchenwerke ergänzte Fortgürtel von Maubeuge iſt etwa fünf bis ſechs Kilometer vorgeſchoben. (Vgl. die Karte auf Seite 203). „Zum erſtenmal in dieſem Feldzug," ſchreibt der Kriegsberichterſtatter des „Berliner Tageblatts", „galt es, eine franzöſiſche Feſtung niederzuringen, die mit weit vorgeſchobenen Forts und mit Zwiſchenwerken verſehen war, auf die der Gegner große Hoffnungen geſetzt hatte. Dieſe Zwiſchenwerke ſichern das Gelände zwiſchen den einzelnen Forts und beſtehen in verſtärkten Schützengräben, zahlreichen Hohlräumen, zum Beiſpiel bombenſicher eingedeckten Unterſtänden und Munitionsräumen, ſtarken Drahtverhauen, zahlreichen, tief in die Erde eingegrabenen Batterien und vor allem in einer ſtarken beweglichen Artillerie. Außerdem war auf der Nordoſtfront ein Panzerzug tätig: Geſchütze, die auf kleinen Feldbahnen oder geſchützten Lowries hin und her gefahren werden können und die aus wechſelnder Stellung Feuer zu geben imſtande ſind. Wie erinnerlich, haben im Burenfeldzuge dieſe Panzerzüge mit gutem Erfolg Verwendung gefunden. Namur und Lüttich, die beiden genommenen belgiſchen Feſtungen, waren ohne derartigen Schutz. Bei Maubeuge ſollten unſere Truppen zum erſtenmal auf dieſen Widerſtand ſtoßen, der ſchon im Frieden mit großem Geſchick und dringlicher Sorgfalt angelegt und ausgebaut war. Sechs Forts und ſieben Zwiſchenwerke und Zwiſchenſtellungen waren

bei Maubeuge niederzukämpfen; durch die verhältnismäßig schnelle Einnahme der Festung gewinnt der Sieg nicht nur eine ganz besondere Bedeutung in strategischer Hinsicht, sondern der moralische Erfolg muß im Hinblick auf die enttäuschten Hoffnungen der Gegner, namentlich bezüglich der Zwischenstellungen, ganz besonders bewertet werden."

Im modernen Belagerungskriege wird der Angriff gegen eine Festung in der Weise durchgeführt, daß man einen Sektor angreift und ihn unter Einsetzung des größten Teils der verfügbaren Kampfmittel niederzwingt, während man die anderen Fronten nur beschäftigt. Schon im Frieden werden vom Generalstab Denkschriften über die Festungen unserer vermutlichen Gegner ausgearbeitet, in denen die Gliederung der Angriffsfronten bis ins kleinste vorgezeichnet ist. Maubeuge hatte man in vier Angriffsabschnitte geteilt. Der erste Abschnitt im Nordosten umfaßte den Raum zwischen dem Bach La Trouille (d. h. die Linie Givry—Maubeuge) und der Sambre östlich von Maubeuge; der zweite, im Südosten anschließende, umfaßte das Gebiet zwischen der Sambre, östlich von Maubeuge, bis an die Linie Damouſies—Maubeuge; der dritte schloß im Südwesten an die eben genannte Linie bis an die Sambre westlich Maubeuges an, und der vierte Abschnitt ging im Anschluß hieran bis an den Trouillebach.

Der Hauptangriff wurde gegen den ersten Abschnitt eingesetzt, d. h. gegen die im Norden und Nordosten gelegenen Forts des Sarts und de Boussois mit ihren vorzüglichen Zwischenstellungen, den Ouvrages de Berſillies und de la Salemagne.

Die Belagerung schildert der Korrespondent des „Berliner Tageblatts" folgendermaßen: „Infolge des Einbaues der Zwischenstellungen genügte es nicht, wie z. B. bei Namur und Lüttich, die einzelnen Forts artilleristisch niederzukämpfen, sondern es mußten die ganzen Zwischenstellungen und die im Gelände sehr geschickt eingebauten gegnerischen Batterien auf der nordöstlichen Angriffsfront mit Feuer stark zugedeckt werden, ehe die eigene Infanterie zum Angriff schreiten konnte. Unsere schwere Artillerie stand anfangs etwa acht bis zehn Kilometer von den Werken entfernt in der ungefähren Linie Givry—Couſolre, aus der sie dann später mit einzelnen Teilen weiter vorging. Sie setzte sich hauptsächlich aus 21 cm-Mörsern, weittragenden Flachfeuergeschützen, den modernen Steilfeuergeschützen und auch aus den bekannten 42 cm-Mörsern zusammen, zu denen noch zwei österreichische Motor-Mörserbatterien gehörten, die aus der Gegend von Merbes mit sehr großem Erfolge wirkten. Die deutschen Angriffstruppen standen dem Verteidiger an Stärke der Infanterie bedeutend nach.

Nachdem die Forts und Zwischenwerke der Angriffsfront niedergekämpft waren — auch die Panzertürme hatte man in kurzer Zeit zum Schweigen gebracht — wurde das Artilleriefeuer auf die Zwischenstellungen verlegt. Nach kaum eintägiger Beschießung hatte auch hier die Artillerie volle Arbeit getan. Unter ihrer verheerenden Wirkung gelang es, den Infanterieangriff bis zum 7. September mittags auf Sturmentfernung heranzutragen. Kurz darauf wurden die Stellungen genommen. Die Werke auf den anderen Fronten waren bis zu diesem Zeitpunkt größtenteils artilleristisch zusammengeschossen.

Unsere Verluste waren verhältnismäßig gering, da wir im großen und ganzen das Niederzwingen der Verteidiger der Wirkung unserer schweren Artillerie überlassen konnten."

Ein Feldbrief, den die „Kölnische Zeitung" veröffentlicht, enthält interessante Einzelheiten aus den Kämpfen vor Maubeuge. „Vor Maubeuge," heißt es hier, „ging es wie vor Namur: zwei Kilometer vor den Forts eingegraben, und die Artillerien beschossen sich gegenseitig. Aber — aber, wir hatten jetzt Franzosen vor uns, und keine Belgier. Unsere Kompagnie hatte sich auf einer Anhöhe hinter einem Pappelwäldchen, etwa 1500 Meter vor den stärksten Forts eingegraben. Die feindliche Artillerie beschoß uns sehr stark." Trotz des feindlichen Artilleriefeuers behaupteten die Deutschen ihre Stellungen. Tagelang lagen sie in den Schützengräben. Der Brief

fährt fort: „Am Dienstag, 1. September, nachmittags 4 Uhr, hieß es endlich: Auf zum Gefecht! Die Franzoſen hatten einen Vorſtoß gemacht und wollten unſere Linie durchbrechen. Aber ſie machten die Rechnung ohne uns. Wir ſchlugen ſie unter großen Verluſten in ihre ſtark befeſtigte Stellung zurück. Unſer Bataillon machte einige Gefangene und eroberte eine feindliche Batterie. Auch in dieſem Gefecht blieb ich unverletzt. Am Abend zogen wir in unſere alte Stellung zurück. Donnerstag abend rückten wir etwa 1000 Meter vor und ſchanzten die ganze Nacht bis zum Morgen um 4 Uhr. Nun begann unſere Artillerie ein mörderiſches Feuer von drei Seiten. Auch die feindliche Artillerie feuerte ſtark. Gegen 10 Uhr, Freitag morgen, wurde auf einem mittleren Fort die weiße Flagge gehißt. Unter Hurrarufen ging es nun geſchloſſen aufs Fort. Auf der Brüſtung ſtanden etwa 80 Franzoſen und winkten mit weißen Tüchern und ihren Käppis. Die andern waren fortgelaufen, tot oder verwundet. Als wir friedlich im Fort lagen, erhielten wir plötzlich Feuer von drei Seiten. Die Franzoſen, die ſich ergeben hatten, wurden von ihren eigenen Kameraden von der Brüſtung heruntergeſchoſſen. Auch von uns wurden verſchiedene verwundet. Wir nahmen ſofort wieder das Feuer auf und gingen drauf wie Blücher. Die Franzoſen hatten uns alſo in eine Falle locken wollen, aber es war ihnen nicht gelungen, uns zu bekommen. Sie feuerten aus ihren ſtark verſchanzten Stellungen von drei Seiten auf uns. Im dichteſten Kugelregen ſind wir ungefähr 800 Meter vorgeſprungen, immer drauf los bis 400 Meter vor der feindlichen Stellung, wo wir mit unſerem Feuer begannen. Bis 9 Uhr abends dauerte dies an. Wir hatten viele Verluſte, auch unſer Hauptmann war ſofort tot. Bis zum andern Morgen hielten wir tapfer in dieſer gefährlichen Stellung aus. Dann waren die Franzoſen alle verſchwunden. Samstag morgen 4 Uhr zogen wir in unſere alte Stellung zurück. Bis mittags 3 Uhr hatten wir Ruhe. Endlich traf unſere Verſtärkung ein. Nun ging's 'ran. Für den Franzmann gab's keine Rettung mehr. Wir hatten Parole „Vorwärts“ und der Feind Parole „Rückwärts“. Unſere Artillerie feuerte großartig, und drei Forts waren Sonntag abend unſer.“

Ein deutſcher Motorradfahrer, der in franzöſiſche Gefangenſchaft geraten und in der Feſtung Maubeuge untergebracht war, hat die Beſchießung miterlebt. Er erzählt: „Es war Tag und Nacht ein unaufhörliches Platzen und Einſchlagen von unſeren Granaten, ſo daß wir nur wie durch ein Wunder dem Tode entronnen ſind. Nachts war es am ſchlimmſten. Da boten brennende Nachbarhäuſer den deutſchen Granaten ein wunderbares Ziel; unſere Kaſerne, als der Mittelpunkt, hatte am meiſten zu leiden. Ein fortwährender Hagel von Dachziegeln, Balken und Mauerſteinen ſauſte an unſerem Fenſter vorbei, und Luftdruck und Knall in unaufhörlicher Folge benahmen uns faſt die Beſinnung. Am nächſten Morgen kam dann gewöhnlich ein Offizier zu uns und ſtellte feſt, daß noch alle am Leben waren. Mehrfach baten wir den Kommandanten, uns doch wenigſtens in das untere Stockwerk zu bringen, da wir doch wehrloſe Gefangene ſeien, aber vergeblich. Bis am Sonntag, 6. September, ein Volltreffer unſere Frontwand ſamt uns Gefangenen und den Poſten, die vor unſerer Türe ſtanden, ſo durcheinander warf, daß wir die vor Angſt zitternden Poſten einfach mitnahmen in das Treppenhaus. Wunderbarerweiſe hatte niemand eine ernſtliche Verletzung davongetragen, nur einigen waren die Steine etwas unſanft gegen den Körper geflogen. Gleich darnach traf unſeren Poſten aber ein Granatſplitter und durchſchlug ihm die Bruſt. Da von ſeinen Kameraden ſich niemand durch das Feuer wagte, und auch kein Verbandzeug zur Stelle war, haben wir den armen Kerl notdürftig verbunden, wofür uns der Kommandant nachher beſonders belobte.

Jetzt ging es dem Ende zu. Die Waſſerleitung war zerſtört, die Forts genommen, Kaſernen und Häuſer an den Wällen waren zuſammengeſchoſſen. Da konnte Mau-

Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

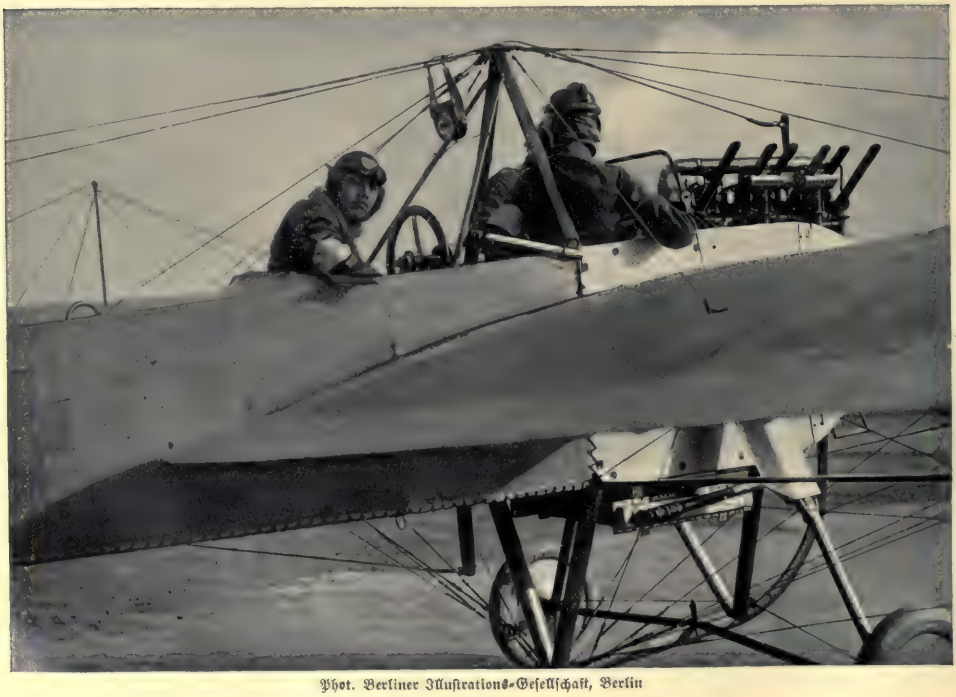
Verwundete französische Gefangene werden durch Lothringen der deutschen Grenze zugeführt

Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Der gefangene Oberst Chantier, Kommandeur des 141. Infanterie-Regiments auf dem Wege nach Deutschland

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Ein französischer Deperdussin-Eindecker mit einem Mitrailleusen-Geschütz



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Der deutsche Flieger Stiefvatter in seinem Flugzeug auf dem Kriegsschauplatz

beuge sich nicht mehr halten. Am Sonntag Abend schon kam der Kommandant zu uns und sagte, jetzt würden wir wohl bald die Herren sein. Er gab jedem die Hand und fragte, wie wir behandelt worden wären; wir möchten doch zu ihren Gunsten bekunden; das versprachen wir ihm auch, da ja die Militärpersonen ganz gut zu uns gewesen waren. Bemerken möchte ich noch, daß die in unserer Kaserne gleichfalls untergebrachten Engländer sich nur mit Boxen und Essen beschäftigten und in den Pausen aus den zerstörten Häusern raubten, was sie bekommen konnten, so daß sie von ihren schließlich wütend werdenden Bundesgenossen fast wie Gefangene behandelt wurden. Der französische Soldat ist jedenfalls in Gesinnung und Benehmen bedeutend mehr wert, als der englische, was ich auch schon früher feststellen konnte."

Ueber die Kapitulationsverhandlungen weiß ein österreichischer Artillerieoffizier, der an der Belagerung teilgenommen hat, folgendes zu berichten: „Ein französisches Automobil mit weißer Fahne kam am Nachmittag in das deutsche Hauptquartier und fragte den Oberstkommandierenden, einen prachtvollen alten Haudegen, ob er unter gewissen Bedingungen die Uebergabe der Festung annehmen würde. Da schlug aber der deutsche Befehlshaber mit der Faust auf den Tisch und rief: „Was Bedingungen? Bedingungslos bis 6 Uhr abends, oder ich schieße die ganze Bude in Grund und Boden!" In begreiflicher Erschütterung ist daraufhin der Franzose abgezogen. Nun hat man nicht gewußt, ob der Oberstkommandierende 6 Uhr nach französischer oder nach deutscher Zeit gemeint hatte. Als es nach deutscher Zeit 6 Uhr war, wurde es jedoch klar, welche Zeit der Kommandeur gemeint hatte, denn er befahl die Fortsetzung der Beschießung. Kaum hatte diese aber eingesetzt, als auch schon in rasender Fahrt das Auto mit der weißen Fahne aus Maubeuge herauskam. Der Kommandant nahm den Brief, den der Parlamentär überbrachte, entgegen und sagte nichts weiter als „Schießen einstellen!" und damit war die bedingungslose Uebergabe von Maubeuge angenommen."

Bekanntlich ergaben sich in Maubeuge 40000 Mann, darunter vier Generäle. Der Ausmarsch der Gefangenen dauerte sechs Stunden. Die französische Infanterie machte nur zum Teil einen guten Eindruck, während Pioniere und Artillerie durch gute Haltung und leidliche Ausstattung angenehm auffielen. Ein nicht geringer Teil der Besatzung bestand aus Landwehrleuten im Alter von 35 Jahren und darüber. Unter den Gefangenen befanden sich, zum großen Bedauern unserer Truppen, nur 120 versprengte Engländer, junge Burschen im Alter von anscheinend 18 bis 20 Jahren. Bei dem Ausmarsch hatten die englischen Jünglinge die Naivität, den deutschen Siegern, als Zeichen des „gentlemanliken" Besiegtseins, die Hand zu bieten. Sie wollten, nach einer alten Boxsitte Albions, mit einem „Shakehand" die Angelegenheit aus der Welt schaffen, so wie man es stets nach Fußballkämpfen zu tun pflegt. Unsere Jungen quittierten diese milde Kriegersitte mit ein paar abweisenden Knüffen, worauf sich die Engländer, um eine Erfahrung reicher, erstaunt über die deutsche Unfreundlichkeit, zurückzogen.

Wie der Direktor der Deutschen Bank, Dr. Helfferich, der Maubeuge besucht hat, erzählt, sagten die englischen Soldaten übereinstimmend aus, sie hätten ihre scharfe Munition aus einem in Maubeuge eingerichteten Depot erhalten, wobei zu beachten ist, daß das englische Gewehrkaliber nicht mit dem französischen übereinstimmt, daß also die Munition für die englischen Truppen besonders bereitgehalten worden sein mußte. Bei den englischen Soldaten wurden große Mengen von Dumdum-Geschossen vorgefunden.

Ein besonderer Triumph war die Einnahme von Maubeuge für unsere am Kampf beteiligten österreichisch-ungarischen Bundesgenossen, deren Motorbatterien sich so ausgezeichnet bewährt haben. Im Koalitionskrieg von 1793 wurde Maubeuge von den österreichischen Truppen erfolglos belagert. Auf der Place des armes hat die Stadt Maubeuge zum Andenken an jene Zurückweisung des österreichischen Angriffes

ein Denkmal errichtet. Es ſtellt in Reliefarbeit einen franzöſiſchen Soldaten vor, der „Victoire!“ ruft. Nun haben die Oeſterreicher ſich ihre Revanche geholt. Ihnen zu Ehren ſpielte die deutſche Militärmuſik beim Einzug in die Stadt den Radetzkymarſch. „Mir ſchoſſen für einen Moment die Tränen in die Augen,“ ſchreibt ein öſterreichiſcher Offizier, „aber nicht mir allein! Zum erſtenmal nach langer Zeit wieder öſterreichiſche Muſik und noch dazu die Muſik und in dieſem herrlichen Augenblick!“

Deutſche Fürſten beim Weſtheer

20. Auguſt.

Prinz Ernſt von Sachſen-Meiningen, der Sohn des vor Namur gefallenen Prinzen Friedrich von Sachſen-Meiningen, Bruder der Großherzogin von Sachſen, iſt gefallen. Er iſt in Maubeuge mit militäriſchen Ehren begraben worden.

Prinz Ernſt von Meiningen fiel an der Spitze ſeiner Truppen, von einer Kugel ſchwer getroffen. Von einem Samariter, der ihn aufzunehmen verſuchte, erbat ſich der Verwundete einen Schluck Waſſer und überreichte ihm dann einen Zettel aus einem Feldnotizblock, der folgende Worte enthielt: „Wenn ich auf dem Felde der Ehre für Deutſchlands Größe fallen ſollte, ſo begrabt mich nicht in meiner Fürſtengruft, ſondern ſcharrt mich in das Grab meiner tapferen Kameraden ein. Grüßet mir meinen Kaiſer!“

Prinz Ernſt iſt am 23. September 1895 in Hannover geboren und ſtand als Leutnant à la suite des 6. thüringiſchen Infanterie-Regiments Nr. 95.

23. Auguſt.

Der deutſche Kronprinz ſandte folgendes Telegramm an den König von Württemberg: „Vollſtändiger Sieg. Das 13. (württembergiſche) Armeekorps hat ſich bewunderungswürdig geſchlagen. Ich bin ſtolz, Deine Truppen unter Meinem Kommando zu haben. Wilhelm, Kronprinz.“

24. Auguſt.

Kaiſer Franz Joſeph telegraphierte an Kaiſer Wilhelm: „Sieg auf Sieg! Gott iſt mit Euch und wird auch mit uns ſein. Allerinnigſt beglückwünſche ich Dich, teuerer Freund, die jugendlichen Helden, Deinen lieben Sohn den Kronprinzen, ſowie den Kronprinzen Rupprecht von Bayern und das unvergleichlich tapfere deutſche Heer. Worte fehlen, um auszudrücken, was mich und mit mir meine Wehrmacht in dieſen weltgeſchichtlichen Tagen bewegt. Herzlich drückt Deine ſtarke Hand Franz Joſeph.“

24. Auguſt.

Der Kaiſer hat dem Herzog Albrecht von Württemberg das Eiſerne Kreuz 1. und 2. Klaſſe verliehen.

25. Auguſt.

Telegramm des Kaiſers an die deutſche Kronprinzeſſin: „Innigſten Dank, mein liebes Kind, freue mich mit Dir über Wilhelms erſten Sieg. Wie herrlich hat Gott ihm zur Seite geſtanden, ihm ſei Dank und Ehre. Ich habe Wilhelm Eiſernes Kreuz 2. und 1. Klaſſe verliehen. Oskar ſoll ſich auch brillant mit ſeinen Grenadieren geſchlagen haben, er hat Eiſernes Kreuz 2. Klaſſe bekommen, ſage das Ina-Marie. Gott ſchütze und helfe den Jungens auch weiter und ſei auch mit Dir und den Frauen allen.“ Wilhelm.

Auch der Kronprinz von Bayern erhielt das Eiſerne Kreuz 1. und 2. Klaſſe.

27. Auguſt.

Erbprinz Luitpold, der älteſte Sohn des bayriſchen Kronprinzen, des Siegers von Lothringen, iſt in Berchtesgaden, wo er ſich zum Sommeraufenthalt befand, einer tückiſchen

Halsinfektion erlegen. Prinz Luitpold hatte erſt das 13. Lebensjahr vollendet. Kronprinz Rupprecht nahm die Kunde mit heldenmütiger Faſſung auf. „Die Pflicht heiſcht, jetzt zu handeln, nicht zu trauern," telegraphierte er an ſeinen Vater.

28. Auguſt.

Prinz Ernſt zur Lippe, ein Vetter des regierenden Fürſten Leopold zur Lippe, iſt gefallen. Bekanntlich hat ſein Oheim, Prinz Friedrich zur Lippe, beim Sturm auf Lüttich gleichfalls den Heldentod erlitten (vgl. S. 88).

27.—29. Auguſt.

Zwiſchen Kaiſer Wilhelm und Kaiſer Franz Joſeph hat folgender Telegrammwechſel ſtattgefunden:

Telegramm Kaiſer Franz Joſephs: „Die herrlichen, den mächtigen Feind niederwerfenden Siege, die das deutſche Heer unter Deiner oberſten Führung erkämpft hat, haben ihre Grundlage und ihren Erfolg Deinem eigenen Willen zu danken, der das wuchtige Schwert ſchärfte und ſchwang. Dem Lorbeer, der Dich ſchmückt, möchte ich das erſte militäriſche Ehrenzeichen, das wir beſitzen, einreihen dürfen, indem ich Dich bitte, das Großkreuz meines militäriſchen Maria Thereſienordens als Zeichen meiner hohen Wertſchätzung und treuen Waffenbrüderſchaft annehmen zu wollen. Die Inſignien ſoll Dir, treuer Freund, ein beſonderer Abgeſandter überbringen, ſobald es Dir genehm iſt. Wohl wiſſend, wie ſehr Du und Dein Heer die genialen Leiſtungen des Generals der Infanterie von Moltke zu ſchätzen wiſſen, verleihe ich ihm das Kommandeurkreuz des militäriſchen Maria Thereſienordens." Franz Joſeph.

Antwort Kaiſer Wilhelms: Gerührt und erfreut danke ich Dir für Dein herzliches Telegramm, das Deiner und Deiner Wehrkraft Empfindungen für meine Armee verkündet. Auch für die höchſten Ordensauszeichnungen, die Du mir und meinem Generalſtabschef zudachteſt, meinen tiefgefühlten Dank. Unſere begeiſterte Waffenbrüderſchaft, die ſich auch im fernen Oſten ſo feſt bewährt hat, iſt das Schöne in dieſer ernſten Zeit. Inzwiſchen haben auch Deine Truppen im Siege von Krasnik Proben ihrer altbewährten Tapferkeit abgelegt. Nimm als Zeichen meiner Hochachtung und Wertſchätzung dieſer Taten den Orden „Pour le mérite" für Dich freundlichſt an. Dem Generalſtabschef v. Hötzendorff verleihe ich das Eiſerne Kreuz 2. und 1. Klaſſe. Gott hat bis hierher geholfen, er ſegne auch weiter unſere gemeinſame und gerechte Sache. Wilhelm."

Antwort Franz Joſephs: „Erfüllt es mich mit freudigem Stolz, daß Du den militäriſchen Maria Thereſienorden ganz in dem Sinne angenommen haſt, in dem ich Dir dieſes Zeichen höchſter militäriſcher Verdienſte gewidmet habe, ſo bewegt mich die Anerkennung, die Du den bisherigen Leiſtungen meiner Armee dadurch zollſt, daß Du mich mit dem Orden „Pour le mérite" beglückſt und General Frhr. v. Hötzendorff mit dem Eiſernen Kreuz ausgezeichnet haſt, aufs tiefſte. Habe hierfür allerwärmſten Dank. Gott helfe weiter. Franz Joſeph."

2. September.

Als die große Schlacht in Lothringen gegen die vorſtoßenden zehn franzöſiſchen Armeekorps geſchlagen wurde, ließ es den Kaiſer nicht mehr im Hauptquartier; er eilte an die Front und übernachtete inmitten ſeiner Truppen auf dem Schlachtfeld. Am Sedanstag befanden ſich der Kaiſer und der Kronprinz bei Sorbey. Später begab ſich der Kaiſer zum König-Grenadierregiment Nr. 7, deſſen Kommandeur Prinz Oskar iſt. Es war ergreifend, als der Kaiſer, während die untergehende Sonne das Schlachtfeld beleuchtete und der Kanonendonner von Verdun herüberſchallte, an ſeine Grenadiere eine Anſprache hielt, die mit Hurra und der Nationalhymne erwidert wurde.

5. September.

Der deutſche Kronprinz iſt zum Generalleutnant ernannt worden.

7. September.

Prinz Friedrich Karl von Heſſen, der Schwager des deutſchen Kaiſers, iſt in einem Gefecht bei Villiers-le-Sec verwundet worden. Auch ſein Sohn, Prinz Friedrich Wilhelm, iſt verwundet; er hat einen Bruſtſchuß erhalten. Beide wurden in ein Hilfslazarett nach Laoal bei Chalons-ſur-Marne geſchafft, wo ſie im gleichen Zimmer verpflegt werden. Prinz Friedrich Wilhelm hofft, in einer Woche transportfähig zu ſein, damit er nach Schloß Friedrichshof zu weiterer Pflege geſchafft werden kann. Prinz Friedrich Karl kehrt nach Wiederherſtellung von ſeiner Verwundung zu ſeinem Regiment zurück.

Prinz Friedrich Karl von Heſſen hat ſich in dieſem Feldzug ſchon mehrfach hervorgetan. Wie Verwundete des Infanterieregiments Nr. 81 erzählen, erſtürmte das Regiment eine Anhöhe, wobei Prinz Friedrich Karl, nachdem der Fahnenträger verwundet niedergeſunken war, ſelbſt die Fahne ergriff und ſein Regiment zum Siege führte.

8. September.

Prinz Eitel Friedrich von Preußen hat das Eiſerne Kreuz 1. Klaſſe erhalten, weil er beſondere Tapferkeit erwieſen hat im Anſturm mit ſeinem Regiment gegen feindliche Artillerie.

Die Diſziplin im franzöſiſchen Heer

Aus dem Tagebuch eines franzöſiſchen Militärarztes

Das Tagebuch des Arztes der 4. Kompagnie des franzöſiſchen 6. Pionierregiments iſt auf einem Schlachtfeld in Nordfrankreich in die Hände der deutſchen Truppen gefallen. Es beginnt mit der Abfahrt des zum Armeekorps des General Eydoux gehörenden Truppenteils von Paris über Reims nach dem Grenzgebiet an den Ardennen. Der Verfaſſer ſchildert eingehend, wie dem Eiſenbahntransport tagelange Märſche in großer Hitze folgten, wobei viele Unteroffiziere und Mannſchaften marode wurden. Ueberall witterte man Spione und natürlich fand man auch, was man ſuchte: Spione in franzöſiſcher Verkleidung und in Mönchsgewand. Einige wurden erſchoſſen, als Opfer der ſchon jetzt beginnenden Nervoſität. Von vornherein erkennen wir in den Franzoſen, die der Verfaſſer ſchildert, die alten Bekannten von anno 70 wieder: erregbare Naturen, leichtbegeiſtert durch unverbürgte Siegesmeldungen, mit denen man ihren Hunger nach aufmunternden Neuigkeiten ſtillt, aber ebenſo leicht der Entmutigung anheimfallend, wenn die vielfältigen Mühſalen des Krieges auf die Stimmung drücken. Ebenſo ſchnell wie vor 44 Jahren iſt man mit zerſetzender Kritik an den Maßnahmen der Führer bei der Hand, ſobald Strapazen kommen, deren Notwendigkeit man nicht ohne weiteres begreift, und der alte Ruf: „Wir ſind verraten" iſt heute noch wie einſt das Schlagwort der Maſſe, die den Weg zu einem billigen Siege verſperrt ſieht und ſich nun voller Entrüſtung rückwärts wendet gegen die, von denen ſie ſich ins Verderben geführt glaubt. Am 21. Auguſt überſchreitet das 2. Armeekorps die belgiſche Grenze. Zur Schilderung der darauffolgenden Ereigniſſe laſſen wir dem Verfaſſer ſelbſt das Wort:

„Sonntag, 22. Auguſt. Abmarſch um 4 Uhr. Wir marſchieren nach Paliſeul in großer Begeiſterung auf der Heeresſtraße, die nordöſtlich von Sedan und faſt direkt weſtlich von Neufchateau über die belgiſche Grenze führt. Heute iſt der große Tag. Wir vernehmen ſchon bald Kanonendonner. Je weiter wir marſchieren, um ſo deutlicher hören wir die Muſik der Geſchütze. Es iſt übrigens ein Fehler gemacht worden. Man hätte uns ſchon am Vorabend näher an das Schlachtfeld heranführen müſſen. In Paliſeul kommen wir halbtot vor Hunger und reichlich müde an. Mit außerordentlicher Begeiſterung werden

wir empfangen. Die Einwohner bringen alle ihre Lebensmittel, um unseren Hunger zu stillen. Am Nachmittag gehen die Deutschen gegen Maissin zurück. Wir glaubten, dies sei der Sieg! Dagegen scheinen sie einen Gegenschlag zu führen, denn die Verwundeten strömen in großer Anzahl zurück. Plötzlich gegen 6 Uhr sehen wir Artillerie und Kavallerie zurückgehen. Was geht vor? fragt sich jeder. Dann kommt der Befehl zur Räumung der Stellung und zum Rückzug. Was nun kam, ist fürchterlich. Sämtliche Kolonnen des ganzen Armeekorps, Truppen aller Waffengattungen, alles strömt auf derselben Straße ab ohne Ordnung, ohne zu wissen, wohin oder warum. Wir sind wie vor den Kopf geschlagen und können nicht begreifen, wie dies möglich ist. Unglücksbotschaften schwirren umher: ganze Regimenter seien buchstäblich aufgerieben. Das wäre die vollständige Vernichtung des 2. Korps. Man spricht ebenfalls von der Flucht der neben uns kämpfenden Nachbarkorps und unsere arme verlassene Pionierkompagnie erhält den Befehl, den „Rückzug" zu decken. In aller Eile und mitten in der Nacht bei eisig kaltem Nebelwetter heben wir Stellungen und Schützengräben aus, aber sie werden bald wieder aufgegeben, es gibt keine Ordnung und Disziplin mehr. Die Generalstabsoffiziere sind vollständig kopflos; sie haben nichts vorgesehen. Wir verbringen die Nacht ohne die Augen zu schließen und mit dem Gedanken, daß wir jeden Augenblick geopfert werden können. Dies ist wirklich eine Nacht, an die ich mein ganzes Leben lang denken werde. Man fühlt den Zusammenbruch. Es ist beinahe ein „rette sich, wer kann!"

Montag, 23. August. Der Rückzug dauert immer noch an auf Befehl des Hauptquartiers, das völlig den Kopf verloren zu haben scheint. Ein Divisionsgeneral beschäftigt sich auf der Marschstraße damit, die Rotten aufschließen zu lassen, damit wir schneller vorwärts kämen. Eigentlich ist das eine Gefreitenfunktion. So kommen wir nach Aufos (?), wo wir Halt machen. Es gibt keinen Ausdruck für diesen Zusammenbruch. Unendlich viele Fehler sollen gemacht worden sein. Die Offiziere und Soldaten haben sehr starke Schützengräben mit dem Bajonett angegriffen und die Verluste sollen enorm sein. Es scheint, daß man allzu zuversichtlich war und glaubte, die Deutschen müßten Fersengeld geben, wenn sie uns nur sehen. Man hat bei uns auch nicht im mindesten an die Sicherung einer Rückzugslinie gedacht. Die Schützengräben waren nicht einmal von der Kavallerie erkannt worden.

Freitag, 28. August. Wir liegen in Maisoncelle im Quartier. Ein Teil von uns in Schützengräben, ein Teil in einer Scheune. Die Infanterie ist gekommen, um ordentlich zu helfen. Am Nachmittag passieren in unaufhörlicher Reihenfolge Verwundete die Straßen. Man fragt sich wirklich, wozu die Sanitätswachen der Divisionen und die Korpsambulanzen eigentlich da sind, die Verwundeten sind doch meistens, das ist das Empörendste, von zwei oder drei Kameraden begleitet, die nichts mehr und nichts weniger sind als elende Drückeberger. Es sind Soldaten aus dem Süden. Sie sind umgekehrt fast ohne zu kämpfen und sind glücklich, einen Verwundeten zurückbringen zu können, um einen Vorwand für ihr Ausreißen zu haben. Nichtsdestoweniger bleiben sie Großmäuler und rühmen sich ihrer Heldentaten.

Sonntag, 29. August. Heute erhielten wir den ersten Gruß aus der Höhe von einem deutschen Flieger. Er warf fünf Bomben, aber nur die erste saß. Er tötete zehn Mann und verletzte zwanzig. An Wunden gibts schreckliche Reißlöcher, abgetrennte Gliedmaßen und daneben auch kleine Reißwunden und Schrammen von geringerer Bedeutung. In dem Wagen, den ich zurückgeleitete, hörte endlich ein armer Kerl, dem der rechte Fuß glatt amputiert war, mit der Blutung auf. Ich lege ihm einen Verband an, den mein Kollege als zwecklos bezeichnet hatte. Ein anderer mit einem Brustschuß stirbt uns unterwegs. So kommen wir in Attigny in großer Aufregung an. Der Ort liegt an der Aisne 63 Kilometer südwestlich von Pussemange (Belgien), wo das erste Gefecht stattfand. Wir

fanden ein Relais der Ambulanz vor, dem wir unsere Verwundeten übergaben. Was wir in Attigny sahen, war widerwärtig; Verrücktheit, Flucht und was das Beschämendste ist, Plünderung in großem Umfange.

(Die Plünderung und Verwüstung eines Teiles der Häuser von Attigny wird durch die Berichte von Offizieren der deutschen Kommandobehörde bestätigt. Die Offiziere kamen mit Automobilen nach Attigny zu einer Zeit, wo noch kein deutscher Soldat den Ort betreten hatte. Einwohner erzählten ihnen, die französischen Truppen hätten wie Vandalen gehaust. Sie seien froh, daß mit den Deutschen geordnete Verhältnisse eintreten.)

Die Soldaten erbrechen die Türen, trinken allen Wein, allen Alkohol, den sie finden, plünderten sogar die Juwelierläden. Unser Hauptmann läßt einen Chauffeur festnehmen, der gerade dabei war, sich eine goldene Kette einzustecken. Seine Sache ist klar: Kriegsgericht, erschossen. Das sind keine Menschen mehr, das sind wildgewordene Tiere. Ein Infanterist vom 17. Korps, das überall feige floh ohne zu kämpfen, brüstet sich damit, daß er einen verwundeten Deutschen durch Fußtritte getötet habe. Er wollte ihm seinen Mantel nehmen, den der andere festhielt. „Da er keine Kraft hatte," erzählt er uns, „versetzte ich ihm zwei oder drei Fußtritte". Es ist widerwärtig. Und dort ist ein anderer, der mit eines Feindes Mantel paradiert. Die Truppen des Südens sind verabscheuungswürdig. Und welche Kopflosigkeit! An einem Tage behauptet einer, drei Ulanen gesehen zu haben. Sofort ergreift das ganze Biwak die Flucht und dabei steht hier fast ein ganzes Armeekorps. Wirklich, wer nicht solche Tage miterlebt hat, kann sich keinen Begriff machen, bis zu welchem Punkte sich Menschen erniedrigen können. In aller Eile nimmt der Hauptmann seine Kompagnie zusammen und marschiert ab. Auf dem Marsche sehen wir wenigstens dieses Schauspiel nicht mehr. Ruhige Nacht.

Sonntag, 30. August. Aufbruch bei einem dicken, kalten Nebel ohne etwas gegessen zu haben. Wir sind zu sehr entmutigt, um an Essen zu denken. Während der Nacht sehen wir auf allen Seiten verräterische Signale der Spione, die uns umgeben und unsere Bewegungen signalisieren. Der Leutnant Cosson mit einer Patrouille entdeckt einen solchen in einem Hause. Der Spion trug französische Uniform! Im übrigen sagen selbst Eydoux' eigene Stabsoffiziere, Eydoux müsse verrückt oder an Deutschland verkauft sein, um uns so zu führen, wie er es tut.

Montag, 31. August. Ich erwache und fühle mich total zerschlagen. Ich kann nicht mehr. Deshalb mache ich einen Teil der Tagesmärsche im Wagen. Ich tue das zum ersten Male, denn ich gebe ungern ein schlechtes Beispiel. Aber wahrhaftig, ich kann nicht mehr...."

Hier bricht das Tagebuch ab, offenbar ist dem Verfasser nie in den Sinn gekommen, daß seine Aufzeichnungen in Feindeshand fallen könnten. Er hätte sich sonst gehütet, ein Dokument zu schaffen, das in seiner unverkennbaren Ehrlichkeit seltsam von allem absticht, was man sonst aus französischem Munde über die Zustände im Lager unserer Feinde zu hören gewohnt ist.

Weitere Belege für die französische Disziplinlosigkeit

Es erscheint fast überflüssig, dem vernichtenden Bekenntnis eines so einwandfreien Zeugen, wie eines Angehörigen des französischen Heeres selbst, noch weiteres Beweismaterial für die Lockerung der Mannszucht in der gegnerischen Armee hinzuzufügen. Aber gerade die Menge dieses Materials zeigt, daß es sich nicht um vereinzelte Erscheinungen, sondern um einen allgemeinen Zustand handelt.

Schon die Bewohner der von den Franzosen besetzten elsaß-lothringischen Ortschaften konnten in dieser Hinsicht ihre Beobachtungen machen. Die Einwohner von Hersbach-Wisch waren Zeugen von empörenden Auftritten zwischen den Soldaten und ihren

Offizieren. Als von diesen der Befehl zum Vormarsch auf Lützelhausen gegeben wurde, weigerten sich viele der Soldaten aufzustehen. Zurufe wie Tais ta gueule! — Tu veux risquer ta peau? Vas-y tout seul si t'as envie! erschollen laut zu dem befehlenden Offizier herüber.

„Es dauerte eine kleine Ewigkeit," erzählt ein Lothringer aus der Gegend von Saarburg, „bis die Soldaten nur angetreten waren. „Vous y êtes?" fragte der Offizier. „Pas encore", antworteten die Soldaten — „nous n'avons rien dans le coco." (Noch lange nicht, wir haben ja noch nichts im Bauch.) Wird der Offizier etwas schneidiger, dann rufen ihm seine Soldaten zu: „Tais ta gueule — je t'emmerde — ma première balle sera pour toi." („Halte deine Schnauze — ich sch... dich voll — meine erste Kugel ist für dich.") Soldaten traten aus der Reihe hervor und warfen dem Offizier die Flinte vor die Füße. Angesichts solcher Tatsachen, die an verschiedenen Orten von deutschen Lothringern beobachtet wurden, ist es nicht zu verwundern, wenn ein französischer Kommandant, der etwas deutsch sprach, und dieser Tage als Gefangener durch Saargemünd kam, zu deutschen Soldaten sagte: „Wenn ich euch gehabt hätte, hätte ich mich nicht ergeben." Mit seinem ganzen Bataillon hatte er sich ohne Schuß ergeben."

Die Plünderungen der zurückweichenden Franzosen im eigenen Lande werden in vielen deutschen Feldpostbriefen bezeugt. „Mehrfach," berichtet ein Mitkämpfer, „haben wir — unmittelbar nach dem Abzug der Franzosen — Ortschaften betreten, in deren Häusern wir eine grenzenlose Verwüstung vorfanden. Das Mobiliar war zertrümmert, Lebensmittel lagen zertreten am Boden umher, Leinen- und Kleiderschränke standen offen. Der Inhalt war zum Teil auf der Erde verstreut. Die Franzosen hatten auf der Flucht unterwegs alles weggeworfen und ergänzten nun hier ihre Bestände. Was für sie unbrauchbar war, warfen sie eben weg. Soeben wurde mir von einem Kameraden, einem Augenzeugen, erzählt, daß in einer Fabrik in der Nähe der Geldschrank erbrochen sei. Französische Beilpiken, die daneben lagen, zeigten, wer die Täter waren; was sollten auch unsere Truppen mit dem französischen Geld? So hausen also die flüchtigen Franzosen im eigenen Land." Ein deutscher Sozialdemokrat schreibt in der „Frankfurter Volksstimme": „Ich hatte die Franzosen höher eingeschätzt, bekam aber einen tiefen Abscheu, als ich sah, wie sie gehaust hatten. Je weiter wir ins Land kamen, bis tief nach Frankreich hinein, überall dasselbe Bild, überall grauenvolle Verwüstung, hungernde Frauen und Kinder, verzweifelte alte Leute, die erzählten, daß es ihre eigenen Landsleute waren, die ihre Wohnungen und alles vernichteten. Mir ist während des ganzen Marsches nur ein Fall bekannt geworden, wo sich ein betrunkener deutscher Landwehrmann zu einer Demolierung hinreißen ließ; von seinen übrigen Kameraden wurde er sofort der Wache übergeben und verhaftet. Unsere Soldaten duldeten nicht, daß geplündert wurde, sie teilten ihre eigenen Rationen mit den hungernden Frauen und Kindern. In Tanny traf ich eine Familie, Frau mit sechs Kindern, das siebente war auf dem Wege, die Familie war halb verhungert; sofort erhielt sie, nachdem ich dem Feldwebel davon Mitteilung gemacht hatte, von uns Brot, Reis, Salz, Kaffee und Fleisch von einem Ochsen, den wir geschlachtet hatten. Der Mann dieser Familie stand als Artillerielandwehrmann im Felde und schoß vielleicht in demselben Moment, wo die deutschen Soldaten seine Kinder und Frau verproviantierten, sein Geschütz gegen deutsche Soldaten ab. Das hinderte uns nicht, Mensch zu sein gegen die Unschuldigen, die unter diesem Zustand leiden mußten, und so wie wir dieser Frau gegenüber verfahren sind, so haben wir allen, die ohne Nahrung herumirrten, geholfen."

Bei einer derartigen Demoralisation der französischen Soldaten erscheint es einigermaßen erklärlich, daß die Franzosen selbst, und nicht etwa nur die von ihnen dafür beschuldigten Zuaven und Neger, in einzelnen Fällen das Rote Kreuz nicht geachtet,

ein deutſches Feldlazarett zuſammengeſchoſſen und deutſche Verwundete maſſakriert oder verſtümmelt haben. Als Beleg für dieſe letzte, leider mehrfach gemachte Erfahrung nur folgendes Ergebnis einer militäriſchen Unterſuchung aus dem Privatbrief eines preußiſchen Majors: Meine Brigade kommandierte mich geſtern in das Lazarett, um über einen Franzoſen zu Gericht zu ſitzen. Ich fand einen Gefreiten vor, dieſer gab ohne weiteres zu, zwei verwundeten deutſchen Soldaten des ... Armeekorps, das hier vor einigen Tagen die Maasübergänge genommen hatte, mit ſeinem Bajonett die Augen ausgeſtochen zu haben. Nach dem Grund gefragt, ſagte er ganz ruhig auf franzöſiſch: „Das iſt eine Art von Vergeltung wie jede andere.“ Damit war für mich der Tatbeſtand feſtgeſtellt und ich meldete dies der Brigade, die ihn ſofort erſchießen ließ. Geſchehen in ... am 31. Auguſt abends. Der Gefreite hieß E. B. Er war von Sanitätsmannſchaften bei der Tat abgefaßt worden; ihnen gegenüber hat er behauptet, von ſeinen Vorgeſetzten dazu Befehl erhalten zu haben. Die deutſchen Sanitätsmannſchaften ſagten, daß der franzöſiſche Gefreite etwa 30 deutſchen Verwundeten die Augen ausgeſtochen habe.“

Bei franzöſiſchen Gefangenen haben ſich folgende Armeebefehle gefunden, deren Inhalt die angeführten deutſchen Zeugniſſe vollauf beſtätigt:

Sonderbefehl vom 26. Auguſt 1914: „Es iſt dem Generalkommandeur der erſten Armee durch die Stadtbehörden von Rambervilliers der Beweis erbracht worden, daß in dieſer Stadt von Soldaten Akte der Gewalt und der Plünderung verübt worden ſind. Dieſe Vorgänge ſind um ſo bedauerlicher und tadelnswerter, als ſie auf franzöſiſchem Gebiet verübt wurden. Der kommandierende General des 21. Armeekorps wird unverzüglich über dieſen Punkt eine Unterſuchung eröffnen und den Kriegsgerichten die an dieſen Verbrechen Schuldigen zur Kenntnis bringen.“ Du Bail.

Befehl des Oberſtkommandierenden vom 1. September 1914: „Ich erhalte Bericht darüber, daß in unſerem Rücken Banden von Soldaten geplündert und Gewalttaten gegen Zivilperſonen verübt haben. Auf dieſe Verbrechen ſteht geſetzlich Todesſtrafe. Das beſchleunigte Verfahren der Armeekriegsgerichte wird die Möglichkeit bieten, die Schuldigen, ſobald ſie ergriffen ſind, mit aller mit den gerichtlichen Formen vereinbarten Raſchheit zu beſtrafen. Sollte aber die ordentliche Gerichtsbarkeit außerſtande ſein, Dinge zu verhindern, die unter den herrſchenden Verhältniſſen Attentate gegen die Nation darſtellen, ſo erinnere ich daran, daß das Militärſtrafgeſetzbuch Artikel 129 den Vorgeſetzten dazu ermächtigt, ihm Untergeordnete zu beſtrafen in „Fällen berechtigter Verteidigung ſeiner ſelbſt oder anderer, der Heranziehung von Flüchtlingen oder der Notwendigkeit, Plünderungen und Verwüſtungen zu verhindern“. Es kommt darauf an, von jetzt ab durch exemplariſche Strafen Verbrechen ein Ende zu machen, deren Fortdauer das Wohl der Armee in Frage ſtellen würde. Die Vorgeſetzten können daher nötigenfalls ohne Zögern gemäß dem Vorſtehenden die ſchärfſten Maßnahmen ergreifen, damit nach Soldaten, die ſich zuſammenrotten und plündern, geforſcht und der Gehorſam erzwungen werden kann.“ J. Joffre.

Befehle vom 9. und 10. September: „Der Kommandeur der 1. Armee General Du Bail bringt zur Kenntnis, daß ſich mehrere Leute ſelbſt Verwundungen beigebracht haben und daher mit dem Tode beſtraft worden ſind.

Das Kriegsgericht der 28. Diviſion hat am 7. September 19 Fälle von Verlaſſen von Poſten und Selbſtverſtümmelung geahndet; 11 Freiheitsſtrafen, 6 Todesſtrafen wurden verhängt, 2 Verfahren vertagt.“

Diviſionsbefehl der 28. Diviſion: „Alle Soldaten, die während eines Gefechts hinter der Front angetroffen werden, ſind vor das Kriegsgericht zu ſtellen. Die, die ſich regelmäßig hinter der Front aufhalten, ſollen mit einem Ausweis ausgeſtattet werden, der ihren Auftrag enthält.“

Die Wirkungen der ersten Kriegsereignisse auf Frankreich und England

Maßnahmen der französischen Regierung

Die Neubildung des Ministeriums

27. August.

In der Absicht, dem Ministerium eine breitere Grundlage zu geben, hat Ministerpräsident Viviani dem Präsidenten der Republik das Entlassungsgesuch fast des ganzen Kabinetts überreicht. Der Präsident hat es angenommen und Viviani mit der Neubildung des Ministeriums beauftragt.

Am Abend unterbreitete Viviani Herrn Poincaré folgende neue Ministerliste: Präsidium ohne Portefeuille Viviani, Justiz Briand, Auswärtiges Delcassé, Inneres Malvy, Krieg Millerand, Marine Augagneur, Finanzen Ribot, Oeffentlicher Unterricht Sarraut, Oeffentliche Arbeiten Sembat, Handel Thomson, Kolonien Doumergue, Landwirtschaft Fernand David, Minister ohne Portefeuille Jules Guesde.

28. August.

Das neue Ministerium hat sich in der angegebenen Zusammensetzung konstituiert.

29. August.

Der in der vergangenen Nacht unter dem Vorsitz des Präsidenten Poincaré zusammengetretene Ministerrat hat den Wortlaut des Aufrufs der neuen Regierung an die Bevölkerung bewilligt. Der Wortlaut ist folgender:

„Franzosen! Die Regierung hat ihren Kampfplatz eingenommen. Das Land weiß, daß es auf ihre Wachsamkeit und Energie zählen kann. Es weiß, daß ihr ganzes Sinnen und Trachten dem Lande gilt. Die Regierung andererseits weiß, daß sie sich auf das Land verlassen kann. Seine Söhne vergießen ihr Blut für Vaterland und Freiheit an der Seite der englischen und der belgischen heldenmütigen Armeen. Sie halten ohne Zittern den furchtbarsten Sturm von Eisen und Feuer aus, der je ein Volk überschüttet hat. Alle bleiben aufrecht. Ruhm ist Leben und Ruhm ist Tod. Die Menschen fallen, aber die Nation bleibt bestehen. Der endgültige Sieg ist gesichert. Ein sicher großer, aber nicht entscheidender Kampf beginnt. Wie auch sein Ausgang sein wird, der Krieg wird fortdauern. Frankreich ist nicht eine leichte Beute, wie es sich ein unduldsamer Feind eingebildet hat. Franzosen! Die Pflicht ist tragisch, aber einfach: den Eindringling zurückzuwerfen, ihn zu verfolgen und unseren Boden von seiner Gegenwart und die Freiheit von seinen Fesseln zu befreien; auszuhalten bis zum Möglichsten, bis zum Aeußersten, falls nötig, bis zum Ende; unseren Geist und unsere Herzen zu erheben, über die Gefahr hinaus Herr unserer Geschicke zu bleiben. Zu gleicher Zeit marschieren unsere Verbündeten, die Russen, mit entschlossenen Schritten nach der Hauptstadt des Deutschen Reiches, die von Angst beherrscht zu werden beginnt, und bringen den feindlichen Truppen, die sich zurückziehen, viele Niederlagen bei. Wir werden von Frankreich alle Opfer, alle Hilfe verlangen, die es an Menschen und Kraft leisten kann. Seien wir daher fest und entschlossen! Das nationale Leben, unterstützt von finanziellen und administrativen Maßnahmen, wird nicht unterbrochen. Laßt uns Vertrauen haben zu uns selbst und alles vergessen, was nicht das Vaterland betrifft. Wenden wir unsere ganze Aufmerksamkeit nach der Grenze. Wir haben die Mittel und den Willen zu siegen und wir werden siegen!“ Der Aufruf ist von allen Ministern unterzeichnet.

Die sozialistische Partei hat den Eintritt Marcel Sembats und des radikalen Jules Guesde in das Kabinett Viviani in einem langen Manifest begründet, in dem es heißt: „Das Oberhaupt der Regierung war der Ansicht, daß für die Organisation eines Kampfes, der mit größter Hartnäckigkeit geführt werden muß, die Zusammenarbeit aller notwendig sei, und vor allem auch die Mitwirkung jener, die zur Entwicklung des Proletariats die Unterdrückung des Despotismus für notwendig halten. Der Präsident wußte, daß zu allen Zeiten in schwerer Stunde, 1793 wie 1870, gerade jene Menschen, gerade jene Sozialisten, gerade jene Revolutionäre es waren, in die die Nation ihr Vertrauen setzte. Ohne erst eine Kundgebung des Volkswillens abzuwarten, hat sich der Chef der Regierung an unsere Partei gewandt, und unsere Partei hat geantwortet: „Wir sind bereit!" In diesem Sinne sind unsere Freunde in die Regierung eingetreten. Sie sind sich der gewaltigen Arbeit bewußt, die sie durchzuführen haben, und sie werden vor allem durchsetzen, daß dem Lande die Wahrheit gesagt wird. Sie werden den Mut und den Willen des Landes zum Siege aufrechterhalten und stärken, indem sie ihm Vertrauen in die Aufrichtigkeit der Regierung einflößen." Das mehr französische als sozialistische Manifest schließt mit einem Bombast von Phrasen, in dem es unter anderem heißt: „Wir kämpfen, damit die Welt, befreit von der erstickenden Umklammerung durch Imperialismus und Kriegsgreuel, endlich den Frieden in der Achtung vor den Rechten aller genieße. Diese Ueberzeugung werden die sozialistischen Minister der ganzen Regierung einflößen. Sie werden so die Arbeit des Kabinetts beleben, sie werden diese Ueberzeugung aber auch der heroischen Armee mitteilen, in der heute die Blüte der Nation kämpft. Und durch ihre Ausdauer, durch ihre Begeisterung werden sie zugleich das Heil des Vaterlandes, den Fortschritt der Menschheit sichern."

* * *

Den Anlaß zur Neubildung des französischen Kabinetts hat zweifellos der Rücktritt des bisherigen Kriegsministers Messimy gegeben. Seit dem Beginn der kriegerischen Operationen soll es zwischen ihm und dem Generalissimus Joffre zu immer häufigeren Meinungsverschiedenheiten gekommen sein. Die Gründe des Zerwürfnisses lagen teils darin, daß Messimy seine Gedanken dem Generalstab diktieren wollte, teils sind sie auf politischem Gebiet zu suchen. Messimy ist von Anfang an durch die überstürzten Siegesbulletins des Generalissimus über dessen Offensive im Oberelsaß in eine peinliche Lage gegenüber der öffentlichen Meinung geraten. Zu Beginn des Krieges hatte der Minister feierlich vor aller Welt die Verpflichtung übernommen, jeden Abend eine amtliche Note über die Lage der gesamten Kriegsarmee zu veröffentlichen und selbst den Truppen bekanntgeben zu lassen. Das geschah auch bis zur Schlacht von Metz; da ergab sich, daß die Telegramme des Generalissimus nicht den Tatsachen entsprochen hatten und der Minister sah sich genötigt, die Veröffentlichung der Tagesbulletins einzustellen.

Das neue Kabinett, das nicht mehr bloß aus Radikalen und Radikalsozialisten besteht, sondern Mitglieder aller republikanischen Parteien bis zur äußersten Linken der Sozialdemokratie umfaßt, soll die Verantwortung auf breitere Parteigruppierungen abladen und dementsprechend mit größerer Autorität als das bisherige Kabinett auftreten können. Diese Aussicht ist aber nur ein schwacher Trost gegenüber der bereits vollzogenen Tatsache, daß durch die Mißstände in der obersten Heeresleitung das Vertrauen weiter politischer Kreise zu der Einheitlichkeit der Führung stark erschüttert worden ist.

Militärische Maßnahmen

28. August.

Zum Gouverneur von Paris ist an Stelle des Divisionsgenerals Michel der General Galliéni ernannt worden. Michel hatte um ein Kommando in der Front gebeten.

31. August.

General Pau, der in Paris weilte, erhielt die ministerielle Zusage einer Erweiterung seines Wirkungskreises. Pau gilt in militärischen Kreisen für den Mann der Tat, während Joffre vielen in diesen kritischen Zeiten als zu bedächtig erscheint.

Die Uebersiedlung der Regierung nach Bordeaux

3. September.

Präsident Poincaré und die Mitglieder der Regierung haben Paris in aller Stille heute nacht verlassen und sich nach Bordeaux begeben. Die Bank von Frankreich hat ihre Bestände gleichfalls nach Bordeaux übergeführt.

Die Regierung hat folgenden Aufruf an das Land gerichtet:

„Franzosen! Seit mehreren Tagen stellen erbitterte Kämpfe unsere heldenhaften Truppen und die feindliche Armee auf die Probe. Die Tapferkeit unserer Soldaten hat an mehreren Punkten bemerkenswerte Vorteile errungen. Dagegen hat uns der Vorstoß der deutschen Streitkräfte im Norden zum Rückzug gezwungen. Diese Lage nötigt den Präsidenten der Republik und die Regierung zu einem schmerzlichen Entschluß. Um über das Heil der Nation zu wachen, erachten es die Behörden als ihre Pflicht, sich zeitweilig von Paris zu entfernen. Indessen wird der vortreffliche Oberbefehlshaber der französischen Armee voll Mut und Begeisterung die Hauptstadt und ihre patriotische Bevölkerung gegen den Eindringling verteidigen; der Krieg soll gleichzeitig aber auch im übrigen Lande geführt werden. Ohne Furcht und Nachlassen, ohne Aufschub und Schwäche wird der heilige Krieg für die Ehre der Nation und als Sühne für verletztes Recht weitergehen. Keine unserer Armeen ist in ihrem Bestand erschüttert worden. Wenn einige recht bemerkenswerte Verluste erlitten haben, so sind die Lücken sofort durch die Ersatzreserven ausgefüllt worden und der Aufruf der Rekruten sichert neue Quellen an Menschen und Energie. Widerstand und Kampf, das soll die Parole der verbündeten englischen, russischen, belgischen und französischen Heere sein; Widerstand und Kampf, während die Engländer, die zur See helfen, die Verbindung unserer Feinde mit der Welt abschneiden. Widerstand und Kampf, während die russischen Armeen weiter vorrücken, um den entscheidenden Stoß in das Herz des Deutschen Reiches zu führen. Es ist die Aufgabe der republikanischen Regierung, diesen hartnäckigen Widerstand zu leisten. Ueberall werden sich zum Schutz der Unabhängigkeit Frankreichs die Länder erheben und diesem furchtbaren Kampf ihre ganze Kraft und alle ihre Hilfsmittel leihen. Es ist unumgänglich notwendig, daß die Regierung freie Hand behält. Auf Wunsch der Militärbehörden verlegt die Regierung daher für den Augenblick ihren Aufenthalt nach einem Punkte Frankreichs, wo sie in ununterbrochener Verbindung mit der Gesamtheit des Landes bleiben kann. Sie fordert die Mitglieder des Parlaments auf, sich nicht fern von ihr zu halten, um gegenüber dem Feinde zusammen mit der Regierung und ihren Kollegen den Sammelpunkt der nationalen Einheit zu bilden.

Die Regierung verläßt Paris erst, nachdem sie die Verteidigung der Stadt und des befestigten Lagers durch alle in ihrer Macht stehenden Mittel sicher gestellt hat. Sie weiß, daß sie es nicht nötig hat, der bewundernswürdigen Pariser Bevölkerung Ruhe, Entschlußkraft und Kaltblütigkeit zu empfehlen. Die Bevölkerung von Paris zeigt jeden Tag, daß sie den größten Pflichten gewachsen ist. Franzosen! Zeigen wir uns dieser tragischen Umstände würdig. Wir werden den endlichen Sieg erringen und wir werden ihn erringen durch den unermüdlichen Willen zum Widerstand und zur Beharrlichkeit. Eine Nation, die nicht untergehen will und die, um zu leben, weder vor Leiden noch vor Opfern zurückschreckt, ist sicher, zu siegen." Der Aufruf ist vom Präsidenten Poincaré und sämtlichen Ministern unterzeichnet.

5. September.

Schon vor der Uebersiedlung der französischen Regierung nach Bordeaux hatte der russische Botschafter Iswolski Paris verlassen und sich in einen neutralen Staat begeben. Der amerikanische und der spanische Botschafter sind in Paris zurückgeblieben, ebenso die Vertreter der skandinavischen Länder. Auch der frühere Minister Briand ist dort geblieben. In Paris ist nur eine Filiale der Bank von Frankreich zurückgelassen worden. Von den Pariser Zeitungen ist der „Temps" vollständig nach Bordeaux übergesiedelt. Dagegen werden der „Matin", das „Journal", die „Humanité", die „Information" und die Pariser Ausgabe der „Daily Mail", die alle bereits ihre Redaktionen nach Bordeaux verlegt haben, sowohl dort, als auch in Paris erscheinen. Auch die „Agence Havas" hat ihre sämtlichen Bureaux nach Bordeaux verlegt.

6. September.

Der „Corriere della Sera" will aus bester Quelle wissen, der Entschluß der französischen Regierung, nach Bordeaux überzusiedeln, sei auf das persönliche Eingreifen Lord Kitcheners zurückzuführen. Der Vorschlag der Uebersiedlung sei auf den Widerspruch der sozialistischen Minister Guesde und Sembat gestoßen, die den Ausbruch von Unruhen in Paris befürchteten. Eine Ministerkrisis habe schon gedroht, da sei Kitchener am 31. August mit den Generalen French, Joffre und Galliéni in Paris im Ministerrat erschienen, der schließlich die Uebersiedlung einstimmig genehmigt habe.

Verteidigungsvorkehrungen in Paris

31. August.

Ein Befehl des Militärgouverneurs von Paris lautet: „In vier Tagen, vom 30. August ab gerechnet, müssen die Hausbesitzer, Pächter und Mieter in der Zone der alten und neuen Forts ihre Häuser sämtlich zerstört haben. Widrigenfalls werden sie mit sämtlichem darin befindlichen Gut vom Militär gesprengt. Galliéni."

Das Bois de Boulogne ist in einen malerischen Tierpark verwandelt, in dem Kühe und Schafe grasen. Der Park von Longchamps beherbergt zweitausend Rinder, die in Drahtzäunen zusammengepfercht von Landwehrleuten bewacht werden. Auch sonst wird alles auf eine Belagerung vorbereitet. Tränken werden überall eingerichtet, die vom Fluß aus gespeist werden. Riesige Heufuder werden aufgeschichtet. Im Park Bagatelle sind Schafherden zusammengetrieben.

Dem „Matin" zufolge befinden sich in Paris 600 000 Arbeitslose.

4. September.

General Galliéni hat folgenden Aufruf an das Heer und die Bevölkerung von Paris gerichtet: „Die Mitglieder der Regierung der Republik haben Paris verlassen, um der nationalen Verteidigung einen neuen Antrieb zu geben. Ich habe den Auftrag erhalten, Paris gegen den Eindringling zu verteidigen. Diesen Auftrag werde ich bis zum Ende erfüllen!"

5. September.

Der Militärgouverneur von Paris, der die Stadt, so weit möglich, von überflüssigen Essern zu befreien sucht, erleichtert Familien die Abreise, indem er nach den Provinzen an der Grenze fortwährend unentgeltlich befördernde Züge laufen läßt, und zwar nicht nur für die Pariser, sondern auch für die Bewohner der Umgegend von Paris, da der Militärgouverneur auf einen Umkreis von 30 Kilometern alle Häuser hat räumen lassen, die dann vollständig zerstört wurden. Dieselben Maßregeln wurden auch in Levallois-Perret, Suresnes und Champigny getroffen; den Einwohnern dieser Orte wurde nur eine kurze Frist gegeben, ihre Habseligkeiten zusammenzuraffen. Während so Paris geräumt wird, kommen dort Tausende von Flüchtlingen aus den

von den Deutschen besetzten Gebieten an. Sie haben ihre Habseligkeiten auf große und kleine Wagen geladen, vor die Pferde und Maultiere gespannt sind. So durchziehen sie in langen Reihen die Pariser Straßen und wenden sich hauptsächlich nach den südlichen Stadtvierteln. Teils werden sie hier untergebracht, teils sofort wieder abgeschoben.

10. September.

In Paris herrscht große Freude und allgemeines Aufatmen infolge der durch Anschläge veröffentlichten Nachricht, daß die Deutschen von einer Umzingelung der Stadt vorerst abgesehen hätten.

Die Stimmung in Frankreich

Aus Paris

Nach authentischen Berichten der ausländischen Presse

Schon geraume Zeit vor den Zeppelinbesuchen über Antwerpen und den Bombenwürfen der deutschen Flieger über Paris bemächtigte sich der Pariser Behörden, nicht minder wie der Einwohnerschaft, die Angst vor den deutschen Luftschiffen (vgl. S. 130). Im Louvre traf man umfassende Maßnahmen, um die Kunstschätze vor Bomben zu sichern; alles ist in eisernen Kisten verpackt worden. Die Statue der Venus von Milo und das Bild der Joconda wurden in Stahlkammern eingeschlossen. Der griechische Saal mit den Meisterwerken des Phidias ist ganz mit Sandsäcken ausgelegt worden. Die oberen Stockwerke des Louvre wurden ausgeräumt und in ein Lazarett umgewandelt, von dem die schützende Flagge des Roten Kreuzes weht.

Die Stimmung im Volk und in der Presse, die durch die anfänglichen Siegesmeldungen aus dem Oberelsaß und aus Lothringen sehr gehoben worden war, erlitt einen starken Rückschlag, als gute Nachrichten plötzlich ausblieben und nach mißglückten Verschleierungsmanövern die Wahrheit immer klarer zutage trat. Der Korrespondent der römischen „Tribuna" schreibt: „Wenn wir Journalisten im Kriegsministerium unsere täglichen Berichte holen, dann glauben wir, den Bericht eines Gendarmeriechefs zu lesen: Erzählungen von kleinen Scharmützeln, Beschreibungen preußischer Grausamkeiten, Heldentaten französischer Soldaten und Flieger und Briefe aus dem Feldlager." Der Brief spricht dann von einem Artikel Hervés, der die Verleumdungen der Presse gegen Deutschland verurteilt. „Weil auch im deutschen Heere," heiße es darin, „einige Barbaren sind, die ihre Uniformen entehrten, indem sie Frauen und Kinder erstachen, warum muß man da glauben, daß alle Deutschen Scheusale und Mörder sind! Daß unser Heer tapfer ist, wissen wir alle. Warum müssen wir deshalb dem Publikum weismachen, daß das preußische Heer eine Horde von Feiglingen ist?" Noch größere Bestürzung hat ein Artikel Clemenceaus hervorgerufen, der in drohenden Worten das Ministerium daran erinnerte, daß es sein Wort, die Wahrheit zu sagen, gebrochen habe.

Die Erfolge der deutschen Waffen in Lothringen und Belgien wirkten niederschmetternd; sogar in der Presse entstand eine Panik. Der frühere Minister Pichon forderte im „Petit Journal" japanische Hilfe. Senator Gervais erklärte im „Matin", die Niederlage in Lothringen sei zum großen Teil durch die kopflose Flucht eines Teils des 15. Armeekorps verschuldet worden, das seinen Ersatz aus Toulon, Marseille, Antibes und Aix (Provence) erhält. Damit hatte er die Truppen des Südens öffentlich bloßgestellt. Ein Sturm der Entrüstung erhob sich, der Kriegsminister erließ ein abschwächendes Dementi, der „Matin" und der geschwätzige Senator wurden bestraft — aber die armen Teufel, die zufällig jenen Regimentern angehörten, mußten der Rehabilitierung wegen zuerst ins Feuer zurück und wurden in furchtbarer Weise dezimiert. Die

Armeeleitung hat denn auch ſeither keinen einzigen franzöſiſchen Reporter den Operationen folgen laſſen, während ſie zugunſten der Engländer eine Ausnahme machte, was freilich das zeitweilige Verbot der „Times“ in Frankreich zur Folge hatte.

„Auf den Boulevards,“ meldet der Berichterſtatter der „Neuen Zürcher Zeitung“, „ſprach niemand mehr vom ſiegreichen Vordringen im Elſaß, vom Haſenpanier der Feinde; die luſtigen Anekdoten, die aus den Soldatenbriefen von Mund zu Mund kolportiert worden waren und jene fröhliche Kriegsſtimmung erzeugt hatten, die den künftigen Sieger zu kennzeichnen ſcheint, verſtummten mit einem Male. Aus dem Kriege, der eben noch ein patriotiſches Erlebnis war, wurde eine furchtbare blut- und tränengetränkte Wirklichkeit, die vielleicht in wenig Tagen ſchon an den Toren von Paris ſelbſt anklopfte.“ Vor dem Kriegsminiſterium kam es abends zu ſtürmiſchen Auftritten. Man ſchrie: „Nieder mit Joffre, ſchickt Joffre nach Haus!“

Immer näher an Paris heran wälzte ſich, um mit der „Times“ zu reden, die Sturmwelle der Deutſchen. Es war ein Glück, daß die Pariſer in dieſen Tagen überhaupt nicht recht zur Beſinnung kamen, ſonſt wäre eine fürchterliche Panik ausgebrochen. Die Stadt bot das Bild eines ungeheuren Umzugs. Der Pariſer Mitarbeiter der „Neuen Zürcher Zeitung“ berichtet: „In der ſogenannten militäriſchen Zone von Paris hielt ſich, in Bretterverſchlägen oder in einſtöckigen Häuſern, eine Bevölkerung von etwa hunderttauſend Seelen auf, als der Befehl erging, dieſe Zone ſei zu räumen. Damit begann auf einzelnen Straßen von Paris der traurigſte Auszug, den man ſich denken kann. Männer, Frauen, Kinder inmitten ihrer kümmerlichen Habe und mit allem, was ſie hatten mitnehmen können, zogen auf mächtigen Wagen einer unbekannten, erhofften oder verſprochenen Zuflucht zu, einer ungewiſſen Zukunft und dem Elend entgegen. Die meiſten hatten alles verloren, ihr Antlitz war fahl, die Augen ſtarrten ins Leere. Mehrere Tage dauerte der Zug. Er ſchien nicht zu enden. Das Herz krampfte ſich zuſammen bei dieſem Anblick, und viele Frauen weinten. Die Haustiere, die nicht hatten mitgenommen werden können, Kühe, Pferde, Ziegen, Kaninchen und Hühner wurden ins Freie gelaſſen. Nun irren ſie umher, und die Soldaten der nahen Forts holen ſich bald ein Huhn, bald ein Kaninchen für die Küche. Der troſtloſe Anblick, den die Umgebung von Paris bietet, wird vollkommen durch das Verſchwinden der Bäume, welche die Straßen ſäumten, namentlich der prächtigen Platanenallee gegen Saint-Denis.“

Während der düſtere Zug vorbeimarſchiert, drängt ſich ein anderer Strom in die Bahnhöfe der Nord-, Oſt- und Weſtlinien. Es ſind die vor dem Einmarſch der Deutſchen flüchtenden Belgier und Franzoſen. Sie warten auf Weiterbeförderung und lagern inzwiſchen in den Warteſälen. „Die Flüchtlinge,“ berichtet die „Tribuna“, „werden vom Nord- und Oſtbahnhof mit der Untergrundbahn nach dem Marsfeld geſchafft. Auf dieſe Weiſe ſuchen die Behörden der Einwohnerſchaft das entmutigende Schauſpiel dieſes Elends zu verbergen. Im Winterzirkus werden die armen Leute dann mit Kleidern und Wäſche ausgeſtattet; ſie erhalten Lebensmittelbons und werden einſtweilen in Aſyle oder Privatwohnungen geführt, um ſpäter in die ſüdweſtlichen Departements abtransportiert zu werden. Gleichzeitig ziehen aus den Faubourgs Saint-Honoré und Saint-Germain endloſe Reihen übervoll beſetzter Automobile mit ihren eleganten Inſaſſen fort. Sie bewegen ſich in raſender Flucht in der Richtung nach Südfrankreich.“

Um Paris im Fall einer Belagerung von unnützen Eſſern zu befreien, hatte der Gemeinderat amtlich verkünden laſſen, wer irgend in der Lage ſei, möchte die Stadt verlaſſen. Alle damit verbundenen Formalitäten wurden aufgehoben. Im übrigen hatte die Polizei alle Vorkehrungen getroffen, um einer Panik vorzubeugen. Den Zeitungsverkäufern war das laute Ausrufen der Blätter unterſagt worden, ſie durften ſie nur noch mit ſtummer Geſte anbieten. Auch wurde den Zeitungen verboten, mehr

als zwei Spalten breite und allzu auffällige Ueberschriften zu machen, um unnötige Erregungen zu vermeiden. Die Verhaftung verdächtiger Elemente (vgl. S. 131) wurde ununterbrochen fortgesetzt. Man soll ihnen die Wahl zwischen Gefängnis und Militärdienst freigestellt haben!

Auch die Abreise der Regierung nach Bordeaux vollzog sich in „aller Stille". Die Ankündigung der Uebersiedlung erfolgte erst, nachdem die gesamte Regierung Paris schon seit sechs Stunden verlassen hatte. Dennoch strömten, wie der Genfer „Courrier" berichtet, sofort nach Bekanntwerden des Manifestes Tausende nach dem Elysee und der Place de la Concorde und eröffneten ein Steinbombardement gegen die Regierungsgebäude, ohne daß die Aufgebote der Polizei nennenswerte Anstrengungen machten, die Menschenmenge abzudrängen.

Aber trotz gelegentlicher Straßentumulte hat sich der altbekannte Pariser Volkscharakter auch dieser Situation gegenüber wieder bewährt: nachdem die erste Aufregung vorüber war, fügte man sich rasch und mit einem gewissen feinen Humor ins Unvermeidliche. Die Pariser wissen an allem die guten Seiten herauszufinden. „Plus de gouvernement, plus de bêtises", sagen sie. Die häufigen Besuche der deutschen Flieger wurden schließlich zu einer interessanten Nachmittagsunterhaltung (vgl. S. 281), und draußen in Saint-Denis, vor den Toren der Stadt, konnte man auf einem die Gegend beherrschenden Hügel viele Menschen im Grase liegen sehen, die den Horizont nach den Deutschen absuchten!

Eine junge Elsässerin, die auf Grund des Nachweises, daß sie und ihre Eltern Elsässer sind, die Erlaubnis zur Heimreise erhielt und Paris am 5. September verlassen hat, erzählt, in der Stadt herrsche im großen und ganzen Ruhe. Man sei zwar niedergeschlagen, weil die deutsche Armee Frankreich überrenne und auch mit der Zeit Paris einnehmen werde, aber an der endgültigen Entscheidung zweifle man nicht, da die englische Flotte und die russische Millionenarmee Deutschland doch besiegen würden. Im Pariser Straßenbild herrsche die englische Uniform vor. Die englischen Soldaten seien aber durchaus nicht populär. Im Gegenteil verspotte sie der Pariser und verachte ihre Mannschaften gegenüber dem Mut und der Tapferkeit des französischen Soldaten. Ueber die Engländer sagen die Pariser: sie sind immer die Sieger, aber sie tun gar nichts, außer, daß sie davonlaufen und ihre Pfeife rauchen. Es sei überhaupt bezeichnend, daß die jeden Franzosen im Grunde beherrschende Abneigung gegen den Engländer immer mehr zum Ausdruck komme.

Ein sehr anschauliches Stimmungsbild aus der verlassenen Hauptstadt gibt eine Pariser Dame in der „Times". Sie schreibt: „Wir schwanken hier zwischen Angst und Hoffnung, aber unsere Stimmung ist ruhig. Jedermanns Haltung ist bewunderungswürdig. Man spricht mit jedermann auf der Straße und in der Untergrundbahn, so groß ist bei allen der Wunsch, etwas Neues zu erfahren. Unser einziges Leid ist der Mangel an Nachrichten. Gestern hatten wir einmal tüchtig zu lachen. Unsere ganze Rue de Calais war in tolles Lachen ausgebrochen. Wir hatten unseren Landsitz in Nesles verlassen und dort die Erntevorräte, Vieh und Geflügel in der Obhut unserer getreuen Knechte Josef und Robert zurücklassen müssen. Unser Josef nun, da er keinerlei Nachrichten hatte, Dorf und Postamt geräumt waren, er sich allein sah und an unsere Anweisung dachte „lieber alles zu verlassen, als in Gefahr zurückzubleiben", kommt in Paris an und tut uns zu wissen, daß der „Wagenzug" an den Toren von Paris sei. Ich gehe hinaus und sehe nun die sonderbarste Prozession, die man sich vorstellen kann. Da war Josef mit einem langen Stecken in der Hand und kutschierte den schweren, von zwei Kühen gezogenen, mit Weizen beladenen Leiterwagen vor sich her. Der junge Robert, ebenfalls mit einem Stock, trieb die Tiere an. Hinter dem Wagen kam unsere dritte Kuh

und dann unser Pferd Ibrahim, vor unsere Kutsche gespannt, die mit Vorräten, Enten- und Hühnerkäfigen, Kartoffeln usw. beladen war. Ich, in meinem schwarzen Kleide mit Federhut und weißen Handschuhen, ergreife Ibrahims Zügel, und wir ziehen nach Paris hinein, die äußeren Boulevards entlang. Unser alter Hund Nesla in einem Korb unter dem Wagen, die Zunge heraushängend, Kaninchen über Tomaten und Enten in einem Bett von Bohnen liegend. So kamen wir in der Rue de Calais an. Alle Nachbarn an den Fenstern amüsierten sich höchlich. Unser Hof hallte von dem Gelächter der Kinder wider, die Kühe muhten, die Hähne krähten, die Hennen gluckten, alle voller Staunen, sich auf den Steinen eines eleganten städtischen Hofes zu sehen, der plötzlich in einen Bauernhof verwandelt war. Einen Augenblick vergaßen wir, daß unsere Herzen wie in einen Schraubstock gespannt sind, und daß alle unsere Gedanken nur bei unseren tapferen Kriegern weilen dürfen."

Die Niederlassung der Regierung in Bordeaux

Der Einzug Poincarés in Bordeaux nahm einen trüben Verlauf. Eine unzählige Volksmenge hielt die zum Bahnhof führenden Straßen besetzt. Die Männer waren ernst und still, die Frauen hatten ein bekümmertes Aussehen, und viele, deren Brüder, Männer und Väter im Felde stehen, waren in Tränen aufgelöst. Die Ankunft des Präsidenten wurde nicht wie sonst mit den Klängen der Marseillaise, sondern nur mit kurzem Trommelwirbel begrüßt, doch brach bei der Vorbeifahrt die Menge in brausende Rufe „Vive la France!" aus. Poincaré war so ergriffen, daß er weinte.

Bald erschienen auch die Pariser Zeitungen, und zwar in Form kleiner Flugblätter. Sie verzeichneten eine pathetische Erklärung Asquiths, daß England den Krieg selbst zwanzig Jahre lang fortsetzen werde, bis die Ententemächte Deutschland völlig niedergeworfen hätten. Um den Mut der Bevölkerung zu heben, bestätigte auch Poincaré den Notabilitäten von Bordeaux sein volles Vertrauen in den schließlichen Sieg der französischen Taktik. Frankreich sei nicht geschlagen; seine Heere seien alle noch intakt.

Immer mehr bevölkerte sich Bordeaux mit Angehörigen der Regierung und der gesetzgebenden Körperschaften, sowie zahlreichen sonstigen Parisern, die sich hier häuslich einrichten wollten.

Auch immer mehr Parlamentarier kamen an, obwohl die parlamentarische Session geschlossen ist. „Die Wandelgänge im Theater der Alhambra, das heute das Palais Bourbon vertritt, und im Apollotheater, das das Palais Luxemburg ersetzt, sind jetzt sehr belebt," schreibt ein Augenzeuge. „In diesen Tempeln der Gesetze werden die Ereignisse des Tages und die offiziellen Mitteilungen über den Gang der militärischen Ereignisse besprochen. Das Theater der Alhambra ist früher sehr gern von den französischen Schauspielertruppen benutzt worden, die nach Bordeaux gekommen sind, dort Komödie zu spielen. Jetzt hat man es in das Gebäude der Deputiertenkammer verwandelt. Auf seinen 600 Fauteuils sollen die Deputierten sitzen und auf der Bühne erhebt sich die Estrade für den Präsidenten Deschanel, dem zur Seite sein getreuer Generalsekretär Pierre zu sitzen kommt. Die Logen sind für das diplomatische Korps reserviert und sollen an den großen parlamentarischen Tagen auch dem Publikum zur Verfügung stehen, während sich auf dem Amphitheater die Presse niederlassen wird. In demselben Saal hat nach 1870 Gambetta seine großen patriotischen Reden gehalten. Vorläufig wird im Saal noch fleißig tapeziert und die Deputierten ziehen es vor, in den Galerien spazieren zu gehen und zu plaudern. Viele von ihnen tragen Uniform. Da die ordentliche Session 1914 verfassungsmäßig geschlossen ist, können die Deputierten erst am zweiten Dienstag des Januar 1915 zu einer neuen ordentlichen Session zusammentreten. Indessen könnte es zu einer außerordentlichen Session kommen, wenn mehr als die

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

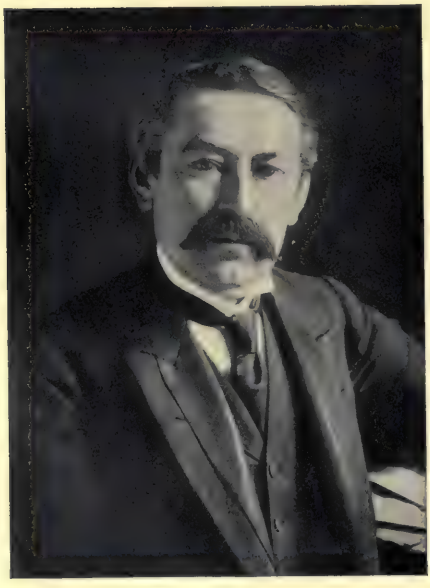
Präsident Poincaré mit General Joffre und Kriegsminister Millerand

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Raymond Poincaré
Präsident der französischen Republik

Alexandre Millerand
Französischer Kriegsminister

Théophile Delcassé
Französischer Minister des Auswärtigen



Aristide Briand
Französischer Justizminister

René Viviani
Französischer Ministerpräsident

Phot. Gebrüder Haeckel, Berlin

Hälfte der Kammermitglieder den Auftrag zur Einberufung der Kammer stellt. Der Sitzungssaal des Senats ist in einem weit bescheideneren Gebäude untergebracht, als der der Kammer. Das Apollotheater ist ein alter Zirkus, der erst später in eine Schaubühne umgewandelt wurde. Der Saal hat 300 Fauteuils, der Stuhl des Präsidenten wird im Orchester untergebracht werden."

Ein amerikanischer Berichterstatter gibt folgende interessante Schilderung über die anfängliche Situation in Bordeaux:

„Höchst sonderbar mutete es mich in Bordeaux an, daß die Niederlassungen der Regierungsrepräsentanten unter fabelhaft starker Bewachung standen. Vor dem Munizipalgebäude, vor der Präfektur, vor verschiedenen Schulen, die zu Ministerien umgewandelt worden sind, kurz überall dort, wo ein Regierungsmann seine Tätigkeit ausübt, stehen mehrere Kompagnien Soldaten, vielfach mit Maschinengewehren ausgerüstet. Auf den die Regierungssitze verbindenden Straßen dürfen Zivilisten nur dann gehen, wenn sie im Besitz von besonderen Erlaubnisscheinen sind.

Bordeaux leidet wie alle von den Deutschen noch nicht besetzten Städte an Ueberfüllung. Es dürfte jetzt doppelt so viele Einwohner wie in normalen Zeiten haben. Alles, was sich regierungsfähig oder zur Regierung hingezogen fühlt, ist aus allen Windrichtungen nach Bordeaux geeilt. Natürlich fordern die „Ureinwohner" Phantasiepreise für die Quartiere.

Man sollte meinen, auch die Arbeiterschaft von Bordeaux könnte von der Not der anderen profitieren und die obdachlose Regierung segnen. Allein auch hier hat die Arbeiterschaft schon protestiert, demonstriert und revoltiert. Die Maschinengewehre auf den Straßen und die dazu gehörigen Soldaten sind nicht umsonst aufgestellt. Als Herr Poincaré seinen Einzug mit einer Rede an das Volk feierte, durften nur diejenigen zuhören, die polizeilich auf ihre Zuverlässigkeit geprüft und militärisch überwacht waren.

Herr Delcassé ist durch einen Steinwurf am Halse verletzt worden. Nun streitet man sich um die Frage herum, ob ihn das Unheil beim Auszug aus Paris oder beim Einzug in Bordeaux getroffen hat. Jedenfalls hütet er das Zimmer nicht nur aus Gründen der persönlichen Sicherheit.

Ueberaus komisch wirkt die Tatsache, daß die Feier des Einzuges erst fünf Tage nach der Ankunft des Präsidenten und seines Ministeriums stattgefunden hat. Als man sich schon fünf Tage lang in Bordeaux vergraben hatte, hoffte man immer noch auf den „großen Coup", den entscheidenden Sieg über die Deutschen, der die heimliche Rückverlegung der Regierungsmaschinerie nach Paris erlaubt haben würde. Als dann aber die Nachricht kam, daß die Deutschen schon bei Compiègne stünden, daß Reims nicht zu halten sei und daß die Russen an ihrem Marsch über Berlin hinaus (!) verhindert würden, da präparierte sich Herr Poincaré auf seine Einzugsrede."

Afrikanerschau in Frankreich

Ein deutsch-amerikanischer Journalist, der im Dienst amerikanischer Zeitungen steht, schreibt aus Lyon: „Was jetzt an afrikanischen Wilden nach Frankreich herübergeschafft wird, davon macht man sich außerhalb dieses Landes absolut keinen Begriff. Von Algier, Tunesien, Marokko bis hinab zum Kap der Guten Hoffnung wird es wohl kaum noch einen Volksstamm geben, der, sofern er unter französischer, englischer oder belgischer Herrschaft steht, nicht Krieger an Frankreich abgegeben hätte. Die Feinde Deutschlands handeln offenbar nach dem Grundsatz der Warenhausbesitzer: die Masse soll es schaffen! Auch die Anwendung dieses Grundsatzes ist nur ein Zeichen mehr, daß die Regierenden, die ihn anwenden, und die Regierten, die auf ihn bauen, nicht mehr fähig sind, sich Rechenschaft über ihr aberwitziges Tun zu geben. Es mögen jetzt schon an 200 000

farbige „Soldaten" auf französischem Boden stehen. Lyoner Blätter sprechen schon von drei Viertel Millionen. Aber die sehen in ihrer geistigen Trunkenheit doppelt, dreifach und vierfach. Was in aller Welt diese Gattung Soldat gegen einen so furchtbaren Feind wie es die Deutschen schon für die gewiß nicht schlecht gedrillten Franzosen sind, anfangen will, darüber ist man sich scheint's auch in den leitenden Kreisen des Generalstabes, noch nicht klar geworden. Uniform und Schuhwerk hat man noch nicht einmal für die regulären französischen Truppen zur Genüge übrig. An Waffen fehlt es schon längst. Man ist jetzt dabei, die Waffenläden auch in Italien aufzukaufen. Womit sollen nun die Wilden fechten, schießen, wenn man auch annehmen will, daß sie sich dem Feinde in ihrer paradiesischen Nacktheit präsentieren wollen? In Lyon wimmelt es von Buschkleppern, Hottentoten, Kongonegern, Marokkanern. Doch, wer kennt die Völker, nennt die Namen....! Will Frankreich und England eine große Afrikanerschau veranstalten? Es heißt, man will sie in die Feuerlinie vorführen, damit sie „den Feind beunruhigen, mürbemachen, verwirren, peinigen", schreibt der „Lyon Républicain", und die anderen schreiben's nach, und alle, alle glauben es! Auf den Glauben allein stützt sich ihre Hoffnung. Niemand wagt heute mehr, diesen Glauben zu erschüttern. Niemand hat den Mut dazu, weil alle nur zu gut wissen, daß an die Stelle des Glaubens nur noch die Revolution, der Umsturz alles Bestehenden, der Untergang treten kann."

Die französische Finanzkrisis

Ende August berichteten englische Blätter aus Paris: „Die Bank von Frankreich hat an alle Klienten, denen sie Vorschüsse auf Unterpfänder gewährt, ein Zirkular erlassen, in dem sie mitteilt, daß die Werte der Unterpfänder erheblich zurückgegangen seien. Die Bank forderte daher die Verpfänder auf, ihre Einschüsse zu erhöhen. Das Vorgehen der Bank wird in Pariser Geschäftskreisen lebhaft besprochen. Das Handelskomitee ersucht die Bank, alle Maßnahmen betreffs bereits laufender Rechnungen bis nach Beendigung des Krieges zu verschieben." Diese Nachricht bewies, daß der Wert der beliehenen Papiere erheblich gesunken sein mußte, denn zu der Forderung von Nachschüssen konnte sich die Bank nur unter den drückendsten Verhältnissen entschlossen haben.

Seit Anfang September häuften sich die Anzeichen einer schweren Finanzkrisis. Die Verlegung der Regierung nach Bordeaux bedeutete auch in fiskalischer Hinsicht eine Schwächung der Staatsgewalt. Die Steuern gingen noch schlechter ein als vorher, und in den Staatskassen soll tiefe Ebbe herrschen. Die Wiener „Neue Freie Presse" schreibt über die französische Finanzlage: „Die Lage wird von Tag zu Tag schwieriger und verworrener; Frankreich war für den Krieg vollkommen unvorbereitet und seine finanzielle Rüstung erwies sich vom ersten Tage an als gänzlich unzureichend. Für die französische Kriegsführung ist es ein schwerer Schlag, daß die geplante große Anleihe beim Hause Morgan in Newyork, nachdem sie bereits so gut wie sicher war, an dem energischen Widerstand der amerikanischen Regierung in Washington gescheitert ist. Mit großem Selbstgefühl war in Frankreich auf diese Anleihe von 100 Millionen Dollar verwiesen worden, die man als einen großen diplomatischen und finanziellen Erfolg bezeichnet hatte. Die prahlerischen Versicherungen wußten sich nicht genug darin zu tun, daß sich die französische Republik in Amerika nicht nur ihren Geldbedarf, sondern auch das Getreide zur Ernährung ihrer Bevölkerung auf ein ganzes Jahr gesichert hätte. Nun sind beide Hoffnungen mit einem Schlage zu Wasser geworden. Mit anerkennenswerter Korrektheit hat Präsident Wilson durch seinen Staatssekretär Bryan erklären lassen, die Uebernahme einer französischen Anleihe durch amerikanische Bankiers sei mit den Pflichten der Neutralität unvereinbar. Die Verhandlungen mit dem Hause Morgan waren

schon sehr weit vorgeschritten und fast abgeschlossen, sie wurden aber in letzter Stunde abgebrochen und dürften nicht mehr aufgenommen werden. Diese Haltung ist um so selbstloser, als Amerika mit der Anleihe in doppelter Richtung ein glänzendes Geschäft gemacht hätte: die amerikanischen Bankiers hätten am Gelde verdient und die amerikanischen Farmer hätten fast ihren ganzen Exportüberschuß an Getreide zu ausgezeichneten Preisen nach Frankreich verkauft. Die amerikanische Regierung will aber davon nichts wissen, daß ihre Finanzleute, wenn auch nur indirekt, für einen kriegführenden Teil Partei nehmen, indem sie ihm Geld borgen. Sowohl bares Geld als Getreide sind im Kriege Konterbande und dürfen von den Neutralen an die kriegführenden Teile nicht geliefert werden. Frankreichs Getreidebedarf wird wahrscheinlich durch England gedeckt werden, das ihm Ueberschüsse des kanadischen Weizens liefern wird. Allein dieses Getreide wird die französische Republik bar bezahlen müssen, während sie für das Getreide, das im Zusammenhange mit der Anleihe aus den Vereinigten Staaten hätte übernommen werden sollen, nicht das Kapital, sondern nur alljährlich die Zinsen der aufzunehmenden Anleihe abzustatten gehabt hätte.

Eine auswärtige Anleihe ist also für Frankreich verschlossen, das auf die eigenen Kräfte des Landes angewiesen bleibt. Der frühere Reichtum ist allerdings wesentlich dünner geworden. Frankreich hatte schon vor dem Kriege zwei Jahre hindurch eine Finanzkrise und hat sich von dieser noch nicht erholt. Die Geldbeschaffung für den Krieg erfolgt allem Anscheine nach gänzlich aus der Notenbank. Der Umlauf der Bank von Frankreich ist beim Ausbruche des Krieges sofort von sechs auf zwölf Milliarden Francs erhöht worden und es ist klar, daß die sechs Milliarden neu auszugebender Noten den Zwecken des Krieges dienen. Das reiche Frankreich wagt es nicht, an seinen Sparer mit einer inneren Anleihe heranzutreten, weil schon die letzte Anleihe vor dem Kriege ein schwerer Mißerfolg gewesen ist. Von dieser Anleihe, die 885 Millionen Francs betragen hatte, sind erst 40 Prozent oder 350 Millionen Francs eingezahlt worden, und jetzt laufen die weiteren Einzahlungen nur mit ganz geringen Beträgen ein. Wie war damals der staunenerregende Erfolg der Emission, die vierzigfache Ueberzeichnung, in die ganze Welt hinausposaunt worden! Jetzt zeigt es sich, daß die Anleihe zum großen Teile gar nicht placiert werden konnte und daß die Einzahlungen im Kriege nicht eingehen. Der Rentenmarkt ist offenbar so überlastet, daß eine neue Emission für den Krieg von vornherein einen schweren Mißerfolg bedeuten würde."

Die Schwierigkeit der staatsfinanziellen Lage überträgt sich naturgemäß auch auf die *private Wirtschaft* und die *großen Institute*. Schon vor dem Kriege, im Laufe des Winters waren die Verluste und die weitgehende Immobilisierung mehrerer großer Banken kein Geheimnis mehr und es ist noch erinnerlich, wie die Société Générale eine Untersuchung ihres Standes durch die Bank von Frankreich einleiten lassen mußte, um einem Run auf ihre Kassen ein Ende zu machen. Sicherlich sind durch den Krieg diese finanziellen Schwierigkeiten gesteigert worden, da auch der Verkehr mit dem Ausland unterbunden ist und die in der ganzen Welt angelegten Gelder nicht einfließen. Nun verlautet gar nach der „Vossischen Zeitung", die Stadt Paris werde die Kupons ihrer Anleihe nicht mehr bezahlen, und auch der Crédit Foncier, Frankreichs herrschendes Bodenkreditinstitut, wolle die Zinsscheine seiner Pfandbriefe nicht mehr einlösen. Dies wäre um so schwerwiegender, als beide Wertpapiere bisher als das Ideal der Vermögensanlage, besonders der kleinen Sparer, galten. Die Regierung mache ferner die größten Anstrengungen, um einzelne große französische Banken zu halten, deren Schwierigkeiten bereits offenes Geheimnis seien. Diese Nachricht wird durch einen Pariser Brief der Kopenhagener „Berlingske Tidende" bestätigt, in dem es heißt: „In Paris wird das Geld immer rarer infolge der unglaublichen Maßnahmen, die die Regierung getroffen

hat, um einige Kreditinstitute, die jedermann zu nennen weiß, und die die Ersparnisse Frankreichs äußerst gewagt angelegt haben, vor dem Konkurs zu bewahren. Das kommt nach Raphael Georges Levy, dem großen Nationalökonomen und Professor am Collège de France, in Bezug auf den Kredit Frankreichs einer verlorenen Schlacht gleich; nach dem Kriege, fügt er hinzu, wird man die schuldigen Finanzleute zur Verantwortung ziehen müssen. Mit dem Geldmangel wächst die Not. Die Nerven sind ohnehin durch die Tagesereignisse aufs äußerste gespannt. Da und dort trifft man auf verstörte Mienen, auf haßerfüllte oder verzweiflungsvolle Blicke. Auch erscheinen aufreizende Blätter von der Art des „Bonnet", obwohl sie von der Polizei alsbald unterdrückt werden. Das alles sind beunruhigende Zeichen, die bloß bei einem Sieg verschwinden würden."

Denkt man an die finanzielle Kriegsrüstung Deutschlands, so wird man sich erst voll bewußt, welche wirtschaftliche Ueberlegenheit ein von der eigenen Arbeit lebendes und durch sie hochkommendes Volk über ein Volk hat, das andere für sich arbeiten läßt. „Frankreich," schreibt die „Frankfurter Zeitung", „hat sich immer stolz gerühmt, es sei der Bankier der ganzen Welt, weil es an alle Länder der Welt sein Geld auslieh, um sich dadurch politische Freundschaft und industriellen Absatz zu schaffen. Aber in Wirklichkeit war das ein Zeichen der Schwäche, nicht der Stärke. Denn Frankreich wurde so das Land der Rente, während Deutschland das Land der Arbeit war. In Deutschland wurde der überwiegende Teil der nationalen Ersparnisse Jahr für Jahr in neue Unternehmungen, in industrielle Anlagen, in Handels- und Verkehrsgesellschaften gesteckt, während nur der Rest für Anleihen an das Ausland verfügbar blieb: so wuchs, durch die Arbeit, unsere Produktion und unser Wohlstand. In Frankreich fehlte für diese industrielle Verwendung der Kapital-Ersparnisse die Unternehmungslust, die Energie und der disziplinierte Arbeitswille. Darum muß Frankreich solche Schläge furchtbar empfinden: in einem Lande, in dem ein ungleich größerer Teil der Bevölkerung als bei uns von den Zinsen lebt, bedeutet das Ausbleiben großer Zinsteile direkt ein Unglück, den Verlust aller Einkommensmöglichkeiten für Unzählige."

England im Kriege

Von Emil Ludwig

Niemand, der England wirklich kannte, hatte an das aktive Eingreifen Englands geglaubt. Tatsächlich ist England unter den acht kriegführenden Staaten der einzige, der den Krieg vorerst „mit halbem Dampfe" führt. Ein englischer Krieg: das wäre ein Seekrieg großen Stiles — und den führt es bis heute nicht. Es ist zu berechnend, um seine Flotte zu riskieren, zu egoistisch, um im Notfalle dem Alliierten wahrhaft beizuspringen, und viel zu kriegsungewohnt, um von innen heraus sich zur Austragung des Krieges genötigt zu fühlen.

Denn niemand im englischen Volk ist begeistert für diesen Krieg. Dies Land, das bei so großer politischer Reife mit Revolutionen, das heißt mit der Gewalt nie recht fertig wurde und auch jetzt zwei Rebellenheeren mitten im Lande machtlos gegenüberstand, hat durch die Jahrhunderte bewiesen, daß es das unmilitärischste in Europa ist — und eben darum so antagonistisch uns, seinem jetzigen Feinde. Hier hat sich denn auch zugetragen, was in keinem der acht kriegführenden Länder geschah: von unten und von oben her ist der Wille zum Kriege dementiert worden: noch bis zum 10. August haben auf Trafalgar-Square Zehntausende sich jeden Abend gesammelt und laut gegen diesen Krieg protestiert; noch um den 12. haben aus Oxford und Cambridge, den Stätten vornehmster englischer Kultur, Gelehrte großen Namens sich öffentlich gegen

den Krieg vereinigt; noch bis zum 17. hat Macdonald in immer erneuten Reden und Aufsätzen den Abscheu der Labour-Party vor aller Welt ausgedrückt.

Und doch hat dieses Land, das wahre Land des Volkswillens, Krieg gemacht. Mit Recht mag man in Deutschland den Mann hassen, der verantwortlich zeichnet. Aber so gewiß er seit Jahren Deutschland übel wollte, so gewiß seine Vorbereitungen in Paris und auch in Petersburg planmäßig vorausgegangen sind, so gewiß ist es, daß er für den Fall des deutschen Krieges Englands schließliche Mitwirkung, aktiv, mit Truppen und mit Schiffen, sich in Verträgen, vielleicht sogar im Herzen vorbehalten hat.

Man mag das ganze Spiel der Vorschläge, Telegramme, Konferenzen für ein Kartenspiel nehmen — das eine wird doch dazwischen sichtbar: die festgewahrte Freiheit der Entschließung — und die Wahrscheinlichkeit, daß ein Faktor zweiten Ranges die weltgeschichtliche Entscheidung brachte. War alles vorbereitet, aber auf die Freiheit der Entschließung aufgebaut, so konnte ein Zwischenfall, ein Ding, das zurzeit der Verträge noch unübersehbar oder nicht geahnt war, stärker wirken, als das heut von außen her den Anschein hat. Die belgische Neutralität? Ein Vorwand für Konfirmanden. Aber im Ulsterhandel der unvorhergesehen sich zugespitzt hatte, da hatte die Regierung sich so festgefahren, der Haß der Parteien war so gestiegen, die Heere der „Freiwilligen" standen in Irland so drohend einander gegenüber, daß hier, wie so oft in der Geschichte, die Regierung einen inneren Konflikt nur durch eine äußere Ablenkung zu lösen wußte. Die Konferenz des Königs, die unmittelbar vorangegangen war (23. Juli), ging ergebnislos auseinander. Was sollte noch versucht werden? Sollte Britannien der Welt das Schauspiel eines Bürgerkriegs geben? Schon waren Tote in Dublin, es waren also Märtyrer geschaffen. Asquith, der sich zwischen eigenen Machtwünschen und einer seiner Partei immanenten Freiheitlichkeit seit langem durchgequält; Churchill, der Abenteurer, den ein schlafloser Ehrgeiz zu Taten trieb, die ihm ein Wechsel der Regierung durch den Sieg der Ulsterleute für lange Jahre oder für immer raubte; Grey vor allem, im Gefühle, für diese „inneren" Fragen gar nicht verantwortlich zu sein und doch beim Sturz des Ministeriums mit in eine Tiefe zu stürzen, in der seine weltpolitischen Pläne Illusionen wurden: in diesem Konflikte, in diesen Tagen äußerster Gefahr ergriffen sie das alte große Mittel und stürzten sich ins Chaos, um dem Chaos zu entgehen.

Vor der öffentlichen Meinung Englands wurde dies unpopuläre Beginnen möglich, weil sie ihn nicht anzufangen, weil sie nur „mitzugehen" brauchten — und weil in England jeder, trotz großer Worte, meinte, daß es einen Krieg gälte, bei dem wenig riskiert, aber am Ende, durch Betonung geleisteter Hilfe, viel gewonnen werden sollte.

Die Ereignisse werden diese Spekulation hoffentlich ad absurdum führen. Aber die Spekulation war doch da, und jeder Tag bestätigt, daß England trotz seiner angeblich 150 000 Mann, trotz Daressalam, Togo und Samoa, trotz Kitcheners neuesten Versicherungen, den Krieg nicht führt, wie die anderen Staaten alle, sondern partiell, zuwartend, in kleinen Dosen.

Welcher Ansporn sollte denn England zu einem großen Kriege drängen? Etwa ein moralischer Aufstand, wie wir ihn in Deutschland erlebten? Dazu fehlt dort der Aufschwung der Seelen. Oder der militärische Furor? Der mußte immer einer Nation fremd bleiben, in der keiner Lust hat, zu gehorchen — es sei denn im Spiele. Revanche, wie in Frankreich? Wofür? Rache, wie in Oesterreich? An wem? Und gar der Zwang, den Rußlands Peitschenhieb am stärksten symbolisiert, erscheint diesem Volke vollends fremd, das sich mit Zähigkeit der Wehrpflicht verschließt. Und wirklich, betrachtet man ihn genauer, so strebt alles, was den Engländer bezeichnet, vom Kriegshandwerke fort. Sein Sport ist nicht Uebung dafür, sondern Ersatz, und wenn den Soldaten vielleicht am besten eine Mischung von Kälte und Feuer kennzeichnet, so fehlt beides dem Engländer,

der immer temperiert ist und zwischen Besonnenheit und Romantik eine leidenschaftslose Mitte hält. Darum mietet er sich seine Soldaten, und darum hat er seit Jahrhunderten schlechte Soldaten.

Sir Edward Grey ist ein Sonderling. Einsam, menschenfeindlich, in seine Netze versponnen, achtet er doch genau auf alles, was man ihm sagt, und er scheint noch aus den Banalitäten des unerfahrensten Gegenübers zu lernen. Nichts ist unsinniger, als ihm ein Stockengländertum vorzuwerfen, das ihn ehrt, wie jedem Minister ein unbeirrbarer Nationalstolz ziemt. Deutschland sieht in ihm den bösen Zauberer. Die Geschichte wird in ihm einen Staatsmann verzeichnen, der seinen großen Plänen und denen seiner ersten Herren nicht gewachsen war und sich schließlich in Maschen verstrickt fand, an denen nicht er allein gewirkt. Sie wird erweisen, daß der englische Krieg noch im letzten Augenblick ungewiß war und daß nicht England, sondern einzig Rußland ihn erfunden hat. Rußland zurückzuwerfen ist das weltgeschichtliche Ziel dieses Kampfes. Der Endkampf zwischen uns und England wird wohl 1915 noch nicht entschieden.

Englands Rüstung

Die Kriegsmaßnahmen der englischen Regierung

24. August.

Die englischen Blätter verkünden einen Aufruf an alle Waffenfähigen zwischen 19 und 30 Jahren zum Freiwilligendienst. Die sofortige Vermehrung der englischen Armee um 100000 Mann sei erforderlich. Die Freiwilligen sollen ein neues Expeditionskorps bilden, das jedoch nach Lord Kitcheners eigenem Urteil sechs Monate brauchen wird, bis es genügend ausgebildet ist, um auf den Kontinent nachgeschickt werden zu können.

31. August.

Die Zahl der für Europa bestimmten indischen Hilfstruppen soll 50000 Mann betragen. Kanada erhöhte sein Kontingent auf 100000 Mann; Australien, das 10000 schicken wollte, hat die doppelte Zahl zugesagt.

1. September.

Die Altersgrenze für den Eintritt in die Armee wurde auf 35 Jahre hinaufgesetzt.

8. September.

Die englische Regierung läßt durch ihre diplomatischen Vertreter verbreiten, die britische Flotte werde während der nächsten zwölf Monate wesentlich verstärkt werden, indem nicht weniger als zehn Kampfschiffe, fünfzehn Kreuzer und zwanzig Zerstörer eingestellt würden, so daß die Ueberlegenheit gegenüber Deutschland in Bezug auf die Schiffe jeder Klasse noch verstärkt werden wird, wogegen Deutschland in derselben Zeit nicht mehr als ein Drittel der genannten Einheiten seiner Flotte beizugeben vermöge.

10. September.

König Georg richtete an die britischen Kolonien folgende Proklamation:

„In den letzten Wochen haben sämtliche Völker meines Reiches, des Mutterlandes wie der Kolonien sich geeinigt, um einem unerhörten Angriff auf Kultur und Weltfrieden die Spitze zu bieten. Ich habe diesen unseligen Kampf nicht gesucht. Im Gegenteil. Meine Stimme hat sich immer zugunsten des Friedens erhoben. Meine Minister haben alles versucht, um die Spannung zu vermeiden und die Schwierigkeiten zu beseitigen. Konnte ich mich abseits halten, als gezeichnete Verträge, woran auch mein Reich sich beteiligte, vernichtet, Belgiens Gebiet verletzt, seine Städte zerstört und Frankreich mit Untergang bedroht wurde? Ich würde dann meine Ehre geopfert und die Freiheit meines Reiches und der Menschheit dem Untergang geweiht haben. Es freut mich, daß alle Teile meines Reiches meinen Entschluß billigen. Großbritannien und mein ganzes

Reich betrachten die absolute Respektierung des einmal gegebenen Wortes in Verträgen, welche von Fürsten und Völkern unterzeichnet wurden, als ein gemeinsames Erbteil. Meine überseeischen Völker zeigten, daß sie dem ernsten Entschluß, welchen ich fassen mußte, zustimmen, indem sie mir Hilfe versprachen. Ich bin stolz darauf, der ganzen Welt zeigen zu können, daß meine Völker in den Kolonien ebenso fest entschlossen sind, als die in meinem Königreich, die gerechte Sache bis zum befriedigenden Ende zu verteidigen. Damit ist die Einigkeit des Reiches glänzend ans Licht getreten."

11. September.

Das Unterhaus genehmigte die Erhöhung der Heeresstärke um weitere 500 000 Mann. Die Hauptpunkte in der Rede Asquiths, in der er diese Maßnahme dem Hause empfahl, sind folgende: „Die Zahl der Rekruten, die seit dem Kriegsausbruch für die Armee angeworben wurden, ausschließlich derjenigen, die sich der Landarmee angeschlossen haben, betrug bis zum Abend des 9. September 439 000 Mann. Die Zeit ist noch nicht gekommen, in der wir unsere Rekrutierungstätigkeit erlahmen lassen dürfen. Wir brauchen eher mehr als weniger. Wir müssen deshalb vor allem bemüht bleiben, immer mehr Leute heranzuschaffen. Zuzüglich weiterer 500 000 Mann werden wir in der Lage sein, ungefähr 1 200 000 Mann ins Feld zu stellen. Dies sind die Truppen, die allein das Mutterland abgibt, ausschließlich der Truppen der Landarmee, der Nationalreserven und der uns von Indien und den Dominien versprochenen Hilfe."

Die Werbung für die Ersatzarmee

Um die Schwierigkeiten zu beheben, auf die der Kitchenersche Gedanke einer Ersatzarmee von 500 000 Mann gleich in den ersten Tagen und Wochen stieß (vgl. S. 145), hat man in England zu den verschiedensten, zum Teil recht kindlichen Mitteln gegriffen. Lord Kitchener wandte sich an die Gesellschaften, besonders an die Sportklubs, mit der Aufforderung, gemeinsam in die Armee einzutreten. Die Architekten und Bauunternehmer folgten diesem Ruf und stellten zwei Abteilungen Genietruppen. In Birmingham wurde ein Bataillon aus Angehörigen der freien Berufe, in Liverpool eine mehr als 1000 Mann starke Truppe aus Kaufleuten gebildet.

Auch die Frauenwelt wurde dem Werbegeschäft dienstbar gemacht. Die Blätter richteten einen Appell an patriotische Mädchen, sie sollten von ihrem Bräutigam den Eintritt ins Heer verlangen. In London kündigten Damen an, sie würden den zu Hause bleibenden Männern auf der Straße eine weiße Feder schenken. Diese Androhung einer öffentlichen Brandmarkung scheint aber doch nicht genügend gewirkt zu haben, denn man sah sich veranlaßt, sich nach einem stärkeren Druck umzusehen.

Zunächst versuchte man es mit der Aufrüttelung des patriotischen Gewissens. Ein holländischer Korrespondent schreibt: „Die „Times" und die „Daily Mail" brachten seinerzeit Telegramme aus Amiens, in denen die Niederlage der englischen Armee und ihr zur Flucht umschlagender Rückzug unumwunden eingestanden wurde. Man hat sich auch in Deutschland über den Wahrheitsmut der beiden englischen Blätter gewundert, der von dem Vertuschungssystem der Verbündeten so sehr abstach, ja in England mußten sich beide Blätter wegen dieser Ehrlichkeit heftige Angriffe gefallen lassen. Nunmehr stellt sich heraus, daß die englische Zensur die Veröffentlichung der Telegramme nicht nur zugelassen, sondern direkt gewünscht hat, damit das englische Publikum aus seiner Interesselosigkeit aufgerüttelt werde. Aus einem Faksimile des Telegramms, das die „Daily Mail" veröffentlicht, geht hervor, daß der englische Zensor, der Parlamentarier F. E. Smith, selbst eine Stelle hinzugefügt hat, in der aus der Niederlage die Folgerung einer Beschleunigung der Werbung in England gezogen wurde. Der Erfolg war den Erwartungen entgegengesetzt; die Telegramme hatten eine Panik in der

öffentlichen Meinung zur Folge, die Kitchener erst wieder durch eine Erklärung zu beruhigen suchen mußte, die den Rückzug beschönigte und die Unversehrtheit des englischen Heeres versicherte." Gerade das Werbegeschäft aber wurde nach dem Urteil des holländischen Korrespondenten durch jene Telegramme aufs schwerste geschädigt und jetzt sei der Werber tatsächlich mit seinem Latein zu Ende.

Ein Bericht des Madrider „Imparcial" vom 5. September bestätigt diesen Eindruck. „Die 100000 Mann," heißt es hier, „aus denen Lord Kitchener die zweite Armee bilden wollte, haben kaum zusammengebracht werden können. Trotzdem sind die zahlreichen Spielplätze für Fußball, Golf und Cricket ebenso besucht wie früher, und die Zeitungen widmen dem Sport denselben Raum wie in normalen Zeiten. Diese Gleichgültigkeit der englischen Jugend beunruhigt sowohl die regierenden Kreise wie auch die Journalisten, die wissen, wie ernst die Stunde ist. Deshalb erscheinen in sämtlichen Blättern patriotische Aufrufe, auch in allen Autos, Omnibussen und in den Wagen der Straßenbahnen sind solche angebracht, und die Sprache, in der sie verfaßt sind, ist ungewöhnlich pathetisch. Alltäglich werden Vorschläge und Versprechungen gemacht, die manchmal geradezu phantastisch sind, um die junge Mannschaft zu bewegen, zur Armee zu gehen. Man bezahlt sie gut. Man sichert ihnen die bürgerlichen Stellungen, die sie bisher innegehabt haben, für den Fall, daß sie zurückkommen. Trotzdem läßt sich kaum mehr etwas zusammenbringen. Infolgedessen spricht man immer lauter davon, daß die allgemeine Wehrpflicht eingeführt werden solle, obgleich die Regierung diese Absicht bis jetzt noch leugnet."

Man mußte zu einer noch nachdrücklicheren Bearbeitung der öffentlichen Meinung schreiten. In allen Teilen des Landes wurden Riesenversammlungen einberufen, in denen die englischen Staatsmänner Vorträge und Ansprachen hielten, um die vaterländische Begeisterung zu entfachen. Der Premierminister Asquith richtete an die Bürgermeister der großen Städte ein Schreiben folgenden Inhalts: „Die Zeit ist gekommen, in diesem größten Konflikt, in dem unser Volk jemals gestanden hat, der öffentlichen Meinung und der öffentlichen Betätigung eine Organisation zu geben. Ich schlage vor, daß in jedem Distrikt des Vereinigten Königreichs unverzüglich Versammlungen gehalten werden, in denen jedermann klar gemacht wird, daß von ihm verlangt wird, daß er seine Pflicht tut. Ich selbst bin bereit, soweit es meine Amtsobliegenheiten erlauben, nach besten Kräften mitzuhelfen und ich werde gern an meine Mitbürger Ansprachen richten. Ich weiß, daß ich in jedem politisch organisierten Distrikt auf die leitenden Persönlichkeiten zählen kann."

Immer gewagtere Manöver wurden versucht. Die englische Regierung scheute sich nicht, allen Behörden Großbritanniens die Bekämpfung der ungeheuren Arbeitslosigkeit strengstens zu verbieten, so lange nicht die Werbungen für das Ersatzheer beendet seien. Das heißt also, die englische Regierung droht, die Arbeiter samt ihren Familien verhungern zu lassen, wenn sie sich nicht für die Armee anwerben lassen!

Volksreden englischer Staatsmänner

In einer der Versammlungen, die in England abgehalten wurden, um für das Heer Stimmung zu machen, hat auch Earl Curzon, der frühere Vizekönig von Indien, die Werbetrommel gerührt. Er sagte u. a.: „Dem Talmi-Napoleon des heutigen Krieges ist gelungen, was sein großes Vorbild vor 100 Jahren nie erreicht hat. Er hat uns alle, Männer, Frauen und Kinder in allen Teilen des Landes geeinigt, so daß keiner von uns nicht darauf vorbereitet wäre, daß bis zum Ende durchgehalten werden muß, wenn es auch lange dauert, bis wir den neuen Napoleon und sein verruchtes System für immer zu Boden geschlagen haben. Die Deutschen fechten wie die Teufel auf dem Land, in der Luft und zur See. Kein Element ist frei von ihren mörderischen Erfindungen. Aber wir ziehen ohne Furcht

aus, und wenn die Endabrechnung erfolgt, wird für alle Verbrechen bis zum letzten Heller bezahlt werden müssen ... Einer der weisesten Schritte der Regierung ist die angekündigte Absicht, indische Truppen zu dem europäischen Krieg heranzuziehen. Das war ein Akt höchster Staatsklugheit und höchster Weisheit. Der Osten schickt seine zivilisierten Soldaten, damit sie helfen, Europa vor den modernen Hunnen zu retten. Ich möchte wohl die bengalische Kavallerie die deutschen Ulanen angreifen sehen. Ich erwarte, daß der kleine Ghurka mit seiner stämmigen Figur und seinem gefährlichen Schneidemesser zeigen wird, was er vermag, und Sie können sicher sein, daß der indische Rajputsoldat die Kühnheit und den Heroismus bewähren wird, derentwegen er seit zahllosen Jahren berühmt ist. Wenn diese Leute auf dem Schlachtfeld anlangen, so richtet eure Augen auf den Turban und die dunkle Haut, und ich denke, ihr werdet finden, daß sie euch keine Schande machen. Der Tag wird kommen, an dem die Lanzen der indischen Reiter „unter den Linden" blitzen und die Parks von Potsdam von indischen Truppen bevölkert sind." Earl Curzon glaubt, daß der Krieg wahrscheinlich lange dauern werde. Die Verbündeten hätten einen Feind mit ungeheuren Hilfsmitteln und unbezähmbarer Ausdauer gegen sich, aber sie müßten mit nie wankendem Mut und der Ueberzeugung vorgehen, daß das Recht endlich siegen werde.

Am 11. September sprach Winston Churchill im Londoner Opernhaus. Bevor der Redner das Wort ergriff, nahm die Versammlung eine Resolution an des Inhalts, daß sie bereit sei, des Premierministers Aufruf an die Nation zu unterstützen und alle Maßnahmen der Regierung zur Weiterführung des Kriegs bis zu seinem siegreichen Ende gutzuheißen. Dann sprach Churchill:

„Ich komme heute abend guten Herzens und in gutem Vertrauen auf die Zukunft und die große Aufgabe, die uns gestellt ist. Der Krieg, den wir jetzt führen, wird lang und düster werden. Er wird viele Wechselfälle bringen und manche Hoffnung erschüttern. Durch die Kraft, die in uns wohnt, durch die glorreiche Geschichte unseres Reiches, durch die Unterstützung, die unsere überseeischen Brüder so freigebig uns bieten, muß der Entschluß in uns erstarken, in britischer Art alle Hindernisse zu überwinden und trotz allen Leids weiterzukämpfen. Nun zu unserer Marine! (Große Beifallskundgebungen.) Der Krieg dauert jetzt sechs Wochen. Der deutsche Handel ist von den Meeren weggefegt. Alle unsere Schiffe mit unbedeutenden Ausnahmen kommen wohlbehalten und pünktlich an ihren Bestimmungsorten an. Wir transportieren mit großer Leichtigkeit große Heeresmassen aller Erdteile über die Meere und wir kreuzen in deutschen Gewässern ohne die deutsche Flagge zu Gesicht zu bekommen. Trotz der furchtbaren Anstrengungen, die die fortgesetzte Wachsamkeit mit sich bringt, ist der Gesundheitszustand unserer Schiffsbemannung ausgezeichnet. Somit haben wir gewiß keinen Anlaß zu Besorgnissen, daß es uns fernerhin nicht möglich sein sollte, dieselbe Seekraft zu entfalten, die uns seit Jahrhunderten zu eigen war. Ueber das Verhältnis der im Bau befindlichen Einheiten kann ich Ihnen sagen, daß die Zahl der großen Schiffe, die in den nächsten zwölf Monaten für uns fertiggestellt werden, den deutschen um das Doppelte überlegen sein wird und die Zahl der Kreuzer um das Drei- bis Vierfache. Deshalb bin ich auf festem Boden, wenn ich heute sage, daß unsere Oberherrschaft zur See, solange wir sie wollen, gegen Deutschland aufrecht erhalten bleibt. Was wir jetzt schaffen müssen, ist eine große Armee von mindestens einer Million Mann, die uns in den Stand setzt, eine leitende Rolle in diesem Krieg zu spielen. Sir John Frenchs kleine Armee hat in weniger als 14 Tagen den alten Ruhm unserer Waffen auf dem Kontinent wieder belebt. Bis zum Frühjahr 1915 müssen wir 25 Armeekorps in die Front bringen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß eine solche Armee mit der angeborenen englischen Energie jede andere in der Welt weit übertreffen muß. Unsere Soldaten werden dann die Ueberlegenheit freier, denkender

Bürger über geduldige Schafe, die dem wahnsinnigen Ehrgeiz ihrer despotischen Herrscher dienen, klar machen. Und nun noch eins. Wir wollen, daß die zivilisierten Nationen nach dem Krieg nicht nur unsere Siege bewundern, sondern daß sie auch sagen, wir kämpften wie Gentlemen. Die Deutschen haben ihre siegreichen Kämpfe gegen Dänemark, Oesterreich und Frankreich dazu benützt, der Schrecken und große Flegel Europas zu werden. Wir kämpfen für große Prinzipien, die das europäische System für immer festlegen sollen. Unser System ist aber nicht die Unterwerfung anderer Völker, sondern die Gabe der Freiheit an solche, die bisher unterworfen waren. Alle Völker unseres großen Reiches stehen in diesem Krieg. Wir sind ein Volk. Und solange wir ein Volk sind wird keine Kraft der Welt unsern Willen brechen können."

Die englische Willkürherrschaft in Aegypten

3. September.

Der englische Militärkommandant in Kairo hat die beim Khediven beglaubigten Vertreter Deutschlands und Oesterreich-Ungarns aufgefordert, binnen 24 Stunden Aegypten zu verlassen.

Auf der Heimreise haben die beiden Diplomaten, der deutsche Geschäftsträger von Pannewitz und der österreichische Gesandte Graf Széchényi, einem Berichterstatter in Syrakus folgende Einzelheiten mitgeteilt: „Die Regierung des Khedive hat sofort beim Kriegsausbruch ihre Neutralität erklärt und die sofortige Räumung Aegyptens durch die englischen Okkupationstruppen verlangt. Doch hat der ägyptische Ministerrat trotzdem kurz darauf den Kriegszustand gegen Deutschland und Oesterreich-Ungarn erklärt. Nach der Beschlagnahme zahlreicher deutscher, in ägyptischen Häfen liegender Schiffe wurden viele Deutsche als Spione verhaftet und ihre Wohnungen durchsucht. Die Gesandten haben natürlich sofort gegen den englischen Gewaltakt protestiert, weil Aegypten der Oberhoheit der Pforte untersteht. Da ihnen aber die Benutzung jeder Post- und Telegraphenverbindung untersagt war und ihre Proteste infolgedessen unnütz waren, mußten sie sich unter amerikanischen Schutz begeben. Als sie General Byng am 2. September aufforderte, bis spätestens 10. September Aegypten zu verlassen, verweigerten sie die Annahme des Briefes des Generals unter dem Hinweis, daß sie die englische Okkupationsarmee nichts anginge und sie bei der Pforte allein beglaubigt seien. Sie beschwerten sich beim ägyptischen Minister des Aeußern, der erwiderte, die ägyptische Regierung ignoriere die Ausweisungsbefehle."

8. September.

Der englische Kommandant in Kairo hat den Reservefonds der ägyptischen Staatsschuldenverwaltung mit Beschlag belegt, ferner die flüssigen Fonds der dortigen Nationalbank und des Finanzministeriums, insgesamt acht Millionen Pfund Sterling Gold, die mit einem besonderen Spezialschiff nach London gesandt wurden. Für den Gegenwert wurden Zwangsnoten ausgegeben.

10. September.

Mit grenzenloser Willkür und unglaublicher Rücksichtslosigkeit verhindern die Engländer jede Verbindung Aegyptens mit Europa. Erst nachdrücklichen Protesten des ägyptischen Ministerpräsidenten gelang es, die Zulassung von chiffrierten Telegrammen nach der Türkei zu erwirken. Die Depeschen von Reuter und Havas werden natürlich durchgelassen. Deutsche und Oesterreicher können nur mit den größten Schwierigkeiten Aegypten verlassen. Man sucht jeden Reservisten oder Landwehrmann abzufangen, der aus Uebersee heimkehrt. Aengstlich fahndet man auf deutsche Zeitungen. Nur durch einzelne italienische Blätter sickert dann und wann etwas von der den Engländern so unangenehmen Wahrheit durch.

Die Stimmung in London

Die Engländer ſcheiden ſich gegenwärtig in drei Gruppen: die Rabiaten, die Gleichgültigen und die Mißvergnügten.

Es iſt erſtaunlich, welchen Grad der Deutſchenhaß bei manchen Gemütern erreicht hat und in welch grotesken und kindiſchen Ausbrüchen er ſich bisweilen Luft macht. „Daily Graphic" vom 30. Auguſt veröffentlicht folgendes Gedicht:

„Down with the Germans, down with them all!
O Army and Navy, be sure of their fall!
Spare not one of them, those deceitful spies,
Cut their tongues, pull out their eyes!
Down, down with them all!"
(Nieder die Deutſchen! Nieder ſie alle!
O Flotte, o Heer! Vertraut ihrem Falle!
Sollt nicht einen verſchonen von den falſchen Spionen!
Ihre Zungen abſchneiden! Ihre Augen auskrallen!
Nieder, nieder mit allen!)

Am 1. September, alſo wenige Tage nach der Schlacht bei St. Quentin, brachte der „Daily Chronicle" folgende Zuſchrift:

„Was ſoll mit dem Deutſchen Kaiſer geſchehen?

In Ihrer und in anderen Zeitungen ſehe ich eine neue Karte von Europa, worin der Deutſche Kaiſer immer noch als Monarch geduldet wird, wenn auch mit einem verminderten Reiche. Ich glaube einer ſehr verbreiteten Anſchauung Ausdruck zu geben, wenn ich ſage, daß ein Monarch, der ſich in ſo ſchändlicher Weiſe an der Ziviliſation verſündigt hat, abſolut unwürdig iſt, in irgendeiner Form königliche Rechte auszuüben. Die Zeiten ſind vorbei, wo ein Monarch, der doch wohl verantwortlich iſt für den Verluſt ſo vieler Tauſende von Menſchenleben und für die Trauer von vielen weiteren Tauſenden, ungerechnet den materiellen Schaden, perſönlichen Leiden und Entbehrungen entgehen durfte, nur weil er Monarch iſt. Ich für meine Perſon werde nie mit dem Ergebnis dieſes Krieges zufrieden ſein, wenn nicht Kaiſer Wilhelms Leben verwirkt iſt oder wenn er nicht für Lebenszeit nach St. Helena oder einer noch einſameren Inſel verbannt wird. Meine Hoffnung iſt, daß man kurzen Prozeß mit ihm macht, damit die militäriſchen Ideale Preußens und die deutſchen Barbareien für immer ein Ende finden, und damit unſeren Herrſchern die Aufgabe abgenommen wird, die Art ſeiner Beſtrafung zu beſtimmen. Wenn das nicht geſchehen kann, ſo muß die Ziviliſation aller Völker ſeine lebenslängliche Verbannung verlangen, und zwar unter der Verſchärfung, daß ihm jeglicher Luxus verſagt wird. Ich lade alle, die mit mir gleicher Meinung ſind, ein, ſich mit mir in Verbindung zu ſetzen, um gemeinſam dieſes Ziel zu erreichen zu ſuchen. Auf alle Fälle ſorgen Sie dafür, daß bei der Umformung der Karte von Europa dieſer . . . (folgt eine nicht wiederzugebende Schmähung des Kaiſers) nicht wieder auf irgendeinen europäiſchen Thron zu ſitzen kommt. Die Miſſetaten eines Abdul Hamid verblaſſen vor der Moral und den Taten des gegenwärtigen Deutſchen Kaiſers. (Unterſchrift.)"

Wenn ein Blatt wie der „Daily Chronicle", der bis zum Ausbruch des Kriegs durchaus anſtändig geleitet war, ſolchen Ergüſſen Raum gibt, darf man ſich nicht über die Vorſchläge wundern, die ein Pöbelblatt wie der „Daily Sketch" für die Behandlung der in England zurückgebliebenen Deutſchen (er ſchätzt ſie auf 30000) aus ſeinem Leſerkreis geſammelt hat. Da ſchreibt einer: „Man handle wie im Burenkrieg. Man ſammle ſie in einem Lager oder in einem beſonderen für ſie eingeräumten Dorf unter ſtrenger militäriſcher Aufſicht." — Ein anderer meint: „Alle Deutſchen, deren die Polizei habhaft werden kann, bringe man auf alte Schiffe, die man fünf Seemeilen

hinausfahren und als Scheibe für unsere neuen Naval Volunteers dienen lassen kann." — „Ich habe," schreibt ein Dritter, „mehrere deutsche Damen zu Freundinnen oder was man so nennt. Eine ist mit einem Offizier des stehenden Heeres verheiratet. Sie erklärte mir im Vertrauen, daß Deutschland sich bis an die Zähne bewaffne, um nach England zu ziehen, und daß der Angriff in einer Weise erfolgen würde, die England zum Kampf zwingen müßte. Ich kenne die Deutschen und weiß, daß sie schlimmer sind als die Indianer und die Farbigen, die Basuto und alle mir bekannten Stämme. Sie sind sehr unaufrichtig und doppelzüngig. Natürlich möchten sie naturalisiert sein des Schutzes halber." — Ein Vierter läßt sich vernehmen: „Man jage alle in England bleibenden Deutschen mit Sack und Pack hinaus, ob sie wollen oder nicht, ungeachtet ihrer bangen Versicherungen der Treue gegen England, und man lasse keinen Deutschen mehr in unser Land zurückkehren, und sei er auch noch so anständig." — Ein Fünfter schlägt vor: „Man lasse aus unsern Gefängnissen, außer Fälschern und Mördern, alle körperlich tauglichen Gefangenen hinaus, die im Heer und in der Flotte dienen wollen, und lasse die deutschen Reservisten und Kriegsgefangenen die Arbeit in den Strafanstalten verrichten. Da England diese Leute ernähren und unterbringen muß, so mögen sie auch für ihren Unterhalt sorgen." — Ein Sechster meint: „Ich bin nicht blutdürstig, allein in jedem andern Lande werden überführte Spione erschossen, und es heißt beinahe Spiel treiben mit der materiellen und moralischen Sicherheit des Landes, wenn wir sie, wie es zu geschehen scheint, kaum anders als unsere gewöhnlichen Verbrecher behandeln."

Es wäre jedoch ganz verfehlt, aus solchen Gehässigkeiten auf eine starke Begeisterung für den Krieg zu schließen. Das alte Phlegma hat bei den meisten wieder die Oberhand gewonnen. Der Londoner Korrespondent einer schwedischen Zeitung schreibt: „Als Beweis dafür, wie unbekümmert man hier im allgemeinen ist, und wie man gar nicht imstande ist, die Bedeutung dieses europäischen Kriegsbrandes und die furchtbare Gefahr für das britische Reich zu verstehen, mag dienen, daß an mehreren Tagen in der Woche Wettrennen stattfinden, daß die Cricketwettspiele fortgesetzt werden und daß man eifrig mit dem Beginn der Fußballsaison beschäftigt ist. Auch heute konnte man sehen, wie sich Tausende von jungen Männern ihren Sonnabendnachmittag damit vertrieben, daß sie draußen bei der Stamford Bridge diesen modernen Gladiatorenspielen zusahen, und am Abend bringen die Zeitungen große Artikel, in denen sie als die letzten wichtigen Neuigkeiten das Resultat der Cricketwettspiele mitteilen, als wäre dies ebenso bedeutend wie die Nachrichten vom Kriegsschauplatz."

Das Londoner Geschäftsleben geht seinen gewohnten Gang. Neben den Aufrufen an die Freiwilligen findet man überall in den Schaufenstern den Anschlag: „Business as usual!" In den Restaurants sind die Gäste, wie gewöhnlich, ernst und ganz beschäftigt mit ihrem Rostbeaf.

Interessant ist es, wie sich das „Giornale d'Italia" berichten läßt, abends in den Restaurants zu beobachten, wie sich das Publikum beim Spielen der englischen Nationalhymne verhält. Wer am meisten Beifall spende, seien die anwesenden neutralen Ausländer, die doch der ganze Krieg eigentlich gar nichts angehe. Die Engländer selbst dagegen tuen den Mund nicht auf und seien vollständig indifferent, denn der Krieg existiere für sie fast gar nicht, es sei denn, daß darauf gewettet werde. Von einer hochpolitischen und ethischen Auffassung der Ereignisse sei gar keine Rede. Die große Masse sehe im Geiste nur ein in Handel, Industrie, Bankwesen usw. vernichtetes Deutschland und träume von den gewaltigen Goldströmen, die nach Deutschlands Untergang in die Londoner Kassenschränke fließen werden. Der anfängliche Enthusiasmus sei längst vorüber. „Welcher Engländer," sagt der Korrespondent, „denkt auch nur einen Augenblick lang an die Möglichkeit einer Niederlage Englands durch

Deutschland?" Der Bericht schließt mit einer launigen Beschreibung der Londoner Fremdenlegion, welche die schönste Sportsparodie von Kriegsenthusiasmus sei, und in die Hunderte englischer Sportsmen auch nur darum einträten, um den Kriegssport zu treiben und den Garibaldianer zu spielen.

Trotz der scheinbaren Ruhe, die wieder im Londoner Leben eingezogen ist, wollen die Proteste gegen den Krieg nicht verstummen. Im selben Sinne wie seinerzeit Macdonald und Keir Hardie in ihren Unterhausreden unterzieht ein Manifest der gesamten englischen Arbeiterpartei die Politik der Regierung einer schneidenden Kritik. Sogar der Lordmayor von London hat sich gegen den Krieg ausgesprochen und der gleichzeitig mit dem Handelsminister Burns zurückgetretene Unterstaatssekretär Trevelyan schreibt in einem offenen Brief an seine Wähler: „Sollen wir uns darüber freuen, wenn Rußland aus dem Krieg siegreich hervorgeht, mit seinen wilden, sich stets wieder erneuernden Horden zahlloser Völkerschaften, um sich über unsere niedergebeugte westliche Zivilisation zu stürzen? Man erinnere sich, daß wir zuerst und vor allem für Rußland kämpfen."

Starkes Aufsehen hat ein Artikel des englischen Politikers Ponsonby in der Zeitschrift „The Nation" erregt. Ponsonby, der seit sechs Jahren Parlamentsmitglied ist und vorher Privatsekretär des früheren Premierministers Campbell-Bannerman war, stellt und beantwortet in seinen Ausführungen folgende Fragen:

„Wenn wir, die wir glauben, daß leider viele verhängnisvolle Fehler begangen worden sind, uns noch weiter in Schweigen hüllen würden, so würden diese Fehler nie öffentlich aufgedeckt werden und die Hoffnung auf eine spätere Aufklärung wäre vernichtet." Er stellt dann einige Fragen, durch deren unmittelbare Beantwortung er seine und seiner Meinungsgenossen Anschauung klar und bestimmt ausdrückt: „1. Beweist nicht die Korrespondenz über die Ursachen des Krieges klar, daß unsere ganze frühere Politik uns starke Verpflichtungen auferlegte und uns in ein verworrenes Netz verwickelte, das wir uns selbst geknüpft haben? — Ja. 2. Ist es recht oder auch nur vernünftig, hinter dem Rücken einer Nation bindende Abmachungen mit einer anderen Nation zu treffen? — Nein. 3. Hat unsere Regierung ausdrücklich erklärt, daß wir im Kriegsfalle vollständig frei und ohne jede Verpflichtung wären? — Ja. 4. Hätten wir Frankreich den Krieg erklärt, wenn Frankreich es notwendig gefunden hätte, aus Rücksicht auf seine Sicherheit ein französisches Heer über die belgische Grenze zu schicken? — Nein. 5. Hat Deutschland von vornherein gewußt, daß wir verpflichtet waren, Frankreich zu unterstützen, und hat Deutschland den Krieg mit uns gewollt? — Nein. 6. Wäre nicht Deutschlands Haltung ganz anders gewesen, wenn wir von Anfang an unsere Absichten offen und klar dargelegt hätten? — Ja. 7. Ist es nicht in erster Reihe ein Angriff der slawischen Rasse, also Rußlands, den Deutschland fürchtete? — Ja. 8. Bedeutet nicht unsere Unterstützung Rußlands eine Kräftigung der russischen Autokratie und des Militarismus und damit auch eine Störung der Entwicklung des russischen Volkes? — Ja. 9. Würde nicht Rußlands Kriegsglück weitere Ländererwerbungen Rußlands mit sich bringen, und wäre das nicht ein großes Unglück? — Ja. 10. Ist es möglich oder wünschenswert, daß das Deutsche Reich vernichtet und sein natürliches Aufblühen für immer gehemmt wird? — Nein. 11. Ist es wahrscheinlich, daß Deutschland für die Zukunft ein untätiger und untergeordneter Staat würde, wenn es all seine Kolonien verlöre? — Nein. 12. Herrschte beim Ausbruch des Krieges in dem britischen Volk irgendwelche feindliche Stimmung Deutschland gegenüber? — Nein. 13. Haben wir Ursache zu der Annahme, daß das offizielle England bereits seit längerer Zeit eine antideutsche Politik getrieben hat? — Ja."

Eine gewichtige Stimme, die die Meinung vieler Engländer ausspricht und die Sir Edward Grey unangenehm in die Ohren klingen mag.

Vom englischen Geschäftskrieg

von Dr. Walther Lohmeyer

In dem Vernichtungskampf, den England gegen Deutschlands Handel und Industrie führen will, ist der durch Gesetz vom 21. August verkündigte Patentraub (vgl. S. 148) sicherlich diejenige Maßregel, die den niedrigen Krämergeist und die kulturlose Gehässigkeit dieser „moralischsten" aller Nationen am grellsten beleuchtet. Die wichtigsten Bestimmungen dieses Gesetzes, das in der Geschichte bisher einzig dasteht, dürfen dem Gedächtnis der Nachwelt nicht vorenthalten bleiben.

Der erste Paragraph verfügt, daß die dem Patentamt vorgesetzte Behörde auf Antrag irgend einer Person die Aufhebung oder die Unterbrechung, ganz oder zum Teil, irgend eines Patentes oder einer Lizenz eines feindlichen Staatsbürgers aussprechen kann. Der Antragsteller hat dabei die Absicht kundzugeben, den patentierten Gegenstand selbst zu fabrizieren (selbstverständlich ohne Lizenzgebühr), oder darauf hinzuweisen, daß es im allgemeinen Interesse des Landes oder der Bevölkerung liege, das Schutzobjekt in England herzustellen.

Der zweite Paragraph bestimmt, daß der Amtsvorsteher die Prüfungen der nach Gesetz von 1907 eingegangenen, aber noch unerledigten Patent-, Muster- oder Markenanmeldungen nach Gesetz von 1905 unterbricht; dabei wird aber nach einer besonderen Verordnung vom 21. August 1914 die Prüfung der Anmeldungen aus gegnerischen kriegführenden Staaten bis zur formellen Annahme des Patent-, Muster- oder Markenschutzgesuches vorgenommen, dann aber die Angelegenheit nicht weitergeführt, während diese Weiterführung stattfindet für solche Anmelder, die mit Großbritannien nicht im Kriegszustand sind. Der Sinn dieser Bestimmung kann nur der sein, daß es den englischen Interessenten ermöglicht werden soll, im letzten Prüfungsstadium von der Erfindung Einsicht zu nehmen.

Das Gesetz sieht dann unter anderem noch vor, daß bisher in Großbritannien gesetzlich eingetragene Fabrik- und Handelsmarken von Interessenten der feindlichen Länder ihre Rechtsgiltigkeit verlieren. Die logische Folge ist, daß englische Fabrikanten und Handelsleute die Marken der deutschen und österreichischen Konkurrenz zu den ihrigen machen und das mit den Waren verbundene Renommee ausbeuten können.

Die Tragweite dieses Gesetzes wird auf Grund von Erkundigungen an amtlicher Stelle in der englischen Fachzeitschrift „The Engineer" folgendermaßen erläutert: „Der Wortlaut des Gesetzes sieht vor, daß die Bestimmungen nur während des Krieges und während sechs Monaten darnach in Kraft bleiben. Im ersten Augenblick mag es scheinen, als ob eine völlige Widerrufung unmöglich wäre und als ob die Patente sechs Monate nach dem Friedensschluß ihre ursprüngliche Kraft wieder erhielten. Dies liegt nicht im Sinne der Behörde. Wenn auch keine Aufhebung oder Außerkraftsetzung eines Patents nach Ablauf der gesetzten Frist angeordnet werden kann, so wird doch jede Verfügung, die während dieser Frist ergangen ist, für den Zeitraum in Kraft bleiben, den die Behörde dafür festgesetzt hat. Demnach liegt es also in der Befugnis der Behörde, ein Patent völlig zu widerrufen, oder nur für eine Zeitdauer, die es für wünschenswert hält, außer Kraft zu setzen. Wir wollen dies ausdrücklich betonen, denn es ist zu unserer Kenntnis gelangt, daß viele nicht zu erkennen vermochten, worin der Wert dieses Gesetzes liegen soll, wenn es nach kurzer Zeit seine Wirksamkeit verliert. Viele Patente können erst mit Vorteil ausgebeutet werden, nachdem viele Tausende in die Anlagen und in Material gesteckt sind."

Der Patentraub soll durch die Verdrängung des deutschen Handels von den Märkten des neutralen Auslands wirksam unterstützt werden. Man muß es den

geſchäftstüchtigen Engländern laſſen, daß ſie ſich in dieſer Beziehung alle erdenkliche Mühe geben. So bereiſen z. B. Vertreter des engliſchen Handels und der engliſchen Induſtrie Italien, um deutſche Häuſer durch Unterbietung bis zu 20% zu verdrängen. Auch die Gründung einer Bank mit engliſchem Kapital, ſowie eines Auskunftsbureaus in Italien ſoll vorbereitet ſein.

Aber alle Anſtrengungen haben nicht verhindern können, daß die monatliche Ausfuhr Englands um 400 Millionen Mark geſunken iſt. Eine amtliche Londoner Meldung ſagt: „Der Bericht des engliſchen Handelsamts für den Monat Auguſt zeigt bei der Einfuhr eine Abnahme von über $13^1/_2$ Millionen Pfund, bei der Ausfuhr eine Abnahme von beinahe 20 Millionen Pfund gegenüber dem Jahre 1913. Das Handelsamt weiſt darauf hin, daß die Abnahme der Ausfuhr zum großen Teil auf den Umſtand zurückzuführen ſei, daß beſtimmte Arten von Exportartikeln während der Kriegszeit nicht ausgeführt werden dürfen."

Dieſe Begründung ſteht auf ſehr ſchwachen Füßen. Das Ausfuhrverbot trifft Lebensmittel und Getreide, die England ſo gut wie gar nicht ausführt, ferner Waffen und Ausrüſtungsgegenſtände, in denen ſein Export ziemlich gering iſt, daneben einzelne Metalle.

Der Hauptgrund, warum England ſo ſchlechte Geſchäfte macht, liegt in der mißlichen Finanzlage in England ſelbſt (vgl. S. 151) und faſt allen ſeinen Abſatzgebieten. Seine Bundesgenoſſen befinden ſich in ſchweren Wirtſchaftskriſen und kommen als Abnehmer faſt ebenſowenig in Betracht wie ſeine Feinde; aber auch Länder wie Kanada, Auſtralien, China, Argentinien, Braſilien und Mexiko hatten ſchon vor dem Krieg mit großen Schwierigkeiten im Handel und in den Finanzen zu kämpfen. Daß der Weltkrieg dieſe Verhältniſſe nicht gebeſſert, ſondern noch erheblich verſchlimmert hat, liegt auf der Hand. Ueberall behilft man ſich mit Moratorien. Selbſt wenn die Engländer unſere geſchützten Fabrikate gleichwertig nachzuahmen vermöchten und unſere Waren bedeutend unterböten, würden ſie es zu keiner bedeutenden Ausfuhr bringen, weil die Abnehmer nicht zahlen und ſie ſelbſt im eigenen Land keinen umfangreichen Bankkredit in Anſpruch nehmen können, um längere Zeit auf Borg zu liefern.

Dazu kommen die Schwierigkeiten der Seeſchiffahrt und die Konkurrenz der Vereinigten Staaten. Die Minen in der Nordſee ſind ein bedrohliches Moment, der rege Verkehr mit Oſtende iſt unterbunden, und auch auf anderen wichtigen Linien (z. B. Liverpool—Genua) mußte der Dampferverkehr eingeſtellt werden. Die Union ſperrt den engliſchen Hilfskreuzern ihre Häfen, wodurch gerade die größten und ſchnellſten Handelsſchiffe Englands lahmgelegt werden, während ſie ſelbſt durch den Erwerb deutſcher Schiffe ein nicht ungefährlicher Mitbewerber geworden iſt.

Auch ſonſt erleidet England auf dem geſchäftlichen Kriegsſchauplatz empfindliche Niederlagen. Die Heringsfiſcherei an der ſchottiſchen Küſte und den Inſeln liegt vollkommen brach, da ihr Hauptabnehmer, Deutſchland, weggefallen iſt. Die „Daily Mail" ſchreibt: „Deutſchland, der beſte Feſtlandkunde von Yarmouth und Loweſtoft, kommt in dieſer Heringsſaiſon als Abnehmer nicht in Betracht. Letztes Jahr wurden von dieſen beiden Häfen nicht weniger als 600 000 Fäſſer gepökelter Heringe an Deutſchland abgeliefert. Auch der Handel mit Rußland, der ſich auf mindeſtens 300 000 Fäſſer im Jahr beläuft, iſt durch den Krieg völlig lahmgelegt. Loweſtoft und Yarmouth, die gewöhnlich 2000 Heringsdampfer unterhalten, laſſen dieſes Jahr kaum 500 auslaufen. Während in früheren Jahren der Preis für 1000 Fiſche nie unter 40 Schilling geſunken iſt, ſteht er heute auf 14—16 Schilling und dürfte in der nächſten Zeit noch geringer werden. Der Verluſt für die Heringsfiſcherei beträgt viele Tauſende von Pfund."

Nicht minder stark macht sich die Weltherrschaft der deutschen chemischen Industrie fühlbar. England bezieht aus Deutschland fast alle Chemikalien, vor allem Arzneimittel und Farben. Für das Heer wie für die Bevölkerung hat der Mangel an Arzneimitteln schon sehr mißliche Folgen gezeitigt, und da der englischen Textilindustrie die deutschen Farbstoffe fehlen, liegt auch dieser gewaltige Fabrikationszweig beinahe still. Er vermag einfach die ausländischen Aufträge nicht mehr auszuführen. Wie hart dieser Schlag die Engländer getroffen hat, geht daraus hervor, daß sich der frühere englische Kriegsminister Lord Haldane in eigener Person an die Spitze einer Bewegung gestellt hat, die die Aufnahme der Herstellung von Chemikalien in England bezweckt.

Die Hälfte aller Webstühle in England steht still. Die Folgen sind erschreckende Arbeitslosigkeit und Erbitterung der Arbeiterschaft gegen den Krieg. Wie groß das soziale Elend in England ist, zeigt folgender Bericht einer Amsterdamer Zeitung: „In England herrscht zurzeit eine unbeschreibliche Not, besonders in der Arbeiterklasse. Tausende bisher als Arbeiterinnen beschäftigte Frauen laufen stellenlos umher und suchen vergebens nach Unterkunft. Die Ursache dieser Erscheinung ist die Arbeitseinstellung in unzähligen Betrieben, die bisher Frauen beschäftigt hatten. Alle versuchen, jetzt als Dienstmädchen anzukommen, können aber nichts erreichen, da das Ueberangebot an weiblichen Kräften zu groß ist. Speziell in den Midlands, vor allen Dingen aber in Lancashire haben zahlreiche Spinnereien und Webereien die Tore geschlossen, weil es ihnen unmöglich war, die nötigen Rohstoffe zu beschaffen. In Leeds an der Arbeiterbörse wird Tag und Nacht gearbeitet, um die Gesuche der Arbeitslosen zu erledigen. Die Maschinenfabriken haben ihre Arbeit größtenteils eingeschränkt und die Kleiderfabriken, die bisher 36000 Arbeiter beschäftigten, entlassen täglich Personal. In Nottingham arbeiten 20000 Arbeiter nur noch einige Stunden täglich. In Liverpool laufen Tausende untätig herum, die früher als Köche, Bäcker usw. auf den großen Passagierdampfern beschäftigt waren."

Der andauernde Zustrom französischer und belgischer Flüchtlinge, die großenteils völlig mittellos sind, bildet ein weiteres schwieriges Problem.

Dabei sind die Preise beträchtlich gestiegen. Die Steigerung betrug nach dem englischen Finanzblatt „Economist" für alle Waren nicht weniger als sechs Prozent; am höchsten war sie bei Eßwaren, Korn und Fleisch.

Diese wenig rosige Wirtschaftslage sucht die englische Presse dadurch zu bemänteln, daß sie die unsrige in noch schwärzeren Farben malt. Londoner Meldungen, die in amerikanischen Blättern wiedergegeben sind, dichten uns ein Moratorium an, und die „Times" schreibt: „Wir wissen, was in Deutschland vorgeht. Die deutschen Fabriken liegen still. Die Hochöfen sind kalt. Deutsche Schiffe liegen zu Hunderten untätig längs der Hafenrampen. Die deutsche Industrie im Inland und im Ausland ist ertraglos. Nur wenige männliche Arbeiter sind auf den Feldern."

Das Uebereinkommen der Tripleentente über den Friedensschluß

6. September.

Die britische Gesandtschaft im Haag teilt den Wortlaut eines Uebereinkommens mit, das in London von der britischen Regierung und dem französischen und dem russischen Botschafter unterzeichnet worden ist. Das Dokument hat folgenden Wortlaut: „Die von ihren Regierungen hierzu ordentlich ermächtigten Unterzeichneten erklären, was folgt: Die britische, die französische und die russische Regierung verpflichten sich gegen-

Feldmarschall
Lord Kitchener

Nach einem Gemälde
von C. M. Horsfall

Herbert Henry Asquith
Englischer Premierminister

Edward Grey
Englischer Staatssekretär des Äußeren

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Winston Churchill
Englischer Marineminister

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

John French
Englischer Feldmarschall

seitig, während des gegenwärtigen Krieges keinen Sonderfrieden abzuschließen. Die drei Regierungen kommen dahin überein, daß, wenn Friedensvorschläge zur Erörterung kommen, keiner der Verbündeten Friedensvorschläge annehmen soll, ohne vorherige Zustimmung eines jeden der andern Verbündeten. Im Vertrauen darauf haben die Unterzeichneten diese Erklärung mit Unterschrift und Siegel versehen. Gegeben zu London in dreifacher Ausfertigung am 5. September 1914."

10. September.

Nach einem amtlichen Telegramm aus Tokio will auch Japan nicht vor dem Ende des europäischen Krieges mit Deutschland Frieden schließen. Die Londoner japanische Botschaft erklärte, diese Mitteilung sei überflüssig, weil schon der japanisch-englische Bündnisvertrag gleichzeitigen Friedensschluß bedinge.

* * *

Zu der feierlichen Verpflichtung der verbündeten Regierungen bemerkt die „Frankfurter Zeitung" treffend: „Interessant an der Vereinbarung ist vor allem die Tatsache selbst, daß man sie für notwendig gehalten hat, sodann, daß man sie demonstrativ bekannt gibt und endlich, daß von den übrigen Verbündeten Belgien, Serbien und Montenegro keine Rede ist; ihr Schicksal will man offenbar nicht mit dem der drei Großmächte verbinden. Daß diese sich aber noch einmal gegenseitig verpflichtet haben, zeigt, wie wenig die drei Regierungen einander trauen. Der englische Premierminister Asquith hat in einer Londoner Versammlung, die den Zweck hatte, die mangelnde Kriegslust der Engländer zu erzeugen, erklärt, England werde den Krieg zehn, auch zwanzig Jahre hindurch führen, der nur mit dem Siege über den deutschen Militarismus endigen dürfe. Solange dürfen also auch Frankreich und Rußland keinen Frieden schließen. Herr Asquith hat den Mund schon oft voll genommen, aber so lächerlich hat er wohl noch nie geprahlt. Er wird es auch etwas billiger tun. Wollte man ihn beim Wort nehmen, dann würden Frankreich und große Teile Rußlands „zehn auch zwanzig Jahre" von Deutschen und Oesterreichern besetzt bleiben, und es ist denkbar, daß diese sich dann an die Besetzung so gewöhnt hätten, um vielleicht eine Veränderung gar nicht mehr zu wünschen."

Ganz abgesehen von den immerhin etwas verfrühten Aufteilungsvorschlägen, in denen besonders die gesteigerte Phantasie der französischen Journalisten schwelgt, ist es überhaupt für die Presse unserer Feinde und die von ihnen bezahlten Blätter der neutralen Staaten bezeichnend, daß sie dauernd von deutschen und österreichischen Friedenswünschen fabeln. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" begegnet diesen Meldungen durch folgende halbamtliche Erklärung:

„In dem Lügenfeldzug, der den Krieg des Dreiverbandes gegen Deutschland begleitet, treten seit einiger Zeit auch Meldungen über ein deutsches Friedensbedürfnis auf, die sich mehr und mehr zuspitzen. Bald wird von einer angeblichen Aeußerung des Reichskanzlers über Deutschlands Geneigtheit zum Friedensschluß gesprochen, worauf Grey durch Vermittlung Amerikas eine stolze Antwort erteilt habe; bald heißt es, der deutsche Botschafter in Washington bemühe sich, Frieden für Deutschland zu erlangen. Die Neutralen sollen durch solche Ausstreuungen den Eindruck empfangen, das Deutsche Reich sei kampfesmüde und müsse sich wohl oder übel den Friedensbedingungen des Dreiverbandes fügen. Wir setzen diesem Gaukelspiel die Erklärung entgegen, daß unser deutsches Volk in dem ihm ruchlos aufgezwungenen Kampfe die Waffen nicht eher niederlegen wird, bis es die für seine Zukunft in der Welt erforderlichen Sicherheiten erstritten hat."

Im selben Sinn hat der Reichskanzler auf einen Vermittlungsvorschlag des Präsidenten Wilson geantwortet; er fügte hinzu, ein Friedensangebot müsse von den Verbündeten ausgehen, um so mehr als sich diese verpflichtet hätten, nur einen gemeinsamen Frieden zu schließen.

Anhang: Die Verwendung von Dumdumgeschossen bei unseren Feinden

Die Dumdumgeschosse

Von Geheimrat Dr. P. Bruns, Generalarzt à la suite, Tübingen

Der Begriff Dumdumgeschosse wird gegenwärtig in verschiedenartigem Sinne aufgefaßt. Während ursprünglich ein englisches Armeegeschoß aus dem indischen Kolonialkriege diesen Namen führte, ist die Bezeichnung mit der Zeit zu einem Sammelbegriff für alle Gewehrgeschosse geworden, deren Konstruktion eigens eine stärkere Verwundungsfähigkeit bezweckt. Es ist daher wohl an der Zeit, auf Grund des Tatsachenmaterials die Frage der Dumdumgeschosse zu erörtern.

Die Dumdum-Frage geht aus der Kaliberfrage hervor. Die Fortschritte in der Gewehrkonstruktion bewegten sich bisher wesentlich in der Richtung einer Herabsetzung des Kalibers, um die ballistischen Leistungen zu erhöhen und das Gewicht der Patronen zu erleichtern. Im Kriegsjahre 1870 hatte das deutsche Zündnadelgewehr noch das große 15 mm-Kaliber, das französische Chassetpotgewehr schon das mittlere 11 mm-Kaliber. Letzteres erzeugte im allgemeinen etwas weniger schwere Verletzungen mit kleineren Ein- und Ausschußöffnungen, hier und da aber auch ganz eigenartige Verwundungen, wie man sie bisher nicht gesehen hatte, die gerade für unsere Frage von größter Bedeutung sind. Es waren Wunden mit kleiner Einschußöffnung, trichterförmig sich erweiterndem, unregelmäßigem, zerrissenem Schußkanal und großem klaffenden Ausschuß. Kein Wunder, daß man diese offenbare Sprengwirkung nur durch Verwendung der durch die St. Petersburger Konvention vom Jahre 1868 völkerrechtlich verpönten Explosivgeschosse zu erklären wußte, so daß erbitterte Anschuldigungen erhoben wurden und sogar diplomatische Schritte bei den neutralen Mächten erfolgten.

Erst nach dem Kriege konnte durch Schießversuche festgestellt werden, daß dieser explosionsartige Charakter der Schußwunden durch einfache Bleigeschosse erzeugt wird, sobald sie mit sehr hoher Geschwindigkeit auftreffen. Das weiche Blei wird im Körper plattgedrückt oder zerspritzt und erzeugt in den feuchten Geweben eine mit dem Flüssigkeitsgehalte steigende (hydrodynamische) Sprengwirkung, die die Gewebe nach allen Seiten zerreißt und fortschleudert. Es waren also jene Anschuldigungen nicht gerechtfertigt, vielmehr hatte es sich um Nahschüsse mit dem Chassepotgewehr gehandelt, das eine bisher unerreichte Anfangsgeschwindigkeit aufwies: das massive Bleigeschoß ist zum Sprenggeschoß geworden.

Vom Jahre 1886 an vollzog sich die Einführung der Kleinkalibergewehre (8 bis 6,5 mm) in allen Heeren. Wieder war die Anfangsgeschwindigkeit enorm gesteigert, so daß die Bleigeschosse schon im Laufe gar nicht mehr verwendbar waren, da sie von den Zügen zerrissen und letztere rasch verbleit wurden. Der Bleikern mußte mit einem harten Mantel aus Stahl, Kupfer oder Nickel gepanzert werden.

Den aus rein technischen Gründen konstruierten Mantelgeschossen verdanken wir es, daß die Kleinkaliberwunden nicht sehr viel grausamer, sondern entschieden gutartiger sind; denn nicht gepanzerte Bleigeschosse würden bei ihrer enormen Geschwindigkeit die furchtbare Sprengwirkung nicht bloß in die Nähe, sondern auch in weite Entfernung getragen haben. Die große Mehrzahl der Wunden mit ihren kleinen Ein- und Ausschußöffnungen und ihren engen glatten Schußkanälen bieten für die Heilung die günstigsten Bedingungen. Die Mitteilung meiner Versuche über die „Geschoßwirkung der

neuen Kleinkalibergewehre" (1889) habe ich mit dem Satze geschlossen: „Das neue Kleinkalibergewehr ist nicht nur die beste, sondern auch die humanste Waffe, um nach Möglichkeit die Schrecken des Krieges zu mildern." Dieser Satz ist tausendfältig bestätigt worden.

Der englischen Heeresleitung war es vorbehalten, die Kleinkaliberwunden für allzu human zu erklären und ihre Truppen mit wahrhaft inhumanen Kriegsgeschossen, den Bleispitzengeschossen, auszurüsten. Bis dahin waren solche „Teilmantelgeschosse" für Kleinkaliber nur von Jägern bei Hochwildjagden benützt worden, weil sie viel schwerere Verwundungen bewirken, so daß das Wild sicher unter dem Schusse zusammenbricht. Gegen Ende des Jahres 1897 fand ich in einer englischen medizinischen Zeitschrift die Mitteilung eines englischen Feldarztes, daß die englischen Truppen im indischen Grenzkriege (im Tschitral) Bleispitzengeschosse verwendet haben. Sie waren zuerst von den Soldaten selbst durch Abfeilen der Mantelspitze hergestellt, um die Feinde in ihrem Ansturm sicherer niederzustrecken, und dann von der staatlichen Munitionsfabrik in Dumdum bei Kalkutta geliefert worden. Es sind Bleigeschosse mit Nickelmantel, der eine kurze Bleispitze freiläßt, weshalb sie von den Soldaten den Namen „Weichnasen" erhielten. Der englische Chirurg schildert, wie beim Durchdringen des Körpers „der Bleikern sich pilzförmig staucht und den Mantel sprengt oder zerspritzt und „wahrhaft grausame Wunden erzeugt". Er fügt ausdrücklich hinzu, in einem europäischen Kriege würden die Geschosse wahrscheinlich verboten werden.

Die Ergebnisse der von mir angestellten Schießversuche übertrafen noch die schlimmsten Befürchtungen über die gewaltige Sprengwirkung, welche die einfache Entfernung der Mantelspitze erzeugt. Bei Nahschüssen durch die Weichteile ist zuweilen der Hauteinschuß als runde Oeffnung vorhanden, während der Ausschuß eine 10—15 Zentimeter lange, klaffende Rißwunde bildet. Oft ist die Haut über der ganzen Länge des Schusses zerrissen, so daß Ein- und Ausschuß gar nicht zu erkennen sind. Fast immer ist aber die Haut in der Längsrichtung geplatzt, darunter sind die Muskeln zerrissen und zertrümmert. Sind bei Nahschüssen Knochen getroffen, so sind sie oft kaum mehr als Gewehrschußwunden zu erkennen, sondern gleichen denen durch grobes Geschütz. Uebrigens ist diese gewaltige Sprengwirkung der Bleispitzengeschosse nur den Nahschüssen bis 200 Meter Entfernung eigen; sie nimmt dann rasch ab und erreicht bei 500 bis 600 Meter Entfernung ihre äußerste Grenze.

Mein Vortrag auf dem Chirurgenkongreß 1898 in Berlin, bei dem ich diese Ergebnisse an zahlreichen furchtbar schweren Schußpräparaten vor Augen geführt hatte, lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf die „Dumdumgeschosse", deren Verwendung von allen Seiten verurteilt wurde. Bei den Verhandlungen hierüber im englischen Parlament suchte die Regierung ihre Verwendung zu rechtfertigen, um dann aber doch zu erklären, daß man zu einem anderen Geschoßtypus übergehen werde.

Dieser andere Typus war das von mir so genannte Hohlspitzengeschoß. Wie die „Times" vom 28. Juni 1898 berichteten, wurde für den Feldzug im Sudan ein neues Armeegeschoß ausgegeben: es besteht aus einem Bleikern mit Nickelmantel und enthält in der Spitze einen nach vorn mündenden Hohlraum von zwei Millimeter Weite und neun Millimeter Tiefe. Wie die „Times" schildern, platzt das Geschoß beim Auftreffen auf den menschlichen Körper, zerteilt sich nach hinten und bleibt stecken. Man nennt daher das neue Geschoß das „männertötende", zur Unterscheidung von dem „männerdurchbohrenden Vollmantelgeschoß". In der Tat, die Geschosse haben in der Schlacht von Omdurman blutige Arbeit getan und die in geschlossenen Reihen anstürmenden Derwische zu Tausenden und aber Tausenden niedergestreckt.

Ueber die Wirkungsweise dieser Hohlspitzengeschosse habe ich mit dem Original-Lee-Metford-Gewehr und den Originalpatronen eine größere Reihe von Schießversuchen an-

gestellt. Sie ergaben, daß die Geschosse infolge der nach vorne offenen Höhlung in der Spitze — man hat sie eine wahre Mördergrube genannt — sich viel leichter deformieren und daher viel schwerere Sprengwirkung erzeugen als die Vollmantelgeschosse. Unerhört schwer sind aber die Schüsse in mit Flüssigkeit erfüllte Hohlorgane (Herz, Magen, Darm, Blase), da das ganze Geschoß in feinste Teile zerstiebt. Die größere Verwundungsfähigkeit der Hohlspitzengeschosse erreicht auf 4—600 Meter Entfernung ihre äußerste Grenze.

In dem nun folgenden südafrikanischen Kriege 1899—1900 waren die englischen Truppen wieder mit Vollmantelgeschossen ausgerüstet — ob infolge der unmittelbar vorausgegangenen Haager Konferenz? Ausnahmsweise wurden übrigens auch Dumdum- und Hohlspitzengeschosse verwendet, sowie solche mit durchbrochenem Mantel und die sogenannten Jeffreys sporting bullets, bei denen die Spitze fehlt und der Mantel seitlich eingeschnitten ist. Die Buren waren mit Mauser-Vollmantelgeschossen ausgerüstet, benützten sie aber ausnahmsweise auch in der Art, daß sie die Spitze abfeilten oder kreuzweise einsägten.

Ueber Verwendung von Dumdumgeschossen in dem russisch-japanischen und in den jüngsten Balkankriegen ist nichts bekannt geworden. Nur von einer Seite wurden solche Anschuldigungen erhoben, jedoch offenbar ohne Kenntnis der Wirkung der Waffen. Denn die kompetenten Kriegschirurgen sind darin einig, daß man in einem verdächtigen Falle oft nicht sicher zu entscheiden vermag, ob die Schußwunde durch Dumdumgeschoß oder Nahschuß oder Aufschläger oder Querschläger (vor oder nach dem Eindringen in den Körper) oder Granatsplitter erzeugt worden ist.

Zum Schlusse soll noch die völkerrechtliche Seite der Dumdumfrage berührt werden. Sie führte auf der Haager Konferenz im Jahre 1899 zu sehr lebhaften Verhandlungen. Die gegen die englischen Dumdumgeschosse gerichteten Angriffe, für welche meine Versuche mit den Bleispitzen- und Hohlspitzengeschossen die Grundlage abgaben, suchte der Vertreter Englands, jeder Wahrheit Hohn sprechend, als Mißverständnis zu erklären, da die Dumdumgeschosse ganz gewöhnliche Geschosse seien wie die anderen und die geschilderte Wirkung gar nicht besäßen. Und doch hatte, wie früher erwähnt, der englische Kriegschirurg ausdrücklich berichtet, daß sie „wahrhaft grausame Wunden verursachten und in einem europäischen Kriege wahrscheinlich verboten werden würden!"

Später gab der englische Vertreter zu, daß man eben gegen wilde Völkerschaften weniger humane Geschosse nötig habe, was von der Versammlung sofort als dem menschenfreundlichen Geiste unserer Zeit widersprechend abgelehnt wurde. Weiter gab er zu, das Dumdumgeschoß bewirke nur „eine gewisse Ausdehnung und Schweifung der Spitze, um einen kräftigeren Stoß zu erzielen, der einen Mann aufhält und kampfunfähig macht". Daß das Geschoß jetzt in Europa einen schlechten Ruf habe, rühre von einer Verwechslung mit den „Tübinger Geschossen" her, die den Dumdumgeschossen gar nicht gleichen, weder nach Konstruktion noch Wirkung. (Die etwas längere Bleispitze bei den von mir benützten Geschossen bedingt natürlich keinen wesentlichen Unterschied!) Hierauf erklärte der deutsche Bevollmächtigte, um einer Legendenbildung betreffs der vielgenannten Tübinger Geschosse vorzubeugen, daß in Tübingen keine Waffenfabrik sei, und daß meine Versuche nicht mit einem Geschoß der Armee angestellt seien.

Um dem Verdikt der Dumdumgeschosse zu entgehen, trat England für ein allgemein gehaltenes Verbot solcher Geschosse ein, die unnütz grausame Wunden machen. Die Mehrheit stimmte gegen ein solches unbestimmtes und praktisch unwirksames Verbot und trat für ein konkretes Verbot aller Geschoßkonstruktionen ein, die durch Kontinuitätstrennung des Mantels eine Deformierung des Bleikerns im Körper bezwecken. Es sollten von dem Verbot alle Geschosse getroffen werden, die unter dem allgemeinen Namen Dumdumgeschosse bisher hergestellt worden waren, also Geschosse mit Bleispitze,

mit Hohlspitze, mit quer abgesetzter Spitze, mit Löchern oder Einschnitten des Mantels. Gegen die Stimmen von England und den Vereinigten Staaten Amerikas wurde folgende Erklärung vom 28. Juli 1899 angenommen: „Die vertragschließenden Mächte unterwerfen sich gegenseitig dem Verbote, Geschosse zu verwenden, die sich leicht im menschlichen Körper ausdehnen oder plattdrücken, derart wie die Geschosse mit hartem Mantel, der den Kern nicht ganz umhüllt oder mit Einschnitten versehen ist." England ist im Jahre 1907 dieser Erklärung gleichfalls beigetreten.

Die deutschen Proteste gegen die Verwendung von Dumdumgeschossen

In den Taschen gefangener französischer und englischer Soldaten, insbesondere bei Schirmeck, Montmédy und Longwy, hat man zahlreiche Stahlmantelgeschosse gefunden, die auf maschinellem Wege an der Spitze mit einer fünf Millimeter weiten und sieben Millimeter tiefen Bohrung versehen sind. In Longwy hat Leutnant d. R. Bader, der Führer des Feldsprechabteilungsdetachements Kämpffer, bei Einrichtung einer Feldtelegraphenstation eine große Menge solcher Infanterie-Geschosse in Kisten verpackt, entdeckt; auch eine maschinelle Einrichtung zur Umänderung fertiger Patronen in Dumdumgeschosse soll aufgefunden worden sein.

Aus Montmédy meldet der Kriegsberichterstatter des „Berliner Tageblatts": „Ich fand in der Geschoßkammer der Festung unzählige Dumdum-Patronen, die noch so verpackt waren, wie sie von der Fabrik kamen mit der Aufschrift „Poudre b, f, dese 1912" und „8 Cartouches". Alle Patronen waren gleichmäßig verschnürt und verpackt, so daß man die Fabrikarbeit auf den ersten Blick erkennt (vgl. die Abbildung). Die Geschosse sind oben maschinenmäßig ausgebohrt. Das Loch an der Spitze ist über 1 cm tief und $^1/_2$ cm breit." Es unterliegt daher keinem Zweifel, daß derartige Dumdum-Patronen von der französischen und wohl auch von der englischen Heeresverwaltung an die Truppen zur Verwendung im Kampfe ausgegeben wurden.

Andere bei gefangenen Franzosen vorgefundene Patronen sind teils durch Einkerben mit stark hervortretenden Graten versehen, teils an den Spitzen abgekniffen, teils sogar gespalten. Die militärische Untersuchung hat festgestellt, daß die Mannschaften auf Befehl der Offiziere die Patronen in dieser Weise behandelten. Auch Geschosse dieser Art können ähnliche, unnötig schmerzhafte und schwer heilbare Wunden verursachen wie die sogenannten Dumdumgeschosse.

Schließlich sah sich die deutsche Heeresleitung zu einem energischen Protest veranlaßt; unter dem 8. September gibt sie bekannt: „Immer wieder finden unsere Truppen auf der ganzen Front bei den gefangenen Franzosen und Engländern Dumdumgeschosse in fabrikmäßiger Verpackung, so wie sie von der Heeresverwaltung geliefert sind. Diese bewußte grobe Verletzung der Genfer Konvention durch Kulturvölker kann nicht scharf genug verurteilt werden. Das Vorgehen Frankreichs und Englands wird Deutschland schließlich zwingen, die barbarische Kriegführung seiner Gegner mit gleichen Mitteln zu erwidern."

Auch der deutsche Kaiser protestierte öffentlich gegen die völkerrechtswidrige Kampfesart unserer Feinde und telegraphierte am 8. September an den Präsidenten der Vereinigten Staaten, Woodrow Wilson:

„Ich betrachte es als meine Pflicht, Herr Präsident, Sie als den hervorragendsten Vertreter der Grundsätze der Menschlichkeit zu benachrichtigen, daß nach der Einnahme der französischen Festung Longwy meine Truppen dort Tausende von Dumdumgeschossen entdeckt haben, die durch eine besondere Regierungswerkstätte hergestellt waren. Eben-

solche Geschosse wurden bei Toten und verwundeten Soldaten und Gefangenen, auch britischen Truppen gefunden. Sie wissen, welch schreckliche Wunden und Leiden diese Kugeln verursachen und daß ihre Anwendung durch die anerkannten Grundsätze des internationalen Rechts streng verboten ist. Ich richte daher an Sie einen feierlichen Protest gegen diese Art der Kriegführung, die dank der Methoden unserer Gegner eine der barbarischsten geworden ist, die man in der Geschichte kennt. Nicht nur solch grausame Waffen sind verwendet worden, sondern die belgische Regierung hat auch die belgische Zivilbevölkerung zur Teilnahme an dem Kampf offen ermutigt und diesen seit langem sorgfältig vorbereitet. Selbst die von Frauen und Geistlichen in diesem Guerillakrieg begangenen Grausamkeiten auch an verwundeten Soldaten, Aerzteperſonal und Pflegerinnen (Aerzte wurden getötet, Lazarette durch Gewehrfeuer angegriffen) waren derartig, daß meine Generale endlich gezwungen waren, die schärfsten Mittel zu ergreifen, um die Schuldigen zu bestrafen und die blutdürstige Bevölkerung von der Fortsetzung ihrer schimpflichen Mord- und Schandtaten abzuschrecken. Einige Dörfer und selbst die alte Stadt Löwen mit Ausnahme des schönen Stadthauses mußten in Selbstverteidigung und zum Schutz meiner Truppen zerstört werden. Mein Herz blutet, wenn ich sehe, daß solche Maßregeln unvermeidlich geworden sind, und wenn ich an die zahllosen unschuldigen Leute denke, die ihr Heim und Eigentum verloren haben infolge des barbarischen Betragens jener Verbrecher."

Wilhelm I. R.

Präsident Wilson antwortete darauf: „Ew. Kaiserlichen Majestät wichtige Mitteilung vom 8. September habe ich erhalten und von ihr mit größtem Interesse und Anteil Kenntnis genommen. Ich fühle mich geehrt, daß Sie sich wegen eines unparteiischen Urteils an mich als den Vertreter einer an dem gegenwärtigen Krieg wahrhaft unbeteiligten Nation gewandt haben, die den aufrichtigen Wunsch hegt, die Wahrheit kennen zu lernen und zu berücksichtigen. Sie werden, dessen bin ich sicher, nicht erwarten, daß ich mehr sage. Ich bete zu Gott, daß dieser Krieg recht bald zu Ende sein möge. Der Tag der Abrechnung wird dann kommen, wenn — wie ich sicher bin — die Nationen Europas sich vereinigen werden, um ihre Streitigkeiten zu beendigen. Wo Unrecht begangen worden ist, werden die Folgen nicht ausbleiben, und die Verantwortlichkeit wird den Schuldigen auferlegt werden. Die Völker der Erde haben sich glücklicherweise auf den Plan geeinigt, daß solch eine Abrechnung und Einigung stattfinden muß. Soweit jedoch ein solcher Plan unzureichend ist, wird die Meinung der Menschheit, die letzte Instanz in allen solchen Angelegenheiten, ergänzend eingreifen. Es wäre unklug, es wäre verfrüht für eine einzelne, selbst dem gegenwärtigen Kampf glücklicherweise fernstehende Regierung, es wäre sogar unvereinbar mit der neutralen Haltung einer Nation, die wie diese, an dem Kampf nicht beteiligt ist, sich ein endgültiges Urteil zu bilden oder es zum Ausdruck zu bringen. Ich spreche mich so frei aus, weil ich weiß, daß Sie erwarten und wünschen, daß ich wie ein Freund zum Freunde spreche und weil ich sicher bin, daß eine Zurückhaltung des Urteils bis zur Beendigung des Kriegs, wo alle Ereignisse und Umstände in ihrer Gesamtheit und ihrem Zusammenhang übersehen werden können, sich Ihnen als wahrer Ausdruck aufrichtiger Neutralität von selbst empfehlen wird."

Woodrow Wilson.

Der französischen Regierung und ihren Vertretern in den neutralen Staaten war diese öffentliche Anklage äußerst unangenehm. Sie versuchte zunächst alles zu leugnen. Eine französische amtliche Note erklärt, daß die in Longwy gefundenen, in der deutschen Presse abgebildeten Patronen ausschließlich für Scheibenschießübungen der Vereinigungen für militärische Vorbereitung bestimmt gewesen seien, wie schon aus der Aufschrift „Cartouches de stand" hervorgehe. Da diese Vereinigungen zumeist nur notdürftig ausgebaute Schießstände besäßen, so hätten ihnen an der Spitze ausgehöhlte Patronen zur

Verfügung gestellt werden müssen, damit die Anfangsgeschwindigkeit gemindert und gehindert werde, daß das Geschoß am Ziel die allzu dünne Sicherung durchschlage. Solche Patronen würden in der Armee nicht einmal zu Schießübungen verwandt. Man habe niemals daran gedacht, sie im Kriege zu verwenden, da sie die Ausnützung der ballistischen Eigenschaften des französischen Gewehrs unmöglich machten.

Eine Note ähnlichen Inhalts ließ Delcassé durch den französischen Gesandten im Haag der niederländischen Regierung überreichen. Auch der französische Gesandte Bapst in Kopenhagen sah sich veranlaßt, gegen die vom deutschen Reichskanzler in seiner Botschaft an das amerikanische Volk (S. 195) aufgestellte Behauptung, in den verbündeten Armeen würden auf Veranlassung der Regierungen Dumdumgeschosse verwendet, zu protestieren. Die Art, wie er das tut, ist so charakteristisch, daß seine Erklärung hier im Wortlaut folgen möge: „Ich habe mit Verwirrung und Abscheu dieses Dokument gelesen. Die Absicht, die damit verfolgt wird, ist klar. Deutschland will um jeden Preis einen Streit mit den Vereinigten Staaten vermeiden. Nicht weil man in Deutschland die amerikanische Republik liebt, im Gegenteil, sondern weil man fürchtet, alle Schiffe zu verlieren, die in den amerikanischen Häfen liegen. Wenn Deutschland diese verliert, würde es mit einem Schlage aus mit seiner Handelsmarine sein. Die Absicht mit der Botschaft ist klar. Aber welcher Mittel bedient sich der Reichskanzler! Er beschuldigt den französischen Staat geradezu eines Verbrechens, das jeden zivilisierten Menschen empören muß. Er behauptet, daß wir Dumdumgeschosse anwenden. Ich frage, warum sollten wir derartige Kugeln anwenden, die keinen militärischen Zweck haben! Frankreich ist stets ritterlich gegen seine Feinde aufgetreten. Als Napoleon Europa beherrschte, hörte man nichts vom Niederbrennen von Universitäten und Kunststätten. Ich muß daher die Beschuldigung des Reichskanzlers aufs bestimmteste als ganz unbegründet zurückweisen. Wenn die Deutschen behaupten, daß sie französische Maschinen zur Herstellung von Dumdumkugeln vorlegen können, bedenke ich mich nicht, zu sagen, daß diese Maschinen von den Deutschen selbst hergestellt worden sind, um gegen uns Verdacht zu erregen."

Später gibt die Regierung zu, daß möglicherweise an einige Soldaten „unbeabsichtigterweise" Pakete mit Dumdumgeschossen verteilt worden seien. Allein aus den Rechnungen des Kriegsministeriums sei ersichtlich, daß seit 16 Jahren keine Rede von regelmäßiger Anfertigung verbotener Patronen sein könne.

Eine andere Erklärung für das Vorkommen von Dumdumgeschossen gab ein hoher französischer Offizier dem Pariser Korrespondenten der „Tijd", des großen holländischen Katholikenblattes. Er sagte, das Gerede über die Verwendung von Dumdumkugeln sei vermutlich dadurch entstanden, daß sich ein Stabsoffizier in der Festung Longwy mit Studien über die Anfertigung neuer Patronen beschäftigt habe. Es hätten sich auch in einer Rumpelkammer (!) auf der Festung noch einige Kisten ausgehöhlter Kugeln befunden, die aus der Zeit stammten, als diese noch nicht durch die Haager Friedenskonferenz verboten waren, und die man später durch maschinelle Umfeilung brauchbar zu machen versucht habe. Es sei möglich, daß einige Schachteln verbotener Patronen unabsichtlich an die französischen Infanteristen verteilt worden seien, aber von einer regelrechten Fabrikation der Dumdumkugeln könne nicht die Rede sein.

In dieser Erklärung wird zum erstenmal das Vorhandensein von Dumdumkugeln in französischem Besitz zugegeben. Abgesehen davon, daß es eine sehr merkwürdige „Rumpelkammer" sein muß, aus der im Kriegsfall Munition geholt und an die Truppen verteilt wird, kann doch auch die Behauptung nicht ernst genommen werden, die Franzosen hätten in ihren Magazinen 16 Jahre lang Patronen aufgehoben, die wegen des Haager Verbots ausrangiert worden waren. Der Beschluß der Haager Konferenz stammt nämlich aus dem Jahre 1899.

Auch die britische Regierung hat die Verwendung von Dumdumgeschossen durch ihre Truppen energisch bestritten und, allerdings noch vor der Absendung des Telegramms des deutschen Kaisers an Präsident Wilson, alle derartigen Behauptungen als Erfindungen bezeichnet. Sie hat durch ihre Konsulate in den Niederlanden folgende offizielle Mitteilung verbreiten lassen:

„Amtliche Mitteilung von S. Britannischen Majestät Regierung. 6. September 1914. Seiner Majestät Regierung erklärt öffentlich und amtlich, daß die vom deutschen Generalstab gemachte Mitteilung, wonach Dumdumgeschosse bei französischen und englischen Gefangenen gefunden worden sind, völlig unwahr ist. Weder die britische noch die französische Armee hat irgendwelche Muster von Gewehr- oder Revolvermunition in ihrem Besitz oder verteilt, die von den erlaubten, in keiner Beziehung die Bestimmungen der Haager Konvention verletzenden abweichen. Grey. Auswärtiges Amt, London."

Die „Frankfurter Zeitung" schreibt dazu: „Die Erklärung des Londoner Auswärtigen Amts muß selbst nach allem, was man von dieser Stelle an Beispielen von Wahrheitsliebe erlebt hat, in Erstaunen setzen. Die deutsche Armee hat Tausende von Dumdumgeschossen teils in fabrikmäßiger Packung, teils in den Taschen der Gefangenen gefunden. Der Deutsche Kaiser hat den Präsidenten der Vereinigten Staaten telegraphisch von dieser Tatsache verständigt. Grey aber sagt einfach: „Das ist nicht wahr." Es gehört schon die Beschränktheit und die Dreistigkeit eines Briten, wie Grey es ist, dazu, um so bestimmt vorliegenden Tatsachen das ganz stupide Leugnen entgegenzusetzen, das man sonst nur aus der Kriminaljustiz kennt. Es bliebe allerdings die Möglichkeit, daß er von der englischen Heeresverwaltung angelogen worden ist, das macht aber die Sache nicht besser. Denn wenn Grey eine so bestimmte Erklärung abgibt, übernimmt er auch die volle Verantwortung dafür, und wenn diese Erklärung eine Lüge ist, so ist er der Lügner."

Im Gegensatz zu der Erklärung der englischen Regierung hatte schon der englische Major Ch. A. Yate, der als Kriegsgefangener in Torgau untergebracht war, dann aber entfloh und sich bei der abermaligen Festnahme tötete, zugegeben, daß von den englischen Truppen Dumdumgeschosse benutzt worden seien; er fand daran durchaus nichts Außergewöhnliches und meinte, „man müsse doch mit der Munition schießen, die von der Regierung geliefert werde!"

Noch belastender für die englische Regierung sind die Aussagen zwei anderer, in deutsche Gefangenschaft geratener englischer Offiziere, des Obersten Gordon vom Gordon Highländer-Regiment, Adjutant des Königs von England, und des Oberstleutnants Neish vom 1. Gordon Highländer-Regiment. Aus den schriftlich niedergelegten und durch Unterschriften beglaubigten Aussagen beider Offiziere geht hervor, daß beiden von der englischen Regierung Revolverpatronen mit abgeplatteten Geschossen geliefert worden sind. Derartige Geschosse können aber keinen anderen Zweck haben als den, möglichst grausame Verwundungen zu erzeugen. Die Offiziere geben zu, daß sie selbst an der völkerrechtlichen Zulässigkeit dieser Munition zweifelten und sie deshalb vergruben; den Ort wollen sie vergessen haben. Die Aussagen der beiden englischen Offiziere, die von ihnen in Gegenwart zweier deutscher Offiziere eigenhändig niedergeschrieben wurden, sind in Photographie und Uebersetzung der Oeffentlichkeit übergeben worden. Andere Angehörige des englischen Heeres haben jedoch derartige Patronen auch im Kampfe benutzt, was durch die in erbeuteten englischen Revolvern vorgefundene Munition bewiesen wird. Alle diese Tatsachen sprechen zu deutlich, als daß es der französischen wie der englischen Regierung gelingen könnte, mit ihren Ableugnungs- und Erklärungsversuchen Glauben zu finden.

565256
HMod
J8738
Der Völkerkrieg ... hrsg. von Baer.
v.1

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED